Neues

Krebsbüchlein

für

Damen.

Woraus sie lernen können, wie man methodisch den Mann martern, seine Kinder schief erziehen, und sich selbst an den Bettelstab bringen müße?

Leipzig 1798,
bei Bornschein und Compagnie.

Toilettenphiloſophie.

Leipzig 1798,
bei Bornſchein und Compagnie.

Dem

ehrwürdigen

Erzieher der Jünglinge

zu Schnepfenthal,

Herrn

Christian Gotthilf Salzmann,

widmet diesen geringen Versuch mit der
gemessensten Hochachtung

der Verfasser.

Mit dem reinſten Entzücken ergreif' ich die Feder, um **Ihnen**, großer und vortreflicher Mann, die Erſtlinge meiner Muſe darzubringen. Sie ſind die Früchte des aufrichtigſten Herzens. Ich fühle zwar, daß ein Opfer der Art ſehr ſchwach und unvollkommen iſt; allein

eben ſo gewiß bin ich überzeugt, daß **Sie** damit zufrieden ſind, weil **Sie** den Willen für die That annehmen werden.

O! mögt' ich **Ihnen** doch recht lebhaft beweiſen können, wie ſehr **Ihre** Schriften mein Herz mit den ädelſten

Grundsätzen schmückten, wie nur Sie fähig waren, mich für die Tugend empfänglich, und des Genußes werth zu machen, den uns die Religion und die Wahrheit giebt.

Nie werd' ich je vergessen, was Sie mich lehrten, und in dieser Ueber-

zeugung beharr' ich mit der vollkommen-
ſten Hochachtung und Verehrung

Dero

Prettin,
den 1 Auguſt,
1797.

ganz ergebenſter Diener,
— r ſ —

Vorrede.

Der gegenwärtige Versuch über Weiber, Mädchen, und Erziehung, ist aus der Feder einer Dame geflossen, die mit ihrem Gatten eine sehr zufriedene Ehe führte. Um so mehr war es zu verwundern, daß sie auf den Gedanken fiel, der Welt ein Werk mitzutheilen, welches den Grund-

ſätzen geradezu entgegen handelt, die ſie davon hatte. Aber ihre Ehe war auch nicht im Himmel geſchloſſen. Sie hatte Zeit und Muße genung, die Weiber und Mädchen ihres Zeitalters zu ſtudieren, und die wahren Karakterſkizzen und Geſchichten (ausgenommen die, welche man in dem achten Kapitel finden wird) von ihnen zu entlehnen, und welche meine Leſerinnen in den nachfolgenden Bogen antreffen. Meines Bedünkens nach ſind ſie wahr und richtig gezeichnet, und um ſo mehr verdienen ſie die gütige Aufnahme des Publikums.

Mir verdanken ſie nichts, als das Gewand, und eine einzige Abhandlung. Denn ich habe ſie erſt nach dem Tode der ehrwürdigen Verfaſſerinn (der vor kurzem

erfolgte) aus ihrem ſchriftlichen Nachlaße geſammelt, und bearbeitet.

Sie haben übrigens eben den Endzweck, den Herr Salzmann bei der Herausgabe ſeines oft geleſenen Krebsbüchleins (Erfurth bei Kayſer) hatte. Daß dieſes Buch Nutzen durch Beſchämung ſtiftete, weiß ich aus Erfahrung, und daß das meinige ebenfalls ſeinen Zweck erreichen werde, will ich hoffen. Die Abſicht war wenigſtens gut gemeint. Die Folge muß entſcheiden, ob ſie belohnt werden wird.

Was die Kunſtrichter betrift — hierzu kann ich wenig ſagen, da die Arbeit nicht der Materie, ſondern nur der Form

nach mein ist. Mir liegt nichts ob, als die Pflicht, ihnen die vorliegende Arbeit bestens zu empfehlen, und sie um eine Beurtheilung zu bitten, die dem Ganzen angemessen ist.

Am redlichsten ist der Wunsch: „daß es bei jedem Nutzen stifte tausendfältig, und Frucht bringe in Geduld."

Prettin, zur Ostermeße, 1798.

Innhalts-Anzeige.

Einleitung. . . . . Seite 1

Erſtes Kapitel.

Einige Klagen über das Männergeſchlecht. 20

Zweites Kapitel.

Wie ein Mädchen handeln müße, wenn es ins achtzehnte Jahr tritt? . . 38

Drittes Kapitel.

Was ein Mädchen thun müße, um ihren Geliebten feſt zu halten? . 57

Viertes Kapitel.

Ueber die Flitterwochen in der Ehe. . 82

Fünftes Kapitel.

Ueber das Verhalten des Weibes gegen den Mann in Fällen der ehelichen Beiwohnung, der Oekonomie, der Gesellschaften, u. s. f. . . . Seite 96

Sechstes Kapitel.

Ueber die Eifersucht. . . 119

Siebentes Kapitel.

Behandlung des Weibes gegen sich selbst in Rücksicht ihres Putzes, ihrer Lektüre, und ihrer Bequemlichkeit. . . 129

Achtes Kapitel.

Vom Betragen gegen das Gesinde, Arme und Kranke. . . . 148

Neuntes Kapitel.

Das Verhalten einer Frau vor und nach der Niederkunft. 164

Schluß.

Ein Gebet an den Ehteufel Asmodi. . 185

Einleitung.

Margarethe war von ihren Aeltern gezwungen worden, den Regierungsrath Felsheim zu heirathen, denn sie waren arm, und der Rath, der die schöne Margarethe auf dem Balle gesehen hatte, besaß ein sehr großes Vermögen. Diese Heirath schien den Aeltern, die ihr einziges Kind, nicht um ihrer Liebe willen, sondern auf Kosten ihres Herzens einem Manne aufopferten, der für sie gar nicht geschaffen war, sehr vortheilhaft, weil sie dadurch ihre zerrütteten Umstände wieder aufzuhelfen hofften. Allein sie hatten sich in ihrer Rechnung betrogen. Der

Regierungsrath war geizig, wie gemeiniglich die reichen Leute es zu sein pflegen, und gab ihnen kaum so viel, daß sie sich des Hungers erwehren konnten.

Margarethe, die schon einen andern, und ihren Gedanken nach, weit würdigern Mann liebte, gieng diese Verbindung zwar geduldig ein, aber sie weinte darüber die bittersten Thränen. Sie sah im Geiste schon das Elend vor Augen, welches künftig in ihrem Hauswesen herrschen würde. Sie war ein geduldiges, sanftes Wesen, die es mit jedem gut meinte, die Schwächen anderer für Tugend anrechnete, keiner Beleidigung dachte, und alles vergaß, was für sie unangenehm sein konnte. Aber ihr Karakter, der aus der bildenden Hand der Mutter Natur so weich geschaffen, hervorgieng, änderte sich nach und nach, als der unerträgliche Starrsinn ihres Mannes sie zu mancher That verleitete, die sie in andern Fällen gewiß unterlassen haben würde, wenn sie frei, und nicht an die Laune eines Mannes geknüpft gewesen wäre, die täglich neuen Stoff zur Qual und unaufhörlichen Pein erdachte.

Margarethe klagte dieß ihrem ehemaligen Liebhaber, und dieſer, der nun ebenfalls, aber ſehr unglücklich verheirathet war, ſann auf Rache. Er theilte, ſobald er damit zu Stande war, ſeinen Einfall Margarethen mit. Sie ſchauderte zurück, als ſie hörte, daß ſie ihrem rohen Manne gleiches mit gleichem vergelten ſolle. „Nein! ſagte ſie ſtandhaft, ich will öffentlich der Wahl meiner guten Aeltern keine Schande machen, und will in der Einſamkeit dulden, ſo lang es Gott gefällt. Er hat die Laſt auf meine Schultern gelegt, ich will ſie muthig tragen. Endet mein Gemahl die unerhörten Quaalen nicht, ſo endet ſie vielleicht der Tod, den ich ſehnlich erwarte.“

Ach weg mit dem Grabe, entgegnete Hiller, (ſo hieß der Geliebte) damit hat es noch hohe Zeit. Wer wollte ſchon daran denken. Wir beide ſind noch jung, und beide alſo noch nicht über den Reiz des Lebens hinaus. Verſtehen ſie mich recht — auch ich bin unglücklich verheirathet. Wir wollen einander unſere Laſten erleichtern helfen, denn wir lieben uns.

„Vergeſſen ſie nicht, Hiller! daß mich die Tugend bindet. Mein Gemahl iſt ſtreng, und meine Aeltern unerbittlich grauſam. Nur ein Gedanke der Art iſt ſchon unverzeihlig. Wie weit mehr die That. — "

Sie haben Recht, ſobald Aeltern und Gatte, und auf meiner Seite das Weib, gegründeten Anſpruch auf unſre Liebe und Hochachtung beſitzen! Aber es iſt ja offenbar, ſie ſtoſſen ſie von ſich, und ſprechen dem ädlen Gefühle Hohn, welches der Schöpfer in unſer Herz pflanzte. Mit einem Worte — ſie entweihen die Liebe.

„Aber ich bin doch auch vielleicht ſchuld an ſeinem Starrſinn — Sie? Das ich nicht wüßte. Haben ſie ſeit den Flitterwochen von ihm nur einen einzigen freundlichen Blick erhalten. Und geht mirs anders? Iſt das erſte und lezte Wort, welches er mit ihnen wechſelt, nicht ein Vorwurf? Wenn er aufſteht, und ins Bette ſteigt, zürnt er mit ihnen. Und ich weiß es, daß ſie alles thun, um ſein Herz zu erweichen. Sie ſehen ihm alles an Augen ab, ſie ſtreicheln ihm die Wangen, küſſen mit Inbrunſt ſeine Lippen, decken ſeinen Tiſch mit den niedlichſten Speiſen,

theilen den lezten Trunk Wein mit ihm, und empfangen für alles das, nichts als — Schmähungen.

„O! alles wahr. Vorgeſtern hat er mich gar geſchlagen.

Noch beſſer. Margarethe ſie ſind ein vortreffliches Weib, aber ich muß ſie in Zukunft verachten, wenn ſie länger mit Liebe und Geduld an dieſem Manne hangen. Wiſſen ſie nicht, daß zu viel, und zwar unverdiente Affenliebe Ziererei wird? Daß Geduld und Hofnung auf beßre Zeiten unſere Lage nur verſchlimmert, und dem eheligen Peiniger nur deſto mehr Stärke giebt, das alte Spiel aufs höchſte zu treiben?

„Aber was ſoll ich thun?

Vergelten ſie ſeine Schmähungen mit bittern Gegenreden, laſſen ſie, wenn er zürnt und ſchmollt, ihrer Zunge den Zügel ſchieſſen, reden ſie rund von der Leber weg, und — mit einem Worte — vergelten ſie gleiches mit gleichem.

„Das wird ihn nur noch mehr aufbringen.

Wird es das, ſo ergreifen ſie andere Mittel.

„Und welche?

O! in der Ehe, deren Band jede Schande deckt, hat man deren zu Dutzenden. Es iſt wahr, ſie ſind durch die Ehe an ihren Mann geknüpft, ſie ſind ihm Hochachtung, Pflicht, Liebe und Gehorſam ſchuldig, aber er ſelbſt iſt ſie auch ihnen ſchuldig. In der Bibel ſteht, wer ſein Weib liebt, der liebet ſich ſelbſt. Liebt er ſie? Ehrt er ſeine Pflichten? Er ſchätzet ſie weder hoch, noch kennet er irgend einen Gehorſam, den er in den mehreſten Fällen auch dem Weibe ſchuldig iſt. Er entſagt alſo hiermit gleichſam jedem Bande, welches die Ehe als unauflösbar knüpfte, er zerſchneidet durch ſeine Launen den Bund der Liebe, kurz! er hat den Vertrag zerriſſen, den Gott durch den Prieſter in ſeine Hand legte, um ſie damit feſtzuhalten. Er hat liebloß den Akkord vernichtet, den ihre Herzen unterzeichneten. Sie ſind ihm alſo auch keine Liebe — keine Hochachtung, keine Pflicht, keinen Gehorſam ſchuldig. Zweifeln ſie noch?

„Aber die Mittel?

Tägliche Kränkung und Pein. Ich gebe ihnen mein Wort, er ändert ſich. Geben ſie ihm Anlaß zur Eiferſucht. Borgen ſie auf ſeinen

Namen, und ſenden ſie ihm die Schuldverſchreibungen ins Haus, ſtellen ſie ohne ſein Wiſſen und Willen Gaſtereien und Bälle an, laufen ſie auf Redouten und Banketts, ſchreiben ſie Liebesbriefe, und zerſtreuen ſie dieſe in ſeinem Schreibezimmer, ſtehen ſie, wenn er in ihrem Zimmer iſt, am Fenſter, und lächeln ſie hinunter auf die Straße, wenn ein junger Herr vorbei geht. Leſen ſie das Syſtem der Koketterie, und ſpielen ſie die Freie, und allenfalls auch (wenn ſie Luſt haben, die Blöße ihres Mannes aufzudecken) bisweilen die Buleriun.

„Hiller! ſie machen mich nachdenkend. Wenn ich gewiß überzeugt wäre, daß die Mittel anſchlagen würden?

Sie ſchlagen an, oder ich will kein ehrlicher Mann ſein.

„Aber wenn er ſich von mir ſcheiden lieſſe?

Narrenspoſſen. Deſto beſſer. Eine von ihrem Manne geſchiedene Frau iſt in den Augen der Welt ein ſehr ehrwürdiges Weib. „Man ſagt dann gewöhnlich, der Mann iſt ein Schwächling, oder ſie iſt eine Heldinn, die ſich von dem Bande losgeriſſen hat, welches die

Sklaverei knüpfte, und wobei die Freiheit weinte.

Aber da können sie bei dem geizigen Manne lange warten. Und wenn sie die Minute seines Lebens mit einer neuen Pein belegen könnten — er läßt sich noch nicht von ihnen scheiden. Denn sobald er die Ehescheidung in Vorschlag, auch allenfalls in Wirklichkeit zu bringen gedenkt, so giebt es noch mancherlei Mittel, dieselbe zu hintertreiben. Und bringt er sie wirklich zu Stande, so ist er, in Rücksicht seines Geizes, ein geschlagener Mann. Denn sie können ihm dann ja einen gewissen Gehalt bestimmen, den er ihnen jährlich auswerfen muß, wobei er wenigstens nicht lachen wird.

„Sie haben Recht — er wird sich nie scheiden lassen. Aber wenn er stirbt, und ich bin schuld an seinem Tode?

O! die Menschen, die unaufhörlich bei ihrem Geldvorrathe sitzen — die haben ein zähes Leben. Probiren sie es nur, Margarethe, sie werden finden, daß sich ihr Mann unablässig ärgern, nie sterben, und doch anders werden wird.

Ich verspüre bei meinem Weibe doch schon etwas Besserung.“

Das war der lezte Stoß bei der unglücklichen Margarethe. So tugendhaft und duldsam sie vor einer Stunde gegen ihren Gatten war, so nachgebend und schwach war sie izt gegen ihren Verführer. Das süsse Gift der Sünde war in seiner ganzen Stärke in ihrem Herzen erwacht. Sie hatte fest beschlossen, die Kur mit ihrem Manne vorzunehmen, und das eitle, rachsüchtige, verschwenderische, abscheulige Weib zu werden, das meine Leserinnen in diesem Buche finden werden.

Sie traf ihren Mann in dem Schreibzimmer, als sie eben von Hillern nach Hause kam. Er war in seinen Akten vertieft, und hörte sie nicht kommen. Sie glaubte nun, der Herr Gemahl bekümmere sich nicht um sie, und ihm recht an die Seele zu greifen, warf sie eine prächtige Suppenterine von Meißner Porzellan auf die Erde, daß die Scherben umherflogen. Voller Wuth sprang der Regierungsrath in die Höhe, und wollte den ungestümen Hund, den er im Zimmer glaubte, durch die Bedienten halb todt

prügeln laſſen, und ſah — ſeine Frau vor ſich ſtehen. Ohne ein Wort zu reden, griff er nach der an der Wand hängenden Peitſche, um ſich figürlich an ihr zu rächen, aber ſie nahm geſchwind den Stuhl zum Schild, und lachte ihm gerade ins Geſicht. Vor Schrecken ließ er die Peitſche fallen. Seine Mienen veränderten ſich zuſehends, aber die Zunge ſtreckte nicht. Alle Schmähreden und Schimpfwörter flohen dem armen Weibe an den Hals. Sie ließ ihn ruhig ausreden, und nun nahm ſie das Wort. „Im Augenblick halten ſie ihr Maul, ſagte ſie, oder ſie ſollen von heut an erfahren, wer Herr im Hauſe iſt. Wer hat die Terine gekauft? Ich habe ſie für mein Nadelgeld kaufen müßen. Sie waren ehedem Moſes Felsheim, ich habe ſie zum Manne gemacht. Durch meine hervorſtechenden Reize ſind ſie nun das, was ſie ſind. Aber ich will ſie auch von heute an geltend machen. Ich will mein Recht, was mir als Weib gebührt, keinen Augenblick länger vergeben. Und daß ſie es nur wiſſen — die Terine warf ich nicht aus Unvorſichtigkeit, ſondern mit Willen vom Tiſche, blos in der alleinigen Abſicht, um ſie zu

ärgern, damit sie einmal einsehen lernen, was ihre rechtmäßige Frau in Händen hat, und was sie thun und lassen kann. Von nun an gehört das Szepter mir!"

Man kann leicht denken, was für Mühe und Angstschweiß Margarethen diese Worte kosteten. Die, welche sonst zu leiden, und zu dulden gewohnt war, sollte nun auf einmal herrschen und den unbändigsten Mann bezähmen. Welch eine schwere Rolle!

Der erbitterte Regierungsrath, der diesen Ton von keinem Menschen in der Welt, am allerwenigsten von seinem Weibe gewohnt war, hielt diese vorschnelle Aeußerung für nichts weiter, als für einen jähen expreßten Schmerz, der, wie jeder andere, wüthend ausbricht, und alles zu zerstöhren drohet, welcher aber eben so geschwind, wie die Ebbe, in seine Ufer zurückkehrt, und nach und nach sich ganz verliehrt. Aber dießmal hatte er sich doch geirrt.

Er ergriff in dieser Meinung von neuem die Hezpeitsche, und wollte auf den Feind losgehen. Schleunig warf Margarethe den Seßel weg, und krümmte die Finger, wie eine Adlers

Klaue, um auf dem Gesichte ihres Tirannen die Meinung ihres Herzens abzudrücken. Er hielt den Angriff, den er immer noch für bloßen Spas hielt, standhaft aus, als er aber die wüthenden Hände auf seinen Backen fühlte! — so sprang er schnell zurück, und ließ die Hezpeitsche fallen. Er flehte zum erstenmal in seinem Leben Margarethen um Mitleid an, und sie war listig genug, seinen Bitten Gehör zu geben, und ihn mit einer leichten Bußvermahnung abtrollen zu lassen. Die Scherben der Terine stellte sie zum Andenken in einen aparten Glasschrank, mit der Umschrift: „Ende der Tirannenwuth.“

Hiller erkundigte sich noch an diesem Tage nach den Folgen ihrer Beherrschung, und Margarethe war lustig genug, sie ihm mit der kleinsten Nüanze zu erzählen.

So war denn schon izt in Margarethens Herz der Saame des Lasters ausgesäet. Ihr Ziel war zwar, ihren unvernünftigen Mann durch die Ruthe des Despotismus vernünftiger zu machen: allein sie gefiel sich in diesem erborgten Kleide so wohl, daß sie es nun selbst zu besizzen wünschte. Was vor zwei Stunden noch bloßer

Wunſch war, das wandelte ſich nun in Wirklichkeit um. Und zweifelte zu eben dieſer Zeit Margarethe an der glücklichen Vollendung dieſes Verfahrens, ſo mußte ſie bei der Beendung des Streits, der ſo gut für ſie ausſchlug, gewiß auf den Wahn gerathen, ſie führe nicht ihre eigene, ſondern die Sache aller Weiber. Das Reſtgen Tugend verſchwand endlich ganz, und die weiche Hand des Laſters führte ſie nun, ohne Sträuben auf dem Wege fort, den ſchon leider! manches Ehemeib betreten hatte. — Kein Tag vergieng, an dem ſie den Mann nicht gemartert hätte. Alle nur erſinnliche Qualen, das Herz eines Mannes auf die Folter zu ſpannen, wurden von ihr ausgedacht, und in Erfüllung gebracht. So ſehr ihr vorher nur der Gedanke an eine ſolche Rolle mißfallen hatte, ſo wenig wünſchte ſie izt, ſie jemals ausſpielen zu können. Die Herrſchaft im Hauſe gefiel ihr ſo wohl, daß ſie die Mittel, die ihr Hiller gerathen hatte, nicht nur wirklich ausübte, ſondern noch obendrein ſehr anſehnlich vermehrte. Der Mann ſah ſich genöthiget, ſeine Käſten aufzuſchließen, und den Innhalt derſelben reichen Müßiggängern, bunten Hageſtolzen,

kokettirenden Weibern, wollüſtigen Jünglingen, und geſchminkten Mädchen in den Hals zu ſtekken. Kein Tag war frei von Bällen, Spazierfarthen, Aſſambleen, Klubbs, öffentlichen Zuſammenkünften und Redouten. Man hielt allgemein das ehedem klöſterliche Haus des Regierungsrathes Felsheim für den Sammelplaz der Mode, und der üppigſten Verſchwendung.

Margarethen gefiel dieſe Lebens-Art ungemein wohl. Aber es mangelte ihr noch etwas, was Hiller in ſeine Rathſchläge mit verflochten hatte, und welches er bei dieſer Entdeckung ſehr wohl benuzen konnte. Margarethe nämlich, von der vorauszuſehen war, daß ſie bei der gänzlichen Unterdrükkung ihres Mannes, übermüthig und wollüſtig werden würde, ſehnte ſich izt nach einem Manne, mit dem ſie ihre Liebe theilen könnte. Aber unter allen den jungen Leuten der Stadt, mit denen ſie umgieng, fand ſie auch nicht einen einzigen, den ſie liebte. Sie wußte, daß ſie ſchön und liebenswürdig war — und ſobald ein Weib ſich dieſes Bekenntnis ablegt, ſo ruhet ſie auch nicht eher, bis ſie den Mann gefunden hat, den ſie lieben

kann. Hiller wuſte dieſe glimmenden Funken zur Flamme aufzublaſen, und — wer von meinen ſchönen Leſerinnen nur irgend das Herz einer ſolchen Margarethe kennt, der wird einſehen, daß ſie (denn alte Liebe roſtet nicht) keinen andern wählen würde, als — Hiller. So hatte denn nun auf einmal der liſtige Betrüger ſeine Abſicht erreicht. Er lag täglich bei Margarethen im Hauſe, ſchmauſte (weil er arm war) von ihrem Tiſche, und kränkte ihren Gatten, dem Eiferſucht das Herz abfraß, auf das grauſamſte. Felsheim klagte ſeine überſchwengliche Noth ſeinen Schwiegereltern, und dieſe, welche durch Gehorſam gegen ſeine eiſernen Geldkäſten das bisher Entbehrte wieder einzubringen dachten, fuhren der Tochter durch den Sinn, ohne jedoch etwas anders von ihr zu erlangen, als ſchnöde Worte und Vorwürfe. Sie blieb bei dem Vorſatze, nun nicht mehr ihren Mann zu beſſern, ſondern ihm das Herz zu brechen, damit ſie ungehindert ihre angefangene Lebensart mit Hiller fortſetzen dürfte. Felsheim ſahe in kurzer Zeit ſein groſſes Vermögen zerſtieben, und behielt kaum ſo viel übrig, um ſein Haus

fortzusetzen, das er als Regierungsrath beibehalten mußte. Er hätte sich gern eingeschränkt, und seinem Munde den lezten Bissen abgedarbt, wenn er Macht genug gehabt hätte, sein verjährtes Recht auf seine sittenlose Gattin geltend zu machen. Was Margarethe gewünscht, und Hiller vorher gesehen hatte, geschah. Felsheim starb an einem bösartigen Gallenfieber. Aber mit seinem Tode verschwand auch das Lächeln von Margarethens Munde, und tausendfache Furchen lagerten sich auf ihre Stirne, denn mit dem Absterben ihres Mannes gieng ihre ganze Ruhe, und die Fortsetzung ihres üppigen Lebens verlohren. Felsheim war sehr reich, als er Margarethen heirathete, aber das ausschweifende Leben, welches sie führte, als sie sich die Herrschaft über ihren Gatten errang, verdünnte das Gold- und Silberwerk gar mächtig. Schon vor seinem Ende war wenig da, und was noch übrig blieb, nahm theils das Haus, theils die Begräbniskosten hinweg. Sein Amt war sehr reichhaltig, denn er zog jährlich von dem Fürsten sehr ansehnliche Revenüen, aber auch diese verschwanden nun.

Margarethe ſchauderte zurück, als ſie ihr Elend vor Augen ſahe. Sie zog Hillern zu Rathe, ohne ihm jedoch den gänzlichen Mangel zu geſtehen. Er war fein genug, durch die ihm gelegte Karte zu blicken, und blieb ganz weg aus Margarethens Hauſe. — Dieſe plötzliche Verachtung erweckte in ihr den unverſöhnlichſten Haß gegen das Männergeſchlecht. Sie ſchwor bei dem großen und kleinen Bär, und bei den Ohren des Midas, ſich durch die Erziehung ihrer einzigen Tochter Theone zu rächen.

Sobald ſie von Hillers Untreue überzeugt war, verließ ſie die Stadt, und kaufte ſich von dem wenigen, was noch vorhanden war, ein anſehnliches Bauerngut, auf dem ſie ſich zwei Mägde hielt, die für ſie wirthſchafteten. Man rieth ihr zu einem Verwalter, aber — ſie wollte von dem männlichen Geſchlechte nun einmal nichts mehr wiſſen.

Theone war nun für ihre Aufmerkſamkeit hinlänglich. Sie widmete ihrem Unterricht täglich zwei Stunden, und erbitterte ſie durch ihre Lehren und den Haß gegen das Männerge-

ſchlecht ſo ſehr, daß ſie von dem guten Mädchen gewiß weit wäre übertroffen worden, wenn ſie ſich in der Folge nicht ſelbſt gebildet und das Schwankende der mütterlichen Grundſätze eingeſehen hätte.

Die Lehren, welche ſie bei der jedesmaligen Lehrſtunde zu Papiere brachte, übergeb ich hiermit meinen Leſerinnen — zur Nachahmung? — nein! nur zur Beherzigung. Denken ſie, bei Leſung derſelben allemal das Gegentheil, und ſie finden (das Vergnügen ungerechnet, welches ſie dabei genießen) gewiß eben die reine Weiber-Moral, die ſie in Kampens väterlichem und in Sintenis mütterlichem Rathe finden. Wollen ſie aber (wie ich jedoch nicht hoffen will) unſerer Margarethe nachahmen, und die Vorſchläge befolgen, die ſie ihrer einzigen Tochter ins Herz pflanzte — nun ſo hab ich auch nichts dagegen, und ſie beherzigen um ſo kräftiger den Titel meines Buches mit buchſtäblicher Gewiſſenhaftigkeit. Und am Ende gewinnen ſie vielleicht noch obendrein! Denn Weiber, wie Margarethe an und für ſich war, giebt es genug in der Welt, aber ob ſie alle im Stande ſind, ih-

ren Töchtern ſo viele heilſame Lehren zu hinterlaſſen, das iſt eine andere, und weit wichtigere Frage, die ich hier nicht erörtern will, ſondern die ſie ſich ſelbſt beantworten können.

Margarethe ſtarb bald darauf, und Theone ward ſehr glücklich verheirathet. Sie war mit ihrem Schickſale zufrieden, und liebte ihren Mann zärtlich. Daraus erhellet, daß ſie die Lehren der Mutter ſchlecht befolgte. Machen ſie es anders, meine ſchönen Leſerinnen, und mein Buch wird wenigſtens — ſechs Auflagen erleben.

Erſtes Kapitel.

Einige Klagen über das Männergeſchlecht.

Zu einer Zeit, meine liebe Tochter, wo die Herrſchaft der Weiber über ihre Männer täglich ſchwächer wird, und wo ich ſchon mit einem Fuſſe im Grabe ſtehe, muß es mir erlaubt ſein, dich auf gewiſſe Pflichten aufmerkſam zu machen, die du nicht deinem Manne, ſondern die du dir ſelbſt ſchuldig biſt. Denn deinem Manne kommt keine Verbindlichkeit zu, als die er nicht gern ſiehet, und die beſteht denn in der Summe von allen den Peinigungen und Quaalen, die die Verbindung zweier Perſonen verurſachte, welche nicht das Herz, ſondern der Prieſter zuſammengab. Ich ſeh es an deinen hochrothen Wangen, daß du mit meinem mütterlichen Rathe ſchlecht zufrieden biſt, aber — komm hinaus in die groſſe Welt, und du wirſt mir bei-

pflichten, du wirſt mir für die Stunden danken, die ich dir in den lezten Tagen meines Lebens zu widmen gedenke. Weine nicht, Theone! wenn ich meinen Tod berühre. Einmal muß ich ſterben, es ſei früher oder ſpäter, und auch du wirſt ſterben. Aber ſtirb nicht eher, bis du mit der vollen Ueberzeugung deines Herzens ſagen kannſt: „Ich habe den Wunſch meiner Mutter erfüllt.“ Glaub es mir, noch im Grabe werde ich mich dieſer Verſicherung freuen! Aber nicht genug, daß ich dir das mit ſo froher Ueberzeugung bekannt mache, (denn du könnteſt, wenn ich dir darüber keine Gewißheit gäbe, in meine Bekräftigungen Zweifel ſetzen) ich will dir auch Beweiſe aufführen, die meine Lehren bewahrheiten.

Du weißt, daß ich an deinen Vater ſehr unglücklich verheirathet war, und daß er mir anfangs das Leben auf alle mögliche Weiſe verbitterte. Ein Menſch, den ich ehedem liebte, und der mit der Larve der Heuchelei ſich in mein Herz ſtahl, (er nannte ſich Hiller) gab mir das Szepter wider ihn in die Hände. Ich ruhete mithin nicht eher, bis ich die völlige Herrſchaft

über deinen Vater erlangt, und ihn unter meinen Pantoffel gebeugt hatte. Aber sobald er todt war, verließ mich der Elende, der so oft mein Brod gegessen und meinen Wein getrunken hatte, und verlachte meine Schwäche in andern Häusern, wo man mich wegen meiner ungebundenen Lebensart beneidete und haßte. — Sieh, meine beste Tochter! so sind die Männer alle, alle! Keiner trägt ein reines, unbeflecktes Herz im Busen, sie sind falsch, und heucheln ins Angesicht. Sie weinen mit uns, und lachen hinter dem Rücken. Die Liebe, und die wenigen Reize fesseln, und machen sie zu unsern Sklaven, aber sobald die Flitterwochen der Ehe vorübergestrichen sind, werden sie unsere Tirannen, unsere Peiniger. Sie geben uns die süssesten Worte, so lange sie den Namen Bräutigam führen; tragen wir aber den Ring am Finger, so ist der Anfang unseres Elendes da. O! ich habe viel dulden müssen bei deinem Vater. Als er das erstemal in unser Haus mit Schmeicheleien auf den Lippen, trat, um mich zu gewinnen, o! da flog ihm mein Herz entgegen, ohngeachtet es nicht mehr mein hieß. Seine Worte

trugen das Gepräge der unverkennbarſten Hochachtung, alles, was er ſprach, war meinen Ohren ein Zauber. Mit einer Fülle der Herzlichkeit, die mich entzückte, umfaßte er meine Kniee, und bat mich mit Thränen, ihn nicht unglücklich zu machen. Und als ich ihm denn Hofnung machte, und das einigermaßen erpreßte Ja ausſprach — dann hätteſt du ihn ſehen ſollen, wie er aufſprang, und mich umklammerte. Er ſagte mir die verliebteſten Dinge, und küßte meine Hände faſt wund. Wie war es anders, — ich mußte nachgeben, und ihn noch obendrein lieb gewinnen. So vergiengen die Tage der Verlobung bis zur Hochzeitsfeier. Aber nun hub mein Elend an. Sobald ich ſeine Gattin hieß, ließ er mich fühlen, zu was er mich erhoben hatte. Einige Wochen nach der Trauung hielt er mir ein paar Predigten über meine itzigen Vorzüge, und machte mich auf die Pflichten aufmerkſam, die ich in ſeinem Hauſe zu beobachten hatte. Ich litt geduldig, und ſagte kein Wort. Er hielt das für Starrſinn (was ſtilles Nachgeben war) und weil ich eben an ſeiner Seite lag, ſo gab er mir die kräftigſten Rippen-

ſtöße, um mich zum Reden zu bewegen. Thränen war meine Antwort. Aber das nahm er ſehr übel. Er jagte mich knall und fall aus dem Bette, und nie hab' ich daſſelbe wieder beſtiegen. Ich ſtand auf, und kochte den Koffee, und weil er eben ſehr theuer war, ſo that ich einige Sträfgen Cikorien darunter. Nun hätteſt du ihn ſehen ſollen. Er warf mir die Taſſe, die ich ihm zu ſeiner Bequemlichkeit vors Bette ſezte, gerade an den Kopf, und ſprang vom Lager auf, um das übrige Koffeezeug auch der Vernichtung zu überliefern. Ich riß es ihm noch zur rechten Zeit aus den Händen, und rettete mich durch die Flucht. Hätt' er mir nicht alles mit Güte ſagen, und den Cikorien verbitten können? Aber mit Nachſicht und Milde befaßen ſich die Männer unſeres Zeitalters nicht mehr.

Gegen zwölf Uhr brachte die Köchinn das Mittagseßen, welches, wie ich mich noch recht deutlich erinnere, in einem Rehbraten beſtand. Bei dem Anblick der Köchinn zog er ſchon ein ſehr verdrüßliches Geſicht, welches mir nichts gutes prophezeihete. Sobald ſie hinaus war, nahm er das Wort: „Da ſieht man es, ſagte er ſpi-

hia, was die Frau Regierungsräthinn für eine ſtattliche Dame ſind. Halten ſich ſogar eine Köchinn. Iſt ſie aus Paris, aus London, oder von den karibiſchen Inſeln? he? Das will ich mir in Zukunft verbitten, Madam! Sie dankt in den Augenblick ihre Köchinn ab, und betretet ſelbſt den Feuerheerd.“

Ich kann dir nicht beſchreiben, wie mir bei dieſen Worten ward, ich zitterte vor Angſt, und konnte keinen Biſſen genießen. Es war mir nur um die Zukunft bange, wenn ich keine Köchinn mehr haben würde — weil ich in meiner Aeltern Hauſe mich nie mit der Kochkunſt beſchäftiget hatte, und weil ich glaube, daß ein Frauenzimmer von Geburt und Erziehung ſich eines ſolchen ſchmutzigen Geſchäftes nie unterziehen darf.

Der Braten blieb unberührt ſtehen, denn in den tadelſüchtigen Augen deines Vaters hatte er tauſendfache Fehler. Die Rinde war verbrannt, und war ſie es nicht, ſo mußte ſie verbrannt ſein. Die Brühe hieß nicht braun genug. Ich bitte dich, meine Tochter, ſieh' ſelbſt das Lächerliche dieſes Vorwurfs ein. Wie kann der

Braten verbrannt, und die Brühe, die ſchon in der Pfanne lag, als ich ihn in den Ofen ſchob, nicht braun genug ſeyn? Kurz — er warf den Braten auf die Erde, und trat ihn mit Füßen.

Ich gieng weinend in die Küche, und klagte der verſtoſſenen Köchinn mein Herzeleid. Aber — wie die Vetteln ſind — ſie lachte mir ins Geſicht, und meinte, ich wäre noch eine dümmere Gans, als der Herr Regierungsrath. Mein Mann ſtand in der Thüre, und lachte herzlich dazu. Um mich noch mehr zu kränken, gab er dem Menſch für ihre Aufrichtigkeit, wie er ihre groben Reden nannte, ein Achtgroſchenſtück.

Des Abends hatt' ich ſein Bette ſelbſt gemacht, aber auch das war gegen ſeinen Wunſch. Zu meiner Beſchämung ließ er eine ganz fremde Frau kommen, die es vor meinen Augen noch einmal machen mußte. Ich glaubte in die Erde ſinken zu müſſen, als er ihr höhniſch anempfahl, mir auch, weil ich denn einmal ſo dumm wäre, die Kunſtgriffe zu zeigen, die bei dem Bettmachen anwendbar wären. Das Weib verließ mich lachend, und breitete meine Schande

in der ganzen Stadt aus. Selbſt mit meinem Anzuge hatte der unſinnige Menſch kein Mitleiden. Und den mußt' ich doch wohl weit beſſer verſtehen, als er, weil ich mich von Jugend auf mit dem Putze beſchäftiget hatte. Und das ſollte im Grunde jedes honetten Weibes Beſchäftigung ſein. Das Uebrige gehört dem Manne. Wenn er uns nicht ernähren kann, ſo muß er uns nicht heirathen. Denn von der Liebe lebt man nicht. Daraus entſpringen alle jenen unglücklichen Ehen, die nach der Liebe, aber nicht nach dem Brodte berechnet ſind.

Ich kleidete mich gern nach der Mode, weil ich es, ſo arm wir auch ehedem waren, im väterlichen Hauſe nicht anders geſehen und gelernt hatte. Herr Bertuch in Weimar ſchickte mir aus Gefälligkeit ſein Mode-Journal, und ich ſann allenfalls ſelbſt auf neue Moden, und breitete ſie als ächte pariſiſch oder englich in der Reſidenz aus. Sobald ich merkte, daß ſie Beifall fänden, gab ich vor, ich hätte einige Kiſten davon geradewegs von Paris erhalten, und alles was nur ein Weibergeſicht hatte, ſtrömte mir zu, und kaufte mir meinen ſelbſt erdachten, und von

dem Räthermädchen gearbeiteten Puz um einen sehr hohen Preis ab. Daraus erwuchsen mir nach und nach die ansehnlichsten Summen. Ich trug sie, meinen Aeltern unbewußt (denn mein Waarenlager ruhete bei dem Räthermädchen, und daß ich diese für ihre Verschwiegenheit gut lohnte, kannst du dir an den Fingern abzählen) in die Kaufmannsgewölber, und kleidete mich wie die reichste Bankiersfrau nach der neuesten Mode. Dieser Staat war es auch, der deines Vaters Aufmerksamkeit rege machte. Er glaubte Geld bei mir zu finden, und meine Aeltern liessen ihn in diesem Irrthume beharren, bis er nicht mehr zurücktreten konnte. Aber sobald ich in seinem Hause war, riß er den vorzüglichsten Puz aus meinen Schränken, und zerhackte ihn in tausend Millionen Stücke. O! er wußte nicht, wie barbarisch er mir an die Seele griff. Mein Liebstes auf der Welt hatte er seiner Wuth aufgeopfert. Ich hatte nun nichts mehr anzuziehen. Aber damit war er bald fertig. Er brachte mir einen ungeheuren Reiffenrok, eine falsche Frisur, und einen mächtigen Schlumper. Altfränkische gemahlte Blumen paradirten darauf,

und hinten auf dem Rücken ſtand ein groſſes Butterfaß. Ich dachte, ich ſollte in Ohnmacht ſinken, als ich den Plunder anblickte; ich bat, ich flehete, ich warf mich zur Erde, umfaßte mit herabrollenden Thränen ſeine Kniee, und ſelbſt meine Aeltern warfen ſich ins Mittel, um von dieſer Beſchimpfung ihn abzubringen: aber nichts! er blieb bei ſeinem Vorſaze, ich mußte von Stunde an, den Schlumper mit dem groſsmächtigen Butterfaße, und den nächſten Sonntag den Reifrok mit der Thurmfriſur anprobiren. Den Schlumper hätt' ich allenfalls noch vergeſſen, denn bei meiner eingezogenen Lebensart kam ich nicht den ganzen Tag über eine Minute aus dem Hauſe, aber deſto empfindlicher lag mir der Reiffenrok, und die Friſur, die ich mit meinem einfachen Haarputze vertauſchen ſollte, am Herzen. Jederman, der mich in die Kirche gehen ſahe, wies mit Fingern auf mich. Ich ſang nicht, ich weinte. Mein ganzes Herz zerfloß in Thränen. Und ſo, meine Tochter, gieng es alle Tage in unſerm Hauſe. Ich hatte keine vergnügte Stunde. Leſen durft ich auch nichts, und wie gern hätt ich damals geleſen.

Die geringſte Freude verſagte er mir. Ich durfte keine Promenade, noch weniger einen Ball beſuchen. Unſere Ekipage beſtund in unſern eigenen Füſſen, und mußte er ja einmal über Land, ſo beſtieg er ſein Reitpferd, einen elenden, verſchlagenen Ackergaul, der aller drei Schritte einmal ſtolperte, und endlich gar liegen blieb. O! ich wollte, daß er mit ſamt dem Pferde den Hals gebrochen hätte, ſo wär ich plözlich von meiner Schande befreit geweſen!

Verdenkſt du mir nun noch meine Klagen über das Männergeſchlecht, meine Abgeſchiedenheit von der Welt, und meinen unauslöſchlichen Haß gegen dieſe Tirannen? Ich würde dich verfluchen, wenn du länger anſtehen ſollteſt, mir beizupflichten, und meine Lehren in dein junges Herz zu prägen, die dich, wenn du einmal heirathen ſollteſt, gewiß glücklicher machen werden, als mich diejenigen machten, welche mich die Tugend lehrte. Ich mußte da tauſenderlei Schriften leſen, die lauter Männer geſchrieben hatten, und die das Ding alſo beſſer verſtehen wollten, als Mütter und Mädchen, und ſo verdarb ich mich bei Zeiten. Ich ward eine gute Hausfrau,

ſo wie ſie der Mann wünſcht, aber kein liſtiges, verſchlagenes Weib, die da weiß, dem Gatten das gebieteriſche Szepter aus den Händen zu winden, und das Hauswesen, abſonderlich aber ihren Mann ſelbſt zu regieren. An Hillern war kein arges Haar, aber der Vorſchlag, den er mir, meinen Mann umzuwandeln gab, hat meine ganze Dankbarkeit gegen ihn gereizt, und noch in der Erde werde ich es ihm verdanken. Und forſche nur ſelbſt nach, betrachte jeden Mann im Dorfe, den Pfarrer, und den geringſten Bauer, und du wirſt finden, daß ſie alle Hanken, alle falſch und treulos ſind. Der eine iſt eiferſüchtig, der andere geht Abends zur Nachbarinn. Der dritte iſt ein Verſchwender. Der vierte iſt eigenſinnig. Der fünfte ein Schwächling, und der ſechſte, ſiebende und achte ein Schlemmer und Spieler, rohe, ungebildete Menſchen, die alle das arme leidende Weib martern und quälen, trez dem Satan. Damit aber, meine beſte Tochter! will ich dich nicht von dieſem gefährlichen Geſchlechte abziehen. Das ſei ferne von mir. Du ſollſt dich nicht in die Einſamkeit vergraben. Dein Herz hat

noch tausend Freuden für dich in Bereitschaft, denn du bist noch jung, und zum Genuß gebohren. Nimm dir einen Mann, suche dir den schönsten und frömmsten aus, liebkose ihn mit tausend Schmeicheleien, so lange kein eheliches Band dich fest an ihn bindet, aber mit dem Wechsel des Traurings erwache die Frucht meiner goldenen Lehren in deinem Busen. Wandle dich zur Furie um, und ersinne wie ein neuer Perillus die glühendsten Quaalen, um damit deinen Mann zu ängstigen. So wirst du den Schatten deiner leidenden Mutter rächen, und dem ganzen Männergeschlecht zeigen, daß es auch noch Weiber in der Welt giebt, die Vermögen und Kraft besitzen, ihre Bosheiten zu zügeln. Vergönne ihm keine fröhliche Stunde, keine heitere Miene. Wenn du bei ihm bist, so überhäufe ihn mit Vorwürfen, und wenn er von dir geht, so nimm die zahlreichsten Gesellschaften an, lache ihm ins Gesicht, wenn er dir dagegen Vorstellungen zu machen suchet, und (das ist die Hauptsumme meiner Lehren) benimm dich in allen Fällen des Lebens als eine Dame nach der Mode.

Zweites Kapitel.

Wie ein Mädchen handeln müße, wenn es ins achtzehnte Jahr tritt.

Sobald das Mädchen ins achtzehnte Jahr tritt, ſo erhält ſie zugleich das Recht, einen Mann zu begehren, der mit ihr in einer engen Verbindung lebt, und Kinder zeugt. Sie gleicht einer Blume am Frühlingsmorgen, die ihren Kelch mit balſamiſchen Wohlgerüchen aufſchließet, und jeden Schmetterling herbeiruft, der ſie umflatert, begukt und koſtet. Aber ſie darf mit ihren Reizen nie ganz verſchwenderiſch umgehen, ſondern ſie muß damit haushalten, und auf die Zukunft ſparen, damit ſie nicht im Alter Hunger leide, wenn es ihr ſo gehet, wie mir. Hätt ich nicht jeden genießen laſſen, ſo würde ich vielleicht noch eine feurige Frau ſein, die viele Kinder der Liebe herbeilocken könnte. Und vielleicht

könnt ich, wenn ich nicht schon bereits über den Herbst des Lebens hinaus wäre, die abgeschnittene Laufbahn der Ehe noch einmal beginnen. Doch nein! damit ich mit so eckelhaften Wünschen nicht zu weit ausschweife. Lebe du wieder in mir auf, meine Tochter, und räche du an dem frömmsten Schmetterling die Leiden deiner duldenden Mutter.

Sobald das Mädchen das Klopfen, das Aufsteigen und Niederfallen ihres Busens fühlt, so muß eine neue Welt in ihr aufgehen. Sie muß alle Dinge auf einer Seite betrachten, und das ist die Seite des Genusses. Der Schöpfer legte den Hang der Freude in unser Herz, aber wir müssen diesen Hang nicht mißbrauchen, wie der heilige Antonius von Padua, nicht ihn unterdrücken wollen, wie die heilige Magdalene, sondern ihn befriedigen, wie der feurigste Epikuräer. Ich sehe nicht ein, warum viele Mütter ihren erwachsenen Töchtern die Gesellschaft junger Männer zu verbieten streben, da sie doch an den Fingern berechnen können, daß sie eben so, wie sie, Fleisch und Blut haben. Ich habe nichts

darwider, wenn alle Mädchen von achtzehn und mehrern Jahren im geheim ein Handwerk treiben, das die sogenannten guten Sitten, und die Landesgesetze verbieten, welchem aber die Wollust das Privilegium ertheilt hat. Und warum verbieten sie es? Sind die, die solche Gesetze geben, nicht öfters ausgetrocknete Hagestolze, entnervte Schwächlinge und eisgraue Greise, die über jeden Fehltritt lästern, indessen sie es in ihrer Jugend eben nicht besser machten? Sind es nicht Männer, die gröstentheils darum kein Vergnügen an Freuden und Lustbarkeiten finden, weil sie sie nicht mehr geniessen können; und eben darum alle öffentliche Versammlungen so gern untersagen mögten, wenn sie nur dürften? So denkt der abgestorbene Greis, dem kein Blut mehr in den Adern rollt, das nach jeder Freude wollüstig hascht, sondern nur auf das Grab hinzeigt, welches sich ihm jähnend öfnet. Aber nicht eben so denkt das Mädchen, das so gern auf den Fittigen der Freude schwebt, und sich in den dichten Schwarm von Vergnügungen stürzt, um ihr brennendes Blut abzukühlen, und den

vom Schöpfer eingepflanzten Hang zu befriedigen. Ich dächte doch, es wäre einerlei für sie und die Moral, wie sie ihn befriediget. Nicht die Moral, sondern das Mädchen genießt. Eben so wenig wird die Moral, sondern das Mädchen zur Verantwortung gezogen. So seltsam diese Philosophie klingt, so wahr ist sie, wenn ich meinen Genuß zum Hauptprinzip mache. Und sobald ich keine Verbinderung in mir selbst finde, so seh ich nicht ein, warum ich mich daraus entfernen, oder mir eine Freude untersagen sollte, die mich Jahre lang entzückt? Man spricht immer viel von der Wahl unserer Freuden, aber ich bin damit wenig zufrieden. Warum soll ich just eine Rose wählen, wenn mir ein ganzer Korb dargeboten wird? Mit einer einzigen reich ich nicht lange aus, (denn wie bald ist sie nicht verblüet)? aber wenn ich mich an mehrern ergötzen kann, so bin ich um so viel glücklicher und reicher. Wenn ich sie nur besitze. Ist der Kelch einer solchen Rose von den Würmern zerfressen, so werf ich sie weg, und ich bin also nicht in die Verlegenheit versezt, mein Vergnügen ganz entbehren zu müßen, sondern ich haſche

hurtig nach einer andern, und ergötze mich an ihrem Geruche. Eben so ist es auch mit unsern Freuden. Es wäre boshaft gegen uns selbst gedacht, wenn wir unter unsern Vergnügungen erst lange wählen wollten. Wie leicht könnte es nicht geschehen, daß wir dann eine solche vom Wurm gestochene Rose erhaschten? Und wie wenig Zeit hat überhaupt ein junges Mädchen dazu, eine Wahl unter ihren Vergnügungen zu treffen? Sie ist ja nicht blind, sie sieht ja, wie man sie behandelt, und was um sie vorgehet? Gefällt ihr die Rose nicht, so ergreift sie die Nelke, und so kann sie hundertfach von einer Blume auf die andere springen, ihren Honig kosten und ihr Gift abwerfen. Und zieht sie ja etwa, wenn sie so unvorsichtig sein sollte, das Gift mit ein, so giebt es ja ein Gegengift, um sie ganz wieder herzustellen. So meine gute Tochter! bilde dich bey Zeiten zu einer Dame aus der großen Welt. Bezeige dich in jedem Zirkel, wohin man dich auch führen mag, als Kennerin deiner Freuden, und genieße da, wo dir der Genuß offen steht. Ich habe die Mädchen gern, welche, wie eine Frühlingsblume geschmückt, überall,

bei jedem Gelage, bei jedem Balle, und in jeder Gesellschaft anzutreffen sind, denn diese Oerter sind der richtigste Maasstab, ihren Geschmack zu berechnen. Was nüzt uns die Einsamkeit in der Blüte der Jahre, wenn wir verlassen hinter dem Ofen kauern, jeder Freude muthwillig entsagen, und unsern Geist abspannen von jeder fröhligen Laune? Wenn unsere Mädchen alle Lukrezien*), und unsere Jünglinge Borgias wären, Zimmermanns Buch über die Einsamkeit wäre längst vergessen. Meines Bedünkens nach, gehört die Einsamkeit nur für die, welche den Rest ihrer Jahre dem Gedanken des Todes weihen. Alte mürrische Matronen, fromme Beschwestern, gallensüchtige Jungfern, die jeder Mann ausschlug, und die über die achtzehn Jahre eben so bitter schimpfen, als die jungen Mädchen über die funzig — denen allenfalls erlaubt man es, ihren eingewurzelten Groll über die Freuden der Welt den vier Wänden zu predigen, und sich in die Einsamkeit zu begraben, wohin kein Blick der Freude dringt.

*) Lukrezia war die Tochter des Papsts Alexanders.

Merke dir das, meine milde, gute Tochter, und du wirst in deinen Jahren die Einsamkeit eben so sehr scheuen, als ich sie vielleicht izt zu lieben scheine. Wär ich nur um zwanzig Jahre jünger, und du um acht älter, wir wollten Hand in Hand hinaushüpfen in die weite Welt, und jede noch so geringe Freude kosten. Wir würden auch ohne Wahl glücklich sein. — Aber weit schöner ist in meinen Augen das Mädchen, wenn sie den Reiz des Lebens nicht allein, sondern an der Hand eines Jünglings genießt. O! da giebt es tausendfache Abwechselungen, die uns theils zerstreuen, theils ergötzen. Wir erhalten dann auch das Recht, über den Jüngling zu gebieten. Er muß sich nach unsern Launen richten, unsern Willen streng vollziehen, und der Sklav unsers Eigensinnes sein. Diese Aufopferung seines Gehorsams kann in der Folge, wenn wir ihn zahm genug gemacht haben, ihn an unsern Triumphwagen zu spannen, auch mit seiner Börse verknüpft werden. Ein Mädchen von achtzehn Jahren muß alle Schliche, die Mannspersonen um Kopf und Gehirn zu betrügen, abgelernt, und anwendbar zu machen wissen,

wenn sie für eine solche gelten soll. Kann sie das nicht, so ist sie entweder eine weichherzige Närrinn, mit der niemand Mitleiden haben muß, oder eine alberne Gans, die aus den Kinderschuhen in die Spinnstube trat, und dort die ächte Rockenphilosophie studierte. Verdienen es die Männer etwa nicht, wenn wir sie frühzeitig betrügen, oder glauben sie etwa ein Recht über uns zu besitzen, ihre Schmeicheleien ohne Vergeltung anhören zu müssen? Umsonst scharrt keine Henne, sagt das Sprichwort, und es ist um so thörigter, wenn ein Mädchen von blendendem Gesichte und hervorstechenden Reizen Schmeicheleien annimmt, ohne sich dieselben bezahlen zu lassen. Es wäre nicht gut, wenn eine auffallende Schönheit, Jahr aus Jahr ein, sich durch die Gunstbezeigungen ganzer Schaaren von Liebhabern nicht sechs vollgepropfte Garderoben erwerben sollte! Und ist der Liebhaber nicht allzureich, um die Lücken, die allenfalls dabei vorfallen könnten, auszufüllen, so steht es ihr ja frei, zu dem einen Liebhaber noch sechs andere zu thun. Sie ist ungebunden, sie kann mithin auch thun, **was sie will.**

Ich kenne eine Familie in der Residenz, die lediz von diesem Erwerbe lebt. Der Vater, ein sto'zer und aufgeblasener Mann, starb vor einigen Jahren, und hinterließ seiner verschwenderischen Frau nichts, als drei Töchter, und eine Menge Schulden. Nun drangen die Gläubiger herzu, und wollten bezahlt sein. Alle Sachen wurden zu Gelde gemacht, und die Vorrathskammern geriethen in einen auszehrenden Konkurs. Die arme Frau behielt mit ihren Töchtern nichts weiter, als ein paar modische Lumpen und die Verachtung der Reichen. Aber die jungen Herren drückten ein Auge zu. Ihnen war es nicht sowohl darum zu thun, was man sah, als was man nicht sahe. Sie hielten die Festungen der schönen und wohlgebildeten Töchter nicht für unüberwindbar, und ließen Kanonen und Karrätschen anrücken, um sie zu bestürmen. Aber die Mädchen waren nicht dumm, sie hielten eine Zeitlang den Angriff muthig aus, und liessen sich in Friedenstraktaten ein. Weil eben Winter war, so bezog der sehr zahlreiche Feind die Quartiere. Die Schönen des Landes nahmen ihn willig auf, und der sonst so tapfre

Feind befand sich in den Armen dieses neuen Kapuas so treflich, daß er bis zu Simsons Schwachheit herabsank, als ihm die listige Delila den Kopf baldirt hatte. In kurzer Zeit hatten sich die armen Mädchen so herausstaffirt, daß sie jedermans Augen auf sich zogen. Alles eilte herbei, und genoß. Niemand (das heißt keiner von denen, die auch gern genossen) tadelte dieses Benehmen. Die Dienerinnen der Venus befanden sich so herrlich dabei, daß Madam Berko in kurzer Zeit eine der wohlhabendsten Frauen in der Residenz hieß. Mach es auch so, meine sanfte Tochter.

Am lächerlichsten sind mir die Mädchen, die alles mit der lieben Tugend bemänteln wollen! Wenn sie doch nur erst fragen wollten, was Tugend sei? Freilich der finstere Moralist, der immer und ewig von dieser Thorheit spricht, würde an meiner Philosophie gar viel auszusetzen finden, allein ich urtheile wie ein Weib, das ehedem eine Anbeterinn der Tugend war, und diesen trocknen Weg deshalb wieder verließ, weil auf ihm keine Rose blüht, und man dem Verhungern kaum zu

entgehen vermag. Ich muß allemal herzlich lachen, wenn ich ein Mädchen davon ernſthaft ſprechen höre. Das dritte Wort handelt allemal von der Tugend, und iſt mit ſo viel heiligen Gebehrden durchflochten, daß einem weltgeſinnten, und mithin geſcheuterm Mädchen angſt und bange dabei werden muß. Gerade ſo fand ich Pfarrers Chriſtelu. Hat das Mädchen eine fromme, eingeſchränkte und alberne Erziehung genoſſen! Mein Gott, man ſollte denken, ſie wäre der Erzvater Jakob. Als wir neulich zu Kaffee drüben waren, und du hauſſen mit dem kleinen Karl auf den Bäumen herumkletterteſt, ſaß das liebe Kind mit ihrem Strickbeutel am Tiſche, und machte eine äußerſt feierliche Miene. Ich horchte hoch auf, und glaubte himmliſche Dinge zu hören. Endlich fragte ſie mich, ob ich mit dir den neuen Kinderfreund von Thieme läſe? Ich hatte das alberne Buch in meinem Leben nicht nennen hören, und ſagte, als ich darinnen herumblätterte, daß ein ſolches Buch ſich für ein achtzehnjähriges Mädchen nicht ſchicke. „Ei! da bitte ich ſehr um Verge-

bung, ſagte das naſeweiſe Ding ſchnappernd, ich leſ' es immer noch gern, obngeachtet ichs meinem Bruder Karl gegeben habe. Der herrliche Verfaſſer hat es gleichſam als ein Vermächtnis der Jugend übergeben, damit ſie aus den in demſelben zerſtreueten Geſchichten lernen ſoll, wie ſchön und ſüß die Tugend, und ein gutes edles Herze ſei? Der Vater küßte ſie für dieſen Ausſpruch, und ich mußte ins — Schnupftuch lachen. Da gefällt mir ihr Bruder Karl beſſer, der iſt ein wilder, durchtriebener, raſcher und voller Bube, der ſich wohl für dich ſchickt. Zwar iſt er izt noch nicht dahin gediehen, daß er unter der Regierung eines Mädchens zu ſtehen Behagen finden dürfte, aber ich erwarte von der Erziehung des dummen bigotten Vaters alles. Gieb Acht, er wird ein frommes Schaaf, und wächſt er einſt zum Mann herauf, ſo magſt du ihn meinetwegen heirathen. Du kannſt ihn ſchon izt etwas davon merken laſſen, und ihm von der Liebe vorplappern. Ich wette eins für tauſend, er betrügt ſeinen Vater um das erſte beſte Guldenſtük, und macht dir ein Geſchenk damit. Ein Junge mit ſo warmen

Blute iſt keine üble Lockſpeiſe, und er kann mit der Zeit gut werden.

Wenn ſich das Mädchen auffallend machen will, muß ſie an ihrem Putze nichts ſchonen, denn das iſt die Hauptſache. Je herrlicher und prunkvoller ſie ſich kleidet, deſto hervorſtechender leuchtet ſie. Am allervorzüglichſten muß ſie dieß, wenn ſie promenirt, denn da beſieht man ſie von allen Seiten mit geſunden Augen, und durch Kunſtgläſer. Ich kenne Mädchen, die darauf gar nichts halten, und ſo einfach gekleidet gehen, als nur möglich, aber ſie ſind die Belege zu dieſer Behauptung. Niemand nahm ſie noch in Augenſchein, und fanden ſie ja ein paar Anbeter, ſo waren es trockene, eingebackene Herrchens, die mit ihren Anträgen ohne Zins zu ſchachern ſuchen. Für dieſe nimm dich in Acht, meine Tochter. Du kannſt ſie an allen Strafſenecken finden, und wenn du ſie einmal am Halſe haſt, ſo liegen ſie auf deiner eigenen Börſe, wie das kalte Fieber, ſie ſaugen dir den lezten Tropfen aus, und laſſen dich, wenn ſie dir alles entriſſen haben, ohne Mitleiden ſterben. Wählſt du aber ja eine einfache Kleidung, ſo

mußt du ſie ſo ordnen, daß ſie ihre Dienſte noch beſſer verrichtet, als dein Schmuck. Es giebt tauſend Verſuchungen der Wolluſt, und ein dünnes flornes Kleid, welches ſich dicht an deinen Körper ſchmiegt, um die Reize deſſelben deſto merklicher durchſchimmern zu laſſen, iſt keine der ſchlechteſten.

Ein artiges Mittel, dich empor, und an den Mann zu bringen, iſt ein erlogener Adel. Ich habe der Beiſpiele unzählige. Manches Mädchen, die in ihrer Vaterſtadt von dem wenigen, was ſie hat, nicht leben kann, und die voraus ſieht, daß ſie ſo bald keinen Mann erhaſchen dürfte, geht auf Reiſen, auf große Jahrmärkte und Meſſen, und wuchert dort mit ihren Reizen. Freilich etwas muß ſie beſitzen, um ſich wie eine Edeldame herausputzen zu können, und die Vögelgen herbeizulocken, nach denen ſie lüſtert. Aber ein Flitterſtaat koſtet nur wenig. Und wenn ſie halbwege eine goldene Uhr anhängt, ſo iſt ſchon dieſe vermögend genug, ſie ächt adelich zu machen. Ich ſtehe dir dafür, daß, wenn ſie halbwege nicht häßlich gebildet iſt, alle Herren mit dem hochadlichen

Von herbeifliegen, und ihr die Kour machen; denn ſie verſchwenden ja ihr ahnenreiches Blut an keine bürgerliche Kanaille. Und da haſt du noch obendrein Ehre davon. Jeder ſchäzt, jeder liebt dich. Hier vorzüglich kann dir die franzöſiſche Sprache zu ſtatten kommen. Wenn du nur Worte und Silben plaudern kannſt, oder deiner Unterhaltung das Gewand des Auslandes umzuhängen verſtehſt, ſo hält dich alle Welt für eine geiſtreiche Dame, für ein Frauenzimmer von Welt, und kannſt du dich vollends ganz in den hochadlichen Geſchmack umſtimmen, ſo paſſirſt du des andern Tages in allen eleganten Cirkeln wenigſtens für eine Gräfinn von Pompadour, oder man macht dich gar zu einer Fürſtinn, weil man in deinen Mienen etwas tiefempfundenes, majeſtätiſches und gebieteriſches bemerkt haben will. Biſt du nun einmal als Gräfinn introduzirt, ſo haſt du auch das Recht, als Gräfinn zu handeln. Es iſt dir erlaubt, die Königinn aller Feſtins zu werden, denn deine Reize, dein alter Adel, und, was das vornehmſte iſt, deine ausländiſche Geburt verdrängen die übrigen vorhandenen Gräfinnen, die zugegen

ſind, und die Freuden des Feſtes theilen. Mithin iſt es dir auch erlaubt, Spiele zu ordnen, die auf die Börſen der Herren geradewegs gerichtet ſind, welche dich zur Gräfinn machten. Du ſpielſt Vingtun, Pharao, Schnitt mit der naiveſten Betrügerei, verleihſt kleine Summen, und ſtreichſt die größern mit einer ſo bezaubernden Galanterie ein, daß man die ſichtliche Beutelſchneiderei mit deinem hohen Namen bedeckt, und mit Freuden bezahlt, wenn man nur das Vergnügen hat, das Gold in deine ſchönen Hände zu drücken. Ich habe den Fall ſelbſt in meinem Leben einigemal erlebt, als mich das Gerücht aus dem bürgerlichen Stande in den adlichen hob, und mich kurz vorher kein Menſch bemerkt haben wollte. Sobald man mich aber als Landedeldame betrachtete, zog man mich augenblicklich zum Spiel, und ſagte mir tauſenderlei Schmeicheleien ins Geſicht.

Bei den gemeinen Leuten empfiehlt ſich das Mädchen von achtzehn Jahren durch hervorſtechende Sittlichkeit, Artigkeit, kluges Stillſchweigen, und jüngferliche Schamhaftigkeit. Ich glaube, das iſt der kürzeſte Weg, ein Mäd-

chen von Grund aus zu verderben. Man wende mir da nicht ein, daß man hier blos auf Neigung und Temperament Acht haben müsse, und daß es sich nicht schicke, wenn ein junges Frauenzimmer ohne Schaamröthe und ohne Stolz gegen sich selbst sich in alles mische, was allenfalls für Mannspersonen und Weiber gehöre. Das alles sind elende, jämmerliche Ausflüchte, welche die freie Laune eines gesunden, fröhlichen Mädchens hemmen, und ihre Lebhaftigkeit verkrüpeln. Ein junges Mädchen von Geist, Leben und raschem Blute muß sich in alles mischen können, und an allem Antheil nehmen, was auch für sie nicht gehört. Sittlichkeit ist ein Wort, das von eben dem Gehalt ist, als die leidige Tugend, die auf jeder Kappe hängt, wenn man sie verlangt, die aber immer mangelt, wenn man mit der Fackel in die Studierstube der Pedanten tritt, die sie predigen. Da sieht man öfters liebliche Dinge. Denn du mußt nicht denken, meine Theone, daß die Herren mit dem spitzigen Krägelchen, und der großlo-

ckigten Parrücke das thun, was sie predigen. Hier heißt es, richtet euch nach meinen Worten, nicht aber nach meinen Werken. Was der Pfaffe sagt, ist nicht darum immer gut, weil Er es sagt. Als ich meine Tante im Baierschen besuchte, hatt ich mannigfaltige Gelegenheit mit dem Weltpriester im Dorfe umzugehen. Es war ein gar lieber Mann, wenn man so im gemeinen Leben mit ihm sprach. Er konnte einem so recht ins Herz reden, und auf jedes seiner Worte eine Art von Sanftmuth legen, die sich wie ein süsser Zauber ins Herz schlich, und mich in kurzer Zeit für den Mann einnahm. Ich hielt ihn für einen Heiligen, und verehrte ihn als einen Abgott. Ich war öfters in seinem Hause, und kannte jeden Winkel desselben. Mit einem Wort — sein ganzes Ich mit allem, was sein hieß, stand unverschleiert vor mir. Aber an eben diesem Herzen, was ich von innen und außen zu kennen wähnte, klebte noch eine harte Schaale, die die Heiligkeit verbarg. Ich hätte sie längst gern geöffnet, aber meine irrdischen Zähne waren zu stumpf, um sie zu knacken. Was man doch nicht alles

erleben muß! Sie öfnete ſich von ſelbſt, und ſchüttete das blozen Heiligkeit rein aus, was ich noch vor zwei Minuten als etwas göttliches betrachtet hatte. Dieß hieng ſo zuſammen. Der heilige Mann hatte den Tag (es war gerade ein Sonntag) viel von guten Werken, von Sittlichkeit und von der Tugend geprediget, auch mit unter etwas von den Sünden des Fleiſches beigemiſcht, und einige von dieſen ächtheiligen Stellen ſchienen mir ſo dunkel, daß ich augenblicklich zum Pater zu gehen beſchloß. Ich klopfte an, niemand hörte mich. Ich öfnete die Thüre, aber kein Menſch war in der Stube. Ich ſteige die Treppe hinauf, öfne ohne vorher anzuklopfen, jäh die Studierſtube, und finde den geiſtlichen Mann in der Umarmung ſeiner Köchinn auf dem Bette. Sieh! meine Tochter, der Mann, der vor einer Stunde ſo viel von Sittlichkeit, und Tugend geprediget hatte, lag izt an dem Buſen ſeiner Beiſchläferinn, und vergaß im wollüſtigen Taumel Krägelchen und Parrücke.

Eben so ists mit der Artigkeit. Und diese haben vorzüglich die Matronen im Munde. Da ächzen und schreien sie über das Mädchen und das junge Weib, wenn sie frei und unbefangen, ohne Rückhalt reden, in ihre Worte schlüpfrigen und französischen Scherz mischen, über die schwerste Sache mit Leichtigkeit urtheilen, und wild und ausgelassen im Zimmer herumschwärmen. Aber dabei vergessen die guten ehrlichen Matronen, daß sie es eben nicht besser machten, und daß sie es noch eben so machen würden, wenn nicht in ihren Adern der Frost des Alters klapperte. Artig ist ein Mädchen in meinen Augen, wenn sie nach ihrer Neigung lebt, jede Freude hascht, und sie begierig verschlingt, in Gesellschaften und in der Einsamkeit Vergnügen um sich her verbreitet, ohne sich darum zu bekümmern, ob dieß Vergnügen in die eiserne Schnürbrust der eigensinnigen Tugend passe, oder ob es andern Schaden oder Nutzen bringe. Der Gemeinspruch: „Ein jeder ist sich selbst der Nächste" ist die beste Tugend, die goldenste Moral, die keinen Menschen zurücksetzt, und jedem hilft. — Was ich von den Mädchen

halten ſoll, die überall ſo ſtill da ſitzen, als ob ihnen das Maul zugefroren wäre — das weiß ich nicht. Aber das iſt ſo den alten Matronen recht. Wenn das junge, eingezogene Kind auf ſeinem Stuhle ſitzen bleibt, auf Komplimente ein paar Worte erwiedert, mit ſchüchterner Feinheit ſpricht, übrigens behutſam in ihren Worten, und Handlungen bleibt — ei! das iſt ein Lobens und eine Herrlichkeit, als ob das Wohl des heiligen römiſchen Reiches daran hienge. Als ich noch in der Reſidenz war, führte mich ein guter Freund in eine Familie ein, die nur ſelten eine Geſellſchaft beſuchte. Sie hatte vielleicht auch nicht Mittel genug, auf dem Fuße der großen Welt zu leben, und ſo war es denn freilich eben ſo geſcheid, wenn ſie zurückblieb, und den lieben Herrn Gott für ſich ſorgen ließ. Ich fand unter den vielen Kindern, die im Laufſtuhl und in der Kappe herumliefen, eine einzige, erwachſene Tochter, nicht ganz übel gebildet, aber auch keine zu auffallende Schönheit. Ich machte mir mit dem Mädchen zu ſchaffen. Sie ſprach äußerſt wenig, horchte der Mutter zu, die eben mit meinem Freunde

über Oekonomie ſprach, und gab mir auf meine Fragen über das neue Lillaband und die ächt Londner Enveloppe nur halbe Antworten. Das Ding ärgerte mich entſetzlich. Ich verließ ſie augenblicklich, und hatte von ihr weiter nichts gehört: „Ja Madam ſie haben recht, es ſieht äußerſt ſchön das Band.“ Eine andere eben dieſes Gelichters traf ich einmal in einer ſehr groſſen Geſellſchaft bei dem Hofrath Maurer. Ich hatte das Aeſchen noch nie da geſehen, und wunderte mich über die ſeltſame Erſcheinung. Es war eine Mamſell Zipfel, ohne Lebensart und natürliche Gefälligkeit. Ihre Mutter (der Vater war ſeit geraumer Zeit geſtorben) erzog ſie mit aller nur möglichen Strenge in jüngferlicher Frömmigkeit, und als ſie nun zum Hofrath durch die Vermittelung einer Freundinn gebeten ward, ſuchte die Mutter ihren ſämmtlichen Vorrath an Lebensregeln hervor, um damit den Kopf ihrer hofnungsvollen Tochter auszuputzen. Sie nahm auch Lehre an, und verſprach auf jedes zeremoniöſe Anerbieten die Worte zu gebrauchen: „Ich danke ihnen gehorſamſt, ich habe — und ſo weiter.“ Der Herr Hof-

rath war artig genug, ſich mit ihr eine Zeitlang zu unterhalten. Wir ſahen das gern, denn ſo mit wurden wir eines läſtigen Geſpräches überhoben. Der Herr Hofrath liſpelte mir hernach in die Ohren, und verſicherte mir bei Ehre, daß das Mädchen einſt eine brave Hausmutter werden dürfte, und daß ihr bei ihrer natürlichen Munterkeit nichts als die Ausbildung abgehe. Ich ſchüttelte den Kopf, und hatte darüber meine eigenen Gedanken. Indeſſen erzählte der Hofrath einen luſtigen Schwank von Langbein, über den die ganze Geſellſchaft in ein wüthendes Gelächter ausbrach. Die Mademoiſelle mogte vielleicht auch darüber gelacht haben — oder hatte ſie nicht gelacht, genug, der Hofrath hatte davon nichts geſehen, und fragte ſie alſo: „Und ſie Demoiſelle lachen nicht? „Ich danke ihnen gehorſamſt, entgegnete das naive Ding, ich habe ſchon gelacht.“ Sieh meine Tochter, das fließt aus einer ſolchen Erziehung. Und ſize denn das Mädchen ſtill und auf einem Flecke in der Geſellſchaft, ſo hört man, wenn ſie den Mund öfnet, nichts als einen leeren Schall, oder eine plumpe mit wahrer Dummheit durchknetete Antwort.

Am allerlächerlichsten scheint mir die Schamhaftigkeit eines Mädchens, wenn sie bei jedem Witze, der auf ihre Schönheit abzielt, bei jeder Schäckerei, die mit den natürlichen Dingen zusammenhängt, ihre Augen erröthend niederschlägt, und, wenn sie ja darüber hinaus sein sollte, hinter dem Fächer kichert. Viele von ihnen thun das nicht einmal, sondern gehen entweder gleich aus der Gesellschaft, oder sagen dem, der den Scherz vorbrachte, trocken die Wahrheit ins Gesicht. Von solchen Mädchen halt ich deshalb nicht viel, weil es gerade die gehörtesten in der Wollust sind. Sie raisonniren öffentlich über dergleichen Dinge, um sie im geheim zu thun, und sich das Ansehen zu geben, als ob sie rein und keusch wären. Wir werden, meine liebe Tochter, in der Folge noch öfters davon sprechen, und um so eher, wirst du mir erlauben, diese Stunde mit dem mütterlichen Rathe zu schließen: „Verbanne jede falsche Schamhaftigkeit aus deinen Reden und Handlungen, sprich über jede Materie unbefangen, sie handle ab, was sie wolle, und bediene dich nie deines Fächers, um dein Gesicht zu verder-

gen, und wenn ſelbſt die Buhlerei in natura daverſtände.“

Drittes Kapitel.

Was ein Mädchen thun müſſe, um ihren Geliebten feſt zu halten.

Ich verſtehe unter dieſer Frage alle ernſtliche Abſichten, die ein Mädchen auf ihren Geliebten hat. Sie ſind alſo mithin von jenen weit unterſchieden, die ich dir in der leztern Stunde nahmhaft machte.

Sobald ein Mädchen Neigung und Willen fühlt, einem Manne ihre Hand zur lebenslänglichen Verbindung zu reichen, ſo iſt ſie auf keine Weiſe gezwungen, auch ihr Herz damit zu verknüpfen. Die Hand hat ihre eigne Rechte, eben ſo das Herz. Die erſte hängt von der Einwilligung der Aeltern ab. Der Vater kann verlangen, daß die Tochter den Mann, den er ihr vorſchlägt, heirathen muß, aber er kann ſie nicht zwingen, ihn auch zu lieben. Das Herz

schlägt die Verbindung aus, weil es einzig der Liebe huldigt, die Hand nimmt sie an, weil sie durch diesen Tausch vielleicht irrdische Güter, und ein gemächliches Leben gewinnt. In so fern also bestimmt sich Hand und Herz seine eigenen Grenzen. Daraus entstehen freilich viele unglückliche Ehen, aber wer ist schuld daran? Gewiß die Mädchen selbst, die die Grenzen zwischen Ehe und Liebe nicht kennen. Liebe ist eine warme, seelige Empfindung, der man sich gern anvertraut, in deren Busen man gern alle Leiden abwirft, mit der man weint, und lächelt, die aber keine Schranken kennt, die sich an keine Fesseln schmiegt, und die dann verschwinden, oder sich wenigstens verringern muß, wenn das frostige Ding, die Ehe hinterdrein hinkt. Sie gleicht einer grimmigen Hyäne, die nimmer satt wird, und sich von dem Fette der Liebe nährt. Ihr Reich hat eherne Mauern, die von der Eifersucht bewacht werden, und über die kein mildes Lüftchen wehe, kein sanfter West fächelt, sondern die, wie die Eisklumpen da stehen, und nur dann erst zusammensinken, wenn Sorge, Haß und Aergerniß an ihnen nagen. O! meine Tochter,

wie gern wollt ich dich vor diesem Abgrund warnen, und dir beferlen, nie einen Mann zu heirathen, wenn meine Aussichten und meine Rache ohne diesen Wunsch befriedigt werden könnten. Du solltest ewig bei mir bleiben, und dich der Einsamkeit weihen. Aber nein! fülle die Leere deines Herzens, geh mit einem Manne, der dich liebt, eine Verbindung ein, aber sieh wohl zu, daß du ihn nie lieben mußt. Gegenseitige Liebe hat nur einen Willen, aber gegenseitiger Haß, schließt die Thore der Freiheit auf. Du kannst mit deinem Manne umspringen, wie du willst, und seine Launen mit dem Lächeln der Liebe stillen, wenn sie auch nur Heuchelei sein sollte. Wenn nur der Zweck erreicht wird, was fragt das Weib darnach, wie er erreicht wird? Darum bekümmert sich auch in der That das Männergeschlecht vor der Trauung nicht. Ich müßte die Männer nicht kennen. Wie Felsheim sich betrug, so gebehrden sie sich alle. Machen wirs Weiber etwa anders? Eine besitzt Schadenfreude und Neckerei, eine andere einen Busen voll Liebe, und eine dritte heult gar, wenn sich der liebe Mond hinter die Wolken verkriecht.

Ich halte es mit den erstern. Die Liebe des Mannes muß jedes rechtschaffene Mädchen (wenn sie sich nur in etwas die Zeit nach den Flitterwochen denken kann) mit Schadenfreude und öfters bitterer Neckerei versalzen. Wie konnte denn auch der Mann empfinden, wie viel die Herrschaft der ungebundenen Liebe gelte?

Sobald der Jüngling in dein Haus tritt, und dich mit schmachtenden Augen anblickt, so kehr ihm nicht sehen den Rücken, oder schlag errötend die Augen nieder. Das leztere heißt eben das, als wenn du zu ihm hin liefest, und laut schriest: „Höre Mann ich liebe dich.“ Sobald er das bemerkt, hat er gewonnen Spiel, du darfst den Roman nicht ausdehnen, du erhältst magere Geschenke in deine Kasse, und unterwirfst dich mit einemmale dem Gesetze der Ehe, der Liebe, des Gehorsams. Und o! welch ein häßliches Gesetz ist das! Ueberhaupt rath ich dir, bey solchen Gelegenheiten auf deiner Hut zu sein. Ist dir der Jüngling gefährlich, und glaubst du, er werde im Stande sein, dein Herz zu rühren, so hör ihn lieber nicht an, sondern schicke ihn fort, sprich, du könntest seine Gesell-

ſchaft nicht vertragen, andere und frühere Pflichten bänden deine Hand! Zieh ihm (und wäre der Jüngling dein Glück) einen kältern vor, den du auf drei Schritte nicht leiden kannſt, den du ſogar haſſeſt, und du wirſt eine zwar unglückliche, aber doch ungebundene Ehe führen. Seine Gutheit iſt das Spielwerk deiner Hände, und ſein Stillſchweigen zu allem, was du thuſt, und was er nicht gern ſieht, der Triumph deines Herzens. Ich ſtehe dafür, ſobald du volle Gewalt über deinen Gemahl haſt, ſo kannſt du ohne Bedenken den Kebsmann in deinem Bette bewirthen. Er darf nichts dagegen haben. Haſt du die nicht, ſo mußt du dich ledig mit ſeinen Gunſtbezeigungen begnügen, und froh ſein, wenn er dich täglich mit zwey eheligen Küßen beſchenkt, die weit froſtiger und ärmlicher ſind, als die der Liebe.

Wenn der Jüngling, dir Liebe ſchwört, und dir dieſelbe mit Küſſen beſiegelt, ſo halt ihn feſt. Er iſt für dich. Aber laß deinem Herzen nicht den geringſten Vorſprung, es muß nichts davon wiſſen. Ueberhäufe ſeinen Mund mit Küſſen — er ſieht daraus, daß deine Zuneigung warm

und ächt iſt. Aber nie muß ſie es wirklich ſein. Schäkere mit ihm, und treibe deinen Scherz bis auf den höchſten Gipfel der Ausgelaſſenheit, aber empfinde nichts dabei. In deinem Buſen rege ſich kein Lächeln. Wenn deine Wange die Thränen küßt, die dir die üppigſte Freude auspreßt, ſo herrſche in deinem Herzen Novemberkälte, wirf jeden Lichtſtrahl zurück, der ſich etwa dahin drängen will. Spricht er mit dir vom Elende, weint er, und jammert ſein Herz dir entgegen, ſo weine mit ihm, hilf ihm ſeine Laſt tragen, nimm ſie ihm ab, und trage ſie ſogar ſelbſt, aber deine Seele müße nichts dabei empfinden, ſie müße lächeln, und ſich freuen, daß es deinem zukünftigen Manne ſo übel gehe.

Vor allen Dingen bemühe dich, ſeine Schwächen zu erforſchen. Iſt er geizig, ſo ſpare jede Kleinigkeit mit übertriebener Sparſamkeit. Lege den halbgebrannten Fidibus, womit er ſeine Pfeiffe anzündete, ins Fenſter, oder kehre, wenn er in dein Zimmer tritt, die Stubkappe ab, damit ſein Kleid kein Stäubchen an ſich ziehe, und es vor der Zeit unſcheinbar mache.

Beobachte in deinem Anzuge eine auffallende Filzigkeit. Bestreue deine Haare mit Mehl, und spare den Puder, flicke das Loch deiner Strümpfe selbst zu, und trage bisweilen den lüderlichsten Flor auf deinem Habite. Ich stehe dir dafür, der Geizhals (und mehrentheils haben die Geizhälse Geld) wählt dich zu seiner Gattin. Ist der Jüngling verschwenderisch, und liebt er die Pracht, so laß es in deinem Hause drauf und drüber gehen, spare keine Reichthümer, deine Garderobe blendend und deine Tische geschmackvoll zu bereiten. Kaufe ausländische Weine, verschreib alle Arten von Geflügel aus fremden Landen, und zeig ihm die Briefe, damit er es auch glaubt. Du wirst nicht so albern sein, und das im Ernste thun. Wein und Geflügel können auf deinem Miste gewachsen sein, und demohngeachtet einen ausländischen Namen führen. Gieb Diners, Bälle, Redouten, Spielgesellschaften, und verwickele ihn in tausendfache Freuden. Er wird deinen Geschmack loben, und dich zum Weibe nehmen. Aber vergiß bei deinem Eroberungsfall eine Klugheitsregel nicht. Beweis dem Geizigen und dem Verschwender

die unversiegbare Quelle deines Reichthums, und besitzest du nicht einen Pfennig, so mußt du in seinen Augen Millionen besitzen. Und nach dieser Vorschrift kannst du jede Lieblingsstände behandeln. Ich gebe dir mein Wort, du wirst in kurzer Zeit über sein Herz siegen, und einen Triumph davon tragen, der dir unendlich schmeichelhaft sein muß.

Liegt dir etwas dran, den Jüngling, der dir Liebe schwor, noch eher ins Joch des Ehestandes zu spannen, als er vielleicht geneigt war, so locke ihn mit den Reizen deines Körpers an dich, und zeigt er Ueberdruß gegen deine Liebe, oder macht er Bewegungen, dich zu verlassen, und das Gebäude deiner Hofnung durch Untreue zu vernichten, so öfne ihm diese Reize, und laß ihn genießen. Er wird dich wonnetrunken in seine Arme schließen, dich mit neuen Zärtlichkeiten überhäufen, und dir von Liebe hingerissen das Versprechen geben, daß er nie ohne dich leben könne. Lüg ihm, wenn er noch zurückkehren will, deine Schwangerschaft, und schreie den Richter (mit dem du dich allenfalls verstehen kannst) zur Rache gegen ihn auf. Ein ge-

waltſames Mittel hat auch gewaltſame Folgen, und es kommt blos auf dich an, ob du dieſe Mittel gebrauchen willſt. Hat er einmal genoſſen, ſo kannſt du ihn ſicher feſt halten. Die Gerechtigkeit wird deine Mittlerinn ſein. Der Richter, der, gereizt durch deinen wallenden Buſen, ſein Szepter nach der Wolluſt ausſtreckt, iſt leicht ins Garn zu locken, und kann weit eher durchdringen, als wenn ihm ein altes, abgelebtes Weib ſeine Noth klagt. Sollte aber der dritte Fall ſtatt finden, daß dein Liebhaber demohngeachtet abſprünge, ſo kannſt du, um der Schande der Welt zu entgehen, deine Schwangerſchaft mit leichter Mühe hintertreiben. Vertraue dich einem Arzte, der ein weites Gewiſſen hat. In ſeinen Büchſen und Flaſchen ſteckt manches Univerſalmittel, welches vermögend iſt, den Leib, den die Wolluſt empörte, wieder zu ebnen. Aber dann ruhe auch nicht, den unbeſonnenen, und verführeriſchen Jüngling ſo zu züchtigen, daß er Zeitlebens daran gedenke. Leere durch die Hand des Richters ſeine Börſe bis auf den lezten Heller, mache ihn

vor den Augen der Welt zu Schanden und verdächtig, wende deine ganze Kraft auf, um ihn als einen Betrüger, und niederträchtigen Heuchler zu entlarven, und räche dich durch einen dritten so an ihm, daß er deine Hand noch jenseits des jüngsten Tages fühlen möge. Hängst du aber zu sehr an dem Urtheile der Welt, oder an dem Wörtchen: „Unschuld" so begieb dich, sobald du deine Schwangerschaft, oder die Nähe der Niederkunft bemerkst, auf Reisen in einen entlegenen Landesstrich, wo man dich nicht kennt, zu einer Muhme, zu einer Tante, oder sonst zu fremden Leuten, die sich ihre Geheimniße bezahlen lassen. Du giebst dann das Kind in die Kost, und kehrst eben so keusch wieder in die Stadt zurück, wie du sie verließest.

Hast du indeß alle diese Zubereitungen nicht nöthig, so giebt es noch andere Mittel, ihn festzuhalten. Unter diesen ist ein genauer und festgesezter Briefwechsel das sicherste. Verreise bisweilen, daß er dir in Briefen und Versen seine Liebe gestehe! Briefe und Verse haben schon manchem ehrlichen Jungen den Kopf verrückt, und manches gute Mädchen vor den Altar ge-

führt. Ich könnte dir davon manches Geſchichtchen aus meinem eigenen Leben auftiſchen, wenn ich an der Rückerinnerung vergangener Zeiten Behagen fände. Oft hielt ich einen feurigen Jüngling in meinen Armen, und ſein noch feurigeres Eheverſprechen in meinem Schranke. Ein Wort, einen einzigen Wink hätt es mir gekoſtet, und er wäre mein, auf ewig mein geweſen. Aber wie es ſo herzugehen pflegt — die lieben Aeltern legten ſich bei der Entdeckung ins Mittel, und drangen darauf, daß ich den Regierungsrath Felsheim heirathen mußte.

Ein ſolcher Brief thut öfters mehr, als tauſend leere Verſprechungen, die in den Wind geredet werden, und von denen das Mädchen weiter nichts behält, als den — Nachklang. Das Papier hingegen bürgt mir für die Zukunft. Es hält mich ſchadlos für alles, für die Gegenwart, um den Eid der Treue, den er uns ſchwor, ihm immer thätig vors Gedächtniß zu führen, und für die Zukunft, ihm, wenn ers vergeſſen ſollte, was er uns verſprach, die Pflicht ſeiner Schuldigkeit einzuſchärfen. Aber dieſe Briefe müſſen

auch so abgefaßt sein, daß sie vor dem Richter als ächte Zeugnisse seiner Versprechungen gelten. Sind sie das nicht, und ist der Jüngling klug genug, mit leeren Worten zu spielen, die der Entscheidung eben so sehr widerstreiten, als die Ehe der Liebe, so kannst du ihn auch nicht gerichtlich zwingen, dir seine Hand zu reichen. Für das Mädchen scheint mir eine jede gerichtlich erzwungene Heirath ein wahres Verdienst, denn sie zeigt der Welt die überwiegende Kraft, die sie gegen den Mann besitzt. Diese Zuversicht auf ihre geltende Macht ist um so unschätzbarer, weil ich sie bei vielen Weibern gefunden habe, die, mit den Briefen in der Hand, und dem eheligen Versprechen, die darinnen enthalten waren, und welche sie, um der bessern Aechtheit wegen, von ihrem eigenen Geliebten abschreiben ließen, vor dem Richter hintraten, und sowohl mit Güte als auch mit Gewalt eine Ehe trennten, die der untreue Böswicht schon mit einer andern eingegangen war. Es ist himmelschreiend, meine Tochter! wenn ein solcher hartherziger Mensch seines Mädchens, seiner Eide und seiner Küße, vergißt, himmelschreiend,

wenn das arme verlaſſene Kind, welches nun keine Zuflucht weiter kennt, als die Appellation und ihre Zunge, erſt hintreten, und dem Gericht zeigen muß, wie ſchändlich der Geliebte handelte! Aber ſo machen es die Männer. Immer haben ſie den Himmel auf den Lippen, und die Hölle im Buſen. Sie verſtehen ſich vortreflich auf die Schäferſtunden der Liebe, und auf die ſanfte Betrügerei, dem armen ſchwachen Mädchen ihre Ruhe zu rauben, und mit dem Satan einen unverwerflichen Bund zu ſchließen, ſie mit der Laſt ihrer Schande in das Grab zu ſtürzen. Doch mein liebes Mädchen! zieh, wenn du jemals in eine ſolche Verlegenheit kommen ſollteſt, den Vorhang ruhig über deine Schmach. Dein geſchwollener Leib (wenn du dich anders jenes Mittels, das ich dir vorhin nannte, nicht bedienen willſt) entehrt dich nicht, denn du fielſt durch Schwachheit, durch die blendende Hofnung, die Hand des Mannes zu erringen, der dich liebte, oder wenigſtens zu lieben ſchien — ich will nicht hoffen, durch Liebe, denn meinen Grundſätzen getreu, darfſt du nie

einen Mann lieben, und wenn du ihm gabſt, was du ihm nie geben ſollteſt, ſo erpreßten es ſeine wüthenden Küße, und dein eigenes Unvermögen, dich vor ſeinen Lippen zu retten, und aus ſeinem Arme zu winden, welcher auf deinem Nacken ſchwer wie die Laſt des Felſens lag. — Es iſt wahr, die Schäferſtunde hat reine, wahre Freuden, aber du darfſt, du mußt ſie nie empfinden. Kann dein Herz mit Gewißheit ſagen, der Mann hat mich glücklich gemacht, dieſe Stunde entzückte mich — o! ſo hab ich für dein Elend nichts als Thränen, denn deine Schande wird dich zu Boden werfen, und du wirſt mit dem Andenken an dieſen boshaften Verführer ſterben. Empfindeſt du aber gerade das Gegentheil, o! ſo ſchätze dich glücklich. Du wirſt deine Schande mit Geduld, mit Gelaſſenheit tragen, du wirſt keine Thräne vergieſſen, auf der die Worte glänzen: „Ich weine ſie meinem Verführer“ du wirſt jedem noch unſchuldigen Mädchen frei ins Auge blicken können, und dem Hohngelächter der ſpottenden Welt trotzen, die mit Fingern auf dich zeigt, und den noch Unverführten zulispelt: Seht, dort geht

die Gebrandmarkte, die auf ihren Leib eine Schandsäule pflanzte, und in ihren Adern vergiftetes Blut trägt.“ Laß dich damit nicht irren. Schon manches Mädchen, das so dachte, wie ich, gieng diesen Weg, und Heere von dergleichen Art werden dir folgen. Freue dich sogar, wenn du dich schon so früh Mutter nennen kannst. Du bist dann Mutter und Weib im eigentlichen Verstande. Dir gehört das Szepter im Hause, du kannst nach Gefallen schalten und walten, und deine Oekonomie richten. Es mischt sich keine männliche Zunge in deine Wirthschaft. Um die Erziehung deines Kindes darf dir nicht bange sein. Der Verführer muß dir Brodt und Unterhalt geben, und dann giebt es ja noch tausend andere Wege, das von ihm zu erpreßen, was er dir vorenthielt, oder ihn wohl gar noch obendrein zur Ehe zu bereden. Ist aber der Mensch falsch genug, und geht in ein anderes, dir völlig unbekanntes Land, aus dem ihn deine Anklagen und deine Millionen Flüche nicht zu vertreiben im Stande sind, so verzweifle auch hierinnen nicht, und denke an das Sprichwort: „Es ist überall gut Brodt essen.“ Schnäre

deinen Bündel, und überlaß den ſchreienden Wurm, den du nicht ernähren kannſt, dem Magiſtrat. Er iſt reicher als du. Vielleicht findeſt du ihn einſtens wieder, wenn er geſchickt iſt, dir Freude zu machen, oder dir (biſt du im Elende) deinen Unterhalt zu verdienen.

Ein eben ſo wichtiges Verſprechen iſt der Ring. Lege deine Minen ſo locker, daß du den Verführer, ſobald er ſie betritt, mit einem Athemzuge in die Luft ſchleudern kannſt. Der Ring hat oft ſchon Wunderdinge verrichtet. Und ich ſelbſt will dir ein ſolches Beiſpiel aus meiner Erfahrung auftiſchen, aus welchem du ſehen kannſt, daß eine Lehre der Art nicht im mindeſten zu verachten iſt. In der Reſidenz lebte vor einigen Jahren ein ſtilles, eingezogenes Mädchen, mit hervorſtechenden Reizen und einem Herzen ausſtaffiert, das die liebe Mutter Natur nicht beſſer hätte beſorgen können. Sie hatte wenig, aber auch das wenige, was ſie beſaß, war hinreichend, ſie und ihre alte Mutter, die bei ihrem hohen Alter ihrer Tochter demohngeachtet in allen möglichen weiblichen Arbeiten an die Hand gieng, vor Hunger zu ſchützen.

Auf dem Spaziergange sah sie der Hofrath Borrmann, ein liebenswürdiger, und in den vornehmsten Häusern der Residenz gelittener Mann, und dem man von Herzen das reichste und schönste Mädchen gegönnt hätte. Er verliebte sich augenblicklich in sie, und ließ durch seinen Bedienten ihre Wohnung erforschen. Da das Mädchen wirklich durch ihre Tugend und sittsames Leben allgemein bekannt war, so hütete sich der Hofrath gerade zu zugehen, und mit der Thüre ins Haus zu fallen. Elisabeth merkte demohngeachtet seine verrätherischen Absichten, ließ sich aber dabei nichts merken, und unterhielt ihren Hofrath auf das angenehmste. Seine Besuche, welche nur aller acht Tage wiederholt wurden, verstärkten sich nach und nach so sehr, daß man den Hofrath Borrmann allemal bei Lieschen suchen mußte, wenn man ihn zu Hause nicht antraf. Die Tugend dieses sonst so tugendhaften Mädchens kam ins Geschrei, und die hochadlichen Köpfe fuhren wie die Mohnschädel zusammen, um täglich einen Gran mehr von der Artigkeit des Hofraths abzuzwacken. Die Mutter Lieschens hörte diesen Unfug, und

ſetzte ihre Tochter zu Rede. „Mache mir keine Schande, du Einzige, die ich mit Schmerzen gebahr, ſagte ſie, und hänge dich ungenützt an den Hofrath. Er wird kein Narre ſein, und dich heirathen, und zu ſeiner Hure (hier machte ſie drei Kreuze) biſt du wahrlich zu gut. Laſſen ſie das gut ſein, entgegnete das naive Mädchen, liebe Mutter, ich werde dem Hofrath nie etwas verwilligen, was auf den Weg zur Schande führt, ſo ſehr ich ihn auch liebe.' Denn ich weiß, was ich meiner Ehre ſchuldig bin. Laſſen ſie die Leute reden, was ſie wollen. Sie müſſen am Ende doch wieder aufhören! Bin ich einmal mit meinem Plane zu Stande, ſo mag der Hofrath meinetwegen bleiben, oder weggehen, ich erreiche doch meine Abſicht." So wußte ſie die alte ſorgſame Mutter zu beruhigen. Wie ſie prophezeihet hatte, ſo geſchah' es. Der Hofrath ſetzte ſeine Beſuche ununterbrochen fort, hüpfte in ſeinen Unterhaltungen von einer Gleichgültigkeit zur andern, und wußte am Ende dieſe Kleinigkeiten ſo geſchickt mit dem Ernſthaften zu verknüpfen, daß Lieschen Thränen im Auge barg. Das gute Kind war verſtellungs-

weiſe ſo gerührt, daß ſie (die Mutter hatte ſich auf einige Stunden entfernt) dem lieben Manne in die Arme ſank, und nicht mehr zu widerſtreben wagte. Aber juſt bei dieſem gefährlichen Zeitpunkte ließ ſie ihre ganze Kunſt blicken. Schnell rafte ſie ſich empor, und trat mit einem Auge voll Entſchloſſenheit vor den Verführer, daß er zurückbebte. „Kein Genuß eher, ſagte Lieschen, bis ſie mir verſprechen, daß ſie ewig mich lieben, nie mich verlaſſen wollen — auch wenn ſie heirathen.“ Der lezte Punkt brachte den Hofrath wieder zur Beſinnung. „Das Mädchen muß toll ſein, dacht' er, daß ſie nicht von dir verlangt, ſelbſt deine Gemahlinn zu werden. Er faßte ſich ſchnell, und ſagte: „Nie! liebes Lieschen werde ich ſie verlaſſen, bis zum lezten Hauche meines Lebens will ich an ihrer Seite ſtehen, auch, wenn ich heirathe.“ Lieschen war ſchlau genug zu merken, wie ernſt, und mit welchem Tone er die Worte: „auch wenn ich heirathe“ ausſprach. Aber ſie ließ ſich nicht im geringſten irre machen. Zum Zeichen der Treue (und das war alles, was ſie wünſchte) ſchenkte er ihr einen goldenen Ring mit Deman-

ten besetzt, und in dessen Kasten sein verzogener Name stand. Sie nahm ihn an, ohne sich darüber zu freuen, aber im Herzen stürmte die lauteste Freude. Sie schob ihm einen andern, aber weit schlechtern an die Hand, und Borrmann — genoß. Sobald der Rausch vorüber war, verließ er das arme Mädchen, und kehrte nie wieder zu ihr zurück. In vierzehn Tagen hieß es in der ganzen Residenz: „Der Hofrath Borrmann vermählt sich mit dem Fräulein von Gelsen." Lieschen erschrack nicht im geringsten, denn das, was sie vermuthet hatte, gieng nun in Erfüllung. Aber augenblicklich gieng sie zum Richter, und klagte ihm die Noth ihres Herzens. Der Richter war ein weichherziger Mann, der vorzüglich die Thränen der Weiber und Mädchen nicht ertragen konnte, und ließ den Hofrath zitiren. Er gestand seine Schwäche und versprach Lieschen, den Ring mit vielem Gelde abzukaufen — aber hier hatte er weit daneben geschossen. Lieschen drang auf die Heirath, denn der Ring war auf ihrer Seite. Um den Spaß nicht zu weit zu treiben, vergaß er sein Frau-

lein, und heirathete Lieschen auf der Stelle *).

Sieh, meine Theone! ſo viel kommt öfters auf eine Kleinigkeit an, die wir gering ſchätzten, und die unſrer Sache den Ausſchlag gab. Du wirſt freilich nebenbei auch, wenn du in die große Welt tritſt, die Erfahrung machen, daß es nicht überall ſolche Lieschens giebt, die ihren Vortheil bei ſolchen Gelegenheiten erhaſchen, und darauf denken können, wie ſie am beſten die ſchwache Seite des Mannes zu ergreifen im Stande ſind — aber demohngeachtet giebt es unter den Betrogenen nicht zwei, drei, die an einem Gallenfieber oder an irgend einer Krankheit ſterben, die ſich daher ſchriebe. Ich wundre mich, wie es in unſern Zeiten, die man die philoſophiſchen und aufgeklärten nennet, noch Moraliſten und Philoſophen geben kann, die von der verlohrnen Unſchuld eines Mädchens, und von den Verſprechungen eines Mannes ſo viel Weſens machen können, als wenn die Wohlfarth des Himmels dran hienge. Ich ſehe

*) Hat ſich wirklich in N°5 zugetragen. Aber freilich alle Mädchen ſind nicht Lieschen.

nicht ein, warum man darüber so viel prediget, und schreibt. Die Jungfrauschaft eines Mädchens iſt nichts weſentliches, noch weniger ein Schmuck. Ein Feld, das unbebauet und verödet da liegt, nützt in der That dem Eigenthümer wenig, oder gar nichts. Was ſoll nun einem Mädchen, das frei von jeder Anhänglichkeit an irgend einem Manne, ſich ſelbſt lebt, die Jungfrauſchaft nützen, oder ſie zieren, wenn ſie keine Früchte trägt, die der Welt zu Gute kommen. Eben ſo elend ſind die Grundſätze unſrer Weiſen beſchaffen, die in das Siſtem eingreifen, welches die unerlaubten und erlaubten Mittel abhandelt, die ich der Reihe nach berührte. Sie ſtehen zwar mit der lieben Jungfrauſchaft, und dem ſogenannten ehrlichen Rufe eines Mädchens in einem ſehr engen Verhältniß, aber es kommt alles darauf an, wie ich eine Sache behandeln will. Und warum ſoll ich juſt gezwungen ſein, die Unverletzlichkeit der Jungfrauſchaft für etwas ſchönes zu halten, da uns die Erfahrung ſehr oft belehrt, wie unglücklich ein Mädchen geworden iſt, die ſich von jeder Wolluſt wegſtahl, und ihrem Leibe jeden Reiz

der Liebe entzog. Daraus entſtehen alle die Folgen von angſtvollen Qualen, weggeblie-benen Monatsgängen, Aengſtigungen auf der Bruſt, Verſtopfungen der Luftröhre, und tauſend Uebeln mehr. Es iſt offenbar, der Schöpfer iſt, und kann mit dieſer menſchlichen Einrichtung nicht zufrieden ſein, und würde gewiß andere Mittel hervorgebracht haben, die den Lauf der Natur beſtimmten. Wie oft hieng nicht ſchon von der menſchlichen Einrichtung Elend und Unglück ab? Wir ſchieben dann gemeiniglich alles auf die liebe Natur, und ſprechen ungeprüft den Menſchen frei, der zwar alles tadelt, aber an ſeinem Jammer oft ſelbſt ſchuld iſt. Wüßten wir von dem ſtrengen Geſetze der Keuſchheit nichts, die Menſchen würden geſünder, reicher und vollkommner ſein, und hätte jedes Mädchen das unausſchließbare Recht, jedem Manne den Genuß zu verſtatten, wir wären auf einmal frei von allem Kindermord. Die Geſchichte dieſer Gattung würde ganz ſchweigen, und unſere Nachkommen am Ende davon gar nichts mehr wiſſen. Aber wenn auch jeder Monarch in ſeinem Lande den Befehl er-

gehen ließe, daß es jedem Mädchen erlaubt wäre, mit ihrem Leibe Wucher zu treiben, und ungestört der Wollust zu opfern, so würde doch ein solcher Befehl der Sache wenig nützen. Denn mit der Aufhebung dieses Vorurtheils würde das Vorurtheil der Ehre bei weitem noch nicht erloschen sein. Jedes Mädchen würde noch unter dem allgemeinen Drucke der öffentlichen Schande leben, sobald sie sagte, ich bin schwanger. Jener Befehl muß also auch diesen Punkt treffen. In jedem gesitteten Staate muß der Befehlsgeber darauf dringen, den lezten Zweig der Ehre, dieses in allen Köpfen unserer Sittenlehrer grassirende Hirngespinnst, abzustreifen, und jedem weiblichen Busen das Privilegium zu geben, den ausgebreitetsten Wollusthandel zu treiben, wie und auf was für Art sie wolle, ohne dadurch etwas von ihrem Ansehen zu verliehren. Die unabläßige Beschützung eines solchen Rechtes würde in unsern Staaten das goldene Zeitalter wieder herstellen, und aus unserm verfinsterten Deutschland ein paradisisches Frankreich bilden. Die Mutter würde die Tochter als eine Schwester umarmen, die ver-

traulichſte Harmonie würde auf jeder Lippe ſchweben, jedes einzelne Glied der menſchlichen Geſellſchaft in eine Kette von tauſend Gliedern fließen, und das Freudenmädchen würde ohne Schminke, und ohne Verachtung bei der tugendhafteſten Dame ſitzen dürfen. Das wäre die Freiheit und Gleichheit in ädlerm Sinne des Wortes.

Doch genug hiervon. Ich breche ab von dieſer Materie, und gehe zu einer andern über, meine Theone! welche dich ſchon als Ehefrau betrachtet. Denn es iſt gewiß, ſobald du alle jene Mittel befolgſt, die ich dir mitgetheilt habe, um einen Jüngling zum Manne zu bilden, ſo wirſt du auch in kurzer Zeit die Früchte deines Fleiſſes ärndten.

Viertes Kapitel.

Ueber die Flitterwochen in der Ehe.

Es iſt ſehr heilſam, daß in der menſchlichen Geſellſchaft ein eheliches Band, und mithin ein gewißer Vertrag obwalte, nach dem dieſes Band nicht zerriſſen werden kann; aber eben ſo heilſam iſt es auch, wenn das Weib, das ſich lebenslang an dieſes Band ſchließen ließ, und gewiße Freiheiten verlohr, die ſie nun, wenn ſie ſie noch ausüben will, mit Verſtellung übertünchen muß, den Mann auf alle erſinnliche Weiſe betrügt. Denn ſo kann ungeſtört dieß Band beſtehen. Der Mann hält ſich von ſeinem Weibe geliebt, indeß dieſes in den Armen eines andern ſich eine Erholung geſtattet, die ſie in dem Bette ihres Mannes nicht zu finden weiß. Ueberdruß und Laune, die Henker der Ehe, die ſo oft an dem Frieden des Hauſes nagen, trennen aber doch bisweilen die dünnen

Fäden dieſes Bandes. Es erwächſt aus demſelben Haß, Kummer, Elend und tauſendfacher Jammer, der in den meiſten Familien nicht nur in den Grenzen des Ehebettes bleibt, ſondern ſich auch in die Herzen der Kinder verliert, daß ſie am Ende, wie Ziegler in ſeiner Eulalia ſagt, aus den Aeltern nicht klug werden können. Aber mancher würde, wenn er mir zuhörte, hier einwenden, daß es viele Familien gäbe, wo man dieſen Jammer, dieſes Elend nicht kenne, und wo man doch zugleich überzeugt ſei, daß Gatte und Gattin auf keinem vertraulichen Fuße ſtehen, und daß die Kinder allenfalls auch wüßten, wie die Aeltern gegen ſie geſinnt wären. Ich bin das gern zufrieden, aber der Jammer dieſer Ehe iſt demohngeachtet nicht verlohren. Er liegt nur im Hinterhalt verſteckt, und lauert auf eine Gelegenheit, deſto kräftiger hervorbrechen zu können. Ein dichter Schleier deckt die Augen der Kinder, und dieſer Schleier heißt — Verſtellung der Aeltern. Mann und Frau haben dabei ihre eigenen Seiten. Jedes geht ungehindert ſeinen Weg, ohne

den andern zu fragen, wo bist du gewesen, oder wo wirst du morgen hingehn? Der Vater liebkoset seine Söhne eben so warm und herzlich, als die Mutter ihre Töchter. Sie essen mit ihnen aus einer Schüssel, sie trinken aus einem Glase, sie gehen zusammen in die Kirche, und schlafen in einem Bette, aber in ihrem Herzen kocht der schwärzeste Groll, der nur dann ausbricht, wenn die Kinder nicht zugegen sind. Man treibt in vielen Familien, wo die unglückliche Ehe an der Stirne des Mannes und des Weibes geschrieben stehet, die Verstellung noch weiter, und schont nicht nur die Kinder, sondern auch sich selbst. Freilich das Ende der unerträglichen Verstellung ist früher Tod, und wenn es dieser nicht ist, fressender Herzensgram, der nie ausbricht, und sich gemeiniglich selbst verzehrt. Da sieht man keine runzlichte Miene, kein niedergeschlagenes Auge, keinen erpreßten Seufzer, keine Thräne — nur Heiterkeit, fröhliche Laune, lustigen Humor. Aber sollte man in das Herz solcher Menschen blicken, so würde man den mannigfaltigen Jammer, die Zwie palt zwischen sich selbst und dem

Himmel, und das ganze Gefolge ſolcher unſeeligen Permiquazen ſehen.

Eben die Bewandtniß hat es mit den Flitterwochen. Glaube nicht, meine Tochter! daß dieſe wenigen Tage ein Himmel voller Freuden ſind. Ja! ich gebe zu, daß ſie — bei einigen Eheleuten ſtatt finden, bei denen ſich nämlich die Liebe mit ins Spiel miſchte, aber das ſind auch nur wenige. Die meiſten, die aus Groll und Unruhe, aus Noth und Beſtimmung Eheleute wurden, behalten dieſe Wochen nur aus Verſtellung gegen ſich ſelbſt bei. Sie bekämpfen in dieſen Zwiſchenräumen ihren Unmuth, weil ſie immer noch eine Ewigkeit vorausſehen, in der ſie ſich martern und peinigen können, und weil ſie izt noch, wo der Flitterſtaat der Neuheit noch auf ihnen liegt, generous genug denken, um ſich dieſe kleine Zeit nicht zu verbittern. Dieſe Philoſophie hat gleich die Natur bei ihrer Schenkung in jedes menſchliche Herz gepflanzt, und ſie iſt darum ſo leicht, weil ſie unrecht iſt.

Bei dieſer Behauptung hab ich denn immer gefunden, daß hauptſächlich das Weib in dieſer

Art von Verſtellung äußerſt viel leiſten kann. Sie iſt geſchickt, die kleinſte Nüanze des Herzens ihres Mannes zu erforſchen, ihn mit tauſend Gefälligkeiten zu überraſchen, und allerlei Schmeicheleien hervorzuſuchen, die ihm gefallen, und betäuben — indeſſen er der unbehülfliche, plumpe Altagsmenſch bleibt, dem die Herzlichkeit nicht anſtehet, und der in einer Stunde das wieder verdirbt, was das ehrliche Weib Tage lang bauete. Doch trift dieſer Vorwurf nicht alle. Auch ſie haben eine Kunſt in ihrer Gewalt, die uns nicht ſelten beſchämt. Und dieſe Kunſt verſtand Felsheim aus dem Takte. Ich lebte und webte in dieſem Manne. Alles was meine Augen wünſchten, ward mir gegeben. Ein Blick, ein Händedruck, ein Kuß gaben ihm Flügel. Er rührte keine Feder an, ſo lange dieſe Wochen dauerten. Er ſpielte, er ſang, er tändelte mit mir. Wie gern vergaß ich damals Hillern. Ich glaubte nie wieder unglücklich werden zu können, und gab meinem Manne die ſüßeſten Worte, immer ſo zu bleiben. Aber wie leer waren meine Hofnungen, wie leer ſelbſt ſeine Verſprechungen. Schon nach

den erſten drei Wochen ſchwand ſeine Liebe und ſeine Anhänglichkeit. Er mied mein Zimmer, und trat ich in das ſeinige, ſo zog er mir ein finſteres Geſichte. Ich hielt den Angriff geduldig aus, und hielt den augenſcheinlichſten Haß für Prüfung. „Albert, ſagte ich eines Tages zu ihm, als ich in ſeinem Zimmer ihn unter Akten und Rechnungen fand, ich weiß nicht, wie ich ihr Betragen deuten ſoll? Iſts Eiferſucht, was ſie peiniget, oder iſts Prüfung, die ſie meiner Liebe auflegen, und warum ſie ſeit einiger Zeit gegen mich ſo zurückhaltend ſind? Ich will ja gerne leiden, nur möcht ich auch die Urſache dieſer ſo ſchnellen Veränderung wiſſen.“ Seine Mienen erheiterten ſich in etwas, aber er antwortete mir nichts, als: „Geben ſie ſich zufrieden, ich habe nichts wider ſie.“ Schüchtern braucht ich dießmal das fremde Sie, gegen unſer vertrauliches Du, deſſen wir uns gleich nach der Trauung bedient hatten, und wie erſchrack ich nun, daß auch er es erwiederte. Ich ſank in einen Armſeſſel zurück, und war einer Ohnmacht nahe. Er klingelte dem Bedienten, und — verließ mich. Ich rang die

Hände, als ich mich wieder erholt hatte, und vergoß seit diesem Tage unzählige Thränen.

Sieh, meine liebste Tochter! so behandelte mich dein Vater, nach den Flitterwochen. Verdenkst du mirs nun noch, wenn ich diese gepriesene Zeit verdächtig mache? Wenn ich mit dem ganzen Feuer meiner Beredsamkeit dich warne, hierinnen ganz auf deiner Hut zu sein? Und es ist ausgemacht wahr, daß in keinem Falle des menschlichen Lebens die Verstellung heftiger wirke, als in den Flitterwochen der Ehe *). Freilich wird diese Verstellung durch mancherlei Dinge erzeugt, die man nicht vorhersehen konnte, und es würde für die Ruhe beiderseitiger Gatten sehr dienlich sein, wenn sie sich ihre Fehler und Schwächen, die an der unglücklichsten Ehe öfters schuld sind, mitgetheilt hätten, ehe sie noch die Verbindung eingiengen. Aber leider! wird daran nie gedacht. Man ist öfters froh, wenn die Heirath nur recht bald vollzogen wird. Mütter und Väter sind der Sorgen überdrüßig, die sie hatten, um die Keuschheit ihrer

*) Wenn man so denkt, wie Margarethe.
Die Verfasserin.

Töchter zu bewachen. Mir fällt eben eine Geſchichte bei, die hierher paßt, und welche ich dir hier am rechten Orte zu erzählen für gemäß achte.

Als ich noch unverheirathet war, lernte ich auf einem meiner einſamen Spaziergänge ein Mädchen kennen, welches mir recht wohl gefiel. Es war eine ſchlanke Brünette von ſechzehn Jahren, und verlohr ihren Vater in dem Keime ihrer Jahre. Die Güte ihrer Mutter hatte ſie über dieſen Verluſt gar bald getröſtet, und da ſie ehedem nicht arm war, ſo blieb ſie auch in ihrer Bildung nicht ganz zurück. Die Mutter, welche ihre einzige Tochter recht zärtlich liebte, bemühete ſich von ganzer Seele, ſie glücklich zu verheirathen. Aber jederman ſtieß ſich an einem gewiſſen Etwas, das juſt die wenigſten Männer überſehen. Sie war nämlich vielen nicht reich genug, und ohngeachtet Mutter und Tochter ſehr wohl einſahen, daß ſie dieſen Fehler nie verbeßern könnten, hoften ſie beide dennoch auf eine ſehr anſehnliche Parthie, im Gegenfall ſie jeden ärmern Jüngling geradewegs ausſchlugen. Lange Zeit verging, ehe man wie-

der anklopfte. Endlich fand ſich ein reicher Holländer, der ſich ſeit einigen Wochen in der Reſidenz anſäßig gemacht hatte, — ein Mann, der keine üble Bildung hatte, welcher aber von einer ſo ganz finſtern Laune beherrſcht wurde, daß es nur wenig Zwiſchenräume gab, wo man ganz unbefangen mit ihm ſprechen konnte. Eliſens Mutter (ſo nannte ſich das Mädchen) fand Behagen an dieſem Menſchen, und freuete ſich innig, als er um die Hand ihrer Tochter anhielt. „Du biſt ein glückliches Mädchen, ſagte ſie, wenn du dich mit dieſem Holländer vermählſt. Der Mann hat Schätze wie Sand am Meer. Alt iſt er ohnedem, wie lange wird es währen, ſo biſt du eine junge reiche Wittwe, und kannſt dann nach Gefallen heirathen, wie und wen du willſt.“ Aber Eliſe hatte dazu keine Ohren. Sie machte der Mutter die gegründetſten Vorſtellungen, und ſagte das „Nein!“ mit einem ſo unerſchütterlichen Tone, daß jene ſchweigen, und der Holländer wegbleiben mußte. Auf einmal hub die Alte ihren Spruch wieder an, überſchüttete ihre Tochter mit Vorwürfen, und mahlte ihr das goldene Leben, was ſie durch ihr Ver-

schn'den hatte einbüßen müßen, in dem Hause ihres neuen Schwiegervaters so lebhaft vor, daß das arme unglückliche Mädchen sich endlich entschloß, den verliebten Hypochonder zu ehlichen. Sie klagte mir ihr Elend mit bittern Thränen, und beschwor mich bei den Wunden des Gekreuzigten, sie aus den Händen eines Menschen zu befreien, den sie nie lieben würde. Aber was sollt ich thun? Ich hatte keine Mittel in Händen, mich damals geltend zu machen. Und die Mutter von ihrem Entschlusse abzubringen — das hieße das Rad des Ixion drehen. Ich rieth ihr, sich mit Geduld zu waffnen, und sie versprach mir nach der Vergießung unzähliger Thränen, den mütterlichen Verfellungen Genüge zu leisten. Die Ehe ward vollzogen, und Raimund (so hieß der Holländer) war nach den Tagen der Hochzeit der gefälligste Ehemann. In Elisens Augen glänzten Thränen der Freude. Sie fiel mir wonnetrunken um den Hals, und versicherte mich, daß sie nie glücklicher hätte heirathen können. Allein sie freuete sich zu frühe. Kaum waren vierzehn Tage verflochen, als der Horizont dieser gefälligen Ehe mit schwar-

zen Wolken umflort ward. Das Lächeln des sü-
ßen Ehegemahls schwand allmählig, statt dem
Zauber der Worte hörte man nichts als ver-
steckte Klagen, die endlich in harte Bestürmun-
gen und Vorwürfe ausbrachen. Am Ende zeigte
sich der Grund des Elendes. Ramund war nicht
viel reicher, als seine Frau. Da er in der
Stadt mit niemand Bekanntschaft hatte, er sich
auch nur erst seit einigen Wochen dort aufhielt,
so war ihm der Geldumstand seiner Gattin völ-
lig unbekannt geblieben. Elisens Mutter hatte
ebenfalls davon sehr weislich geschwiegen, und
unter beiden war es nie zum engern Einverständ-
niß gekommen. Nur so viel hatte die Sage
(und was thut die Sage nicht? zumal wenn ei-
ne ganz fremde und ausländische Personen auf
dem Spiele steht?) nur so viel sag ich, hatte
die Sage sich verlauten lassen, daß Ramund
wenigstens eine halbe Million an baarem Ver-
mögen besitzen müsse. Aber nicht nur seine
Vermögens- sondern auch seine Gesundheitsum-
stände standen nach den Flitterwochen (wo al-
les wechselseitig geschont wird, wo man nicht
gern klagt, wo nur die Freude lacht) in

einem ſehr eckelhaften Gewande vor Eliſens Augen. Izt ſah ſie zu ihrem Schrecken ein, (was ſie vorher nie unterſucht hatte) daß nämlich ihr Gatte einen künſtlichen Arm trug. Er hatte den rechten in einer langwierigen Krankheit verlohren. Welch eine Szene, als ſie dieſe Bemerkung zum erſtenmal machte. Sie konnte nichts, als weinen. Tauſend Vorwürfe ſtarben auf ihren Lippen. Bittere Verachtung nahm nun die Stelle der Liebe ein. - Aus dem Paradieſe entſtand eine Hölle voller Quaal.

Aus dieſer wahren Geſchichte ſiehſt du, meine Theone! das Eliſens Mutter (die ihre Tochter izt nur bedauren, aber nicht mehr retten konnte) ſehr unweiſe gehandelt hatte. Sie blickte nie in die Zukunft, ſondern verweilte blos bei der Gegenwart. Sie nahm Ramunds ſchmeichleriſche Worte für Wahrheit, glaubte das, was ſeine Liſt ihr vorlog, und ließ ihre Tochter, die hellere Augen hatte, wie ſie, den Gegenſtand ihrer Liebe nicht einmal prüfen. Freilich war Eheſcheidung das Ende vom Liede, aber war das Milderung ihres Jammers, rettete ſie ſich dadurch aus dem grundloſen Abgrund,

in den sie die Eitelkeit ihrer Mutter geführt hatte? Könnte man die unglücklichen Wochen, die uns so blenden, vor den Tagen der Ehe berechnen, und durch sie das Innere des Mannes erforschen, wir würden alle glücklicher sein!

Ich kann dir am Ende dieser Stunde keinen richtigern und herzlichern Rath geben, als den, gleiches mit gleichem zu vergelten, und in eben diesen Wochen mit aller Kraft daran zu arbeiten, dir das Szepter des Mannes, der in diesen Tagen noch blind und gehorsam gegen deine Launen ist, zuzueignen. Dazu wird eben keine große Kunst erfordert. Thu nur allemal das, was er gern sieht, stiehl ihm den leisesten Wunsch aus den Augen, erfülle seine Lieblingsneigungen, ordne seine Nebengeschäfte, warte und pflege, — behandle ihn wie eine Mutter ihr Kind, vergiß aber dabei deine eigene Autorität nicht, laß bei jedem Geschäfte deine Gewalt durchblicken, mach es ihm fühlbar, daß blos auf deinen Schultern die Macht des Hauswesens ruhe — und ich gebe dir mein Wort, daß dein Mann nicht nur deine entscheidende Gewalt anerkennen, sondern dich auch noch obendrein anfeuern wird,

auch künftig dem Hausweſen die erſprießlichen Dienſte zu erweiſen, die du ihm bereits erwieſen haſt. Er wird dir dabei ſeine unausſchließliche Gewalt und den Schlüſſel zur Schatulle übertragen, und dir in allem Recht geben, was du thuſt, und was du für billig achteſt. Der Mann iſt wirklich, wenn er einmal überwältiget iſt, ein gar ſchwaches Werkzeug, und es würde ſehr lächerlich ſein, wenn wir uns deſſen nicht nach Willkühr bedienen wollten. Entſcheidende und ſchon längſt anerkannte Gewalt zieht allemal Furcht und unbedingten Gehorſam nach ſich.

In der nächſten Unterredung werde ich dir nun zeigen, was du thun und unterlaſſen ſollſt, wenn du mit deinem Manne verbunden biſt, und die Flitterwochen verſtrichen ſind, um ein freies, gemächliches und zwangloſes Leben zu führen.

Fünftes Kapitel.

Ueber das Verhalten des Weibes gegen den Mann in Fällen der ehelichen Verwohnung, der Oekonomie, der Geselschaften, u. s. w.

Die Königinn des Hauses, zu der du dich erhoben hast, hat nun nicht allein über allgemeine Angelegenheiten des Hauses das Szepter in Händen, sondern auch über die ehelichen Freuden des Mannes selbst, die ihn berechtigten, sich mit dir zu verbinden. Es ist dieß letztere eine süße Gewalt des Mannes, die er über das Weib ausübt, und es ist ausgemacht richtig, daß selbst die unglücklichsten Eben in dem engen Zeitraume der ehelichen Verwohnung zu der alten Zufriedenheit zurückkehren. Jedoch kann ich mich auf der andern Seite von dem Nutzen, den das Weib für sich selbst daraus ziehen soll, nicht überzeugen. Denn der einfache Gedanke, von dem Manne, denn sie so grenzenlos haßt,

Kinder zu gebähren, muß bei der Süßigkeit der Empfängniß demohngeachtet ein quälender Gedanke sein. Ist denn das Weib blos dazu geschaffen, um die Wollust des Mannes zu befriedigen? Höhere und weit ädlere Pflichten liegen auf ihrem Gewissen, und der Zweck ihrer Ehe, den sie bei der Umtauschung der Ringe eingieng, hatte wahrlich ein weit größeres Abscheu, als der Mann mit solcher Seele sich nur im entferntesten Sinne des Wortes denken kann. Und wie erniedrigend für einem Weibe, welches die Oberherrschaft im Hause so leicht zu erringen verstand, muß das Gefühl sein, izt, wo die Natur in ihrer ganzen Kraft erwacht, wo zwei Wesen, die nicht für einander geschaffen zu sein scheinen, in Eins zusammenfließen, die Sklavinn eines Mannes zu heißen, sich, wie ein Wurm, unter seinen Leib zu schieben, — pfui! wie gräßlich wird die Natur, wie abscheulich unser eigenes Gefühl entehrt!

Noch weit unädler aber ist das Nachgeben des Weibes in allen Fällen des ehelichen Beischlafes. In der Ehe nicht nur, sondern auch

im unverheiratheten Stande ist der Schlaf für die Nacht bestimmt. Wie kann nun der Mann mit Billigkeit verlangen, daß das Weib sich seinem Befehle unterordnen soll, blos weil es ihm einfällt, der Wollust zu fröhnen, und ohne sich darum zu bekümmern, ob es auch das Weib zufrieden ist? Eine ganz andere Sache ist es, wenn die Handlung von der Gattin verlangt wird, und es ist sehr billig, daß sie blos von ihr verlangt wird. Jeder, der mit Aufmerksamkeit den Fortgang des menschlichen Geschlechts überdenkt, wird einsehen, daß nicht sowohl der Mann, als vielmehr das Weib die mehresten Kräfte aufwenden muß, um den Beischlaf zu befördern, und daß er nur dann erst dann zum ehrwürdigen Geschäft wird, wenn die Natur des Weibes die Natur des Mannes reizt, für die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes zu sorgen. Ich weiß so viele unglückliche Ehen in der Residenz, die blos durch die Veranlassung des ehelichen Beischlafs so unglücklich wurden. Und bisweilen liegt sogar hierinnen der allererste Grund zum Mißverständniß, zum Jammer und selbst zur Ehescheidung. Wie

oft hat nicht schon der Mann das Weib unglücklich gemacht. Wie oft fließen nicht aus diesem Punkte allein die Heere von Thränen und Seufzern, die kein Gedanke an die Verbesserung des Elends, stillen kann! O! meine gute Tochter! überlege diesen Fall sehr genau. Prüfe den Mann, der dir Hand und Herz anbot, genau, untersuche schon vor der Hochzeit (denn dann ist es noch Zeit, ohne Jammer und Geldaufwand das unerträgliche Band zu trennen) die Kräfte des Mannes, und eigene dir die Gewißheit zu, ob er auch tüchtig genug sei, das Werk des ehelichen Beischlafs redlich anzufangen, und eben so redlich zu vollenden.

Am besten und sichersten aber wirst du gehen, wenn du deinem Manne nur selten den Beischlaf gestattest (und dieses zu verhüten, thust du wohl, wenn du dich und ihn in zwei besondere Zimmer bettest) wohl aber der Wollust und des süßesten Vergnügens in den Armen eines andern und würdigern opferst. Hier bist du allerdings das Oberhaupt, hier bindet dich keine eckelhafte Pflicht, hier hast du nichts zu befürch-

ten, als das volle Maas der Liebe, der unaussprechlichsten Wonne. Ich gestehe es dir aufrichtig, meine Theone! daß ich diese Schäferstunden unter die glücklichsten meines Lebens rechne, und daß ich den letzten Blutstropfen aufopfern würde, wenn es mir vergönnt wäre, nur die letzte — die mit Liebe und heissen Thränen vermischt war — noch einmal herbeizurufen. Hier ist die Liebe das einzige auf der Erde, was so süß schmeckt, was nie einen bittern Nachklang zurückläßt, was wir nie bereuen, und nach der wir stets sorgfältig ringen. Die Liebe ist hier ein verbotener Apfel, der, wenn ihn die Ehe vergiften könnte, gewiß nie wieder aufblühen würde, und nach der wir alle geizen, weil verbotene Aepfel süß schmecken. Hätte unsre Voraltern im Paradiese schon ein festeres Band umschlungen, ich wette tausend um eins, sie würden die verbotene Frucht nicht gebrochen haben, aber eben weil sie ungenützt zur Speise für Liebende dahieng, die sich um ihr selbst willen, nicht aber des allgemeinen Akkordes wegen, den die Menschen nachher festsetzten, verbanden, wurde sie gebrochen und genossen.

Davon muß indessen der Mann nie etwas erfahren. Erfährt er es, so ist auch das stärkste Weib ein schwaches Werkzeug, mit dem er nach Belieben umspringen kann, das sich nie anders zu vertheidigen weiß, als durch Thränen und — Bitten. Und gewinnt erst der Mann diese über dich, so kannst du nur in Gottes Namen den Kommandostab deines Hausregiments zerbrechen. Für dich ist keine Hofnung mehr, dir bleibt nun nichts übrig, als dich in die Launen deines Mannes zu schicken, zu dulden und zu tragen, was er dir auflegt, und nie da zu widerstreben, wo seine Befehle sprechen.

Doch alles das traue ich dir nicht zu. Ich weiß und hoffe, daß auch bei dir das Sprüchelchen: „Weiberlist geht über alles" eintreffen wird. Das Weib hat ja tausend Gelegenheiten in Händen, den Mann zu betrügen. Sie weiß jeden Zugang des Hauses, sie ist mit Kammern und Zimmern bekannt, sie hat Geld zur Bestreitung der Wirthschaft in Händen. Und sollte ihr auch das alles abgehen, so ist das Weib klug genug, die kleinste Kleinigkeit zu ihrem Nutzen zu verwenden, und ihrem Manneinen Schmuck

aufzusetzen, der ihn unfähig macht, in jedes Mäuseloch zu kriechen. Laure vorzüglich die Gelegenheit ab, wenn dein Mann verreißt, oder irgend seinen Geschäften nachgehet. Du erhälst denn die unbedingte Freiheit, seine verschlossene Schatulle zu erbrechen, und soviel an Werth daraus zu entlehnen, als der Lohn erfordert, den du deinem Liebhaber bestimmtest. Nimm ihn an deinen Tisch, speise und tränke ihn mit den leckerhaftesten Gerichten, daß er neues Leben sammle, und seine ermattenden Glieder stärke. Schaffe dir die besten Weine, Punsch, und alle erhitzende Getränke an, dahin gehören z. E. Schokolate und Kaffee, nöthige ihn, an allem Antheil zu nehmen, was den Wünschen deines Mannes zuwider ist, besorge seine Kleidung und Wäsche aus den Vorräthen deines Mannes, und setze dich vorzüglich bei deinem Kammermädchen in Kredit, damit sie dir in allem behülflich sei, was zur Erleichterung deiner geheimen Schliche zuträglich sein kann. Vier Augen sehen immer besser, als zwei. Verriegle mit Behutsamkeit die Thüren deines Zimmers, damit dein Mann, wenn er dich unverhofft über-

raſchen ſollte, den Innhalt deſſelben nicht erra-
then möge. Beſcheide ihn zur beſtimmten Zeit
in dein Schlafgemach, wenn jener ruhig in ſei-
ner Studierſtube ſizt, und am allerwenigſten
darauf achtet, izt die geheimen Unterhaltungen
ſeiner Gemahlinn zu erforſchen. Es giebt im-
mer Stunden genug, wo der Ehegatte die
Pflicht vergißt, die er ſeinem Weibe ſchuldig
iſt, wo er nur ſelten daran denkt, wohl aber
auf das, was um ihn und in ſeinen geheimen
Arbeiten vorfällt. Es iſt deine Pflicht, die
Augen deines Mannes blind zu erhalten, und
ihn auch bisweilen, wenn es nöthig iſt, um al-
lem Argwohn auf deine Keuſchheit vorzubeugen,
zu ſchmeicheln, ihm in manchen Fällen das Wort
zu reden, und den Trübſinn, der ſich auf ſeiner
Stirne lagerte, durch einen einzigen Kuß zu
verſcheuchen. Studiere dich ſelbſt — es giebt
Vorfälle im menſchlichen Leben, die man nie
vorherſehen kann, die aber doch bisweilen jählings
eintreten, und biſt du denn mit Ausredungen und
Einwürfen unbewafnet — dann wehe dir. Du
haſt das Zutrauen deines Mannes, und die
Stüze deiner beſten Philoſophie verlohren.

Verſtatte ihm aber auch zuweilen den Beiſchlaf, um dich, wenn du dich von den Umarmungen deines Liebhabers ſchwanger fühlſt, ſicher zu ſtellen. Die Männer ſind dumm genug, das, was andere thaten, für ihre eigene Arbeit anzunehmen. Die Kinder der Liebe ſind allemal die ſchönſten — und es muß deinen Mann freuen, wenn er ſich als den Vater eines ſchönen Kindes betrachte, oder wenn er in dem aufkeimenden Knaben ſeine eigene ſchon zu verlöſchende Geſtalt wieder aufblühen zu ſehn wähnt. Der Betrug iſt ſüß — ſehr ſüß! Unterhalte ihn nach Kräften. Und ſollteſt du auch nichts weiter dabei gewinnen, ſo erhältſt du wenigſtens ſchöne, wohlgebildete Kinder, die du vielleicht mit deinem Manne nie gezeugt haben würdeſt.

Was nun deine Oekonomie betrift, ſo richte ſie ſo ein, daß du dich ihrer nie zu ſchämen brauchſt. Führe eine wohlbeſetzte Tafel, und laß dafür den Mann ſorgen, es iſt ſeine Pflicht, daß er ſich ihr ganz unterzieht, denn du haſt ihn nicht ſeiner Perſon, ſondern ſeiner Einkünfte wegen geehlichet. Iſt er arm, ſo mache ihm Vorwürfe, bis er ein Mittel ausgefunden hat,

dem Mangel abzuhelfen. Deine Pflicht besteht blos in der Anordnung der Speisen und Getränke, in Sättigung, Lebenserhaltung, Kraftstärkung und im Vergnügen des Wohlgeschmacks. Sieh zu, daß deine Tafel stets mit wenigstens drei Schüßeln bestellt sei. Es giebt Familien, die bei nur spärlichen Einkünften, noch einmal so viel zählen. Und dieser Zweck wird nie schöner erreicht, als durch die Menge, Verschiedenheit und Kostbarkeit der Speisen. Dein Haus geräth dadurch in Ruf. Man beneidet dich, man forscht nach dem Grunde dieses Aufwandes, und hält dich für die geschmackvollste Köchinn des ganzen Landes. Welch eine Ehre für dich! Es treten dann in der Folge Fälle ein, wo man dich sogar um deinen Rath, um deine Meinung, und um deine Entscheidung fragt. Gegen deinen Mann betrage dich indessen nie so, als du dich gegen deinen Tisch verhälst. Er muß nicht von allem haben. Leckerbissen sind nur für das Weib, nie für den Mann geschaffen. Unterhalte in deinem Keller stets hungarische Weine, Konfekt in deiner Speisekammer, und erquickende Speisen in deinem

Schlafgemache. Davon muß der Mann nichts wiſſen. Speiſe ihn mit den gewöhnlichſten Konfituren ab, wenn ihn der Wolluſtkitzel überläuft, und willſt du ihm auch hierinnen nicht willfahren, ſo wende Mangel an Geldvorrath, oder diß etwas vor, um ſeinen Gaum zu bezähmen.

Deine Wohnung ſei immer prächtig. Es herrſche darinnen nicht nur Bequemlichkeit, ſondern auch Geſchmack und Ueberfluß. Schaffe dir die beſten Schränke, Kommoden und Büreaus an. Beziehe ſechs Zimmer, damit du Veränderung und Beſchäftigung haſt. Menge und Pracht iſt der Hauptzweck des Hausweſens. Verſchwende deine Reichthümer an dieſer ſo nützlichen Unterhaltung. Es wird nie an Menſchen fehlen, die deinen Geſchmack bewundern, dich in allem, was du beſitzeſt, anflammen, alles loben und mit der feurigſten Beredſamkeit herausſtreichen, die dich ſogar beneiden, wenn du im Ueberfluße ſchwimmſt, die alle ihre Kräfte aufbieten, dir es gleich thun zu wollen. Welch' ein Triumph für dich!

Uebrigens laß es in deinem Hausweſen drauf und drüber gehen, denn das iſt nicht deine, ſon-

dem deines Gatten Sorge. Was deines Amtes nicht iſt, da laß deinen Vorwitz. Der Frau kommt es auf keine Weiſe zu, ſich um Küche und Keller beſonders zu bekümmern. Dafür hat man Geſinde, das bekommt für ein ſo alltägliches Bagatell überdem Lohn genug. Was hat es denn ſonſt zu thun, als auf Reinlichkeit und Ordnung zu ſehen? Kannſt du denn etwas dafür, wenn es nicht überall ordentlich und reinlich ausſiehet. Sauberkeit, Thätigkeit und Liebe zur Ordnung gebühren nie für die Frau. Ein anders iſt, wenn ſie in Geſellſchaften fährt, und die Ordnung und Reinlichkeit ihre eigene Kleidung betrift. Dann freilich gereicht es ihr zur Pflicht, nett und akkurat einherzugehen. Aber auch dann, wenn ſie den Vormittag zu Hauſe bleibt, und ſich ihrem Putze unterziehet? Auf keine Weiſe. Da ſieht niemand darauf, ob ihr Halstuch zerriſſen, ihr Rock beſchmuzt, ihr Geſicht gewaſchen, oder ihre Hände mit Unſauberkeit überzogen ſind. Muß ſie denn nicht die wenigen Augenblicke, die ſie, wenn ſie des Winters um neun, und des Sommers um acht Uhr aus dem Bette ſteigt (denn eher darf ſie ihr La-

ger niemals verlaſſen) zum Anzuge nöthig hat, blos auf ihren Schmuck und ihre Reinlichkeit verwenden? Das andere gehört blos für den Nachmittag!

Die Reinigung deiner ſelbſt, deines Mannes, und deiner Kinder ſtelle dem Geſinde anheim. Wäſche und Kleidung ſind nie als Arbeit des Weibes beſtimmt. Wozu gäb es denn in der Welt ſo viele Miethlinge? Die Natur hat keinen Menſchen ohne Abſicht in die Welt geſetzt, und mithin würde es die gröſte Sünde ſein, wenn wir dem Armen ſeine von der Natur beſtimmte Nahrung entziehen wollten. Würde es nicht höchſt lächerlich ſein, wenn du dich mit der Ausbeſſerung der Wäſche, mit der Anordnung der Speiſen und Getränke, mit Kochen, mit Stricken, mit Spinnen, mit Gartenverbeſſerungen, und überhaupt mit allem, was zur Oekonomie eines Hauſes gehört, abgeben wollteſt? Meines Bedünkens nach (und daß ich recht habe, iſt augenſcheinlich) iſt das eine wahre Dame nach der Welt, (und ſo ſollten alle Weiber ſein) die von allen dem erwähnten keine Silbe verſtehet.

Ich komme nun auf den letzten Theil unſrer heutigen Unterredung, nämlich auf das Betragen in Geſellſchaften. Hier gieb wohl Acht, meine Tochter, damit du keines meiner Worte vergißt, denn öffentliche Geſellſchaften und Zuſammenkünfte geben den richtigſten Maasſtab ab, unſre Lebensart, und unſer Vergnügen — abzumeſſen.

Sobald ein Weib in eine öffentliche Geſellſchaft geladen wird, es ſei nun auf einen Ball, auf eine Redoute, oder zu einer andern Feierlichkeit, wo ſich Menſchen verſammeln, um ſich hier unbedingt den wilden Ausbrüchen ihrer Freude zu widmen, ſo fragt es nicht erſt, ob es der Mann erlaubt — das wäre ſehr lächerlich, Der Mann muß wollen, denn ohngeachtet er, wie Kramer ſagt, das Haupt des Hauſes iſt, ſo iſt doch das Weib die Krone deſſelben. Es kommt denn blos auf ſie an, ob ſie dem Manne das Mitgehen erlaubt. Sie kann ſchon im voraus die eintretenden Fälle berechnen, wozu ſeine Gegenwart erforderlich, oder unnütz iſt. Das Weib hat, wenn der lezte Punkt eintrift, tauſend Ueberredungen im Petto, um ihm davon

abzurathen, oder ihm das Unanständige vorzustellen, das gegen das Hauswesen daraus erwachsen dürfte, wenn er sie begleitete. Ist der Mann schwach genug, den Nachgebenden zu spielen, so bedarf es keiner weitern Vorstellungen, ist ers aber nicht, so giebt es noch hundert Auswege, seinen Vorsatz von Grund aus zu erschüttern. Und die Basis dieses Grundes heißt — Gehorsam.

Sobald der Mann abwesend ist, hat das Weib ungefesselte Freiheit, die Rolle ihres Gatten zu spielen. Mit Pomp tritt sie in die Gesellschaft. Sie nimmt mit der liebenswürdigsten Artigkeit Liebeserklärungen, Komplimente und Handküsse auf. Sie kokettirt mit jedem, und läßt nur auf den den Sonnenblick der ungetheiltesten Liebe fallen, den ihr Herz aus so viel tausenden erkohr. Die Männer schwänzeln mit dem Schimmer ihrer schönen Seele, und beauken mit gesunden und bewafneten Augen den Reiz ihres Körpers, lassen ihre Seufzer vor ihrem Ohre vorüberflattern, ohne eine einzige Gunstbezeigung zu erhaschen, spielen mit dem Saum ihres Kleides, tändeln mit dem auf-

gebläßten Fächer ihrer Hand, drücken den zärtlichen Kuß auf die Spitze ihres Fingers — und die Weiber loben ihr neues Kleid, ihre goldene Uhr, die Garnitur Spitzen, die ihrem Arm vorgeflecht sind, ihre Frisur, ihren Teint, ihre Taille, ihr Aeußeres und alles, was der Eitelkeit fröhnt. Das weibliche Herz nimmt diese Verehrung als ein Opfer auf, welches ihr das Verdienst zuschreibt. Es sieht mit geprüften Augen die blendenden Talente ein, denen man dieß Opfer bringt, indem es auch den richtigsten Unterschied zwischen Schmeicheley und Wahrheit zu machen verstehet. Aber den meisten von denen, *) die das Weib umgeben, ist es doch Ernst, und es würde der Natur gespottet heißen, wenn sie nicht die ganze Fülle ihrer Reize entbieten wollte, den süßen Schmeicheleien Gehör zu geben.

Die Gräfin von Allern in der Hauptstadt, die, sobald sie nur in eine Gesellschaft trat, aller Augen auf sich zog, war eine solche Dame. Jeder, der sie kannte, war mit ihrer Ehe bekannt, und wußte, daß sie sehr unglücklich verheirathet

*) Siehe den Roder der Koketterie.

wor. Aber auf ihrem Gesichte erblickte man davon kein Jota, sie lächelte so heiter, und zufrieden, daß man hätte glauben sollen, es gehe ihrer Ruhe nichts ab. Sie hielt immer einen Schwarm von Liebhabern um sich her versammelt, blos um ihren Hang nach Wechsel zu befriedigen. Sie sprach mit jedem vertraut. Keiner wurde ungehört von ihr. Sie war munter im Gespräch, sie tändelte und scherzte eben so leicht und jovialisch mit dem Edelmann, als mit dem schlichtern Bürger. Sie war der Abgott aller. Bilde dich auch so, meine Tochter. Werde ganz zur Kokette. Du kannst auf keinem kürzern Wege den Tempel des Vergnügens erreichen.

Wirst du zum Tanz aufgefordert, so schlage das Anerbieten nie aus, bleibe nie vom Platze. Ich weiß der Tanz ist deine Lieblingsschwäche. Du brauchst dich deren nicht zu schämen. Benutze deine Blütenzeit blos zum Genuß. Walze mit Größesten und Kleinsten durch die bunten Reihen, und laß dich willig ans Herz drücken, wenn deine Zunge Kühlung fordert, und dein Kopf fieberisch brennt. Ueberlaß dich ganz dem Jünglinge, der dich zum Tanz aufforderte, ge-

ſtatte ihm jede Freiheit, wenn der ſüße Hauch der Wolluſt deine Wangen röthet. Vergiß ihm dieſe Zärtlichkeit in den Augen der ganzen Geſellſchaft, ziehe muthig den Flor von deinem Buſen — einer erhitzten Tänzerinn vergiebt man den Verſtoß gegen die feinere Lebensart gern. Erlaube ihm das Spielwerk ſeiner Hände, ſie entehren dich nicht, ſie entweihen durch einen einzigen verwegenen Druck noch lange nicht dein jungfräuliches Heiligthum, und entheiligen ſie es dennoch, (wenn du tugendhaft genug denken ſollteſt) ſo haſt du als Weib Mittel genug in Händen, die Verwegenheit auf andere Weiſe wiederum auszugleichen.

Zieht er dich nach Beendigung des Tanzes in ein Seitenzimmer, um dir etwas zur Erfriſchung vorzuſetzen, ſo folge ihm willig. Der Tanz macht ſelbſt die unbekannteſten Perſonen mit einander vertraut, und warum ſollteſt du dieß Vertrauen nicht erwiedern? Denke nicht, daß es die Tugend verbiete. Die Tugend hat mit dem Tanze nichts zu ſchaffen. Der Tanz iſt ein ſehr erlaubtes Mittel, das Blut zu erhitzen

und — abzukühlen, er iſt ein herzſtärkender Balſam, der die tödtlichſten Wunden heilt, unter deſſen Führung man alles vergißt.

Wirſt du zum Spiel genöthiget, ſo laß deine Börſe, und durch dieſe deine Hardieße blicken. Man ehrt uns auch in unſerm Gelde. Das Geld iſt die goldenſte Panace. Es verſchaft uns Stolz, Anſehen und Erge ungen. Das Geld hat in dem Falle ſchon manchen glücklich gemacht; — Setze eine für dich anſtändige Summe, ſpiele nie niedrig, nie mit Leidenſchaft, wenns drauf ankommt, dich in der Geſellſchaft hervorzuthun. Leidenſchaft im Spiele entkleidet ſo leicht unſre geheimſten Gefühle. Es iſt gut für deinen Beutel, wenn du gewinnſt, und ſollten es auch nur kleine Summen ſein. Das Glück iſt eine ſpröde Matrone, die erwartet, aber nicht geſucht ſein will. Verliehre aber auch die mächtigſten Summen, wenn die alte Madam dir den Rücken wendet. Sei nie böſe auf dich ſelbſt, wenn es dir nicht nach Wunſche geht. Es kommt doch einmal eine Zeit, wo ſie dich wieder anlächelt. Es geht ja nicht von deinem Erwerbe. Des Mannes Schuldigkeit

iſt es, deinen Beutel zu füllen, und dich mit Gelde zu verſehen.

Wage dich beſonders in das Fach der Hazardſpiele. Es giebt doch nur eine Summe Geldes — mit ihr verfliegt ja nicht die Zufriedenheit. Geld und Gut hat noch keinen Menſchen in der Welt glücklich gemacht. Und wozu iſt es da? Doch nur, um unſer Vergnügen zu befördern, und den leiſeſten Wunſch, den wir auf dem Herzen tragen, zu erfüllen? Und dieſer Wunſch bezweckt deine Zerſtreuung, deine Unterhaltung, deinen Frohſinn. Laß den Gatten dafür ſorgen, daß er immer gleich ſtark wäre.

Werden dir Landpartieen, Promenaden, Schlittenfarthen, oder andere Geſellſchaften angeboten, faſſe ſie mit beiden Händen. Aber frage nie deinen Gatten, ob er es auch erlaube, daß du mitfahren kannſt. Dein Wink iſt ſein Gebet. Er muß wollen, wenn du befiehlſt. Denn man kann der Vergnügungen nie zu viel haben. Wirf dich immer in einen Wirbel von Zerſtreuungen, er dauert doch nicht ewig. Es kommen Stunden und Tage, wo uns der Kopf

ſchmerzt, und dann erſt iſts Zeit, Erholung zu ſchöpfen. Schwärme von Mittag bis in die Nacht, und fange immer da wieder von forne an, wo du es gelaſſen haſt. Man kann des Guten nie zu viel thun. Du würdeſt dich gegen deine Zeitgenoſſen lächerlich machen, wenn du dich einſchränken wollteſt. Das Vergnügen, und noch weniger die Wolluſt leidet Einſchränkung. Man muß in jeder Art des geſellſchaftlichen Lebens frei, ungebunden, und zwanglos handeln, ſich an keine Zeit binden, ſich nie Geſchäfte vorſetzen, wenn uns das Vergnügen winkt, nie da ſorgen und Grillen fangen, ſobald der Becher der Wolluſt und Freude auf unſrer Lippe ſiehet. Das, meine Tochter, heißt den rechten Gebrauch des geſellſchaftlichen Lebens beobachten, das iſt die wahre Frucht unſres Daſeins, das die billigſte Verzeichnung unſrer Geſchäfte, das die vollſtändigſte Lebens-Regel, nach der man ſich bilden, nach der ſich jedes Weib richten muß.

Haſt du nun aber einen Tag frei, der leer von allen Vergnügungen iſt, ſo bitte eine eigene Geſellſchaft in dein Haus. Daß dein Gemahl

ſeinen Willen dazu geben muß, verſteht ſich von ſelbſt. Du brauchſt ihm dieß auch nicht im voraus zu melden, und willſt du es ja thun, ſo thue es ohne Beſcheidenheit, ohne Bitte, ohne Anfrage, ob die Geſellſchaft ihn etwa ſtöhre? Er kann ja wegbleiben, und ſich in ſein Zimmer ſchließen, wenn es ihm nicht beliebt, der Unterhaltung beizutreten. Biete alle deine Kunſt auf, die Geſellſchaft angenehm zu unterhalten. Laß es an nichts gebrechen. Schließ Küche und Speiſekammer auf, und befriedige den Geſchmack eines jeden. Führe den Faden der Unterhaltung, dünge ihn mit ächt attiſchem Salze, damit deine Zuhörer nicht einſchlafen, beſchäme den matten Gang des Geſpräches in andern Geſellſchaften, wo man nichts als Wetterneuigkeiten abhandelt, entbiete, um jede froſtige Laune zu verbannen, alle Schätze des Witzes, die du in dir ſelbſt finden magſt, und ſollteſt du gezwungen ſein, die Thorheiten der Menſchen durchzuziehen, ſich über ihre Lächerlichkeiten luſtig zu machen. Leite aber nie das Geſpräch auf Wirthſchaftsſachen, davon die meiſten Damen unſeres Zeitalters nichts verſtehen, krame deine alltäglichen Kenntniſſe und

Erfahrungen aus. Sie sind das Steckenpferd für niedrige und unbedeutende Kreaturen, die hinter dem Ofen ihr Dasein empfiengen, und in deren Herzen kein Strahl des schönern Lichts aufgieng. Eine eigene, aber dabei sehr unterhaltende Gattung des Gespräches ist die Mode. Mädchen und Weiber haben hierinnen eine eigene Stärke. Sie sind bewandert in jedem Fache des Putzes. Neue Bänder, Salouppen, Dormeusen, Frisuren, Hüte, Fächer sind ein reichhaltiger Schatz, worüber sich äußerst viel sprechen läßt. — Und so kannst du mit wenig Kunst die zahlreichste Gesellschaft unterhalten, fern sei von ihr jeder träge Gang der Unterhaltung, jedes gelehrte Gegrübel über Dinge, die nur für den Eigensinn der Männer gehören, fern sei von ihr alles Schleppende und Unlächerliche, was nur ernste Matronengeschichten erzeugt. Frohsinn bis zur Ausschweifung, Witz bis zum Erröthen, und ächte Damenkernsprüche bis zum Todtlachen sei die ewige Axe, um die sich der Gang deiner Erzählung wälze. Man kann in der That nie zu viel thun, nie zu geschwind aufhören, wenn man einmal angefangen hat.

Und in jeder Aſſemblee, auf jedem Balle, auf jeder Spazierfarth herrſcht muntere, frohe und biegſame Laune dem allgemeinen Zirkel zum beſten.

Sechſtes Kapitel.

Ueber die Eiferſucht.

Eiferſucht, pflegen die Moraliſten zu behaupten, ſei ein Beweis der höhern und reinern Liebe. Aber dem iſt nicht alſo. Viele Männer und Weiber ſind im höchſten Grade eiferſüchtig, ohne ſich zu lieben. Der wahre Grund der Eiferſucht iſt das empörende Gefühl, ſich in den Armen eines andern lächerlich gemacht zu ſehen. Und wer wünſcht das gern? Ein klarer Beweis davon iſt die Hauptmännin von Koller. Sie nahm ihren Mann aus bloßen Nebenabſichten, weil ſie nämlich wußte, daß eine Hauptmannsſtelle keine kärglichen Revenüen ziehe, und er überdieß ein ſehr großes Vermögen beſitze. Da

Hauptmann war rein von jeder ſcheelen Abſicht, er heirathete die arme Julie aus wahrer Liebe. Er trug ſie auf den Händen, er befriedigte den geheimſten Wunſch ihres Herzens, er war nur dann unausſprechlich glücklich, wenn er an ihrer Seite ſitzen, mit ihr tändeln, mit ihr ſich unterhalten konnte. Die Flitterwochen der Ehe verſtrichen unter lautem Herzklopfen. Sie fieng nach und nach an, die Kalte zu ſpielen, ſich ganz von ſeinem nähern Umgang abzuſondern. Koller empfand dieſe auffallende Kälte mit tiefer Trauer, aber er verzagte noch nicht an ſeines Weibes Liebe, er ward um ſo theilnehmender an ihrem Schickſale, und bemühte ſich nach Kräften, ihr das Leben angenehm und leicht zu machen. Albertine hingegen gewann auch dadurch kein Zutrauen zu ihrem Gemahl, ſie vergalt ſeine Liebe durch keinen zärtlichen Blick, alles, was ſie ſprach, waren abgebrochene Worte und Töne, die ſie bisweilen herausgab, um nur mit weniger Unart die Fragen ihres Geliebten zu beantworten. Koller, der den lezten Funken der Liebe in dem Buſen ſeines Weibes verlöſchen ſah, ſuchte die Gluth ſeiner eigenen zu unter-

drücken, und ward nach und nach ebenfalls gleichgültig gegen alles, was sie betraf. Man hätte nun glauben sollen, der nähere Umgang zwischen beiden Eheleuten würde ganz aufgehoben werden sein, keiner um den andern sich bekümmert haben, aber nicht also. Eben da jeder einen neuen Weg einschlug, um sich das freudenlose Leben zu versüßen, erwuchs ihre Eifersucht in einem so fürchterlichen Grade, daß keiner vor dem andern sich schämen konnte. Die Hauptmännin hatte zehn Nebenliebhaber, aber sie ärgerte sich, daß ihr Gemahl sie in den Armen einer andern verachtete. Er selbst machte es nicht anders. Daraus entstanden Vorwürfe aller Art. Peinigungen und die unerhörtesten Quaalen wechselten vom Morgen bis zum Abend ab. Einer war des andern hämischer Beobachter. Bei ihnen war keine Freude, keine Ruhe, keine eheliche Erquickung mehr sichtbar.

Ich stelle dir, meine gute Tochter! dieses Ehepaar zur Nachahmung auf. Folge ihrem Beispiele, und mache auch durch diese Art des Zwanges deinem Manne das Leben bitter. Eifersucht ist die Goldgrube der überspanntesten

Quaal. Aus ihr kannſt du die Reihe Martern entlehnen, die du nöthig haſt, deinen Garten ganz nach deinen Launen zu ſtimmen. Bemerkſt du des Tages, oder zur Nachtzeit heimliche Gänge, (und ſollten ſie die erlaubteſten und unſchuldigſten ſein) ſo bemühe dich, ihnen auf die Spur zu kommen, beſtelle dazu einige Vertraute, mache ihnen den vermeinten Fehler deines Mannes bekannt, auch der Domeſtike hat ein ſcharfſichtiges Auge, das, wenn es bezahlt wird, weit heller und reiner ſieht, als das deinige vielleicht ſeyen würde. Und wenn du nun deinen Gemahl auf der That ertappeſt, ſo mache ihn vor den Augen deiner Untergebnen lächerlich, zeige ihm das Niederträchtige ſeiner Handlung, (ohngeachtet du deinen eignen Fehler wohl einſiehſt) verunglimpfe ſeine Tugend, wirf ihm das Sündenregiſter der ganzen Welt vor, und mach es zu dem ſeinigen.

Betrage dich eben ſo in Geſellſchaften, wenn dein Mann dich dahin begleitet. Verſtatte ihm auch hier kein erlaubtes Vergnügen. Quäle ihn mit dem Feuer deiner Augen, höhne jeden unſchuldigen Kuß, den er ſeiner Nachbarinn zu-

wirft, verdränge jeden liebevollen Seufzer, den er aus der Brust zu heben strebt, um damit ein Mädchen zu beschenken, welches an ihn nie dachte, tödte seinen Witz, den er um seine schöne Klientinn aufzumuntern, zu erschöpfen sucht, lösche die Röthe seiner Wangen durch Todtenblässe, wenn er in dem Wahne, als sähest du ihn nicht, die Sprache der Augen mit einer Buhlerinn spricht.

Beweise sogar in deinen vier Pfählen die strengste Eifersucht, sie ist auch hier ein Mittel, deinen Mann mit dem Anscheine, als liebtest du ihn aufrichtig, zu täuschen, laure jeden Schritt ab, behorche ihn, wenn er in Wirthschaftssachen mit der Magd spricht, und er dich nicht in der Nähe vermuthet, sei argwöhnisch bei der unschuldigsten That, kurz — martere, peinige und quäle ihn mit Eifersucht, wo du nur weißt und kannst. Lege dich besonders auf Gardinenpredigten. Es läßt sich nie besser predigen, als im Bette. Ich erinnere mich irgendwo *)

*) S. Raritäten, ein hinterlassenes Werk des Küsters von Rummelsburg. 1775, ohne Druckort, ein sehr oft gelesenes Buch. Ich habe die eckelhaften Ausdrücke, welche

eine solche Predigt gelesen zu haben, und weil ich sie damals zu meinem eigenen Frommen abschrieb, so kann ich sie dir mittheilen. Sie heißt:

Versuch einer Gardinenpredigt (zum beliebigen Gebrauch für eifersüchtige) Gattinnen.)

Votum.

Könnte ich doch wieder in meinen Jungferstand zurückkehren! Oder, möchte doch das Schikſal dem nichtswürdigen Menſchen, der mir noch ins Grab ärgern wird, den Hals brechen!

Eingang.

Die Mannsperſonen ſind nicht werth, daß ſie der Henker hohlt. Wenn ſie ein Mädchen heirathen wollen, o! da können ſie ſich ſo freundlich, ſo ſchmeichelhaft, ſo zärtlich ſtellen! Da küſſen ſie Hände und Füße, und wenn mans haben wollte, ſo leckten

---

im Originale ſtehen, theils gemindert, theils ganz ausgelaſſen, um nicht Aergerniß zu geben, das Ohr meiner Leſerinnen zu beleidigen.

Der Herausgeber.

ſie wohl alles, was man am Leibe hat. Iſt man aber erſt ihre Frau: — gute Nacht Zärtlichkeit. Und wenn ſie auch die liebenswürdigſten Frauen haben: ſo werden ſie doch bald kaltſinnig gegen ſie. Den häßlichſten Geſichtern, die kaum ſo gut ausſehen, als ihre Weiber von hinten, den liederlichſten Betteln laufen ſie nach. Das ſieht man an dir, du Abſcheulicher! Haſt du nicht eine brave, hübſche Frau? bin ich nicht beſſer, als ſo ein Geſchöpf, das ſich mit jedem weggeworfenen Menſchen abgiebt? Du denkſt vielleicht, ich weiß es nicht. O! mein guter Kunde, ich weiß mehr, als dir lieb ſein wird. Alle deine heimlichen Schliche hab ich ausſpionirt, und ich will dir heute deine Schande aufdecken. Verſtehſt du mich?

Vortrag. Alle deine gottloſen Streiche, die du mit der liederlichen Dirne, der Lotte, ausübſt, will ich dir unter die Naſe reiben. Die ganze Stadt weiß es ſchon,

Erſter Theil. Daß du ihr geſtern nicht nur an die Brüſte gegriffen; ſondern

Zweiter Theil. Ihr auch sogar einen Kuß gegeben hast: Und darüber werd' ich izt ein Wörtchen mit dir sprechen.

Erster Theil.

So einer Meerkatze an den Busen zu fassen? Pfui, schäme dich. Was suchst du denn bei einer solchen Klunte? Ist sie denn etwa appetitlicher, als deine ehrliche Frau? Ich habe ja auch einen Busen, und du wolltest ja, als ich noch deine Braut hieß, immer vor Freuden närrisch werden, wenn ich dich einmal dahin schielen ließ. Ins Gesicht möcht ich dir geifern, du weggeworfene Seele. Ich wollte schweigen, wenn es etwa noch ein junges, hübsches Mädchen wäre, oder wenn du ein altes, häßliches Weib zur Frau hättest; aber mit einer solchen Sau, die ich nicht mit der Feuerzange hätte anfassen mögen, mit einem solchen abgetragenen Kammerjungfernsgesichte zu liebäugeln? Und mit eben den Händen, mit denen du vorher, dieser schmutzigen Zigeunerinn auf dem Leibe herumtappteſt, willſt du hernach mir wieder übers

Geſicht fahren? Doch das wollt ich dir noch vergeben, aber —

Zweiter Theil.

Daß du ihr ſogar einen Kuß gegeben haſt — darüber mögt ich raſend werden. Ich mögte dir die Augen aus dem Kopfe kratzen. Sag mir nur, Böſewicht! wie kannſt du dich unterſtehen, deinem angetrauten Weibe, der du ſchon acht Wochen vor der Hochzeit (wenn dieß Bette nur reden könnte! Es ſollte dir deine betrügeriſchen Schwüre unter die Augen ſagen) eine ewige Liebe zugeſchworen haſt, ungetreu zu werden, und ſo einen Satan zu küßen? Mein Unterleib iſt reiner als ihr Mund, auf welchem ſich jeder, wems beliebt, den Bart abwiſcht. Ich dächte, wenn du den Klepper anſäheſt, ſo vergänge dir alle Luſt, ſie zu küßen? Haſt du du dich etwa in ihre breiten Waden, oder in ihre hohen Schultern, oder in ihre plumpen Hände vergaft? Ein Mann, wie du, ſollte ein ſo ganz unpolirtes Affengeſicht nicht mit den Füßen fortſtoßen. Mann! du mußt einen entſetzlich groben Geſchmack haben. Und wenn man ſie erſt küßt —

Nuzanwendung.

Doch höre, Kerl! ich ſage dirs, erfahre ich, daß du noch ein einziges mal zu dem Affen gehſt: ſo biſt du unglücklich. Kein Haar ſollſt du auf deinem Kopfe, keinen Zahn in deinem Munde behalten. Mit einem Bratmeſſer will ich dich erſtechen, wenn du nicht von der Lotte abläſſeſt. Von meinen Händen ſollſt du ſterben, du Ehebrecher!

(Die letzten Worte, die noch dabei ſtehen, und welche nach dem Grundtexte alſo lauten: „Ich hoffe, du wirſt dich beſſern. Wirſt du auch? Nun ſo komm her, und gieb mir einen Kuß. Du biſt doch mein liebes Männchen. Siehſt du? — Iſt das nicht beſſer, als wenn du ſo ſtill — einſchläfſt?“ gehören ſchlechterdings nicht in deinen Kram.)

Du kannſt die ganze Predigt, ſo wie ich ſie dir vorgeleſen habe, von Wort zu Wort herſagen, nur mit dem Unterſchiede, daß du ſtatt des vertraulichen „Du“ das Wörtchen Sie ſetzeſt. Und überhaupt muß dieſe Familiarität ganz aus deiner Ehe verbannt ſein.

Das Duzen in der Ehe iſt eine läſtige, ärgerliche Gewohnheit, die dem Manne am allererſten das Recht giebt, mit ſeinem Weibe deſpotiſch zu verfahren.

Siebentes Kapitel.

Behandlung des Weibes gegen ſich ſelbſt in Rückſicht ihres Putzes, ihrer Lektüre, und ihrer Bequemlichkeit.

Aeußerlicher Glanz iſt beſſer, als Schönheit der Seele — das iſt eine Toilettenmaxime, die kein Frauenzimmer von Geſchmack mehr bezweifeln wird. Was hilft Schönheit des Geiſtes, wenn das größte Bedürfniß des Körpers vernachläßiget wird? Wie öde und wüſt kommt dir der Winter vor? Kein fröhliches Lüftchen umſäuſelt deine Stirne, kein grünes Blatt düftet ſüße Wohlgerüche aus, keine Roſe macht das menſchliche Herz für den Genuß der ſchönen Na-

tur empfänglich, keine Nachtigall erbebt ihren Gesang, um in der Feier der ofnen milden Natur den Schöpfer zu loben. Wie ganz anders verhält es sich mit dem Frühlinge? Er ist das Füllhorn der üppigsten Freuden, er überschüttet uns mit den Schätzen des Himmels, er erscheint in seiner ganzen Pracht, und erquickt das menschliche Herz so süß und mannigfaltig. Kein Beispiel kann dir dieß Bedürfniß des Weibes besser schildern!

Die Hofräthinn Altenfels hatte hierüber die aufgeklärtesten Begriffe. Sie hieng nicht, wie die übrigen Damen ihres Zeitalters, an einer schaalen Philosophie, die von Seelengröße und Tugend handelte. Sie schnitt ihre Moral nach einem gesünderen Leisten, und befand sich weit besser dabei, als die hysterischen Weiberchen ihrer Zunft. Ich hab es tausendmal aus ihrem Munde gehört, daß äußerlicher Glanz, und äußerliche Schönheit den Mann von Welt und Geschmack weit eher hinreisse, als der Flitterstaat des Herzens, den das irrdische Auge nicht sieht. Was hilft uns der Kern einer Nuß, wenn er in der Schaale verschloßen bleibt?

Was hilft uns ein erträumtes Paradieß, oder eine platonische Republik, die blos in unserm Kopfe lebt, aber nicht wirklich vorhanden ist? Aeußerlicher Glanz ist das sicherste Beikel, sich an den Mann zu bringen. Schönheit des Körpers hat schon manchem Mädchen den Weg zur Ehe gebahnt, und nur selten gelang es dem Reize des Herzens, die Huld des Mannes zu erobern. Ich gebe zu, daß es viele Männer in der Welt giebt, die mehr auf die Verfeinerung der innern Kräfte des Weibes sehen, und sich glücklich dünken, in ihnen den Schatz gefunden zu haben, der freilich nicht hinter jedem schönen Gesicht zu finden ist, aber die Zukunft, die uns die Brille von der Nase reißt, hat eben diese Weisen zur Reue zurückgeführt, wenn sie an dem Arme ihrer Geliebten in eine glänzende Gesellschaft traten, wo ihr Seelenreiz leider! nichts galt, als dem allgemeinen Spotte zur Scheibe zu dienen. Erröthend zogen sie sich zurück in die Einsamkeit, entsagten der Welt, und ihren Freuden, und bedauerten ihren veralteten Geschmack, der sie um einen so hohen Preis die Hypochondrie kaufen hieß.

Hieraus, meine Tochter, kannſt du ſehen, daß es in der Welt nicht immer auf die Kultur des Herzens, wohl aber auf die Schönheit des Körpers ankomme. Aber was iſt Schönheit ohne Kunſt? Mir gefällt ein wohlangelegter franzöſiſcher Garten weit beſſer, als ein engliſcher, worinnen der Künſtler mit den Händen der rohen Natur, ſo einfach und ſaftlos, als nur möglich, arbeitet. Der Pfau, der prächtigſte unter allen Vögeln, die ich kenne, iſt weit fähiger, das Auge zu entzücken, als die Nachtigall, mit deren Verſtummen auch aller Beifall endet. Vergiß alſo nie deinen Putz, auch wenn du die Jahre des blühenden Mädchen überſprungen haſt, mit Geſchmack und Reichthum zu ordnen. Schone kein Geld, denn es trägt dir tauſendfache Zinſen. Alles, was deine Garderoben verſchlucken, bringt dir die Kreatzbigkeit deiner Anbeter wieder. Erſcheine mit den neueſten Moden in jeder Geſellſchaft. Kein Zirkel iſt ſo klein, er weiß dir Lobeserhebungen über deinen Geſchmack, und über deine Juwelen zu machen. Plündere die Kaſſen deines Mannes, wenn die deinigen nicht hinreichend ſind,

deine Leidenſchaft zu befriedigen, und verwende ſie auf Pracht und Glanz. Die Hofrätinn Altenfels erſchien, ſelbſt im Negligee nicht, wenn ſie nicht Goldes Werth an ſich tragen konnte. Und keine Mode hat wohl je die Welt erdacht, deren Verehrerinn ſie nicht war! Das Journal des Luxus und der Moden war ihr Morgen- und Abendgebet, und wenn Herr Bertuch in Weimar irgend in Verlegenheit war, die leeren Seiten des letzten Bogens zu füllen, ſo durft' er ſich kek an ſie wenden — die witzige Leſerinn hatte ganze Burreaus mit dergleichen Modeartikeln angefüllt, um den Genuß des modeſüchtigen Publikums zu ſtillen! Hauptſächlich verſtand ſie die Kunſt, ihre Waare an den Mann zu bringen. Dazu diente ihr kein öffentlicher Zirkel zur allgemeinen Unterhaltung, und zum Vergnügen beſtimmt — ſie wußte vielmehr den einfachſten Zweck zu ihren Mitteln zu benutzen, und das war die — Kirche. Sie war die abgeſagteſte Feindin der Religion, (und wer unter unſern aufgeklärten Frauenzimmern das nicht iſt, den halt ich für eben ſo lächerlich, als Pfarrers Miechen, auf deren Lippen immer

und ewig die Religion schwebt) aber sie versäumte gewiß keine Kirche, weil sie nie mit größerem Triumphe ihre Absichten erreichte, als hier. Du wunderst dich öfters, meine Beste! wenn wir das Fräulein von Berenau in der Kirche überraschen, wie sie da voller Andacht auf den Knieen liegt, und mit glühenden Küssen die kalte marmorne Hand der heiligen Maria überfährt, wie sie mit dem inbrünstigen Feuer die Augen gen Himmel richtet, und in dem gewähltesten Putze die Gnade ihres Schöpfers zu erflehen strebt — aber lächle nicht, Theone! das ist nur die Schminke, die mit Vorsicht den Hinterhalt ihrer geheimen Empfindungen deckt, der Schleier, den sie künstlich über ihre emporstrebenden Leidenschaften webte, um damit das Auge des Publikums zu täuschen, die Maske, die sie vor den Spiegel ihres Herzens bestete, damit nicht jedem, der sie noch nicht kennt, hineinzusehen belieben möge. O! in der Welt hat alles seine zweifachen Seiten! Man kann dem Winde zwar nicht gebieten, wo er hin sausen soll, aber dem Wetterhahn kann man einen Riegel unterstecken, daß er nicht knarre! Wenn ein jeder unseres

Herzens Gedanken erforschen könnte, wie schlecht würde es dann um die Welt aussehen. Du hast neulich den schillerschen Don Karlos gelesen. Vielleicht wirst du dich auf die Stelle noch besinnen können, wo Eboli sagt:

„Sie lagen zu den Füßen
Der heilgen Jungfrau im Gebet ergossen,
Als plötzlich — — die Kleider
Gewißer Damen hinter ihnen rauschten.
— — — Im Taumel
Der Leidenschaft ergreifen sie die Hand,
Der Mutter Gottes heil'ge kalte Hand,
Und Feuerküsse regnen auf den Marmor!"

Ein zweites Bedürfniß, welches bis izt noch nicht alle Frauen unsrer Nation sich zuzueignen verstanden, ist die Lektüre. Man hat in unsern schreibseligen Zeiten viel über diesen Gegenstand geplaudert, man hat dem weiblichen Geschlechte ganze Bibliotheken aufgestellt, man hat ihr zartes Gehirn mit Dingen überträubt, die schlechterdings nicht für sie gebören, und aus welchen sie nichts ziehen können, als eine matte, leere, kraftlose Moral, die nach der Studierstube riecht. Schriften, die man je-

dem Frauenzimmer von Welt und Geschmack, und vorzüglich denen in die Hände geben sollte, die am Genuße des Lebens ihr Licht anstecken, hat man als schädlich verboten, und auf ihnen den Fluch der heiligen Censur gelegt. Möchte doch jedes gebildete Weib und Mädchen diese Stimme unterdrücken, und ihre Lektüre nach eigenem Maasstabe richten. Wir würden mehr gesunde und männliche Frauenzimmer aufzuweisen haben, als wir leider! itzt aufzeigen können. Die Moralisten besonders treiben in diesem Fache ihr eigenes Wesen. Sie dringen sich dem schönen Geschlechte unerwesen auf, und meines Bedünkens nach hat sie der Geschmack des Weibes schon eben so bedauernswürdig und schaal gefunden, als die Orthodoxie den verrufenen Doktor Bahrdt. Ich sehe nicht ein, warum man uns just zum Deckmantel der moralischen Schnurpfeifereien nehmen will. „Heißt es, das Buch ist schlecht geschrieben, so antwortet der Verfaßer kühn, für Frauenzimmer, denen es eigentlich bestimmt ist, ist es lesbar genug. Man darf hier keinen rednerischen Schmuck, keine Hyperbeln, oder wie die Dinger heißen, keine schwerfälli-

gen Perioden anbringen, denn ſonſt verſtehen ſie es nicht.“ Das iſt elend genug geſprochen! Gerade, als wenn wir die Quinteſſenz der Klugheit wären! und wer regiert denn die Welt, als wir? Hat man nicht der Beiſpiele zu tauſenden, daß es mehr gelehrte und einſichtsvolle Weiber gegeben habe, als Männer? Ich dächte doch, man ſollte einmal aufhören, uns Dinge zu predigen, die wir uns ſelbſt beſſer predigen können, als alle Mannsperſonen in der Welt. Nie aber hab ich mich mehr geärgert, als ſeit der Zeit, da man anfieng, der weiblichen Welt eine Richtſchnur vorzuzeichnen, nach der ſie leben ſollen. Ich habe dieſe Bücher alle geleſen, und in keinem einzigen das gefunden, was ich ſuchte. Alle zwecken ſie auf ein Joch ab, das wir uns in Demuth umwerfen ſollen, um den Männern zu dienen. Würden dieſe Bücher wohl darauf ausgehen, wenn ſie ein Frauenzimmer geſchrieben hätte? Da hat man zum Beiſpiele Simonis mütterlichen Rath für meine Tochter, wie ſie die glücklichſte Gattin, Mutter und Hausfrau werden könne (Halle bei Händel 1793.) Mein Gott hat der Mann Zeugs geſchwatzt.

Wenn ein junges Eheweib sich nach einer solchen Richtschnur richten soll, wie würde die Welt bestehen können? Sind denn die Weiber blos der Männer wegen da? Oder die Männer der Weiber wegen? Müßte der Mann, (denn die mehrsten können nicht einmal eine Suppe kochen) nicht verhungern, wenn sich das Weib um ihn nicht bekümmern wollte? Kein Abschnitt aber hat mich in diesem Buche mehr verdroßen, als der, welcher vom Betragen bei den Launen des Mannes und des Weibes handelt. Da soll sich nach den schaalen Grundsätzen des Verfassers, das Weib schlechterdings bequemen, nie, wenn ihn eine böse Laune beherrscht, unangenehme Dinge vorzubringen, theils, um seiner Gesundheit keinen Eintrag zu thun, theils, um ihn nicht in seiner Gerechtigkeitsliebe zu stöhren. Das wäre schön! Also soll das Weib blos deshalb den Mann schonen, um nicht seine Launen noch finsterer zu machen? um nicht sein bischen Gesundheit, die er ohnedem seinem Weibe zu danken hat, zu schmälern, oder seine blinde Gerechtigkeitsliebe (die in Wahrheit mit dem Hauswesen nichts zu schaffen hat) zu stöhren? O!

ho! ihr weiſen Männer, dahin wollen wirs, wenn Gott will! niemals kommen laſſen. Ein eben ſolcher Schwätzer iſt der Verfaſſer des „Letzten Vermächtniſs an ſeine Tochter Helene“ Der Mann hat ſehr Unrecht, wenn er behauptet, daß die Ehe ein ſeeliger Einklang (ſ. Seite 200) zweyer vernünftiger Weſen, ein glücklicher Zuſtand, und dieß Erdenleben blos der Vereinigung zweyer Geſchlechte wegen ſo ſchön ſey — Wo ſteht denn das geſchrieben? In dem Buche der Erfahrung, oder in den Träumereien der neuen Philoſophie, unter der ich mir allemal ein Gebäude ohne Bequemlichkeit und Ruhe denke?

Herr Kampe, der ein ganz guter Mann ſein mag, wenn es auf Erziehung der Knaben ankommt, hat in ſeinen Jugendſchriften Dinge geſchwatzt, die keiner Erwähnung bedürften. Eben ſo Herr Ebert in Wittenberg, in dem väterlichen Rathe an ſeine Tochter, wo von nichts als von Wirthſchaftständeleien geſprochen wird, die auf keine Weiſe für den höhern weiblichen Stand gehören.

Dieſe und andere Schriftſteller, deren Namen mir wieder entfallen ſind, haben keinen rich-

tigen Begriff von interreſſanter Frauenzimmer-lektüre. Sie ſchlagen gröſtentheils Werke vor, die nicht zur Unterhaltung, ſondern zur Erzeugung des ſüßeſten Schlafes geſchaffen ſind. We können zum Beiſpiel Young, Milton, Thomſon, Addiſon, und unter den Deutſchen Schiller, Meißner, Müller und andere, die uns ſo oft angeprieſen werden, einen Beitrag zur Lektüre für Frauenzimmer abgeben? Was Young an Leichtigkeit der Gedanken, Milton an ſanfter Schwärmerei, Thomſon an wahrem Seelenge-nuße, und Addiſon an ruhiger, affektloſer Her-zensbildung abgeht, das erſetzt der ſteife Schil-ler durch ſeine unverſtändlichen und immer und ewig auf Stelzen gehenden Perioden; Meißner durch ſeine übertriebenen Schilderungen der Schwäche weiblicher Karaktere, und Müller durch ſeinen Verbal undeutſcher Fleskeln, dem man keinen Geſchmack angewinnen kann, tau-ſendfach. Ganz andere Biographen ſind die Ko-zebues, Kramers, Großen, Klaudiuße, und unter den weiblichen Madam Ludwig, Philippine Käſtner, Albrecht, Gersdorf und mehrere; die reden für Geiſt und Herz, die haben den ächten

Styl der Unterhaltung für Leserinnen in ihrer Gewalt, ohne Affekt, ohne Leidenschaft, ohne Stolz und Unbiegsamkeit. Für diese sollte man das schönste Pantheon errichten, denn auf ihrem Grabe wird einst die prächtigste Trophäe wehen.

Unter den Dichtern hat Wieland den Vorrang. Seine Feder ist eine der üppigsten, die je die Natur schuf. Man hat ihm schon ehedem vorgeworfen, daß sie die Blüte des Herzens mit dem vergiftenden Zucker der Wollust knicke, daß sie am allerersten fähig sei, das unschuldige Mädchen, welches die Tugend ehrte, zu verführen, und von einer Freude loszuknüpfen, welche für sie, im Gegenfalle, so entscheidend gewirkt haben würde. Aber das sind leere Behauptungen, die man unserm Wieland nie beilegen wird, wenn man ihn recht versteht.

Ich komme nun auf die Lektüre selbst, welche ich nicht nur in deinen, sondern auch in aller Frauenzimmer Händen zu erblicken wünschte. Es ist dieß eine Lektüre, die die Gesetze der Censur zwar untersagen, die aber der reinere Geschmack der Frauenzimmerwelt um so eher billi-

get, da viele von jungen Leserinnen das Wohlthätige ihres Genusses bereits empfunden haben. Es ist recht gut, wenn man zu manchen Zeiten einen Roman oder ein Schauspiel zur Tödtung der Langeweile, etwa von Kotzebue, oder Kramer lieset, aber es giebt noch weit interessantere Werke, die nicht von der großen Menge weiblicher Leser gekannt sind. Und gleichwohl verdienen sie es in einem so hohen Grade, daß ich sie in jedem Bücherschranke zu erblicken wünschte. Dahin gehören zum Beispiel die Priapischen Romane, aus denen man sich die Liebe versinnlichen kann, und in welchen der Reiz derselben so mächtig auf ein unerfahrnes Mädchenherz wirkt, daß es Mühe und Ueberwindung genug kostet, die vorgesteckte Speise zu verschmähen, und ein Glück zu missen, das die darinnen handelnden Personen in seiner ganzen Fülle genießen. Vom gleichen Gehalt sind Ernst und Minette, Lindamire, Angelika, und die Heere wollüstiger Werke, die bis auf die Nachwelt fortdauern werden, unbeschadet des guten Geschmackes, den freilich unsere dickköpfigen Moralisten darinnen nicht finden wollen!

Was dieſe Bücher vorzüglich ſchmückt, ſind die wohlgerathenen Kupferſtiche, die einen groſſen Meiſter verrathen. Ich glaube, daß ſie kaum einem Hogarth oder Chodowiecki ſchöner gelungen ſeyn würden. Das ſanfte Kolorit der weiblichen Geſtalten, die hervorblitzenden Reize, welche kunſtlos dem Auge des Jünglings ausgeſtellt ſind, die Schönheit der gerundeten Arme, Kniee, Schenkel und Waden, welche man ohne Verwirrung des Auges überblicken darf, ſind wohl im Stande, das unkenſcheſte Blut in die Wangen emporzujagen. Ich würde dich mit dieſen Büchern beſchenken, Theone, wenn ich ſie noch in meiner Bibliothek hätte; allein ich habe ſie der jungen Baronesſ von Reizenberg geſchenkt, welche mich neulich beſuchte, und die ich um ſo inniger liebe, weil ſie mich, als eine Feindinn der Ehe, gebeten hat, ihr mit den Pappieren, die ich zu deinem Behufe aufſetzen werde, ein koſtbares Geſchenk zu machen. Zweifle aber darum an meiner Güte nicht. Ich will nach Schweinfurth ſchreiben, und du ſollſt ſie dann neu und weit geſchmackvoller erhalten.

Unter allen dieſen Büchern aber kenne ich kei-

neß, was treffender geſchrieben wäre, als das Frauenzimmer vom Vergnügen. Das iſt die ächte Goldgrube der Wolluſt. Wer in dem Fache noch unerfahren iſt, muß dieſes Werk leſen, und ich wette tauſend um eins, ſeine Begierde wird im höchſten Grade befriediget werden. Keine Situation des irrdiſchen Vergnügens iſt hier unbeſchildert geblieben. Der Verfaſſer bietet alle ſeine Kunſt auf, die Leſer und Leſerinnen immer wieder auf neue Szenen vorzubereiten, ihren Reiz zu wecken, und ſie ſo allgemach auf die höchſte Stufe des ſinnlichen Triebes zu führen. Ich erinnere mich bei keinem Buche in der Welt mehr Vergnügen und Wolluſt genoſſen zu haben.

Höre izt, was ich dir noch kürzlich von deiner Bequemlichkeit zu ſagen habe.

Alle Handlungen in dem Umgange mit Menſchen gehen darauf um, uns Bequemlichkeit und ein ruhiges Leben zu verſchaffen. Das iſt das höchſte Ziel von der Geburt aus bis auf den Tag unſeres Todes. Wir legen, ſobald wir als Säuglinge in die Welt treten, den Aeltern die Pflicht der Sorge für uns auf. Sie müſſen uns warten, pflegen, kleiden und ernähren. Wenn

wir aus den Kinderjahren heraus in die große Welt treten, ſo verlangen wir von denen Bequemlichkeit und Abwartung, die wir bezahlen. Bekleiden wir öffentliche Aemter und Ehrenſtellen, ſo übertragen wir die Sorge für uns niedrigern Perſonen auf, die uns der Fürſt gab. Und ſo ſtehen wir von Stufe zu Stufe immer höher und höher. Wir reifen der Vollkommenheit entgegen, nicht in der Abſicht, den Grad der Cultur zu erlangen, den uns die Moral vorſchreibet; (dann würden wir ſehr ſchlechte Weltbürgerinnen heißen) ſondern uns der Bequemlichkeit zu widmen. Das Weib nach der Mode findet ihre Bequemlichkeit inſonderheit in den Zeiten des Eheſtandes. Ich habe dir ſchon oben geſagt, daß es ſehr lächerlich ſein würde, wenn du dich um Küche und Keller bekümmern wollteſt. Dazu hat man ja der Domeſtiken zu Dutzenden, denen dieß Geſchäft übertragen iſt. Schiebe alles auf deren Schultern, und bekümmere dich um nichts, als um deine — Bequemlichkeit. Wälze alle Sorgen für die Haushaltung von dir ab, denke, daß Gott den Menſchen zum Vergnügen und

Weltgenuß, nicht aber zur Arbeit geſchaffen hat. Es giebt in der Welt keine leichtere Art des Glaubens, als dieſe. Die Moraliſten nennen dieſen Glauben Müßiggang, aber ſie ſpielen mit leeren Silben, welche der träge Deutſche erfand, um die unbehülflichſte Art menſchlicher Induſtrie einer fremden Nation nachzuäffen.

Zur Bequemlichkeit gehört indeſſen mancherlei. Und nie hat wohl jemand dieſelbe beſſer beſchrieben, als Nikolai in ſeinem dicken Manne. Anſelm verſtand die wahre Kunſt, in dem goldenen Zeitalter ſeines Lebens alles, was er angriff, für ſeine Bequemlichkeit zu nutzen. Selbſt die Philoſophie, der er ſich ergeben hatte, und welche mir ſo viel Mitleid koſtet, gereichte ihm zur ſteten Bequemlichkeit. Er konnte ohne ſie nicht leben. Kein Schritt konnte ohne dieſelbe gethan werden. Die Philoſophie und die Bequemlichkeit waren bei ihm zwei ſo eng verknüpfte Begriffe, daß er ſie nur dann erſt aus einander riß, als ſein — Geld verflogen war.

Lebe auch du, meine Tochter, in deinem ehelichen Zuſtande nie ohne Sofa und Ottomanne. Bequemlichkeit und Ruhe ſind nur auf dieſen zu

finden. Robinſon hatte einen Gedankenwinkel, in welchem er über alles nachdachte, was in ſeiner kleinen Oekonomie vorgenommen werden ſollte, und wären wir Zeuge ſeiner Einſamkeit geweſen, wie oft würden wir ihn hier im tiefen Schlaf verſunken gefunden haben.

Es iſt in der Welt nichts ädlers, als die Geſundheit. Und wie kann dieſe beſſer befördert werden, als durch Bequemlichkeit? Nimm dir ein Beiſpiel an der frommen Ruhe unſerer geiſtlichen Herren! Das ſind die rechten Wegweiſer zur Bequemlichkeit. Sobald kein geiſtlicher Ornat ſie kleidet, opfern ſie dem Gott der Ruhe und des innern Wohlbehagens. Sie ſchütteln, wie die Apoſtel den Staub, jedes Ungemach von ihren Füßen, verwiſchen auf ihrer Stirne mit dem Pinſel der Freude jedes Wölkchen. Auf ihren Wangen thront die Geſundheit in voller Blüthe, und kaum ſind ſie im Stande, über die Peripherie ihres Bauches hinweg zu ſehen, der ſich wie der Thurm Libanon blähet, an dem tauſend Schildlein hangen.

Bequemlichkeit iſt die Mutter der Geſundheit, und die Amme des Lebens. Wer an dieſer Fackel ſein Licht anzündet, der wird gewiß an keinen Stein ſtoßen. Er öfnet ſich ohne Mühe die Pforte des ungeſtöhrten Vergnügens, in die wir alle eingehen wollen, welche aber nur ſehr wenige erreichen.

Sieh meine Tochter, ſo muß man alles in der Welt zu ſeinem Beſten verwenden. Thuſt du das, ſo wirſt du nie über Härte des Schickſals, nie über Launen deines Gatten, nie über den Verluſt verlohrner Freuden, nie über Unbequemlichkeit und Unruhe klagen können.

Achtes Kapitel.

Vom Betragen gegen das Geſinde, Arme und Kranke.

Es iſt eine gute Sache, wenn man treue Diener hat. Aber die meiſten verdienen unſer Wohlwollen nicht, weil ſie als Menſchen der niedrigſten Volksklaſſe, daſſelbe nicht zu ſchätzen wiſſen.

Um ſo lächerlicher find' ich diejenigen Damen, die mit ihren Domeſtiken auf einem vertrauten Fuße leben. Sie theilen den Biſſen ihres Mundes mit ihnen, ſie machen ſie zu Vertrauten ihrer Geheimniſſe, ſie erhöhen ihren Lohn, ohne daß ſie ihn verdienen, und lenken ſomit ſelbſt ihren Eifer für ihre Wohlfarth auf einen ſich nach und nach mehrenden Kaltſinn. Sieh dich hierinnen wohl vor, mein ſanftes Mädchen! Der Domeſtike iſt eine gefährliche Klippe, an der ſchon oft die Klugheit des Weibes ſcheiterte. Er iſt ein ausgelerntes Werkzeug, das man zwar zu allem gebrauchen kann, welches aber ſich nie ganz misbrauchen läßt. Und vergilt man (zumal bei Geheimniſſen) nicht jeden Weg mit Bezahlung, ſo iſt man ebendrein in Gefahr, von ihnen verläumder, und niederträchtig geſcholten zu werden.

Wenn man ihnen ja bisweilen ein Ohr ſchenkt, ſo muß das nur in Fällen geſchehen, wo es auf Stadt- und Familienneuigkeiten ankömmt. Die Dirnen zumal haben hierinnen eine eigene Stärke. Sie bekümmern ſich um alles, was in dem Orte, er ſei ſo klein wie er wolle, (und je kleiner, je beſſer) an hundert Ecken vor-

geht. Frägſt du ſie nach dieſer und jener Ehe, was der Hofrath X, oder der geheime Rath Y heut Mittag gegeſſen und getrunken habe — ich wette deine Keuſchheit um ein Pfefferkorn, ſie wißen es. Bei den Lebzeiten deines Vaters hatt' ich ein ſolches Mädchen. Ich habe ihr viel zu verdanken, denn ſie kannte meinen Geſchmack aufs Haar. Den Wink meines Auges, das Zittern meiner Lippen, das Bewegen meiner Hände kannte ſie, und nie hab ich wohl eine pfiffigere Dirne geſehen, als dieſe. Schickt' ich ſie aus, mir von dieſem und jenem Nachricht zu bringen, ſo konnt ich mich auf ihren Forſchungsgeiſt ſicher verlaſſen. Sie hielt ein beſonderes Tagebuch über alle Familien- und Stadtneuigkeiten, die ſie eben ſo gut im Kopfe hatte, als ich meine Garderoben und Juwelen.

So wie dieſe, ſind ſie jedoch nicht alle. Oefters machen ſie unſre Geheimniße in der ganzen Stadt kundig, und was für Verwirrungen und unwirbare Mißverſtändniße daraus erwachſen, kann ich dir nicht beſchreiben.

Am ſicherſten wirſt du gehen, wenn du alle deine Dienſtboten unter die Menſchenwürde be-

handelst, denn so behalten sie Ehrfurcht und Respekt für dich. Du glaubst nicht, wie leicht man diese bei ihnen verscherzen kann. Gieb ihnen nicht satt zu essen, damit sie nicht wollüstig werden, übernatürliche Speiß und Trank hat schon manchen ins Unglück gebracht. Man muß in keiner Sache zu viel thun, wenigstens ist da der größte Misbrauch zu befürchten, wo man am vorsichtigsten seyn sollte. — Da insonderheit jeder Dienstbote dem Schlafe ergeben ist, (weil er alle Sorgen von sich abwälzt,) so räume ihm auch kein gesundes Bette ein. Gieb ihm höchstens eine verlegene Matratze, um damit seinen überdem abgehärteten Körper zu bedecken. Dieß wird ihn nachdenkend machen, und ihn noch obendrein auf das Verdienst zurück führen, das er deiner Milde zu danken hat. Erlaube ihm kein Vergnügen, es sei so gering, als es wolle. Dadurch erlangen sie freien Spielraum, ihre Lüste nach deiner Güte abzumessen. Ich habe das aus Erfahrung. Meine Mutter nahm einst ein armes Mädchen zu sich, das ihre Aeltern in einem Jahre verlohren hatte. Die arme Waise war herzlich froh, daß sie einen so guten Zufluchtsort

fand, und arbeitete anfänglich aus Leibeskräften, ſich ihrer Herrſchaft geneigt zu machen. Meine Mutter blieb nicht undankbar, und vergalt jedes geringe Verdienſt mit hoher Belohnung. Aber was fruchtete das? Das Mädel ward nach und nach der Güte gewohnt, und nahm da die ganze Hand, wo ihr nur ein Finger erlaubt war. Sie hörte nicht mehr ſo aufmerkſam auf meiner Aeltern Vermahnung, ſie that, was ihr gut dünkte, gieng ungeſäumt ihren Vergnügungen nach, und hieng (vorzüglich dann, wenn ihr meine Mutter den Tanz erlaubte) ſich an einen lüderlichen Menſchen, der ſie dahin vermochte, meiner Mutter Kiſten und Kaſten aufzubrechen, und ſie auf allen Ecken und Enden zu beſtehlen. Das alſo war der Lohn für die Barmherzigkeit, die ſie an ihr gethan hatte! Und ſo iſts mir auch in meiner Haushaltung gegangen.

Hieraus kannſt du dir die Regel ziehen, daß du keinem Menſchen in der Welt, und am allerwenigſten deinem Geſinde etwas gutes zutrauen darfſt. Es ſind alles lüderliche, verächtliche Menſchen, die unſer Mitleid und unſere Liebe in keinem Punkte verdienen. Und hätt ich ſo viel

Kraft als Willen, ich wollte dieſer weggeworfe-
nen Menſchenklaſſe ein eigenes, ſtrenges Sy-
ſtem vorzeichnen, nach dem ſie behandelt werden
ſollten, und nach welchem, wie du ſieheſt, ich
meine itzigen Mägde behandele.

Was nun den Lohn betrift, ſo mußt dich mit
ihnen auf einen eignen Fuß ſetzen. Sieh dich
wohl vor, daß du ihnen eher zu wenig, als zu
viel giebſt. Der Ueberfluß, den du einer ſol-
chen Raçe zufließen läßeſt, kannſt du weit beſ-
ſer in deine eigenen Mittel ſtecken. Ein jeder
iſt ſich ja ſelbſt der Nächſte, und ſelbſt eßen, macht
fett — das ſind ein paar Sprüchelchen, die du
nie vergeßen mußt. Zerbricht eine Magd ir-
gend etwas an deinem Schüßelgeräthe, verliehrt
ſie einen Schlüßel, ein Meßer, ſo zieh daßelbe
an ihrem Lohne ab. Durch Schaden wird ſie
klug. Und kannſt du ſie nicht überführen, daß
ſie das Vermißte verlohren hat, ſo ſchieb den
Vorwurf dennoch auf ſie. Es gereicht dir wahr-
lich nicht zur Sünde, und ſie wird dadurch nur
gewitziger, auf deine Sachen ein aufmerkſameres
Auge zu werfen. In der Reſidenz lebte eine ge-
wiße Mademoiſelle Jordan, ein widerhaariges,

abscheuliches Geschöpf, die von allen geselligen Freuden des Lebens abgeschnitten war, mit der kein Mensch auskommen, niemand mehr umgehen wollte, weil sie durch affröse Gebehrden, und kindische Träumereyen alles, was Mensch hieß, von sich verscheuchte — diese verstand die wahre Kunst, das Gesünde zu reinigen und so am Gängelbande zu führen, daß sie am Ende alte Weiber zu Hülfe nehmen mußte, um nur etwas genießbares essen zu können, weil sie selbst keine Suppe zu kochen verstund.

Freilich ist es traurig, wenn ein Mensch krank wird, und noch traurigar sieht es um die Wirthschaft aus, wenn der Domestike über Kränklichkeit klagt, oder sich wohl gar aufs Lager streckt. Aber hier muß man ein kurzes Federlesen machen. Du bist nicht schuldig, dem Kranken Wartung und Pflege angedeihen zu lassen, weil du nicht seine kranken, sondern seine gesunden Glieder miethetest. Schaff ihn bey Seite oder schick ihn zu den Seinigen, damit sie ihn warten und pflegen. Behältst du ihn aber jedennoch in deiner Behausung, so rechne das auf den Abzug

des Lohnes, was du für Arzney für ihn ausgeben mußtest.

Bemühe dich hauptsächlich, ihn des Sonntags ans Joch der Arbeit zu spannen. Man kann den Dienstboten an keine empfindlichere Seite fassen, als wenn man ihn an den Tagen, wo Menschen und Thiere frey sind, mit Mühseeligkeiten überhäuft. Die Menschen der Art sind äußerst eitel. Sie prangen also vorzüglich an Sonn- und Festtagen in ihrem Staate, sie suchen gern alles hervor, um sich zierlich herauszuputzen, und den Beifall ihrer Galans, und ihrer Schönen zu erringen — suche ihm diese Freude zu versalzen, und zeige ihm, daß er nicht das Geschöpf der Freiheit, sondern deines Willens sey. Um so mehr mußt du ihm nie erlauben, mit seinen verliebten Streichen einen unverdeckten Handel zu treiben. Ich kenne Familien, die den Bräutigam ihrer Magd bei lichtem Tage in die Küche, oder wohl gar des Nachts ins Bette laßen. Daraus erfolgt Unordnung, Verdruß, und auf Seiten der Magd Schläfrigkeit und Leichtsinn.

Ziehe sie nach und nach oder jählings (nachdem du es für gut befindest) von der Religion ab, sende sie in keine Kirche, versage ihnen das Abendmahl. Durch zu häufiges Kirchgehen werden solche Menschen abergläubisch, und feig, sie fürchten sich, wenn sie allein das Haus bewachen, und laufen gar davon, wenn sie des Nachts ohne Gesellschaft darinnen schlafen sollen. Religion und zu übergläubiges Beten macht solche Menschen auch stumpf. Sie empfinden keinen Trieb zur Arbeit. Sie lassen die Hände nachlässig sinken, und denken nur immer auf die Hülfe des Himmels, die ihnen in Wahrheit wenig einbringen wird. Es ist sehr lächerlich, wenn gewisse Familien, und namentlich Pfarrers drüben, ihr Gesinde mit zur häuslichen Andacht ziehen, mit ihnen in Gemeinschaft beten und singen. Wie viel Mühe giebt sich nicht Sonntags der Magister. Da sitzt er mitten im Zirkel seiner Domestiken, katechisirt, und hält wohl gar einstudierte Predigten. Nun sagt man zwar, daß ihn das Gesinde deshalb mehr als kindlich liebe, und daß es, wenn ers verlangen wollte, für ihn sogar durchs Feuer liefe — aber glaube

das nicht, Theone, ich glaube vielmehr, daß der ehrliche Schwarzrock darum so viel Zutrauen und Liebe bei seinen weiblichen Untergebenen besitze, weil sie mit ihm im Betreff des 6. Gebotes unter einer Decke spielen! Wie gesagt, es hat in der Welt alles seine zwiefachen Seiten!

Dann sei von dir fern jedes liebevolle Wort. Ich kann es durch den Tod nicht leiden, wenn ich unsre Damen, die Geschmack und feinen Ton beißen wollen, mit ihren Köchinnen oder Kammermädchen liebreich umgehen sehe. Vor zwey Jahren war ich in einer großen Gesellschaft bei dem geheimen Sekretär Alwig. Der Sekretär ist ein stolzer aufgeblasener Mann, der sich in der Welt um nichts bekümmert, als um seine Geldkisten, und der sich weit besser zum Premierminister, oder wohl gar zur Durchlaucht geschickt haben würde, als zum bloßen Sekretär. Seine Gattinn hingegen ist ein braves, gutes Weib, so mild, so gefällig, daß sie einem alles an Augen absehen mögte. Sie ist eine geistreiche und belesene Dame, besitzt Weltkenntniß, und hat Knigges Umgang mit Menschen sechzehnmal gelesen, aber mit ihrem Gesinde ist sie

eine ausgemachte Närrin. Wir hatten eben abgespeißt, als die Köchinn mit der Chokolate hereintrat, und ihr die Manschette begoß. Wär ich an ihrer Stelle gewesen, ich hätte dem nichtswürdigen Mensch ein paar Ohrfeigen gegeben, und sie zur Thür hinaus gestoßen. Sie aber blieb gleichgültig, und sagte nichts, als: „Sieh nur, Christiane, wie albern du dich aufführst.“ Zum Kammermädchen sagte sie eine halbe Stunde darauf: „Dortchen geh doch einmal zu Leisers nüber, und bestelle dieß Billet. Aber ich bitte dich recht sehr, vergiß es nicht.„ Ist das recht? Muß man so mit dem abgeschmackten Gesindel umgehen? hätte sie nicht auch sagen können: „Dorte trogt geschwind den Zettel zu Leisers, aber ich bitte mir aus, daß es gleich geschiehet.“ Geflogen würde sie sein, statt daß sie nur wie eine Schnecke kroch, denn die weichen Worte versprachen keine Eile.

Ich halte meinerseits dafür, daß es dem Gesinde weit eher zukommt, ihn mit harten, unbiegsamen Worten zu belegen, als mit weichen, zärtlichen Liebkosungen. Die adelichen Familien in der Residenz haben hierinnen meinen gan-

zen Beifall. Da hört man ſicher nichts von jener ſchmelzenden Alfanzeren. Das familiäre Du fällt hier ganz weg, und das härtere Ihr tritt an ſeine Stelle. Nie hab ich den Baron von Ellenbach ſagen hören: „Guſtav, geh doch einmal in den Stall, und ſattle mir den Schimmel, oder die gnädige Frau von Rummelsburg: „Liſette ſei doch ſo gut, und beſtelle mir den Wagen um drey Uhr" ſondern allemal: „Kerl geht in den Stall, und ſattelt mirs Pferd" und: „Menſch, geh ſie, und beſtelle ſie mir den Waagen gegen drey Uhr." Wer zu herablaſſend und gütig iſt, wird am Ende doch für ſeinen Vorwitz beſtraft. —

Dein Verhalten gegen Arme und Kranke hab ich deßhalb in dieſer Materie mit begreifen wollen, weil ſie in eben dem Grade deine Hülfe verdienen, als das Geſinde. Ich weiß warlich nicht, warum juſt der Reiche gewilliget ſein ſoll, einen Armen zu unterſtützen. Die Moraliſten würden dieſe Forderung gewiß nicht an uns thun, wenn ſie die wahre Urſache, warum dieſer und jener arm iſt, begriffen. Die meiſten unter den Bettlern ſind Müßiggänger und leichtſ-

ſinnige Menſchen, die dem lieben Gott den Tag abſtehlen, die zu keiner Arbeit Luſt bezeigen, und welche ſichs gern gefallen ließen, wenn man ihnen alles hingäbe, und dann ſelbſt darbte. Es giebt in der Welt keine zudringlichere Menſchen, als die Bettler. Beſchenkt man ſie einmal, ſo kann man gewiß verſichert ſein, daß ſie des andern Tages zur rechten Zeit wiederkommen, mit Vorſchub der Barmherzigkeit und Vergießung heuchleriſcher Thränen uns zum Mitleid zu bewegen, und alles zu erpreßen ſuchen, was wir ihnen nicht gutwillig geben wollen. Der Fürſt ſah ſelbſt ein, wie höchſt nöthig eine Verbeßerung des Bettelweſens ſey, und errichtete gemeinnützige Anſtalten zum Behuf der Armen, damit ſie in denſelben genährt und geſpeiſet würden, aber die meiſten von ihnen erkennen dieſe Wohlthat nicht, weil ſie mit Beſchwerlichkeit und Arbeit verbunden iſt, und ſie lieber den reichen Leuten zur Laſt fallen, als ſich einer Beſtimmung widmen wollen, die blos für ſie gehört. Und was nützen alle unſere Mandate und guten Einrichtungen, wenn ſie ſo ſchlecht befolgt werden, wie man leider!

erfahren muß? Sind wir denn nun gebeſſert? Oder haben unſre Lage die Mandate verſchlimmert? Ich wundre mich bei alle dem über nichts mehr, als über die Frechheit gewißer Bettler, die mit geſunden Gliedmaßen und ſtarken Knochen vor den Thüren ſtehen, und ihr Gebet ohne Sinn und Verſtand herſchnattern, oder wohl gar durch ſelbſt erſonnene Krankheiten unſere Thränen zu erringen ſtreben? Am ſicherſten wirſt du gehen, meine liebe Theone! wenn du jeden Bettler ohne Ausnahme abweiſeſt, und ihn mit Drohungen überſchütteſt, die ihm einen kleinen Vorſchmack von körperlicher Strafe oder wohl gar von Zuchthauſe geben können. Wie kann man ihre Frechheit auch beßer belohnen? Ich erinnere mich, als dein Vater noch lebte, einen ſolchen unverſchämten Kerl abgewieſen zu haben, der auf einem Stabe gebückt mich mit verſchiedenen Zeichen der rechten Hand um eine Gabe anflehete. Er wies dabei ſtets auf den Mund und gab mir ſein Stummſein dadurch zu verſtehen. Ich weis nicht, wie es kam, daß

ich gleich Anfangs Mistrauen in ihn setzte. Ich ließ ihn eine Zeitlang stehen, und holte ein Silberstück, um ihn damit zu beschenken. Indem ich es ihm hinreichte, fragte ich ihn, wie lange er stumm sey? „Zehen Jahre“ erwiederte er laut, und vernehmlich. Aergerlich warf ich das Fenster zu. Wären alle Bettler so dumm wie dieser, die reichen Leute würden zwanzig Prozent weniger an Undankbare verschwenden. Aber mit nichts treibt der Bettler einen stärkern Handel, als mit einer erdichteten Blindheit. Man gehe nur auf Messen und Jahrmärkte, und man wird mein Urtheil bestätiget finden. Ganze Haufen von Blinden strömen einem nach, und man kann kaum drey Schritte vorwärts thun, so wird man schon wieder angefallen. Der hunderste aus diesen ist nicht blind, aber die Langeweile und der Müssigang schmecken freilich besser, als Arbeit.

Ein gleiches gilt von den Kranken. Darinnen war die Kriegsräthinn Löwler in der Residenz eine eigene Frau. Sie war von Natur mitleidig, und weil sie selbst fünf Jahr an der Gicht krank gelegen hatte, so barmherzig, daß

ſie die allgemeine Wohlthäterinn der Kranken war. Es iſt wahr, Gott hatte ſie geſegnet, aber ich glaube dennoch, daß ſie ſich durch ihre unbeſonnenen Geſchenke, die ſie an Kranke und Schwache vergeudete, eben keine Stufe im Himmel bauete. Mehr aber ward ihr Mitleid durch ein Buch erzeugt, das ſie wohl hundert mal geleſen und wieder geleſen hatte. Es waren Feſts Schriften für Leidende. Da erkundigte ſie ſich des Tages wohl zwanzigmal nach dieſem und jenem Kranken, lief wohl ſelbſt hin, und brachte die Arzeneien, und bezahlte ſie. — Mit ſolchem Volke mache dir wenig zu ſchaffen, meine Tochter! Sie verdienens warlich nicht. Die meiſten lachen obendrein hinter unſerm Rücken, und bedarf es der Patient ja, was wir ihm ſchenken, ſo ſind wieder zehn Geſunde da, die es ihm vor der Naſe wegnehmen? Ich denke immer, daß es unſre Pflicht ſey, im Geſundheitsſtande zu ſammeln, und einzuſcharren, um dann nicht im Alter, wenn wir ſchwach werden, darben zu müſſen. Man muß ſich nie auf die Hülfe anderer verlaſſen, weil kein

Mensch gern hilft. Das Sprichwort trift auch hier ein: „Ein jeder ist sich selbst der Nächste.“ Wenn nun jeder Kranke sich auf das Mitleid anderer verlassen wollte, was sollte denn aus der reichen Welt werden? Würden wir nicht alle zu Bettlern herabsinken? Pfui! ein erpreßtes Mitleid ist ein stinkendes Laster, welches wider das Gesetz der Natur läuft. Wer krank sein will, muß die Kraft besitzen, sich auch wieder gesund machen zu lassen, oder es ist besser, er stirbt, und nimmt die Hofnung mit ins Grab, einem Gesündern und Würdigern Plaz gemacht zu haben. Was hilft uns unser Mitleid, wenn es die Menschen so wenig verdienen?

Neuntes Kapitel.

Das Verhalten einer Frau vor und nach der Niederkunft.

Es ist eine eigene Situazion, wenn man sich so warmer fühlt. Es erwachen da so viele und mannigfaltige Gefühle, unter denen gewiß kein

süßeres ist, a's das Gefühl, sich Mutter "zu wissen. Aber es ist auch eine äußerst bedenkliche Lage. Man hat so viel zu beobachten, an das man im Stande der Jungfrauschaft gar nicht denkt, und um so eher kommt es mir zu, dir hierinnen treulich an die Hand zu gehen. Lies, wenn du einst Mutter werden solltest, dieses Kapitel fleissig durch, und erinnere dich (ich will hoffen, mit Wohlgefallen) an die itzige Stunde recht oft, wo ich es mir angelegen sein ließ, dich vor manchem Elend zu warnen, welches du dir in den Tagen der Schwangerschaft zuziehen kannst.

Was du nun eigentlich zu beobachten habest, sobald du dich schwanger fühlst, hab ich dir zu einer andern Zeit gesagt. Izt höre nun auch einige Verhaltungs-Regeln, die von grosser Wichtigkeit sind; welche zwar in den Ohren der sogenannten Aufklärer unsinnig klingen, die aber aus einer sehr schweren Erfahrung gezogen sind. Ich wollte dir davon tausend Beweise aufstellen. —

Bist du wirklich in der Lage einer Schwangern, so bleibe nie vor dem Speisegewölbe eßend stehen, denn dadurch kannst du deiner Frucht um

endlichen Schaden thun, weil ſie die Miteſſer bekommt. Man nennt dieſes Ungeziefer gemeiniglich Elben, die alle Nahrung, welche das Kind zu ſich nimmt, verzehren. Das iſt eine ſehr groſſe Plage für das Kind, und du kannſt ſeinen Schmerz am beſten nach dem deinigen ermeſſen, wenn du damit geplagt biſt. Solteſt du aber doch ſo unglücklich ſein, dieſe Warnung zu vergeſſen, ſo hat man dagegen Mittel genug, ſie zu dämpfen. Und das beſte unter dieſen Mitteln iſt, wenn das Kind mit Honig und Waizenmehl gerieben, und in ein warmes Bad geſetzt wird. Hauptſächlich hüte dich, während deiner Schwangerſchaft ein Kind aus der Taufe zu heben, denn in dem Falle muß entweder dein Kind, oder das Kind deſſen, der dich zum Pathen berief, ſterben. Sollte dich auch das Unglück nicht treffen, ſo mußt du wenigſtens die Thränen der armen gebeugten Mutter bedenken, die deiner Unachtſamkeit wegen gewiß fließen würden.

Es giebt vornehmlich drei Fälle bei der Schwangerſchaft, denen man wohl ausbiegen muß. Ich könnte dir da manche Geſchichte aus

meinem Leben erzählen, wenn ich deine Geduld nicht auf eine zu harte Probe zu setzen befürchten müßte. Einmal hüte dich, daß du unter keine Wagendeichsel kriechst (und wie leicht kann das geschehen?) Schon manche Mutter hat diese Unachtsamkeit mit bittern Thränen bereuet. Eben eine solche Vernachläßigung seiner selbst bewirkte bei vielen Weibern eine schwere Geburt, die sich durch eine lange Schwangerschaft aumeldete. Und nichts in der Welt ist fürchterlicher, als der Grad der Marter, den ich wenigstens dir, meine Tochter, nicht wünschen mag. Dann sieh dich wohl vor, daß du dein Kind nicht zu der Zeit gebiehrest, wenn Venus Morgenstern ist. Es ist dieß für ein Kind ein sehr gefährlicher Stern, denn sobald du ein Mädchen zur Welt bringst, so zwingst du durch die Gestirne das Schicksal, ihm einst einen alten Mann zuzuführen. Und welche Pein ist das? Ein alter Mann und ein junges Weib ist eine Speise ohne Salz. Sie sieht gut aus, aber sie schmeckt nicht. Freilich ist der Appetit nicht allemal zu verwerfen, aber deine Tochter könnte vielleicht anders denken, als ihre Großmutter, und dann hätt' ich

die Sünde auf meinem Gewissen. Endlich lege dir nie, es sei, wenn es wolle, einen schwarzen Laz, oder ein schwarzes Kißen vor. Du erhälst vermöge dessen, ein Kind, welches über die Maassen furchtsam ist. Und mir sind gleichwohl keine erbarmungswürdigere Geschöpfe denkbar, als furchtsame Leute, die sich vor alles scheuen, und die alles, was weiß aussiehet, für ein Gespenst halten. Bei allen diesen Vorschlägen vergiß aber auch deine eigene Wohlfahrt nicht. Sie verdient, so wie die des Kindes, Pflege und Wartung. Ahme vorzüglich nie den garstigen Weibern nach, die dann am unregelmäßigsten und schmuzigsten gehen, wenn sie sich schwanger befinden. Wahrhaftig man sollte denken, sie wären unsaubere Fantippen! Da gukt ein Stück von Hemde hervor. Da fliegen unfrisirt die Haare um den Kopf herum, und das Busentuch flattert ohne Nadel in der Luft umher, gleichsam als ob sie einen Segel aufgesteckt hätten. Denke nicht also — sondern sieh auf Ordnung und Reinigkeit weit mehr, als wenn du frei von einer solchen Bürde bist. Dort kannst du mit Bequemlichkeit dir selbst leben und brauchst dich

um nichts zu bekümmern, als um dein Vergnügen und deine Zerstreuung. Vergiß mithin nie, wenn du schwanger bist, dich zu schnüren. Ich kann es durch den Tod nicht leiden, wenn die Brüste, die zu einer solchen Zeit schon Milch bekommen, weit hervorragen, und den hohen Leib keine Fessel zurückhält, als die des Körpers selbst. Für junge Weiber zumal ist eine solche Gewohnheit sehr ekelhaft und unanständig.

Ist nun endlich die Frucht zur Welt gebohren, so begehe (ich bitte dich um alles in der Welt) ja die Thorheit nicht, und säuge dein Kind selbst. Es ist für eine Frau, die Verstand, und Vermögen besitzt, nichts entehrender. Und ich weiß hier wirklich nicht, mit welch einem Ausdrucke ich ein solches Benehmen belegen soll. Du warst schon Heldinn genug, wenn du die Leiden der Geburt und der Schwangerschaft geduldig und mit gefaßtem Muth tragen konntest. Solltest du nun auch mit der frühen Erziehung deines Kindes dich befaßen? Das sei ferne von dir. Es giebt ja Ammen genug in der Welt, die ein solches Geschäft gern über sich nehmen, und die es für eine Wohlthat ansehen, wenn sie die

Frucht einer vornehmen Dame an ihren Brüſten tragen können.

Ich kann mich nicht entbrechen, dir auch hier einige Vorſichtigkeitsregeln an das Herz zu legen, die du wohl aufbewahren magſt, wenn dein Kind anders geſund und ein Kind guter Art werden ſoll.

Vors erſte faſſe dein Kind in den ſechs Wochen (in denen du nach den Geſundheitsregeln das Zimmer hüten mußt) in keinen Mantel. Es iſt das eine höchſt gefährliche Sache. Unſre Zucht- und Arbeitshäuſer ſtellen uns den Erfolg davon auf. Gewiß ſind viele von den Unglücklichen, die in lichten Stunden hier zwiſchen engen Mauern den Mangel ihres Verſtandes beweinen, auf eine ſolche widerſinnige Art behandelt, und in den Mantel gehüllt werden — denn davon werden die Kinder melankoliſch.

Vors zweite bewahre dein Kind, wo du nur weißt und kannſt, vor dem Herzſpan. Eine Krankheit der Art iſt ſo leicht erzeugt. Und das geſchiehet allemal dann am ſicherſten, wenn man über die Wiege des Kindes etwas vom Tiſche nimmt. So war Nachbars Jul-

chen. Das Kind hatte den Herzſpan, weil der alte Michel ſein Sonntagshemde vom Bette genommen hatte, das hinter der Wiege ſtand. Das arme Würmchen mußte elendiglich ſterben. Schlimmer aber, als Herzſpan und alle Krankheiten iſt das Unglück, wenn du deine Frucht des Sonntags zur Welt gebiehrſt, denn Kinder an dieſem Tage gebohren ſind allen Verſuchungen ausgeſetzt, und obngeachtet ich keinen Teufel glaube, ſo bin ich doch verſichert, daß ein ſolches Kind denſelben leibhaftig ſehen kann, ſobald es nur bei Nachtzeit die Augen aufſchlägt. Ich kann mich noch recht gut an eine grauſende Geſchichte in der Reſidenz erinnern, wo die Frau von Borsborn, eine fromme und alte Dame, in ihrem zwei und funfzigſten Jahre am Sonntage ein Kind zur Welt brachte. Sie erzog daſſelbe, nach ihrer Weiſe, in aller Gottesfurcht und Tugend, (obngeachtet ſie in der Reſidenz wohnte) ſchickte es im dritten Jahre in die Schule (es war ein weißköpfiger, niedlicher Junge, und ſteht izt als Sergeant bei den Dragonern) und hatte ihre herzliche Freude an ihm. Aber was geſchah? Sobald der Junge ſechs Jahre alt war,

gieng er nicht mehr allein zu Bette. Schlechterdings wollte er bei der Mutter ſchlafen. Man wunderte ſich darüber auſſerordentlich, und als ihn die Mutter fragte, woher ſeine thörigte Furcht entſtanden wäre, klagte ers ihr endlich mit vielen Thränen, daß ihm neulichen Sonntag in der Nacht zwiſchen eilf und zwölf Uhr ein böſer Geiſt erſchienen ſei. Er ſahe in der Folge alle Nachtgeſpenſter, iſt aber izt ſo dreuſt geworden, daß er nun, zumal wenn er auf der Wacht iſt, allen Geſpenſtern, die ſich vor ſeine ſchöne Geſtalt fürchten, nachläuft, und ſie zu erhaſchen ſtrebt, wenn ſie ihm zu entgehen ſuchen.

Vors dritte ſchicke dein einjähriges Kind in kein Haus, wo man von ſolchen Gewohnheiten nichts hält. Es lernt ſonſt ſchwer reden. Schickſt du es aber zu ſolchen Leuten, die deiner Meinung ſind, ſo werden ſie, ohne daß du es zu erinnern brauchſt, dem Kinde neun Eyer ſchenken, um ſeine Sprache damit baldigſt zu befördern. Lehre ſie, wenn ſie dem Kinde die Eyer ſanft zwiſchen die Lippen ſtoßen, ein Verschen, im Falle es ihnen noch nicht bekannt ſein ſollte. Es heißt: „Wenn das Buttla anfängt zu gaz-

zen, ſo fange du an zu ſchwatzen!“ Ich gebe dir mein heiliges Wort, das Kind fängt ſo zeitig als möglich an zu plaudern. Ich habe es mit Dir und andere Mütter mit ihren Kindern ſo gemacht.

Vors vierte ſchneide dem Kinde vor dem ſiebenten Jahre die Haare nicht ab, du ſchneidest ihm ſonſt Klugheit und Verſtand mit weg. Ach wenn ich dir hierüber alle kläglichen Beiſpiele erzählen ſollte, die mir noch aus meiner Kindheit vor dem Gedächtniße ſchweben, du würdeſt erſtaunen. Nur eines ſei mir erlaubt. In der Reſidenz lebte eine Witwe, die Madam Berenon, eine brave und von allen Mitteln verlaſſene Frau. Ihr Mann war auf dem Schloße Holzinſpektor geweſen, und ſtarb an einer hitzigen Krankheit, als eben die arme Frau ſchwanger gieng. Drey Monate nach ſeinem Tode kam ſie mit einem jungen Sohne nieder — ganz das Ebenbild ſeiner milden Mutter. Mit Thränen begrüßte ſie ihn, denn ſie ſahe ihres Elendes Anfang. Sie erzog ihn, ſo gut ſie es vermogte, und gab ihm den Namen Benjamin. Das Kind wuchs, und nahm täglich zu an Schön-

heit. Aber eben als es ins fünfte Jahr trat, bekam es einen so sehr ausgeschlagenen Kopf, daß die Mutter alle Haare vom Kopfe abscheeren mußte, um das Ungeziefer zu tilgen. Was geschah? Ein Vierteljahr darauf war das Kind an allen fünf Sinnen gelähmt, und so melankolisch, daß sies in ein Waisenhaus geben mußte. O! wie oft hat die arme leidende Mutter meinen Aeltern ihr Elend geklagt, und sie gewarnt, diese Nachläßigkeit bei allem, was heilig sei! von ihrem Kinde abzuwenden. Und sie haben es an mir redlich erfüllt. Hüte dich ebenfalls dafür, meine Tochter! du dürftest es sonst bereuen, und Reue kommt immer zu spät.

Vors fünfte laß dein Kind nie dann erst entwöhnen, bis zur Saat geackert, sondern wenn der Acker im Sommer voller Getraide stehet, und im Winter mit Schnee bedeckt ist. Denn so wie hier der Erdboden voller Kraft ist, eben so wird auch dein Kind an Kraft und Stärke zunehmen. Man kann dafür nie genug arbeiten. Kinder fordern so viel in der Welt, und selbst eine Kleinigkeit der Art, die unsere Aufklärer so gern und mit gleichgültigen Augen

überſehen, heiſcht unſere ganze Aufmerkſamkeit. Wem iſt am Ende der Schade, wenn ſie nicht beobachtet wird? Hüte dich aber beſonders dafür, daß du dem Kind wieder an die Bruſt legen läßt, wenn es ſchon gewöhnt iſt. Es lernt, ſobald dieſes geſchiehet, beſchreien, d. h. es hat Macht über Menſchen und Vieh, ſie zu beherzen, ihnen auf alle mögliche Art Schaden zu thun, und nur von ſolchen Kindern kommt alles Unglück in der Welt her. Ich kann nicht umhin, dir hierüber eine merkwürdige Begebenheit aus meinen jugendlichen Jahren zu erzählen. Du weißt, wie Kinder ſind, daß ſie alles gern begaffen und beſehen wollen. So war auch ich. Wenn eine Hochzeit, eine Kindtaufe, oder irgend ein Feſtin war, ſo war ich gewiß dabei, und beſahe mir die geputzten und behaarbeutelten Leute, die mit zu dem Feſte geladen waren. Eines Tages wurde in der St. Andreas Kirche ein Kind getauft — ach! das war dir ein wunderſchönes Kind, ein Mädchen von ausnehmender Geſichtsbildung, ſo weiß und zart, daß ich dirs nicht beſchreiben kann. Ich erkundigte mich genau nach den Aeltern, und erfuhr, daß es dem Land-

schaftssekretär von Bello gehöre. Also noch obendrein ein Fräulein, dacht ich in meinen kindischen Gedanken, nun! da werden sich künftig einmal recht viel Ritter und Grafen melden, und um die schöne Hand buhlen. Die Frau von Bello hatte indeßen das Kind so lieb, daß sie es selbst an die Brust legte, und drey Vierteljahr stillte. Nach Verlauf dieser Zeit gewöhnte sie es, aber mit wie vielen unruhigen Nächten und Sorgen — kann ich dir nicht beschreiben. Ihre Brüste schwollen in die Höhe, und brannten wie höllisches Feuer, das Mädchen schrie Tag und Nacht, und hatte keine Ruhe. Sie wußte sich in ihrer Noth nicht anders zu helfen, als daß sie, weil ihre eigene Milch schon in Materie übergegangen war, geschwind eine Amme kommen, und das Kind noch einen Monat länger stillen ließ. Aber das machte die gute Frau nicht zum Besten. Das Kind ließ sich ruhig gewöhnen, und ward täglich schöner. Mit dem siebenten Jahre war es schon ein allerliebstes Mädchen. Aber eben die Zahl sieben vollendete das Maaß seines Unglücks. Wo sie nur hinkam, verschloß man ihr die Thüre. Denn man hatte leider! schon

bemerkt, daß sie Menschen und Viehe beschrie, ohne es zu wollen. Ihre Zauberformel dabei war so schrecklich, daß mir allemal der Graus angeht, wenn ich nur dran denke. Und so, denk ich, wirst du mir sie ohnedin ersparen. Was denkst du nun wohl, was aus dem Kindlein ward? Eine völlige Hexenmeisterinn! Wo sie nun hinkam, bekamen die Menschen böse Geschwüre, und ich kann mich noch sehr genau besinnen, daß, als sie einmal in den fürstlichen Stall trat, das Reitpferd Ew. Durchlaucht plözlich zu Boden sank, und auf der Stelle krepirte. Um dem Uebel ein Ende zu machen, schafften sie die Aermste in ein nahgelegenes Waisenhaus, in welchem sie zwischen öden Mauern, ohne dem Anblick der Menschen um sich her, in der größten Einsamkeit starb. — Da wir einmal bei einer so wichtigen Materie verweilen, so kann ich mich nicht enthalten, dir auch noch einige Kennzeichen des gewissen Todes mitzutheilen, welche bei der Geburt eines Kindes sich äußern können. Wenn nämlich während der Taufhandlung die Uhr schlägt, so stirbt das Kind ganz ge-

wiß. Ich kann mich ſogar eines Falles erinnern, wo das Kind noch in der Taufe ſtarb, als der Seiger auf der Eliſabethskirche drei Uhr Nachmittags ſchlug. Aber weit ſchlimmer ſind die Folgen davon. Sobald das Kind geſtorben, und begraben iſt, ſo mußt du dir nicht etwa vorſtellen, daß es, wie andere Menſchen Staub und Aſche wird. O! was für ein großes Heil wäre das für den armen Wurm? Nein, nichts weniger, als das. Denn ſobald es begraben in der Erde liegt, verwandelt ſich ſein Leib in eine ätheriſche Luft, und wird zum — Lichtmann. Es hat alsdann auf der Erde keine Ruhe und keinen Frieden, und ſeine Erlöſung kann nur dann bewerkſtelliget werden, wenn man ſieben und ſiebzig mal eine gewiſſe Beſchwörungsformel darüber ſprechen läßt. Aber das muß auch an ſieben und ſiebzig Sonntagen, und das wieder ſieben Minuten auf ſieben Uhr geſchehen an dem Flecke, wo der Lichtmann ſich gewöhnlich zeigt. — Ein anderes merkwürdiges Kennzeichen des Todes iſt, wenn der Prieſter, der das Kind tauft, bei der Taufhandlung nieſen muß. Ich habe dir, wenn ich nicht irre, neu-

lich ſchon bei einer andern Gelegenheit ein Beiſpiel davon erzählt. Miechen in Rohrfeld, die nun noch mit Ehren unter die Haube gekommen iſt, wie die gemeinen Leute zu ſagen pflegen, kam mit Zwillingen nieder. Als ſie der Prieſter taufte, fieng er an zu nieſen, und das zwen mal hintereinander. Die Pathen erſchraken darüber gewaltig, und erzählten der armen Mutter alles baarklein wieder. Dieſe alterirte ſich ſo ſehr, daß die beiden Kinder, als ſie eben an den Brüſten lagen, unter heftigen Konvulſionen ſterben mußten. Ein drittes eben ſo merkwürdiges Kennzeichen des nahen Todes iſt, wenn bei der Taufe zwei Seiger zuſammen ſchlagen. Sieh dich alſo wohl vor, daß du dein Kind allemal nach dem Verlauf einer geſezten Stunde, aber nie dann taufen läßt, wenn du die eigentliche Zeit nicht weißt. Auch davon will ich dir ein Beiſpiel erzählen. Die Prinzeſſinn in ○○ ward um drei Viertel auf drei Uhr in die Kapelle zur Taufe getragen. Sie erhielt dort den Namen ○○○. Kaum hielt ſie der Prediger auf ſeinen Armen, als der Seiger auf dem Marien- und heiligen Geiſtthurm drei Uhr

schlug. In vier Stunden darauf war die Prinzessinn tod. Diese Geschichte hat viele Zeugen.

Alle diese Dinge, meine liebste Tochter! scheinen vielen von unserm Geschlechte wahre Kleinigkeiten, und die mehresten von ihnen nennen es wohl gar Aberglauben, aber dem ist nicht also. Ich will keinem etwas Böses wünschen, (außer nur denen, die mit dem Namen „Mann" gestempelt sind) aber so viel ist doch gewiß, daß schon mancher, der verwitzig genug war, der Erfahrung zu spotten, den elendesten Tod, aus Rache des Himmels, und eines verborgenen Schicksales sterben mußte. Und hat er ihn etwa nicht verdient? Höre nun auch izt, was ich dir über die Erziehung deiner Kinder zu sagen habe.

Erziehung der Kinder ist ein schweres Geschäft. Viele beginnen es, und nur wenige führen es aus. Aber niemand in der Welt hat es schlechter verstanden, als Kampe, Rochow, Weiße, und wie die Kinder der Finsterniß alle heißen mögen, die den Müttern weit mehr vorschreiben, als sie sich selber zu halten unterstehen. Keiner von allen hat mir

aber beſſer gefallen, als Salzmann in einem Buche über Erziehung, welches er das Krebsbüchlein nennt. Ich weiß zwar nicht, was der gute Mann unter dieſem ſonderbaren Titel verſtehet, allein ſo viel iſt mir klar, daß er mit mir ganz eines Sinnes geweſen iſt. Man muß die Kinder ganz zu dem erziehen (zumal die Mädchen), was ſie eigentlich ſein ſollen. Und wie ſie beſchaffen ſein müſſen, das haſt du bereits in den vorigen Stunden von mir erfahren. — — — — — — *) — — — — — — — — — — —.

*) Hier folgt nun eigentlich ein ſehr weitläuftiges Kapitel über die Erziehung der Kinder, in dem Manuſkripte der Verfaſſerinn; allein ich habe es deßhalb ganz weggelaſſen, weil nicht nur Herr Salzmann in dem ihm verwandten Buche dieſe Materie ſehr ſchön behandelt hat, ſondern weil ich auch dieſe gegenwärtige Schrift nicht auf unnöthige Art erheben, und mit bereits beſſer gelaaten Dingen anfüllen wollte.

Der Herausgeber.

Und so, meine gute, sanfte Tochter! hast du die schönsten Erfahrungen meines Lebens in einem Buche beisammen. Ach! möchtest du doch von allem, was ich dir oft mit Thränen gesagt habe, nichts — nichts vergessen. Und wie ruhig und zufrieden wollt' ich sterben, wenn ich von deiner Nachahmung völlig überzeugt wäre; wie sanft sollte das Ende meines Lebens sein, wenn ich mit dem frohen Bewußtsein, dich meiner würdig gemacht zu haben, hinüber schlummern könnte. Glaube mir, du gutes Mädchen! daß ich dich ungern verlaße, daß ich die Hälfte meiner Jahre drum geben würde, wenn mir der Himmel vergönnte, Zeugnis deines Ehestandes zu werden. O! wie wollt ich noch dann mit gutem Rathe, und mit der Summe meiner Erfahrungen, die ein junges Mädchen so leicht vergißt, dir an die Hand gehen. Kein Tag sollte ver-

streichen, an dem du nicht Beweise meiner mütterlichen Liebe zu empfangen hoffen könntest. Ich wollte für dich arbeiten, für dich deinen Mann martern, dir die Erde zum Himmel, und ihm die Welt zur Hölle umschaffen. Du solltest Ruhe und Bequemlichkeit von mir fordern, und ich wollte die Geschäfte des Tages über mich nehmen, blos in der Absicht, um dir das Leben angenehm und leicht zu machen. Aber diese süße Hofnung nährt mein Geist nicht mehr. Ich fühl es, daß das Ende meines Lebens nah ist, und daß die Tage und Stunden ohne Mühe zu überzählen sind, nach deren Vollendung ich von dir scheiden muß. Aber zage nicht — das Schicksal wird dich nicht verlaßen. Du bist ein gutgeartetes, liebes Kind, das ich mit Freuden gebohren habe, und welches mich bei dem Bewußtsein deiner Existenz mit hundertfacher Wonne überschüttete. Ich fordere für die Mühe und den Schweiß, den ich für deine Pflege vergoß, nichts von deiner Dankbarkeit, als eine getreue Befolgung meiner Lehren, die ich dir von Zeit zu Zeit ins Herz pflanzte. Mache dich ihrer ganz würdig. Und erfüllst du die Gebote, die die goldene Frucht meines ehelichen Lebens

sind, künftig mit Treue und Gehorsam, so glaube sicher, daß sich noch meine Asche in der Erde freuen wird; daß ich noch jenseits des Grabes über die Grüfte deines Herzens ein Lob- und Danklied anstimmen werde. O! es ist ein so seeliges Gefühl, eine gute Tochter zu haben, aber noch weit erquickender ist der Gedanke, diese Tochter in ein Heiligthum eingeweihet zu wissen, das keine Zeit zerstöhrt, und welches eben so mächtig der Ewigkeit trotzt, als ein Gedicht von Wieland, oder ein Gemählde von Raphael.

Damit aber das Schicksal deine Gesinnungen, die du izt von der wahren Beschaffenheit des ehelichen Lebens hegest, fassen möge, so bete izt auf deinen Knieen ein Stoßseufzerlein mit mir zu jenes allgewaltige Wesen, welches so viel Einfluß auf uns, und auf die Männer bezeigt, mit einem Worte, bete mit mir zum Ehenteufel.

Schluß.

Ein Gebet an den Oberteufel Asmodi.

Du, den wir alle verehren, die wir deine Macht und Abscheulichkeit anerkennen, welche dir das Szepter über die ganze ungesittete Welt in die Hände gab; du, für dessen Größe der Erdkreis seine Knie beugt, wenn die Güte des Himmels und seine Milde aus unseren Herzen flieht, und wir unzufrieden mit uns selbst dem Schicksale trotzen, und über unsere Nacken das eiserne Joch der Ehe werfen wollen — sieh jezt herab auf ein paar betende Sünderinnen, die sich auf deinen Beistand verlaßen. Wir sind arme Erdenwürmer, die mit den Freuden der Ehe zerfallen sind, und die an nichts mehr Theil nehmen, was nach diesem unsaubern Vergnügen schmeckt. O! wir sind völlig überzeugt, daß dein durchdringendes Auge auch in unsern Herzen gelesen, und die Bilder der schrecklichsten

Verheerung darinnen gefunden haben wird, die wir allein der Ehe zu danken haben. Belebe dieſes unmündige Mädchen als den getreueſten Abglanz der mütterlichen Denkungsart mit dem verzehrenden Feuer der Zwietracht, daß auch ſie einſt die despotiſche Rolle ſpiele, die ich am Ende meines Lebens mit ſo viel Ruhe und Heiterkeit niederlege. Belebe ſie mit dem Zorne der höllischen Furien, wenn ſie an der Hand ihres künftigen Gemahles den bittern Kelch des Leidens trinken muß, damit ſie Kraft gewinne, ihm gleiches mit gleichem zu vergelten. Du hatteſt ja einſt Gewalt über die ſieben Männer, die dem Weibe des Tobias (deſſen Vater durch deine Schickung zur Strafe, daß er ſeinen Sohn in ein entferntes Land ſendete, um dort deiner Ehre zu ſpotten, die Augen verlohr,) gegeben werden ſollten, und machteſt alle deine Feinde, die auf eine unſchuldige Gardinenpredigt eben ſo bitter läſtern, als der heilige Götze einſtmals auf alle Ungläubigen, mit Schimpf und Hohn zu ſchanden. Beweiſe nun auch deine Gewalt in Zukunft bei der Verheirathung dieſes guten Mädchens eben ſo ſchön, wie du ſie von Anbeginn

der Welt her bewieſen hat. Tödte, um deines Zweckes nie zu verfehlen, alle Fiſche im Meere, die mit ihrer Galle prahlen, wie die Kräbe mit erborgten Pfauenfedern, damit es keinem Marktſchreier gelüſte, ein neues Arkanum, wie einſt der Führer des Tobias, daraus zu ſieden, um dadurch deine Gegenwart zu verbannen. Lähme ihre Hand, wenn ſie das Netz auswerfen wollen, um deine Waſſerfeinde damit zu fangen. Mache ſie plötzlich zu nichte, wenn ſie ſich erkühnen, durch erprobte Hexenſprüche und Verſchwörungsformeln dein Anſehn zu entheiligen. Lache ihnen ins Fäuſtchen, wenn ſie ſich bemühen, den Zweiflern den Glauben deines Daſeins zu verleiden, und ſie zu überreden ſuchen wollen, daß blos ein zufriedenes Leben Zweck einer guten Ehe ſei. Stärke vorzüglich dieſes ſanfte Kind, und alle meine Glaubensgenoſſinnen in dem guten Vertrauen, daß alle Lehren, die ich in ihr jugendliches Herz pflanzte, wahr und gewiß ſeien. Mache ſie immer würdiger, an der allgemeinen Sünde Theil zu nehmen, die von dem erſten gottloſen Weibe an bis auf die gegenwärtigen Zeiten in allen weiblichen Herzen wütete, und

welche in allen Ehen blos das Absehen hat, den Saamen des guten Vernehmens, das Mann und Gattin von einander fassten, von Grund aus zu ersticken, und der Vergessenheit zu liefern! Dagegen sind wir völlig überzeugt, daß deine Macht die einzige sei, welche der Verehrung würdig ist, und daß nur allein du ein unbeschränktes unveränderliches Wesen bleiben kannst, und wirst. Besonders gieb diesem liebevollen Mädchen, und allen denen, die zu deiner Fahne schwören, und dir den unbedingten Gehorsam geloben, die Reize der Wollust und der Buhlerei, damit es ihnen gelinge, alle tugendhafte Frauenzimmer, die dich nicht kennen, zu beschämen, und den Weibern, die mit ihren Gatten eine glückliche Ehe führen, einen Schabernack anzutun, an den sie etwa denken müssen. Stärke ihre Glieder, wenn sie dem Hauche der giftigen Wollust unterliegen, wenn sie mit sterbendem Odem ihr Schicksal bewenen, und die Hölle in ihrem Busen erwacht. Stärke sie, wenn sie schwach und krank darnieder liegen, und auf keine Hülfe mehr hoffen können, als nur auf die, die du ihnen giebst. Stärke sie, wenn

ſie, mit Zweifeln ringend; ob ihr vergangenes Leben mehr eine Quaal, als ein erlaubtes Vergnügen war, den Fluch über das ganze Menſchengeſchlecht ausſprudeln, und ſich des Ungemaches müde, in den finſterſten Abgrund der Hölle verwünſchen. Schenke ihnen, ſobald ſich ihre Kräfte von neuem mehren, den Grad der Hoffnung wieder, den ſie vorher hatten, um ein eigenes Syſtem zu entwerfen, nach dem die ganze Männerraçe behandelt werden ſollte, damit ſie daſſelbe ausführen, und für ihre Zeitgenoſſinnen, die auf deinem Altare opfern, bequem einrichten können. Gieb ihnen den Geiſt einer Xantippe, und einer Delila, damit ſie mit dem Heroismus jener das ganze Männergeſchlecht vom Morgen bis zum Abend hudeln, und mit der Argliſt dieſer die Haare ihrer Zufriedenheit mit der beißendſten Scheere abſchneiden können. Belebe ſie mit der Argliſt einer Iſabelle, mit dem Zauber einer verführeriſchen Eva, mit dem Buhlerblick einer Venus, mit dem Afterherzen einer Hiebinn, und mit den Schrecknißen aller böſen Weiber, die ehemals lebten, und noch leben. Dein Lohn dafür iſt der

wärmste, heiligste unverkennbarste Dank aller deiner Verehrerinnen, das Lallen unschuldiger Lippen, die dir zugeführt werden, die Hoffnung einer zukünftigen Generazion, die, so das Schicksal will, die jetzige noch übertreffen soll.

Und in diesem gerechten Vertrauen wirst du besonders mir, die ich nach allen meinen Kräften meinen verstorbenen Gatten marterte, und quälte, deinen Seegen nicht vorenthalten. Aber dieser Seegen sei nicht ganz mein. Er komme hundert- und tausendfältig auf die Schultern meines einzigen Kindes, das ich dir hiermit zum erstenmal zuführe, und welches du liebreich aufnehmen wollest. Erhalte ihre Gesinnungen, so wie sie itzo sind, damit sie nie wanken, oder zum Schaden deines großen Namens gedeihen mögen. Dein ist ja die Ehre und die Herrlichkeit aller unglücklichen Eben auf dem Erdboden.

Befeste insonderheit alle meine Mitschwestern in dem Wahne, als sei eine unglückliche und unzufriedene Ehe die Hauptzierde des weiblichen Geschlechts, damit sie nicht ruhen und rasten, (wenn auch nicht in diesem, doch in dem zukünftigen Jahrhunderte,) die Ehre des ganzen weib-

lichen Geschlechtes zu retten, und sich das unbeschränkte Szepter zuzueignen, welches mit so vieler Unrechtmäßigkeit bisher die Männer führten. Und sollten sich die leztern gegen die Macht des schönen Geschlechtes aufzulehnen suchen, so schlage sie mit Blindheit, wie einst die Feinde Loths, deßen arme Frau zur Salzsäule ward, oder kehre selbst das Schwerd, welches sie auf dich zückten, gegen ihre eigene Brust, und laß sie an eben der Galle, mit der sie deine Gegenwart vertreiben wollten, sterben, wie meinen Eheherrn, der ebenfalls an einem Gallenfieber elendiglich umkommen mußte. Setze aber dem schönen Geschlechte, wenn dieser noch schönere Sieg errungen ist, die Krone des Despotismus auf, und weihe ihre neu errichtete Monarchie mit dem Zauberstaub deiner teuflischen Kräfte ein.

Erhöre mich, gütiger Asmodi, und erfülle meinen Wunsch und die Wünsche aller geplagten Eheweiber von nun an bis in Ewigkeit! —

Ende.

Verbeßerungen.

Seite				
4	Zeile	6	v. unt.	l. Weise statt Thieme.
14	—	1	v. ob.	— schnäppernd st. schnappernd.
50	—	1	— —	— Perute statt Parrute.
91	—	8	— —	— gleichem statt gelchem.
95	—	2	— —	— erweten statt erweisen.
97	—	11	— —	— ein Weib statt einem Weibe.
112	—	5	v. unt.	— mit dem Grotesten statt mit Grotesten.
115	—	4	v. ob.	— es gibt statt es giebt.
117	—	1	v. unt.	— keine statt deine.
118	—	4	— —	— Todtlachen statt Todeslachen.
119	—	2	v. ob.	— herriche statt herrscht.
124	—	6	—	bleibt hinter eifersüchtige das) weg.
128	—	11	— —	— Grundterre statt Grundterre.
136	—	8	— —	— Doktor statt Dokter.
143	—	7	v. unt.	— Papieren statt Papieren.
150	—	10	— —	— Familien statt Familien.

Andere und geringere Druckfehler, die besonders Punktum, Fragezeichen, u. dgl. betreffen, mag der Leser selbst verbeßern.

Geſchichte
unſers
Teutſchen Vaterlandes
von
ſeinem Entſtehen an bis auf unſere Zeiten.

Ein Leſebuch
zunächſt
für den Bürger und Landmann
dann
auch für Schulen brauchbar.

---

von
Ernſt Bornſchein.

Erſter Theil.

Subſcriptionspreis 8 Ggr. Ladenpreis 14 Ggr.

Lobenſtein 1803
in der Illgenſchen Hofbuchhandlung.

Dem

Durchlauchtigſten Fürſten und Herrn

Herrn

Heinrich dem XXXV.

der jüngern Linie und des ganzen Stammes

Aelteſten Reuß,

des heiligen Römiſchen Reichs Fürſten, Grafen und Herrn von Plauen, Herrn zu Greitz, Crannichfeld, Gera, Schleitz und Lobenſtein, des St. Johannis Hierosolymitani und des weißen Adler-Ordens Ritter ꝛc. ꝛc.

meinem gnädigſten Fürſten und Herrn

Dem

Hochgebohrnen Grafen und Herrn

Herrn

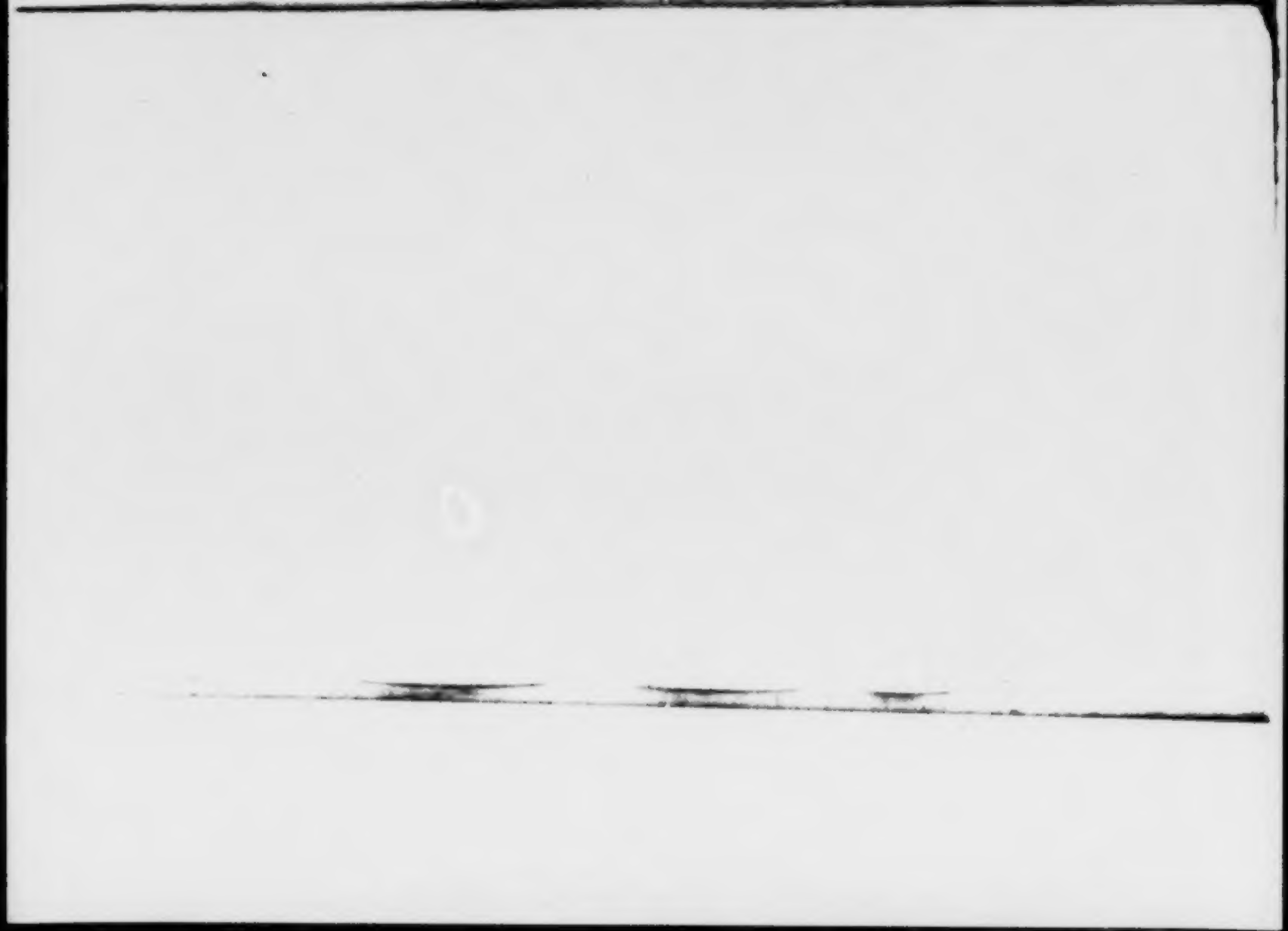
Heinrich dem XLII.

der jüngern Linie

Reuß,

Grafen und Herrn von Plauen, Herrn zu Greiz, Crannichfeld, Gera, Schleiz und Lobenſtein, des Rußiſch-Kayſerlichen Alexander Newsky-Ordens Ritter ꝛc. ꝛc.

meinem gnädigſten Grafen und Herrn



Dem

Hochgebohrnen Grafen und Herrn

Herrn

Heinrich dem LI.

der jüngern Linie

Reuß,

Grafen und Herrn von Plauen, Herrn zu Greitz, Crannichfeld, Gera, Schleitz und Lobenstein ꝛc.

meinem gnädigsten Grafen und Herrn

widmet

diesen Versuch

in tiefster Unterthänigkeit

der Verfasser.

Durchlauchtigſter Fürſt

Stammes-Aelteſter!

Hochgebohrne Grafen!

Gnädigſte Herren!

In den ſchönen Cranz der Regententugenden, den Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht! und Hochgräfl. Gnaden! Gnaden! um Höchſt Dero Häupter zu winden wußten, ſchlingt ſich beſonders die ſüßduftende Blume für Volksglückſeligkeit. In Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht und Hochgräfl. Gnaden! Gnaden! ehren die friedlichen Gefilde des Reußenlandes das hochſinnige Herz des Vaters und Freundes, das in Höchſt Dero Buſen ſchlägt — für

Höchſt Dero Wohl betet das geſammte Volk des Landes mit heiligen, entzückenden Thränen!

Durchdrungen von ſolchen Empfindungen wag' ich es, dieſen unvollkommenen Verſuch, Volksbildung zu befördern, zu den Füßen Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht und Hochgräfl. Gnaden! Gnaden! als ein geringes Zeichen meiner tiefen Verehrung niederzulegen. Er enthält die Geſchichte eines Landes, in deſſen Innern einſt

Höchſt Dero glorreiche Ahnen die Pforten zum Tempel des Ruhms öfneten — noch hat ſie das Verdienſt nicht geſchloſſen, noch ſtehen ſie offen für die thatenreiche Nachkommenſchaft der Heinriche.

Mit Entzücken ſieht der Patriot des Reußens landes in dieſem Pantheon den Piedeſtal des glorreichen Kleeblattes mit Roſen umkränzt! Jauchzend umtanzt ihn die Menge froher Bürger

und in das Lied des Geſanges miſchen ſich die unentweihten Thränen des Greiſes!

Lebenswürig beharr' ich

Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht!

und

Hochgräfl. Gnaden! Gnaden!

Gera
den 26. März
1803.

unterthäniaſter
Ernſt Bornſcheln.

Ueber
die richtige Lesung dieses Buchs.

Wer von Euch lieben Bürger und Landleute! dies Buch recht verstehen will, muß folgende 5 Stücke dabey wohl in Acht nehmen:

1) Leset dasselbe in Gemeinschaft mit andern, also, wo möglich, nie allein, weil unter der Menge von Begebenheiten (die ich für leicht und anschaulich hielt) dennoch einige vorkommen können, wobey Ihr eines Andern Rath bedürfen mögtet. Man pflegt zu sagen — vier Augen sehen besser, als zwey. Sollte das nicht auch mit der Fassungskraft und dem Verstande des Menschen der Fall seyn? Daher seht zu, daß Ihr das Buch

2) in Gesellschaft Eures Herrn Pastors oder Schulmeisters oder irgend eines andern geschickten Mannes lesen könnet.

3) Ist es durchaus nothwendig, daß, wenn Ihr nicht im Finstern tappen wollet, Ihr Euch bey der Lesung des Buches einer Landkarte

bedient, um gleich nachzusehen, wo der genannte Ort, Fluß, Land u. s. w. liegt.

4) Leset jeden Abend nur ein Kapitel (oder einen hier bezeichneten Abend) und besprecht Euch dann, habt Ihr ihn gelesen, mit Euren Freunden über die wichtigsten Begebenheiten, die darinnen vorkommen. Dies wird Euch mehr Nutzen bringen, als eine hier ganz unnütz angebrachte Eil.

5) Sucht Eurem Gedächtnisse mehr die Hauptbegebenheiten der Geschichte und die Eintheilung der Zeiträume, als leere Jahreszahlen und nichts bedeutende Rahmen einzuverleiben — wohl indessen Euch, wenn Ihr beydes vermöget.

Sollten jedoch Verhältnisse statt finden, die Euch die Erfüllung der vier ersten Punkte unmöglich machen, so glaubt nicht, daß dies Buch nun für Euch ganz unnütz ist — nein! Ihr werdet es auch dann mit grosem Nutzen lesen, welches ich von ganzer Seele wünsche.

Zu Johanni hoff' ich Euch den zweyten Band und mit ihm das Ende der teutschen d. h. bis auf unsere Zeit gehenden, Geschichte zu liefern.

Gera am 26. März 1803.

Bornschein.

Nahmen der Subscribenten und Beförderer dieses Werks.

A.

Herr P. Agricola in Göllnitz . . Ex. 2
" Diakonus Alberti in Hohenleuben . 2
" Schullehrer Angermann in Frankenthal 1
" Aue, Buchhändler in Cöthen . . . 2

B.

Herr Bachmann jun. in Reichenbach . . 2
" Baumann in Hohenleuben . . . 2
" Commissionsrath Bartzsch in Zeulsdorf . 1
" Cand. Theol. Beatus in Harre . . 9
als:
Herr Verwalter Bretschneider in Harre.
" Hammerbesitzer Flinsch in Blankenberg.
" Horn in Harre.
" Kaufmann Humann in Lobenstein.
" Klinger in Harre.
" Philipp daselbst.
" Conrector Schirmer in Lobenstein.
" Commerzienrath Trinks in Harre.
" Weinrich daselbst.
" Cand. Theol. Behlert in Meiningen . 6
als:
Herr Cantor Kuch in Nordheim.
" Schulkollege Schmidt in Meiningen.
" Buchdrucker Bindseil in Wolfenbüttel 8
als:
Herr Borchers zu Börsum,
" P. Franke zu Rappener.
" v. Loberhal, Klosterrath und Prepst zu Braunschweig.

Herr Löhr zu Löſſe.
" Niedemann in Wolfenbüttel.
" Pabſt, Rademacher zu Dettum.
" Sonneburg, Zimmermann in Wolfenbüttel.
" Wahl, daſelbſt.
Herr Böhnert, Nadler in Gera . . Ex. 1
" Bonitz in Wittgendorf bey Chemnitz . 8
" Böttcher in Ponitz 9
als:
Herr M. Beyer in Zſchopel.
" Diezmann in Ponitz.
" M. Diezmann in Morlach.
" M. Gabler in Bernsheim.
" Gerhard in Droyſen.
" Jakob in Ponitz.
" Schullehrer Kerzig in Ponitz.
" Verwalter Reimſchüſſel daſelbſt.
" Ribrig in Droyſen.
" Sekretar Bouvier in Köſtritz . . 1
" Büttner in Luckau bey Altenburg. . 8
Böſeſche Buchhandlung in Weißenfels. . 2
Herr Bürglen, Kunſthändler in Augsburg " 12

C.

Die Expedition der Anzeigen zu Cottbus " 15
Herr Buchhändler Craaz und Gerlach zu Freyberg 3

D.

Frau Doctor Dathe in Gera 1
Herr Schichtmeiſter Dieterich auf Burghammer 2
" Förſter Dieterich in Steinbrücken . 1
" Dix in Porſchwitz 1
Döhler in Altenburg 8
als:
Herr Dieterich in Altenburg.
" Gras daſelbſt.
Heilmann daſ.
" Heinrich daſ.
Richter daſ.
" Neuſchel daſ.
" Viehweg daſ.

Herr

Herr Past. Dominikus in Münchengosserstädt bey Camburg. . . . . Ex. 4

E.

Herr Etzold in Gohren 1

F.

Herr Beckermeister Feil in Gera 1
" Fickelscherer, d. sch. W.ss. Besl. in Schleitz 2
" Franke in Gera 1

G.

Herr Schulmeister Gabler in Klosterlausitz . 8
als:
Herr Eigenth. Müller Herrmann in K. Lausitz.
" Seiler Kotsch daselbst
" Mauermeister Schnacke daselbst.
" Schulmeister Schutze zu Tautenhayn.
" " Stockiat zu Hennsdorf.
" " Weise zu Oberndorf.
" Geitner in Gera 12
" Gerlach Collega IV. der Schule zu Eisenberg 8
als:
Herr Tischler Krause zu Eisenberg.
" Flaschner Schirmer daselbst.
" Kurschner Spohn das.
" Becker Steinbruck das.
" Gerstenberger in Lunzenau 1
" Commissionskopist Glaser in Reichenbach 2
" Buchhändler Graffée in Leipzig . . 2
" Gunther, Schulmeister in St. Aegidien 7
als:
Herr Dörfel daselbst.
" Ebert das.
" Petzold das.
" Vogel das.
" Vogel das.
" Weinhold das.

H.

Herr Haller, Hof-Buchdrucker in Gera . 6
als:
Herr Cand. Albanus in Hof.
" Rektor Helfrecht daselbst.

Herr Hartmann, Erblehn- und Gerichtsherr auf Frankenthal . . . . Ex. 1
" Diakonus Hegner in Saalburg . . 1
" Past. Heilmann in Weisbach . . 32
als:
Herr Bernhard in Vollmersheim.
" Beyerlein, Ritterg. Pachter in Weisbach.
" Brauer in Vollmersheim.
" Bräutigam in Brandrubel.
" Schuhmacher Bräutigam in Vollmersh.
" Bromme in Schiedel bey Crimmitschau.
" Döring jun. in Schmölle.
" Gabler in Weisbach.
" Geidel daselbst.
" Jokisch in Blankenhayn.
" Kahle in Vollmersheim.
" Kunstler, Chirurgus in Weißbach.
" Kürschner in Vollmersheim.
" Leupold, Schull. z. Neukirch. b. Crimmitsch.
" Mehlhorn Kirchenvater in Weißbach.
" Mehlhorn in Brandrübel.
" Mehlhorn in Vollmersheim.
" Kaufmann Moritz in Weisbach.
" Cand. Pinther in Zwickau.
" Portzig in Brandrübel.
" Schellenberg, Muller in Vollmersheim.
" Seyfarth, Schullehrer in Thonhausen.
Schwitzer in Schmölle.
" Zetsche in Vollmersheim.
" Helm in Camburg 7
als:
Herr Cantor Apel in Camburg.
" Zehendmeister Brattisch daselbst.
" Verwalter Schmidt in Posewitz.
" Schullehrer Schörneck in Schmiedehausen.
" Adjunktus Zeidermann in Camburg
Hemmerde und Schneidersche Buchhandl. in Halle 1
Herr Herrmann in Elterlein 1
" Accis-Einnehmer Herold in Annaburg 10
" Ger. Inspector Hertel in Elsterberg . 36
" Rector Hölzer in Lobenstein . . . 1
" Amts-Verwalter Humann in Grosleben bey Merseburg 1

J.

Herr Amtmann Jahn in Saalburg . Ex. 1
" Chirurgus Jahn daselbst . . . 1
" Jakobäer, Buchhandler in Chemnitz . 6
" Pastor Jänike in Roben . . . 1
" Studiosus Jänike in Halle . . . 1
" Pastor Jhle in Rittmitz bey Döbeln . 17
als:
Herr Tuchmacher Goldmann in Döbeln.
" Handrack, Kinderlehrer in Neschkewitz.
" Hempel, Kalkrechnungsführer in Trebnitz.
" Hempel, Wagner in Gärtitz.
" Jahn, Oekonomieverwalter in Neschkowitz.
" Keyser, Gärtner in Gärtitz.
" Mehnert, Kinderlehrer daselbst.
" Mehnert, Glaser in Neschkewitz.
" Oehmichen, Gutsbesitzer in Niederlützschena.
" Oehmichen, Gutsbesitzer in Trebnitz.
" Roßberg, Erb- Lehn- und Gerichtsherr auf Zunschwitz.
" Rüdiger, Oekonomieverwalter in Oberwuzwisch.
" Schmidt, Schneider in Döbeln.
" Thomas, Klosterpachter daselbst.
" Wittig, Bauer daselbst.
" Wog, Huf- und Waffenschmidt daselbst.
" Cantor Illgen in Roßwein . . . 6
" Cantor Illgen in Saalburg . . . 8

K.

Herr Diakonus Kämpfe in Saalburg . . 2
" Schullehrer Kieß in Schmölle . . 14
als:
Herr Bauer, Cosmüller daselbst.
" Biedermann, Schneider das.
" Kind, Weisgerber das.
" Kahrt, Weisgerber das.
" Bretschneider, Rector das.
" Kreß, Grenzkommissar das.
" Kirchner, Rothgerber das.
" Kunze, Kürschner das.
" Lummer, Weisbecker das.

Herr Müller, Hausmüller in Schmölle.
" Otto, Schumacher daselbst.
" Rudolf, Organist das.
" Schiffler, Weisbecker das.
" Zippe Weißgerber daselbst.
Herr Koppe in Elerlein . . . Cr. 1
" Kopst Kölbel in Penig 4
als:
Herr Vace Böhme in Penig.
" Finanz Commissar Bornwasser daselbst.
" Superintendent v. Plantner das.
" Kritsch in Rudolstadt 1
" Schullehrer Kyber in Niederlungwitz . 34
als:
Herr Schullehrer Alberti in Thurm.
" Auerbach, Gärtner in Niederlungwitz.
" Bachmann, Kaufmann in Thurm.
" Böttcher, Schullehrer in Wernsdorf.
" Dörr, Richter in Niedermülsen.
" Dürrschmidt, Schöppe in Niederlungwitz.
" Friedrich, Schullehrer in Lobsdorf.
" Gunther, Schullehrer in St. Kraidten.
" Habertorn, Schneider in Niederlungwitz.
" P. Harrbach, in St. Kraidten.
" Hartig, Gärtner in Niederlungwitz.
" Held, Strumpfwirker daselbst.
" P. Herrmann in Lobsdorf.
" Dahnig, Kaufmann in Glaucha.
" Kleindienst, daselbst.
" Medike, Gärtner daselbst.
" Medike, Ger. Schöppe in Niederlungwitz.
" Puschmann, Hochgräfl. Schönb. Schaafmeister in Wernsdorf.
" Rabe, Müller in Glauche.
" Rabe, Gräfl. Unterförster in Glaucha.
" Rabe, Hufschmidt daselbst.
" Ruger, Oekonomie Verw. in Thurm.
" Schubert, Gutsbesitzer in Strangendorf.
" Tirschmann, Gutsbesitzer in Niederlungw.
" Tirschmann, Richter daselbst.
" Walther, Kürschner in Glaucha.
" Weiße, Kirchenvorsteher in Niederlungwitz.

Herr Wendler, Kirchenvorsteh. u. Hufschm. daſ.
" Wienold, Gutsbeſitzer daſelbſt.
" Walenti, Papierfabrikant daſelbſt.
" Wienold, Gutsbeſitzer in Wernsdorf.
" Winkler Erb- Lehn- und Gerichtsherr auf Eizenberg.
" Zahn, in Niederlungwitz.
Herr Kyber, Buchbinder in Glaucha . Ex. 16
als: Herr Bergmann in Lichtenſtein.
" Friedrich in Glaucha.
" Gimpel in Crumbach.
" Härtel in Lichtenſtein.
" Jähnig Kaufmann in Glaucha.
" Koch, in Oelsnitz.
" Richter in Glaucha.
" Schaarſchmidt in Lichtenſtein.
" Schutt in Glaucha.

L.

Herr Eigenth. Müller Linke in Grosleben b. Merſeb. 1

M.

Herr Weisbäcker May in Schmölle . . . 1
" Martin in Schönbach 7
" Hofbuchdrucker Maucke in Schleitz . 2
" P. Maurer in Großnaundorf bey Gräfenthal 1
" Actuarius Mehlhorn in Saalburg . 1
" P. Michael in Eybenſtock . . . 16
als: Herr Cand. Brummer in Eybenſtock.
" Rektor Brummer daſelbſt.
" Oberpfarrer Clausnitzer in Pretzſch.
" Diakonus Ficker in Eybenſtock.
" Poſtmeiſter Fleckeiſen in Eybenſtock.
" Flaſchenmeiſter Fuchs daſ.
" Senator Günchtel daſ.
" Rathskämmerer Günchtel daſ.
" D Haaſe daſ
" Creiß-Amtm. Haſper in Schwarzenberg.
" Cantor Jonghans in Eybenſtock.
" Kirchenvorſteher Lorenz daſelbſt.
Kaufmann Lenk daſelbſt.
" Stadtrichter Michael daſ.

Herr Milker, Hufschmidt in Schmölle . Ex. 1
- Schulmeister Mordig in Dorna . . 6
- Eigenthumsmüller Müller in Jägerndorf 8
- Kurschner Müller in Schmölle . . 1
- Nadler Müller in Chemnitz . . . 8

N. O.

Herr Zinngießer Obwald in Schmölle . . 1

P. Q.

Herr Palm, Buchhändler in Erlangen . . 2
- Nadler Pröyl in Altenburg . . . 1

R.

Herr Cand. Ramsdorf in Lösnitz . . . 1
- Oberförster Räithel in Lichtenstein . . 16
- Conrector Riedel in Reichenbach . . 8
- Cand. Richter in Werben in der Altmark 8

als: Herr Provisor Arnd in Werben.
- Behrens jun. daselbst.
- Kaufmann Eckhof das.
- Henschke, Oberküster u. Mäd. Schull. das.
- Freyfasse Lüdecke aus Germenschlage.
- Ragotzky in Werben.

Demoiselle Richter in Zörbig in Sachsen.
Herr Lieutnant von Scheerer auf Neugoldbeck.

- Rittergutsbesitzer Roßberg in Zunschwitz . 8
- Rothe in Kraftsdorf 1

S.

Herr Kaufmann Schatz in Erfurth . . . 2
- P. Scheibe in Thalburgel . . . 8
- Schulmeister Schramm in Oberalbersdorf 1
- Schmidt in Rochlitz 8
- Rector Schmidt in Pößneck . . . 7
- Kaufmann Schönemann in Crimmitzschau 1
- Apotheker Schubert in Hohenstein . 2
- Schultig in Chemnitz 1
- Schöne, Schneider in Sebnitz b. Neust. Stolp. 8

als: Herr Hentsch, Zeug- u. Leinweb in Sebnitz.
- Hesse, Gebrüdere, Zeugmacherges. das.
- Oekonom Keilpflug das.
- Gutsbesitzer Kleeditz das.
- Kaufmann Weber das.

Herr Schumann in Zwickau . . . Er. 14
als: Herr Göbel in Mennigswalde.
" Rector Groſſe in Crimmitſchau.
" Cantor Häberlin in Lunzenau.
" Hauſchild in Rudelswalde.
" Heuner in Jahnswalde.
" Kaufmann Jermiſch in Glaucha.
" Köhler in Jahnswalde.
" Knolle daſelbſt.
" Kurde daſ.
" Gymnaſiaſt Meiſter in Chemnitz.
" Nounig in Heutenwalde.
" Reinhold in Mennigswalde.
" Rauling in Hermsdorf.
Frau Thomaſin in Jahnswalde.
" P. Seyffarth in Wolfsgefahrdt . . 1
" Hofpoſtſecretair Sergel in Dresden . . 4
" Kaufmann Seyde in Naumburg . . 1
" Organiſt Sorge in Lobenſtein . . . 1
" P. Steinbeck in Lauenberg . . . 1
" Gymnaſiaſt Straube in Altenburg . . 1
" P. Spitzner in Oberalbersdorf . . 1
" Koch Spöhrl in Gera 1

T.

Herr Tänzler in Mittelreitnitz . . . 1
" Teichfuß, Bleits-Einnehmer in Weitsberg 8
als: Herr Greichen in Weitsberg
" Krienitz daſ.
" Plöttner daſ.
" Pufe in Zeſen.
" Schreck in Weitsberg.
" Trautloff daſ.
" Wolf in Wunſchendorf.
" D. Thamerus in Gera 1
" P. Tömmlich in Unterbodnitz . . . 1
" Archidiakonus Trautmann in Kahle . 15
als: Herr Land Avenarius in Cahle.
" Curth, Seilermeiſter daſ.
" Döpel in Zöllnitz.
" Gröbel, Tuchhandler in Cahle.
" Grübelin, Apotheker daſ.

Herr Kämpfer, Stadtkirchner in Cahle.
- P. Knabe in Seitenrode.
- Patzig, Amtsvoigt in Cahle.
- Reimann, Amtscommiſſär daſelbſt.
- Schmidt, in Gumperda.
- Stopfel, Floßmeiſter in Cahle.
- Stopfel, Commiß. Sekr. u. Burgerm. daſ.
- Schullehrer Unger in Zöllnitz.
- Weiſe, Mauermeiſter in Cahle.
- Weſthof, Hofadvocat daſ.

U. V.

Herr Ungerland in Polzig . . . Ex. 1
- Poſtverwalter Vater in Crimmitzſchau . 1
- Notarius Venus in Zittau . . , 63
als: Herr Gymnaſiaſt Biſchof in Zittau.
- Bittrich Handelsm. in Seifhennersdorf.
- Claus, Tiſchler daſ.
- Kühnel, Leineweber daſ.
- Loos, Schneider in Zittau.
- Meißner, Leineweber in Seifhennersdorf.
- Richter, Schuladjuvant daſ.
- Richter, Kirchner daſ.
- Richter, Schneider daſ.
- Vetter, Chirurgus und Beſitzer einer Leſebibliothek in Forſta in der Ober-Lauſitz . 8
- Voigt in Gera 1

W.

Herr Perruquier Wengler in Jüterbogk . . 11
- Graf von Werthern in Zeitz . . 1
- Gymnaſiaſt Wolkaſt in Bautzen . . 2

Z.

Herr Zange, Cand. d. G. G. in Dornheim b. Arnſt. 8
- Zimmermann, Buchhändler in Wittenberg 4

Einleitung.

An einem schönen Herbstabende, wo die Luft noch nicht sonderlich kühl war, saßen der Bauer Niklas, Tobias und einige andere Einwohner in Liebsdorf unter der großen Linde, die vor dem Hause des Erstern stand. Sie schwatzten ziemlich traulich von den Begebenheiten der Vorzeit, in welcher ihre Ur-Ur-Großväter und Mütter gelebt hatten. Niklas behauptete, daß die Zeiten damahls besser gewesen seyen, als ietzt; Tobias hingegen meynte, daß gerade das Gegentheil statt fände. Bey diesem Streite, der jedoch ohne sonderliche Hitze abging, gewann jede Parthey ihre Anhänger; ieder brachte Gründe dar und suchte seine Meynung als die bessere darzustellen. Endlich schlug sich ein alter Greis, der Schulze des Dorfs, ein weiser und kluger Mann, ins Mittel.

„Ihr habt beyde vollkommen Recht, sagt' er. Hört aber, auf was für Art? Ehemahls gab es bessere Zeiten, als ietzt, denn alle Bedürfnisse des Lebens waren wohlfeiler; ein Scheffel Getreide kostete nur wenige Groschen; auch waren die Menschen nicht so gar arg in Unarten und Laster versunken, als ietzt; die Tugend galt viel, statt daß man sie in unsern Zeiten öfters kaum dem Nahmen nach kennt; ein sittsames Mädchen stand

in hohen Ehren, statt daß man heut zu Tage bedenklich den Kopf schüttelt, und spöttelt, wenn ein Mädchen gar zu sittsam ist. Trug und Lug giengen unter den Menschen nicht so im Schwange; Oekonomie und Sparsamkeit herrschten in jedem Hause, wo heut zu Tage Verschwendung und Geitz in gleichem Maaße eingerissen sind. Sieh Niklas — in so ferne hast Du vollkommen Recht. Indessen kann ich auf der andern Seite meinem Vetter Tobias auch nicht entgegen seyn. Unser Zeitalter hat trotz alle den Tugenden wiederum viel, sehr viel vor dem ehemahligen voraus, denn es ist aufgeklärter, weiser, erfindungsreicher und menschlicher geworden. In den grauen Tagen der Vorzeit wußte man von den Künsten und Wissenschaften, deren wir uns itzt freuen, gar nichts. Hauptsächlich gab es im Stande der Bauern rohe, düstere Menschen, die allenfalls wußten, daß sie Menschen waren. Ihre Vernunft glich einem Kinde, das weder sprechen noch gehen kann; und die Summe ihrer Kenntnisse bestand höchstens darinnen, daß sie den Bau ihres Ackers zu behandeln wußten, doch — selbst diese Kenntniß war nur unvollkommen. Sie konnten weder schreiben noch lesen, bey ihnen fand man kein Buch, denn die Kunst, Bücher zu drucken, war damahls noch nicht erfunden.

Leider! bin ich zu einfaltig, um euch das alles so recht zu erklären, wie ich wünsche — aber vielleicht kommt der Herr Pastor noch ein Viechen zu uns (denn der Abend ist so schön) der wird auch darinnen ein helleres Licht aufstecken können.

Und kaum hatte der Greis diese Worte gesprochen, als sich der Herr Pastor, der eben von einem Spazier-

gange zurückkehrte, um die Ecke wand. Sie sahen ihn kommen, standen auf und giengen ihm ehrerbietig entgegen. Der Herr Pastor grüßte sie recht freundlich, schüttelte iedem die Hand und fragte nach seinem Wohlbefinden. Sie antworteten mit Zufriedenheit und nahmen auf des Herrn Pastors Verlangen auf ihren Sitzen wiederum Platz. Er selbst setzte sich auf einen fein gepolsterten Stuhl, den ihm Niklasens Frau aus der Stube als einen Ehrensitz gebracht hatte.

Als sie nun so da saßen und schwatzten, brachte Niklas das Gespräch von den bessern Zeiten wieder auf die Bahn. Er sagte dabey dem Herrn Pastor seine und Tobiesens Meynung und verschwieg ihm auch das Bestreben des Greises nicht, iede ihrer Meynungen für wahr und richtig zu erklären.

Vater Marx (so hieß der Greis) nahm nun der Herr Pastor das Wort, hat allerdings Recht. So verschieden unsere Zeiten gegen die ehemahligen sind, so haben sie doch beyde ihre besondern Vorzüge. Indessen hat Tobias richtig geurtheilt, so bald es hier auf die Frage ankommt: Welches Zeitalter ist klüger und einsichtsvoller? Das ehemahlige, oder das unsrige? Und dann muß denn freylich jeder Partheilose antworten: Das unsrige, da von allen Künsten und Wissenschaften, die in spätern Zeiten erfunden wurden, unsere Vorfahren, die alten Teutschen, fast gar nichts wußten. Dies gieng denn auch ganz natürlich zu.

Keine Sache in der Welt ist bey ihrem Ursprunge gleich vollkommen gewesen. Wollt ihr aus einem Baumstamme ein Bildniß schnitzen, so gehört mancher Schnitt und mancher Hobelgriff dazu, ehe es damit so weit kommt,

Grade so gieng es mit der Ausbildung des Menschengeschlechts in allen Reichen und Staaten der Welt. Unser Zeitalter hat Vorzüge gegen die ehemahlige Roheit — doch hat diese Roheit sich nur nach und nach verlohren; doch haben diese Vorzüge nur allmählig sich entwickelt. Auch ist eine Kunst, eine Wissenschaft, die man erfand, nicht auf den ersten Augenblick das gewesen, was sie ietzt ist. Nehmt zum Beyspiel, um mit Marren zu reden, die Buchdruckerkunst. Wie roh, wie einfach, wie unbeschliffen war diese Kunst, als sie gleichsam noch in der Wiege lag. Nur nach und nach gelang es den Künstlern der spätern Zeit, sie zu vervollkommnen. Und so — lieben Freunde! ist es mit jeder Sache in der Welt gegangen.

Sollten wir also nicht froh seyn, daß wir jetzt leben? Unsere Vorfahren waren wilde, rohe, unwissende Menschen — sie waren Heyden, die von Gott nichts wußten. O! lasst uns ihm danken, daß wir verständiger und weiser sind, als sie.

„Das ist wahr, Herr Pastor! sagte Niklas und ich seh' es ein, daß mein Gevatter Tobias Recht hat. Unsere Zeiten sind besser als die ehemaligen. — Aber sagen Sie mir doch, welche Nation hat denn die Buchdruckerkunst erfunden?

Pastor. Die Teutsche.

Niklas. Also unsere Vorfahren? Je! das ist ja prächtig — ey! sehen Sie doch, das hab' ich noch nicht gewußt.

Pastor. O! die teutsche Nation hat sich noch weit mehrerer Erfindungen zu rühmen. Nicht wahr — mancher von euch geht gern auf die Jagd und wie

oft habt ihr schon bey euren Freunden in der Stadt dem Scheibenschießen beygewohnt — aber ich will wetten, keiner von allen weiß noch, wer das Pulver erfunden hat?

Einige. Ich weiß es wahrhaftig nicht!

Niklas. Etwa auch einer von unsern teutschen Vorfahren?

Pastor. Allerdings.

Tobias. Je! wie hieß denn der ehrliche Mann?

Pastor. Berthold Schwarz. Er war ein Mönch. — Um euch noch ein anderes Beyspiel zu geben: Ihr Niklas habt euch neulich in der Stadt bey unserm Freunde, dem Uhrmacher Böttcher, eine schöne silberne Uhr gekauft. Welch' eine vortreffliche Erfindung ist nun die Uhr, die uns so richtig die Zeit bestimmt. Davon wußten unsere Vorfahren nichts. Sie mußten sich bey der Berechnung der Stunden des Tages und der Monate bloß nach der Sonne und dem Monde richten und nur die Römer, ein hell erleuchtetes Volk, das sich durch die Griechen bildete, bedienten sich einer Art Wasseruhren, die aber (wie ihr leicht denken könnet) ungemein beschwerlich waren. Und doch weiß wohl gewiß keiner von euch, wer die Uhren erfunden hat?

Niklas. Nun? etwa auch ein Teutscher?

Pastor. Allerdings! — Seht! lieben Freunde! so viele Vorzüge haben unsere Landsleute vor die noch ältere Welt. Ihnen haben wir Künste und Wissenschaften zu danken, die uns äußerst schätzbahr sind,

denn nur sie erleuchten den Verstand und bessern das Herz. Ohne diese Künste wären wir in jedem Betrachte sehr unglückliche, beklagenswerthe Menschen. Ja selbst der Boden, auf dem wir wohnen, erzeugt Früchte, Steine u. die wir ohne jene gewonnene Kenntniß nicht zu behandeln verstünden. Und so könnt' ich euch noch tausend Beyspiele anführen, die Tobiesens und meine Behauptung beweisen.

Ueberhaupt hat sich keine Nation in der Welt in Rücksicht ihrer ehemaligen Roheit und dunkeln Begriffe, die sie von den meisten Dingen hatten, schneller gebildet, als die Teutsche. Sie hat in ihrem Bildungsfache die bewundernswürdigsten Fortschritte gemacht und fast alle andere Nationen übertreffen. Besonders merkwürdig ist in Hinsicht der Sprache und der Literaturkultur das eben abgelaufene achtzehnte Jahrhundert. Doch — nähere Beweise würden mich zu weit führen, da die Geschichte der Teutschen von ungemein großem Umfange ist.

Hier schwieg der Herr Pastor und zog die Uhr heraus, um nach der Zeit zu sehen, denn es war schon spät. Man sah es seinen Zuhörern an, daß sie etwas auf dem Herzen hatten. Er merkte dies und fragte sie lächelnd, ob sie ihm etwas zu sagen hätten?

Niklas nahm, wie gewöhnlich, das Wort und sagte:

„Wenn, lieber Herr Pastor! werden Sie uns denn wieder etwas erzählen? Wir erinnern uns noch mit Vergnügen der angenehmen Abende in Ihrem Garten, wo Sie uns die Geschichte des General Bonapar-

te *) und des Doktor Luthers **) mittheilten. Wie uns unsere Weiber gesagt haben, so wird auch die Madam Gurwill ***) ihnen in den langen Winter-Abenden etwas erzählen. Urtheilen Sie nun selbst — mit was sollen wir uns denn die Zeit vertreiben? In unserer Wirthschaft können wir nichts handthieren, die Weiber spinnen und die Kleinen schlafen. Immer schwatzen mit einander kann man doch auch nicht, weil man sich ausspricht — aber wenn sie uns wiederum (wie diesen Sommer) etwas von einem berühmten Mann erzählen, dann haben wir die ganze Woche über Materie, von der wir uns unterhalten können.

Pastor. Ihr habt Recht, lieben Freunde! Da der Winter und die langen Abende nahen, so erfordert es meine Liebe zu euch, daß ich das Aemtchen eines Erzählers wieder antrete. Nur leb' ich noch in Zweifel, was ich euch eigentlich erzählen soll?

Niklas. (lächelnd) Je nun — da wüßt' ich schon Rath.

Pastor. Desto besser. Nur heraus.

Niklas. Ich dächte, Sie erzählten uns etwas von den Männern, die die Buchdruckerkunst, das Pulver und die Uhren erfunden haben.

Pastor. Hm! der Stoff würde wohl nicht hinreichend seyn, um euch den ganzen Winter hindurch

---

*) S. das Volksbuch: Leben und Thaten des General Bonaparte. 2te Aufl.

**) S. Leben und Meynungen des seel. Hrn. Dr. M. Luther.

***) S. Leben der Madam Bonaparte.

zu unterhalten. Indessen bringt ihr mich unvermerkt auf einen Gedanken, den ich vorher nicht gehabt habe.

Alle. Und der heißt?

Pastor. Ich sehe nur zu deutlich ein, daß ihr mit so manchen wissenswerthen Dingen unbekannt seyd, die besonders die Geschichte unseres Vaterlandes angehen. Und mich dünkt! die sollte doch ein jeder wissen, wenn er den Nahmen eines Teutschen mit Recht führen will. Wohlan! ich will euch (eben wie vorher) alle Sonntage Abends ein Stück aus der teutschen Geschichte erzahlen. Dabey sollet ihr erfahren, wie unsere Vorfahren beschaffen waren, wie sie dachten und handelten, ob sie, so wie wir, Begriffe und Kenntnisse von dem höchsten Wesen hatten und endlich in welchem Zustande sich ihr Gewerbe und ihre häuslichen Einrichtungen befanden. Dann sollt ihr aber auch ihre Kriege und ihre Thaten, ihre großen Männer, die Grenzen, Eroberungen und Schicksale ihres Reichs, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Künstler, Gelehrten und Helden, kurz — alles das kennen lernen, was diese Nation nur immer merkwürdiges aufzuzeigen hat.

Die Bauern klatschten für Wonne und Entzücken in die Hände — und wenn sie die Hochachtung und Ehrerbietung nicht abgehalten hätte, so wären sie dem Herrn Pastor im Taumel der Freude um den Hals gefallen.

„Das ist allerliebst! rief der Bauer Niklas — nur ewig Schade, daß es Winter wird und daß deshalb unsere Freunde in der Stadt an unserer Freude nicht Theil nehmen können!“

Warum denn nicht? entgegnete der Herr Pfarrer — Sie können ja des Sonntags Nachmittags herauskommen und den Montag früh wieder nach Hause gehen. Jeder von euch behält seinen Freund bey sich. Und wenn der Herr Amts-Schösser Ludwig mitkommt, so kann dieser allemahl bey mir übernachten.

Das ist auch wahr, antwortete Tobias, so sind wir ja auf einmal aus aller Verlegenheit. Ja! ja! unsere Freunde aus der Stadt müssen durchaus dabey seyn. Es wär' auch nicht halb Recht, da sie doch Bonapartes und Luthers Geschichte mit angehört haben.

Der Herr Pastor verabredete nun die Einrichtung des Ganzen mit seinen Beichtkindern. Es ward beschlossen, daß allemahl des Sonntags Abends die große Schulstube geheizt werden und zu diesem Holzaufwande jeder seinen Beytrag Holz liefern sollte. Mit Vergnügen erbot sich jeder dazu.

Indessen vergiengen noch einige Wochen, ehe der Winter eintrat. Als dieser nun erschien, verschob der Herr Pastor seinen Unterricht nicht länger. Er ließ den Bauern den ersten Tag bestimmen und diese meldeten dies wieder den lieben Bürgern in der Stadt, welche dann auch keinen Augenblick verweilten, sondern sich des Sonntags Abends, trotz des Schneewetters, bey guter Zeit in Liebedorf einstellten, um der Abrede gemäß an der Erzählung des Herrn Pastors Theil zu nehmen.

Die große Schulstube ward geheizt. Der Herr Cantor Säuberlich (ein junger, belesener Mann, der seit wenigen Wochen erst sein Amt angetreten hatte) sorgte für Bänke und Stühle und auf dem Tische stand

eine Lampe mit vier Armen, die das ganze Zimmer ziemlich hell erleuchtete. Unter den Zuhörern befanden sich die uns schon bekannten Bürger, als der Gastwirth Müller, der Schneider Wenzel, der Bentler Siegismund, der Zimmergesell Becker, der Nadler Horst und der Seifensieder Perls. Doch blieb der Amtsverwalter Ludwig wegen überhäufter Amtsgeschäfte diesmal weg. Unter den Bauern waren besonders Mirtus, Tobias, der alte Marr, Philipp, Peter und eine ganze Menge junger Leute zu finden. Mitten drinne saß der alte, biedere Greiß mit Silberhaaren geschmückt, unser Herr Pastor Ehrlich und sprach also:

Erster Abend.

Ich habe Euch, lieben Freunde! die ganze teutsche Geschichte von ihren frühesten Zeiten an bis auf den heutigen Tag zu erzählen versprochen und fühle nur allzu wohl, welch' einem schwürigen Unternehmen ich mich zu unterziehen gedenke. Dennoch will ich muthig ans Werk gehen und euch nach meinen Kräften alles das mitzutheilen suchen, was euch zu wissen nöthig ist. Dabey kann es wohl kommen, daß ich hier und da Kleinigkeiten, die (wenn ich sie auch erwähnte) für euch durchaus gar keinen Nutzen haben würden, übergehe, ohne jedoch dabey dem nothwendigen Zusammenhang der Geschichte zu schaden. Hingegen werd' ich mir's auf der andern Seite auch wiederum zur Pflicht machen, alles das in meinen Vortrag zu verflechten, was euch durchaus zu wissen nöthig ist, falls

ich mir nicht selbst den Vorwurf eines seichten und oberflächlichen Erzählers zu Schulden kommen lassen will. Dabey soll es mich unendlich freuen, wenn ihr mich (wie ihr dies sonst bey meinen Unterhaltungen zu thun pflegtet) mit Fragen unterbrecht, wo euch die mindeste Dunkelheit begegnet —; denn bleibt die kleinste ohne Licht, so dürfte auch der gehoffte Nutzen für uns alle nur klein seyn.

Es ist sehr schwer, meine Freunde! begann nun der Herr Pastor seine Erzählung, ein vollständiges Gemählde von einer Nation zu liefern, deren Geschichte sich bis in das späteste Alterthum der Vorzeit verliehrt, wo es leider noch keinen Geschichtschreiber gab, der uns die vorzüglichsten Thaten derselben aufgezeichnet hätte. Dieser Mangel findet besonders bey der teutschen Nation statt; ihr giengen nicht nur alle Künste, sondern auch Bildung und Wissenschaften ab. Alles was wir daher von ihnen wissen, beschränket von diesem Zeitpunkt an blos in einigen Sagen und Volksliedern, die die Dichter der damahligen Zeit hinterliessen und welche von andern gebildetern Nationen auf uns übergetragen wurden — doch sind auch diese so unvollkommen und einseitig, daß man daraus fast nichts weiter abnehmen kann, als die Gewißheit, daß es wirklich ein solches Volk gab. Die Römer allein waren es, die uns etwas Bestimmtes von den Teutschen aufgezeichnet haben — hätten uns auch diese verlassen, so würden wir in Rücksicht des Entstehens der teutschen Nation vollends ganz im Dunkeln tappen.

Diese (welche das heutige Italien bewohnten und ein kluges, gebildetes Volk waren) nannten die Teutschen Germanen und ihr Land Germania. Doch scheinen sie aus diesem Lande blutwenig gemacht zu haben, indem einer ihrer Schriftsteller, Seneka von demselben behauptet: „Ewiger Winter ruhe auf diesem Lande, immer trauriger sein Himmel, alle Flüsse starrten über ein halbes Jahr von Eis und eben so verschließe tiefer Schnee den Boden." Seneka hatte nicht ganz Unrecht, denn die Teutschen waren ein höchst rohes, ungebildetes Volk, das auf die Urbarmachung ihrer Felder und Aecker ja keine Zeit wendete: über den Boden seiner Heimath dehnten sich Tagelange Wälder aus; man sah da keinen Garten, nur eine ewige Wüsteney umhüllte die Gegend.

Müller. Wo wohnten denn eigentlich die Teutschen?

Pastor. Die Römer begriffen unter Germanien das von der Donau, dem Rhein, der Nordsee, Ostsee und den Waldern Sarmatiens (des heutigen Pohlen) begränzte Land. Einige rechneten auch noch Skandinavien (Schweden) dazu. Gallien (das heutige Frankreich war den Teutschen alles, was jenseits des Rheins bis an das Weltmeer und die pyrenäischen Gebirge lag. Der zwischen der Seine, Marne und dem Rhein gelegene Bezirk insbesondere hieß Belgien (die heutigen Niederlande). Den größten Theil der Schweiz zählte man zu Gallien und nannte es Helvetien. Die östlichen Alpen und die von dem Fuß derselben bis an die Donau und Pannonien (Ungarn) sich erstreckenden Länder waren unter dem Nahmen Rhätien (an dem

Urſprung des Rheins und dem Bodenſee) Vindelicien *), (bey Augsburg, an dem Lech und bis an den Ausfluß des Influßes) Noricum **) (bey Wien und Grätz, zwiſchen dem Inn und Kahlenberg) und Iſtrien (bey Triest und Aquileja) benannt.

Den Nahmen Teutſche leitet man größtentheils aus dem alten Völkernamme der Tuiſonen her, welche urſprünglich das erſte teutſche Volk geweſen zu ſeyn ſcheinen, oder auch aus dem Worte Teut (Theuto) dem Gott der Teutſchen. Die Benennung Germanen erhielten ſie, wie ich ſchon bemerkt habe, von den Römern und zwar zu der Zeit, als einige ihrer Stämme über den Rhein giengen und die Gallier aus den Gegenden jagten, die jetzt das Lütticher Gebiet ausmachen. Viele halten auch den Aſken, einen Enkel des Noah, für den Stammvater der Teutſchen. Aber wer will das ſo genau wiſſen?!

Da uns nun die Grenzen und der Nahme dieſer alten Nation hinlänglich bekannt ſind, ſo iſt es wohl nöthig, daß wir auch ihren Charakter, ihre Sprache, Kleidung, Sitten und ihre Religion, kurz alles das kennen lernen, was uns nur irgend an einem Volke intereſſiren kann, von dem wir ſelbſt herſtammen.

Vor allen Dingen laßt uns ihre körperliche Bildung näher betrachten.

Die Bewohner Germaniens zeichneten ſich hauptſächlich durch einen feſten Körperbau aus. Ihre Au-

*) Es ward auch das zweyte Rhätien genannt.

**) Die Bewohner dieſes Landes waren Tauriſker.

gen waren blau, die Haare goldgelb, ihre Muskeln kraftvoll, ihre Stärke jeder Gefahr trotzend, ihr Fleisch fest und nervigt, die Farbe weiß und der Blick ihres Auges glühend und Furcht erregend. Denkt euch mit solchen Eigenschaften einen alten Teutschen und ich glaube sicher, daß sich ein jeder von uns vor ihm fürchten würde. Die Bläue der Augen schien, besonders bey dem weiblichen Geschlechte in dem Gebiete der benachbarten Nationen Beyfall zu finden; denn es haben sich Lobgedichte auf teutsche Mädchen aus jenen Zeiten bis auf die unsrigen erhalten, worinnen besonders die regelmäßigen Züge ihrer Bildung, die gesunde Farbe ihres Gesichts und ihre goldgelben Haare gerühmt werden. Die Haare insbesondere standen bey den benachbarten Völkern in so großem Ansehen, daß die römischen Frauenzimmer, die dem Putze sehr ergeben waren, das teutsche Haar mit vielem Kostenaufwande kauften, und da dieses am Ende nicht mehr hinreichend war, um ihre Eitelkeit zu befriedigen, eine Seife erfanden, die dem ihrigen die Farbe des Teutschen zu geben wußte.

Die Sprache der Teutschen war wild und unbiegsam und wahrscheinlich eine erborgte, die nach und nach aber so viel Eigenthümliches gewann, daß man den darinnen liegenden Ursprung nicht mehr erkennen konnte. Die Römer fanden sie so hart, daß ihre Zunge die Worte derselben kaum aussprechen konnte. So kommen zum Beyspiel in der damahligen Periode (Zeitraum) die unbiegsamen Nahmen Ingävonen (Einwohner) Ariovist (Ehrenfest) Hertha (Erde) vor.

Ihre Kleidung war ziemlich einfach und ohn' alle Kunst geordnet. Ein bloßes Fell, ohne Rath, nur mit

einigen Stichen über den Achseln zusammen gehalten, breitete sich über ihren Körper aus. Das Haupt war unbedeckt; man band das Haar entweder oben auf dem Wirbel in einen Busch zusammen, oder scheitelte es, viele ließen es auch in Locken über die Schultern herabfallen. Die Frauenzimmer fanden jedoch hernachmals an dieser wilden Sitte, sich in Thierfelle zu kleiden, kein Behagen mehr; ihre Eitelkeit, die wahrscheinlich von den Römern zu ihnen gekommen war, erfand die Leinewand, aus welcher sie sich Hemden und Gewänder fertigten und solche mit schmalen Purpurstreifen verbrämten.

So unvollkommen und schwankend die Sprache und Kleidung der alten Teutschen war, so fest und bestimmt erschien ihr physischer (natürlicher, körperlicher) und sittlicher (geistiger) Charakter. Wir wollen vor allen Dingen den ersten etwas näher beleuchten.

Die Teutschen liebten den Krieg, die Freiheit und die Unabhängigkeit über alles. Nichts in der Welt hatte so viel Reitz für sie. Nur derjenige ward mit ihrer Achtung beehrt, der zeitig die Lanze schwingen und den Schild tragen konnte. Daher kam es, daß, sobald ein Jüngling mannbahr ward, die Nation ein großes Fest feyerte; die Aeltesten der Gemeinde, aus der er stammte, überreichten ihm ein Schwerdt, um ihn einmahl für allemahl für den Krieg empfänglich zu machen. Der Jüngling sog diese Grundsätze frühzeitig ein und sobald er von seinen Waffen Gebrauch machen konnte, sah man ihn auch im offenen Felde mit dem Feinde in Kampfe. Dieser Geist des unaufhörlichen Krieges verbreitete sich über alle ihre Handlungen;

selbst in ihre Spiele, in ihre Gastmähler, Hochzeiten und Volksversammlungen verlohr er sich. Er stand bey ihnen in so hohem Ansehen, daß sie sich schämten, wenn sie nicht stets in ihm weben und handeln konnten. Gab es daher in ihren eigenen Grenzen keinen Krieg, so schlugen sie sich zu andern Völkern, die etwa in ihrer Nähe wohnten und standen ihnen gegen ihre Feinde bey. Fand aber auch dies nicht statt, so giengen sie auf die Jagd und kriegten mit wilden Thieren, versuchten ihre Waffen und Stärke an diesen und kehrten nicht eher aus den Wäldern zurück, bis sie sich mit der Haut des erlegten Feindes schmücken konnten.

Perls. Gab es denn in dem Lande der Teutschen viele wilde Thiere?

Pastor. O! die Menge. Es war auch fast nicht anders möglich. Sie fanden hier Schutz und Obdach genug, die Wälder waren groß und breit. Es hielten sich darinnen Bären, Wölfe, und Füchse, auf.

Die Teutschen hatten den Grundsatz, man müsse alles mit Blut erkaufen — Das Gegentheil war unerlaubt und schandlich. Mithin überliessen sie die Sorge für den Feldbau nur den Weibern und abgelebten Greisen; sie selbst bekümmerten sich nie darum. Was dann jene nicht vermogten, übertrugen sie den Sklaven oder Leibeigenen.

Wenzel. Die hatten sie auch?

Pastor. Allerdings.

Niklas. Wo bekamen sie denn diese her?

Pastor. Ihr müßt wissen, daß sich die teutsche Nation in 3 Klassen, nämlich in Edle, Freye und Leibeigene theilte. Woher sie eigentlich den

ersten

ersten Stand, die Edle (Edelleute) nahmen, kann man aus der Dunkelheit ihrer frühern Geschichte ohnmöglich erklären, wahrscheinlich erhielten nur diejenigen diesen ehrenvollen Nahmen, die sich besonders im Kriege durch ihre Tapferkeit und die Menge der erschlagenen Feinde hervorgethan hatten. Das Volk bewunderte sie deshalb und zeichnete sie bey seinen Gastmählern und Zusammenkünften aus, ließ sie den obersten Sitz einnehmen und besang ihre Thaten in Gedichten, wo man sie edle Mannen (Männer) nannte. Die Söhne dieser Tapfern nahmen sich dann ihre Väter zum Vorbild und suchten ihnen in ihren wackern Handlungen nachzuahmen — und so bildeten sich allmählig ganze Familien, die man mit dem Nahmen adle Leute (oder Edelleute) zu benennen pflegte. Ueberdies ergiebt sich auch aus der ältesten teutschen Geschichte mehr als einmahl, daß sich unter ihnen ein mächtiger adlicher Stamm befand, aus dem sie ihre Herzoge wählten.

Tobias. Wo kommt denn dieser Nahme her?

Pastor. Herzog ist ein uraltes teutsches Wort und bedeutete so viel, als einen, der vor dem Heere her zog.

So hatte man unter den Bayern das Geschlecht der Agilolfinger und unter den Franken das Geschlecht der Langhaarigten, aus welchem man die Regenten und Anführer wählte. Sie behielten eine solche Würde jedoch nur so lange, als der Krieg dauerte; war dieser beendet, so hörte auch ihre Macht auf, nur das Ansehen und das errungene Verdienst ihrer Handlungen blieb ihnen unentrissen.

Die Edlen hatten auch das Recht, Nationalverſammlungen zu halten, ohne das Volk dabey zu Rathe zu ziehen, vorausgeſetzt, daß die dabey zu verhandelnden Gegenſtände nicht wichtig waren; nur im entgegengeſetzten Falle allein genoß die ganze Nation die Freyheit, ſelbſt bey der Verſammlung zu erſcheinen.

Die zweyte Claſſe begriff die Freyen. Die Freyheit eines ſolchen beſtand darinnen, daß er Ländereyen als Eigenthum beſaß und ſolche verkaufen und verſpielen konnte. Auch war es ihm ganz überlaſſen, in dem Gau (Theil des Landes), in welchem er gebohren war, zu bleiben, ſo lang es ihm beliebte, oder, wenn es ihm hier nicht länger gefiel, in einen andern zu wandern. Niemand konnte ihm dieſe gleichſam von der Natur verliehene Gerechtigkeit ſtreitig machen; keine Obrigkeit und kein Fürſt durfte ihn zurückhalten; er war Herr, König und Prieſter ſeiner Familie. Seine Freyheit dehnte ſich auch auf die allgemeinen Volksverſammlungen aus. Hatt' er nicht gerade Luſt; dabey zu erſcheinen, ſo konnt' ihn keine Gewalt auf Erden dazu zwingen, er blieb zu Haus; ſelbſt dem Staate fehlte das Recht über ſeine Familie und ſein Leben.

Den dritten Stand machten endlich die Leibeigenen aus. Es waren entweder ſolche, die das freye Recht ihrer Geburt und ihres Eigenthums durch das Spiel verlohren und ſich freywillig dem Joch der Sclaverey unterworfen hatten, oder ſolche, die von den Teutſchen im Kriege überwunden, und als Knechte in ihre Gaue geſchleppt worden waren. Indeſſen müſſet ihr euch die Lage dieſer Leibeigenen nicht ſo hart vorſtellen, als etwa die Sclaverey in Tunis oder Algier; die

Leibeigenen der Teutſchen hatten Land, Häuſer und Heerden, nur mit dem Unterſchied, daß ſie dieſe nicht ihr Eigenthum nennen konnten, ſondern den Beſitzern, von denen ſie es gleichſam erborgt hatten, eine gewiſſe jährliche Abgabe zahlen mußten. Das einzige Unangenehme ihrer Lage war, daß ihr Leben immerdar unter der Bothmäßigkeit ihrer Herren ſtand — fügte ſich's nun, daß dieſer ſehr zum Jähzorn geneigt war, ſo mußten ſie oft einen kleinen, unbedeutenden Fehler mit dem Tode bezahlen.

Marx. Geſchah es denn nicht auch zuweilen, daß ein ſolcher Leibeigener ſeine Freyheit erhielt?

Paſtor. O! ja, davon finden ſich mehrere Beyſpiele in der Geſchichte. Allein hatte ſich auch ein Leibeigener einer ſolchen Großmuth zu freuen, ſo trat er dennoch nie in die Rechte eines freyen teutſchen Mannes; ſeine Perſon war zwar frey, doch blieb er, wie vorher in dem Hauſe ſeines Herrn und unter deſſen Schutze.

Wenn der Teutſche (fuhr nun der Herr Paſtor fort) das nöthige Wild, daß er theils zum Vergnügen, theils für die Küche erlegt hatte, heimbrachte, ſo waren ſeine Geſchäfte auf einige Zeit verrichtet. Nun überließ er ſich der Ruhe und dem Müßiggang. Ohne die geringſte Arbeit zu verrichten, legte er ſich ans Feuer oder unter einen Baum und ſchlief. Waren die Stunden der Ruhe vorbey, ſo quälte ihn nun freylich die Langeweile; um dieſe zu vergagen, ſuchte er ſich Cameraden auf, mit denen er ſich zum Spiel ſetzte; dabey wurde von beyden Theilen faſt unmäßig getrunken.

Hans. Was tranken ſie denn?

Paſtor. Sie hatten eine Art von Bier, das ziemlich ſtark und nahrhaft war. Ihre übrigen Nahrungsmittel waren Baumfrüchte, Milch, Käſe und Haberbrey.

Haas. Aſen ſie denn kein Fleiſch?

Paſtor. O! ja! denn ſie jagten ja fleißig, und da ſie ſich vortreflich auf die Fiſcherey verſtanden, ſo könnt ihr leicht ermeſſen, daß ihre Speiſevorrathe immer mit Fiſchen reichlich angefüllt waren. Um die Fiſche zu fangen, bedienten ſie ſich keiner Netze, wie wir, denn von Netzſtrickerey verſtanden ſie damahls noch wenig — ſie hatten eiſerne Haaken, an deren Spitzen ſie eine Lockſpeiſe befeſtigten.

Hans. Alſo Angeln?

Paſtor. Vermuthlich.

Eine ihrer Hauptbeſchäftigungen war die Kunſt zu ſchwimmen, die ſie, nach dem Zeugniſſe der römiſchen Schriftſteller, zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht hatten. Sie benutzten bei dieſer Kunſt einen doppelten Vortheil — und eben deshalb ſtand ſie bey ihnen in großem Anſehen — ſie dehnten nämlich ihren Körper nicht nur zu einem hohen Grad von Geſchmeidigkeit aus und härteten ihn gegen Hitz' und Kälte ab; ſondern ſie machten auch im Kriege davon Gebrauch und trugen dieſe Kunſt ſelbſt auf ihre Pferde über.

Ihr ſittlicher Charakter war rein und unverdorben. Er kannte weder den Geitz noch die Habſucht, weit entfernt von ihm war falſcher Ehrgeitz, der oft ſo nachtheilich auf den Charakter des Menſchen wirkt; die Teutſchen waren zufrieden mit dem, was ihnen

die Natur darbot. Sie haßten nichts mehr als die Verstellung: ohne Rückhalt sagten sie die Wahrheit und ihre Versprechungen waren ihnen so heilig, wie die Verehrung ihrer Gottheit. Sie liebten die Höflichkeiten nicht, da ihre Sitten rauh und einfach waren; wenn sie schworen, so drückten sie dem Manne, der etwas von ihnen verlangte, die Hand, sie sagten ihm nur ein Wort und dieß galt ihm dann statt jedes Eides. Heilig wurden bey ihnen die Pflichten der Freundschaft gehalten. Keine Macht der Erde konnte sie zu dem Bruch derselben bewegen. Für eben so wichtig hielt man die Pflichen des Gastrechts. Ihnen war jeder Fremdling herzlich willkommen. Sie öfneten ihm sein Haus, führten ihn zur Tafel und speißten ihn mit so liebenswürdigem Zutrauen, daß sie ihn nur dann erst nach seinem Nahmen und seiner Heymath fragten, wenn er gesättigt war. Forderte er irgend eine erfüllbare Gefälligkeit von ihnen, so ward sie ihm auf den ersten Augenblick ohne die geringste Weigerung zugesagt. Die Erfüllung dieser Zusage, leisteten sie dann selbst mit Aufopferung ihrer Freyheit, die ihnen doch gewiß das höchste Gut war.

Alle damahligen Nationen liebten die Teutschen wegen ihrer Festigkeit und Treue; sie wußten, daß sie ohne Grenzen sey, daher bildeten sie in der Folge ihre Leibwachen nur aus teutschen Völkern. Deshalb sagt auch der römische Schriftsteller Tacitus von ihnen: „Kein Sterblicher ist beharrlicher in der Treue, als ein Teutscher.“

Besonders schonend bewiesen sich die Teutschen gegen solche, die Schutz bey ihnen suchten. Waren es Flüchtlinge, die der Feind aus ihren Grenzen vertrieben hatte, so nahmen sie sie mit offenen Armen auf und traten ihnen sogar ganze Ländereyen ab, die sie bebauen und von welchen sie den Nutzen ganz für sich allein ziehen konnten, ohne jedoch als Leibeigene angesehen zu werden.

So trefflich der Charakter der Teutschen war, von so mannigfaltigen Fehlern ward er verunstaltet. Einen derselben hab' ich schon berührt.

Hans. Gewiß die Unmäßigkeit in Trinken?

Pastor. Ganz recht. Das Trinken schien ihr Lieblingsfehler zu seyn. Es war ihnen Spaß, Tage und Nächte lang beym Spiel zu sitzen und zu trinken, dabey unterzogen sie sich keiner weitern Arbeit; sie gingen müßig und träge. Stolz und Ruhmsucht schloß sich an diesen Fehler an, wenigstens reden ihn fremde Nationen sehr bitter; diese Tadler scheinen aber nicht so geprüft zu haben, ob sie nicht viele mehr ihre Stärke kühnten und auf ihre Siege stolz waren — ? Und fand dieser Zweig des Stolzes und der Ruhmsucht statt, so dünkt mich) war er gewiß sehr verzeihlich.

Ihr sittlicher Charakter zeigt sich besonders schön in ihren Ehe- und Erziehungs Grundsätzen. Wenn ein Jüngling auf den Gedanken gerieth, sich eine Gattinn zu wählen, so sah er sich unter den Töchtern des Landes um, prüfte den Charakter dieser und jener Dirne (Mädchens) und buhlte dann, (fand er diesen bewährt), um ihre Gegengunst; sagte sie ihm

diese zu, so konnte sie gewiß seyn, daß er sie nie wieder verließ. Auf das erste Wort Liebe folgte auch die Ehe. Sie ward sein Weib; treu hing sie an ihm und er an ihr, keine Gefahren, keine Leiden konnten sie von ihm reissen. Eine Heyrath auf Geldrücksichten gebaut, fand unter ihnen durchaus nie statt. Kein Vater durfte seine Kinder zu einer Heyrath zwingen. Die Ehe war durchgehends ein freywilliges Geschäft, das blos von Braut und Bräutigam geschlossen ward. Daher kam es auch, daß die Ehen der alten Teutschen zärtlicher und wärmer waren, als die der Nachkommenschaft. Leider beruhen unsere Ehestiftungen nicht selten auf geheimen, sehr unlautern Absichten. Ein Jüngling der teutschen Vorzeit durfte nie nach Geld heyrathen. Das Gesetz oder vielmehr die hergebrachte Gewohnheit befahl ihm, die Hand seines Mädchens durch Geschenke zu gewinnen, sie hingegen brachte ihm nichts mit, als ein treues, ehrliches Herz und den guten Willen, ihn glücklich zu machen.

Marr. In was bestanden denn wohl die Geschenke?

Pastor. Nicht in eitlen Kostbarkeiten, in Ringen, und Geschmeide, wie sie etwa in unserm Zeitalter Mode sind.

Der alte Teutsche hielt nächst seinen Waffen nichts höher, als die Landwirthschaft — seht da ein treues unverdorbenes Bild des Bauerstandes in seiner ursprünglichen Reinheit! Er gab Ochsen und Schaafe, ein bezäumtes Pferd, einen Schild, ein Schwerd und einen Pfriem. Das Weib schenkte dagegen er

was ähnliches von Waffen. Nur darinnen bestand der gegenseitige Mahlschatz; er war das sicherste Unterpfand ihrer Treue. Wenn nun die Aeltern Beyder die Geschenke besehen und gebilliget hatten, so fand gegen die Verbindung kein Hinderniß weiter statt. Beide Theile heyratheten sich. Hieß das Mädchen sein Weib, so folgte sie ihm auch wie sein Schatten, sie war Zeuzinn seiner Thaten, verband im Kriege seine Wunden und sog das Blut mit ihren Lippen aus. Wenn das Treffen im Anzuge war, so stand sie an der Seite ihres Mannes und feuerte seinen Muth durch Ermunterungen an, ihr vorgehaltener keuscher Busen, die Vorstellung von Gefangenschaft und die Trennung von dem, was ihm das Liebste war, drückte nicht selten den Verzagten ins Glied zurück und stillte seinen Muth zu neuen Gefahren.

Das Weib war ihrem Manne treu bis zum Tode. Keine Beschwätzung irgend eines Andern konnte sie in ihren Gesinnungen wankend machen. Geschah dieß aber dennoch, so folgte der Ehebrecherinn die untilgbahrste Schande, nie beehrte sie je wieder ein Mann, mit dem Blicke der Achtung, die schnödeste Verachtung war ihr Loos. Man wälzte sie, um sie ganz verächtlich zu machen, in Pfützen herum und stellte sie an freye Oerter, um sie noch tiefer zu entehren.

Ein Mädchen stand, ehe es heyrathete, unter der Vormundschaft des Vaters. Verband sie sich aber mit einem Manne, so erhielt der Gatte das Recht der Vormundschaft und nach dessen Tode, der Sohn. War keiner von beiden da, so fiel sie auf den Haus-

hern, bey dem sie wohnte. Alles was sie besaß, war daher auch niemahls ihr Eigenthum; es gehörte dem, dem das Recht der Vormundschaft gebührte.

Die Vielweiberey war bey den Teutschen zwar nicht verboten (denn es finden sich Beyspiele in Menge, daß Fürsten und Könige mehrere Weiber nahmen) sie war aber auch grade nicht üblich. Vor dem zwanzigsten Jahre durfte kein Jüngling sich begatten, damit seine männliche Kraft nicht geschwächt und sein Körper für die Waffen nicht untauglich gemacht werden möchte. Dieß ist ein Zug in ihren Gesetzen, der sehr weise ist; warum nimmt man doch nicht auch noch bey uns darauf Rücksicht?

Die Erziehung ihrer Kinder beruhete auf ganz einfachen Grundsätzen. So war die Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder ohne Grenzen: sie zeigte von der warmen Anhänglichkeit an alles, was ihnen lieb und theuer war. Jede Mutter säugte ihr Kind selbst, man wußte damahls noch nichts von der verderblichen Gewohnheit, den Säugling an eine fremde erkaufte Brust zu legen, die Mutter-Liebe würzte die Milch mit süsser Nahrung. So sog schon in der frühen Blüte des Alters das Kind mit der Muttermilch jene erhabenen Gesinnungen ein, durch die sich die Teutschen zu einer Nation erhoben, welche die lauteste Bewunderung verdient.

Sobald das Kind Knabe ward, stärkte er seinen Körper mit kalten Bädern, um ihn schon frühzeitig abzuhärten; er lernte reiten und ein Roß tummeln, er übte sich in leichten Waffen und versuchte seine Muskelkraft an schweren Schlachtschwerdtern. Die Kinder

männlichen Geschlechts standen bis ins zwanzigste Jahr unter der Vormundschaft des Vaters, oder lebte dieser nicht mehr, unter dem Hausherrn, nur die Ehe macht' ihn mündig und gab ihm zugleich das unbedingte Recht der Vormundschaft über sein Weib und seine Kinder.

Da jeder Hausvater bey öffentlichen Volks-Versammlungen eine Stimme hatte, so war es ihm lieb, wenn ihm seine Frau viele Knaben gebahr, denn dann erhielten auch diese Stimmen, und je mehr Stimmen eine Familie hatte, desto angesehener war sie im Gaue. Dies galt auch bey Privat-Streitigkeiten, die größtentheils durch Mehrheit der Stimmen geschlichtet werden konnten. Allerdings (dies war leider! nicht zu verhüthen) schlich sich da manche Ungerechtigkeit ins Spiel. — In der Familie war ein Tag dem andern vollkommen gleich. Die Zeit war bey den Männern in Krieg und Jagd und bey den Weibern in Kochen und Schneidern vertheilt. Alle Glieder der Familie schliefen bis an den hellen Tag. Im Winter eilten sie gleich kurz nach dem Aufstehen in ein warmes Bad, welches die Weiber oder Leibeigenen bereiteten, im Sommer aber in den Fluß. Nach dem Bade aß ein jedes für sich!

Müller. Hatten sie denn Betten, worauf sie schliefen?

Pastor. Nein! lieber Meister! von solchen verzärtelnden Mitteln, um ihren Leib zu pflegen, wußten unsere Vorfahren nichts. Sie wickelten sich in eine Thierhaut und schliefen dann auf einem Binsen- oder Laublager, vielleicht besser und süßer, als mancher Vornehme auf Seide.

Die Religion trug das Gepräge der Natur d. h. man konnte sie weder unrein noch grausam nennen. Ohne Aberglauben blieb sie allerdings nicht, doch glaubten die Teutschen ein höchstes Wesen, welches sie um seiner Erhabenheit willen, nie bildlich darzustellen suchten. Sie verehrten vermöge eines natürlichen Beweggrundes Sonne und Mond. Jene, weil sie die lieblichen, erwärmenden Strahlen der Sonne für eine wohlthätige Gottheit ansahen, diesen, weil sie des Nachts von ihm Licht empfiengen.

Sie beteten auch gewisse Familien-Götter an, die ihnen ehemalige Helden und verdiente Männer ihrer Nation liehen. Durch eine solche göttliche Verehrung feyerten sie ihr Andenken und erinnerten sich, wenn sie solche im Bewußtsein ihrer Schwäche verehrten, an ihre grosen Thaten, um sich zu einem gleichen Bestreben zu ermuntern.

Säuberlich. Sind die Nahmen solcher Familiengötter nicht auf unsere Zeiten gekommen?

Pastor. O! ja! Sie verehrten zum Beyspiel einen berühmten Stammvater ihrer Könige, den Helden Wodan, der sich sogar bis in das Gebiet der nordischen Gottheiten verirrt hat; den Teut, oder Theiste, von dem die Teutschen den Nahmen empfangen haben sollen, den Castor und Pollux, zwey wegen ihrer seltenen Freundschaft und Tapferkeit bekannte Helden, die Isis, die Göttinn der Gerechtigkeit, den Merkur, den Beschützer aller listigen Unternehmungen und endlich den Mars, den Gott des Krieges. Diese fünf letztern sind jedoch keine eigenthümlichen, sondern erst von den Römern erborgte Gottheiten.

Die Verehrung, welche sie diesen Göttern widmeten, bestand in dem Dienste der Opfer, allein diese brachten sie ihnen nicht in gebaueten Tempeln, sondern in Haynen und zwar unter den dichten Schatten der Eichbaume, von denen sie glaubten, daß in diesen die Gottheit am liebsten wohne.

Becker. Warum mögen sie dieß wohl geglaubt haben?

Pastor. Vermuthlich darum, weil sie aus der Erfahrung wußten, daß der Blitz besonders häufig die hohen Gipfel der Eichbäume zünde.

In den Haynen, wo sie ihren Götter die Opfer brachten, bewahrten sie auch ihre Waffen auf, die ihnen so heilig waren, als die Gottheit selbst.

Gewiß, lieben Freunde! die Religion unserer Vorfahren war (möchte sie auch eine heidnische seyn!) in keinem Betrachte zu verwerfen, indem sie Grundsätze hatte, die ihr wirklich zur Ehre gereichen. Ich will sie ganz kurz in folgende Sätze fassen:

„Es ist ein höchstes Wesen, welches die Nation schützet. Man nennt es Gott, oder den Anführer in der Schlacht. Der Ausfluß seiner Gegenwart ist die Sonne bey Tage und der Mond des Nachts."

„Seinen Zorn giebt er uns durch den Donner, seine strafende Hand durch die Zündung des Blitzes zu erkennen. Er ist der Größte und Beste, ihm sind alle Familien-Gottheiten unterworfen, denn sie sind kleiner, als er."

„Man muß ihn fürchten und ehren, theils durch Gebete, theils durch Feste, Opfer und Gelübde. In Tempeln ist er nicht zu finden, denn seine Erhaben-

heit kann nicht in Gebäuden eingeschlossen werden; er wallet frey in der Natur, denn er selbst ist so frey, wie die Natur. Seine Gestalt kann man nicht denken, auch nicht durch bildliche Vorstellungen ausdrücken; man fühlt ihn, man glaubt nur an ihn."

„Seine Diener sind die Priester, wo aber diese nicht entscheiden können, tritt er als Gottheit selbst ins Mittel. Er entdeckt den Menschen, die er eines vertrautern Umgangs würdigt, Geheimnisse und veroffenbahrt sich in Traumen."

„Die Seele des Menschen ist unsterblich, wie Gott, der einst nach dem Leben die Guten belohnt und die Bösen bestraft."

Ihr seht, wie klar und vernünftig die Teutschen von dem höchsten Wesen dachten. Wahrlich es giebt fast in unsern aufgeklärten Zeiten noch Religionssekten genug, die sich einer solchen Faßlichkeit und deutlichen Anschauung nicht rühmen können.

Auch die Flüsse waren ein Theil der göttlichen Verehrung. Hier feyerten sie ihre Kriegs- und Siegesfeste. Niemand wagte es, in den der Gottheit gewidmeten Haynen einen Baum zu fällen — als daher der römische Apostel Bonifazius lange nachher die thüringischen Teutschen zum Christenthum zu bekehren suchte und mit der Axt eine ihrer heiligen Eichen fällte, so glaubten sie ganz sicher, daß der Blitz der erzürnten Gottheit augenblicklich vom Himmel fahren und ihn verzehren werde.

Da sich in der Folge das Christenthum immer weiter ausbreitete, wurden diese Hayne in Kirchen

und Klöster umgeschaffen, wohin denn das Volk wallfahrtete. *)

Siegismund. In was bestanden denn eigentlich ihre Opfer?

Pastor. Gröstentheils opferten sie Thiere, aber dies Schicksal traf auch die Kämpfer, welche sie in der Schlacht überwunden hatten und nun nach ihren Haynen schleppten. Die Sachsen giengen nach der Zahl ihrer Ueberwundenen und opferten jederzeit den zehnten Mann, auch die Anführer der Feinde betraf (erhielten sie selbige gefangen) dieß Loos.

Sänberlich. Hat man keine Beschreibung, auf was für Art diese Unglücklichen geopfert wurden?

Pastor. Man hat allerdings eine — doch ist sie nur unvollständig. Bey den Cimbern (einer alten teutschen Nation) geschah sie auf folgende Weise: Die dazu bestimmten Priester folgten dem Heere, wenn es in den Krieg zog, immerwährend nach. Führte man ihnen nun die Ueberwundenen zu, so fielen sie mit entblößten Schwerdtern über sie her und schleppten sie zu einem Kessel, um darinnen ihr Blut aufzufangen. Einer von den Priestern bestieg dann eine Erhöhung, drückte dem Unglücklichen das Haupt zurück, indessen ihn die andern festhielten und durchstach ihm den Hals. Aus dem Blute und dem zerstückelten Körper weißagten sie dann der Nation Glück oder Unglück.

---

*) Wallfahrten heißt so viel als in den Wald fahren (waldfahren).

Die Priester wurden überhaupt sehr hoch geschätzt, und behaupteten in den Religions-Versammlungen den obersten Platz. Bey den Volks-Versammlungen hingegen unterhielten sie Stille und Ordnung. Sie erklärten die Loose und Wahrzeichen, nach welchen man die wichtigsten Entschließungen faßte, und auf welche die Teutschen außerordentlich viel hielten. Der Aberglaube erfand in dieser Hinsicht mancherley Gewohnheiten, die sie mit ihrem Ansehen unterstützten, so gaben sie z. B. auf das Wiehern weißer Pferde, die in den heiligen Haynen erzogen wurden, Acht, sie bemerkten die Lage der Zweige, die die Priester mit mancherley Figuren bezeichnet auf ein ausgebreitetes weißes Kleid schütteten und deuteten dann daraus den Willen ihrer Gottheit.

Den öffentlichen Gottesdienst besorgte ein dazu bestellter Priester, der einstimmig von der Nation gewählt worden war. Alles was dieser that, geschah im Nahmen der Gottheit; er betete und opferte für alle. Von dieser Regel wich jedoch der Haus Gottesdienst ab; — hier war jeder Haus-Vater selbst Priester und der von der Nation Bestimmte durfte nie in sein Amt eingreifen.

Die Teutschen hatten auch Priesterinnen oder Wahrsagerinnen, die bey ihnen in großem Ansehen standen. Man nannte sie Alrunen oder Alraunen. *) Die hauptsächlichste Sorge dieser weissagen-

*) Alraunen nannte man bey den Teutschen auch kleine Hausgötzen, die wie Männchen oder Weibchen gestaltet in der Länge eines halben Schuhes aus einer harten Wurzel besonders aus Mandragora-Holz geschnitzt wurden. Man putzte sie sehr zierlich mit allerley

den Weiber war, künftige Dinge aus dem Rauſchen der Flüſſe und den Waſſerwirbeln der Bäche zu erforſchen; ſie beſtimmten aus dieſen ſogar die bequemſte Zeit zur Lieferung der Schlachten. Ihre Kleidung war weiß, mit einem Gürtel umſchlungen, die Füße nackend und ohne Schmuck. Sie und die Prieſter wahrſagten ferner aus dem Fluge der Vögel, aus den Eingeweiden der Thiere und Menſchen und beſtimmten darnach das Glück oder Unglück, welches der Nation bevorſtand.

Horſt. Wie konnten ſie denn aber aus dem Fluge der Vögel prophezeihen?

Paſtor. Flogen die Vögel auf eine beſtimmte linke Seite, ſo hielten ſie das für eine üble Vorbedeutung, flogen ſie rechts, ſo deuteten ſie auf Glück.

Ich will nun auch etwas über die Erzeugniſſe (Produkte) des teutſchen Landes und ſeine Oekonomie (Haushaltung) ſagen.

Ihr habt ſchon vorhin gehört, daß die Teutſchen träge und faule Menſchen waren, ſobald es auf die Bearbeitung ihres Ackers ankam, ſie überließen die Sorge dafür meiſt ihren Weibern und Leibeigenen, allein da ward denn auch nicht allemahl viel gethan; der größte Theil ihres Landes beſtand in Wald und Wüſte-

---

Schnitzwerk, verwahrte ſie in Kiſten, wuſch ſie bisweilen mit klarem Waſſer oder Wein, ſtellte ihnen Früchte zum Genuß hin und nahm ſie jezuweilen aus ihren Behältern, um ſie um Rath zu fragen. Es ſcheint, als ob von dieſen Allrunen unſere heutigen Hamxel-Haimel oder Koboldsmännchen herkämen, die der Aberglaube den Reichen und Beuterten andichtet, wenn er ſich ihren Reichthum nicht zu erklären vermag.

Wüsteney, keine Blume, keine Pflanze gedieh in dem eisigen, starren Boden, man sah nichts als Sümpfe und wilde Thiere. Die Sonne konnte den Boden nicht erwärmen, da die Aeste tausendjähriger Eichen ihre Strahlen zurückdrängten. Ueberhaupt werdet ihr als Forstkundige wissen, daß Bäume (zumehl hohe Bäume) Wolken an sich ziehen; die Feuchtigkeiten begatten sich dann mit den Blättern, daraus entstehen wieder Nebel, Nässe und Regen. Wenn man nun bedenkt, daß die teutschen Länder mit lauter Waldungen überzogen waren, so kann man leicht berechnen, daß in ihnen mehr Winter als Frühling herrschte. Obst erbaueten die Teutschen fast gar nicht, eben so kannten sie nur wenige Gartengewächse, sie zogen höchstens wilden Spargel, Rettiche und Pastinack-Wurzeln, da diese Früchte mit feuchtem Boden und weniger Wartung zufrieden sind. Von Getraide-Arten ärndeten sie Hafer, aus dem sie Muß kochten und Gerste, von der sie eben den Trank braueten, der unserm Biere ähnlich war. Desto mehr wuchsen in ihren Wäldern Graß und Kräuter, mit denen sie ihre Heerden fütterten.

Marx. Hatten sie denn Vieh?

Pastor. O! ja! Sie besassen Rinder, Schaafe, Schweine, Ziegen und Gänse. Besonders zeichneten sich die letztern nach dem Zeugnisse eines alten römischen Schriftstellers (Plinius) durch die Weiße und Weichheit ihrer Federn aus, welche dann die Landsleute dieses Mannes freylich besser zu benutzen wußten, als jene.

Die Pferdezucht befand sich in gutem Stande, nur tadeln die römischen Schriftsteller, so wie an den

Kühen die Kleinheit und Schmächtigkeit derſelben. Sie brauchten dieſelben theils im Kriege, theils zum Reiſen und zur Pflügung des Ackers, nächſt dem Hornvieh. In den Wäldern fand man auſſer den ſchon genannten Bären, Füchſen und Wölfen, auch Auerochſen, Elend- und Rennthiere. Dieſe drey letztern gehören der Farbe und Geſtalt nach zum Stiergeſchlechte. Sie ſind ſehr ſtark und ſchnell und ſchonen weder Menſchen noch Vieh. Um ſie zu fangen, muß man ſie in verdeckte Gruben locken, und ſie darinnen tödten, da ſie im Freyen wegen ihrer Stärke und Schnelligkeit kaum zu bändigen ſind. Die teutſchen Jünglinge giengen auf die Jagd dieſer Thiere beſonders aus und nur derjenige erhielt den Beyfall der Nation, der die meiſten Hörner aufweiſen konnte.

Unter dem Vogelgeſchlechte gab es eine Menge Falken, Habigte und andere Stoßvögel, auch Zippen, Gimpel und Krammetsvögel, wilde Gänſe und in den Teichen Waſſerhühner und Enten. Die Flüſſe hatten Ueberfluß an Fiſchen, von denen die Römer hauptſächlich die Rhein-Salmen ſchätzten, welche, um ſie ſchmackhaft zu machen, eingemacht werden müſſen. Auch kannte man bereits die Bienenzucht, nur daß man den Fleiß dieſes Inſekts nicht ſo gut zu behandeln wußte, als itzt — damahls lag ſie noch in ihrer Wildheit und Bienen fand man nur in den Stämmen hohler Bäume.

Die Handlung der Teutſchen hieß unbedeutend. Dies kam wohl daher, weil ſie nach der Begierde zu kriegen, zu jagen und zu trinken, keine andere Leidenſchaft kannten. Sie verabſcheueten jede Be-

ſchäftigung, weil ſie an Bequemlichkeit und Ruhe gewöhnt waren und nur wenig Bedürfniſſe kannten. Will man ja einen Zweig ihres Gewerbes Handlung nennen, ſo beſtand er wohl mehr in dem Tauſche der Waffen und Kleidungen, mit fremden Nationen, die ſich von ungefehr in ihre Gaue verirrten. Fügte ſichs nun, daß ſie von ihren Kleidungen und Waffen nichts entbehren konnten, ſo gaben ſie zur Bezahlung entweder Produkte ihres Feldes, die ſie gemeiniglich nie ganz aufzehrten und immer im Ueberfluß hatten, oder das von den Feinden erbeutete Geld, welches ſie damahls (die glücklichen Menſchen!) noch nicht zu ſchätzen wußten. Der allerwichtigſte Zweig ihrer Handlung aber betraf den Menſchenverkauf.

Hans. Ei! das hör' ich nicht gern! Wer mit Menſchen handeln kann, muß kein gutes Herz haben.

Paſtor. Ihr müßt, mein lieber Hans! hier wohlweißlich einen Unterſchied machen. Der Menſchenhandel iſt allerdings ein ſchändliches Gewerbe. Dafür aber erkannten es unſere Vorfahren nicht, indem ihre Begriffe noch ſehr roh und ungebildet waren. Sie glaubten, daß es Wille der Gottheit ſey, die Gefangenen, die ſie im Kriege erbeuteten, entweder zu opfern, oder an fremde Nationen zu verkaufen. Das letztere geſchah denn nun freylich öfterer, weil ſie zu ihren Opfern, die, (wie euch bekannt iſt,) auch in Thieren beſtanden, weniger Menſchen brauchten.

Außer dem Kriege hatten ſie noch zweyerley Kunſtgriffe, um den Menſchenhandel mit Gewinn zu unterſtützen. Den einen lieh ihnen das Spiel, den andern das ſogenannte Wildfangsrecht.

Das Spiel liebten sie so leidenschaftlich, wie den Trunk und setzten öfters ihre Freyheit darauf. Verspielte nun der eine seine Freyheit, so hatte der andere das Recht, ihn augenblicklich zu verkaufen, selbst wenn er verheyrathet war und Frau und Kinder hatte. Das Wildfangsrecht gab die Erlaubniß, alle die, welche ohne Schutz des Gastrechtes, es wagten, ihr Gebiet zu betreten, als Feinde anzusehen und sie zu Sklaven zu machen. Dies geschah auch durch Schiffbrüche, wodurch solche Elende an die teutschen Küsten getrieben wurden — auch diese verkauften sie dann ohn' Umstände.

Säuberlich. Sie erwähnten eben das Wildfangsrecht. Findet dieß nicht noch heut zu Tage statt?

Pastor. Ganz recht. Das Wildfangsrecht ist noch in der Unterpfalz üblich und bestehet darinnen, daß Leute beyderley Geschlechts, welche sich in dieser Gegend häuslich niederlassen, zu eigenen Leuten (Leibeigene) gemacht werden, sobald sie von unehlicher Geburt sind, oder binnen einer Jahresfrist keinem Herrn angehören. Man nennt sie deshalb **Wildfänge, Reichsleute, ankommende Leute**, den Herren derselben aber **Leibherr**. Die Beamte, welche solche Wildfänge anzunehmen bestellt werden, führen den Nahmen **Fauthe, Ausfauthe, Hörrfauthe Hünerfauthe**, von denen die Wildfange ein Angeld erhalten, welches **Fahegulden** genannt wird.

In den spätern Zeiten breitete sich der teutsche Handel auch über andere Produkte aus. Sie lernten nach und nach das Metall schätzen als Gold und Silber und beschlugen damit ihre Waffen. Die Phöni-

jter, ein altes, aber sehr erfinderisches Volk, von dem sich die Schreibekunst und der erste Geist der Handlung herschreibt, kamen zuerst bis in die Ostsee und an die preussischen Küsten und handelten den Deutschen den Bernstein (eine Art festen Erdharzes, das die Ostsee, hauptsächlich auf den Strand des Königreichs Preußen auswirft) ab. Dieser Stein wurde von den Alten ungemein geschätzt, weil sie daraus verschiedene Gefäße verfertigten und Bilder und Figuren in denselben gruben.

Horst. Nannte man denn zur Zeit die Einwohner Preussenlandes auch schon Preussen?

Pastor. Keinesweges, mein lieber Meister! Man kannte sie nur unter dem Namen Esthen oder Aesthyer.

Der Handel erzeugte noch einen andern Erwerbszweig, nämlich die Schiffarth. Die Teutschen behaupteten von den ältesten Zeiten ihrer Geschichte an vor allen andern Nationen den vornehmsten Platz in der Seekunde. Daß ihre Fahrzeuge (Schiffe) anfänglich sehr unvollkommen gewesen seyn mögen, könnet ihr euch vorstellen. Sie fuhren auf ihren Flüssen in ausgehöhlten Baumstämmen herum. Nach und nach aber wurden die Fahrzeuge vervollkommt. In der Folge wagten die Sachsen, Friesen und Franken große Unternehmungen an der cimbrischen Halbinsel. Ihre Fahrzeuge überzogen sie mit Thierfellen und verschafften ihnen dadurch eine besondere Leichtigkeit.

So lange die Teutschen ihre natürlichen Bedürfnisse mit den Erzeugnissen ihres Landes befriedigen konnten, brauchten sie allerdings kein Geld. Sie scheue-

ten sogar (vermöge ihrer angebohrnen Bequemlichkeit) das Aushölen und Umgraben der Berge, und bemüheten sich keinesweges um die Gewinnung der darinne schlummernden Metalle. Höchstens gruben sie nach Eisenadern und schmelzten die Eisensteine. Doch auch damit wußten sie nicht geschickt genug umzugehen, da besonders das Eisen selbst für ihre Waffen noch kein Bedürfniß geworden war, indem sie ihre Spieße, Messer und Aexte von Stein verfertigten. Den Salzquellen spührten sie fleissig nach und wenn sie eine entdeckten, so erwählten sie den Ort zum Lieblingsplatz ihrer Gottheit. Die Art, das Salz zu gewinen, war eigenthümlich. Sie zündeten nämlich einen Haufen Holz an und verbrannten ihn zu Kohlen, welche sie dann mit der Sulze (Salzwasser) löschten, wodurch sie die wässerigten Theile verdünsteten. Das Salz löste sich dann in Kristalle auf und blieb wie eine dichte Rinde an den Kohlen hängen. Nun wurde diese zermalmt, aufgethürmt und mit abgetrockneten Gesträuchen bedeckt. Nach ihrer wiederhohlten Entzündung erzeugte sich von aussen eine schwarze trockene Rinde, die das Salz vor jeder Feuchtigkeit schützte.

Da wir nun, lieben Freunde! das Innere und die Grundsätze unserer Vorfahren kennen gelernt haben, so ist es nöthig, daß wir auch auf ihre Regierungsform, ihre Gerichte und Gesetze übergehen. Doch da es heut schon ziemlich spät ist, so verzeiht mir, wenn ich das Mal unsere Unterredung abbreche und die Fortsetzung bis auf den nächsten Sonntag verspahre.

Zweyter Abend.

Als unsere Freunde ihren gewöhnlichen Sitz wieder eingenommen hatten, fuhr der Herr Pastor in seiner Erzählung also fort:

Eine allgemeinumfassende Regierung der teutschen Nation kann man nicht annehmen, da sie sich in viele Stämme theilte, von denen jeder für sich seine eigene Gewohnheiten und Gebräuche hatte. Viele unterschieden sich von der andern durch Kleidung, und Gottesdienst. Die Sueven z. B. trugen geflochtene Haarzöpfe, andere Völker am Rhein aber schnitten die Haare kurz weg. Wieder andere Stämme der Sueven *) hatten nie einen bestimmten Wohnort, sondern zogen in Heerden umher, und führten ihren Hausrath bey sich. Von einer allgemein-gesetzlichen Verbindung aller teutschen Stämme findet man daher keine Spuhr, nur kleinere Völker schlossen Bündnisse unter einander. Einer der mächtigsten dieser Verträge war der Suevische Bund. Er bestand aus hundert Gauen **), in denen leicht ein zahlreiches Heer wohlgerüsteter Krieger zusammengebracht werden konnte.

Von Städten findet man in der ältesten teutschen Geschichte keine Spuhr; desto grössere Dörfer hatten sie. Die Häuser, welche freylich einfach und ohne

*) Wahrscheinlich haben diese Völker ihren Nahmen von Schweifen (Haarzöpfen) oder von Herumschweifen.

**) Bezirk — Landschaft — Thal.

Schmuck waren, ſtanden weit von einander entfern
doch waren ſie ganz zur Bequemlichkeit eingerichtet u
ſicherten ihre Bewohner gegen den Ungeſtümm des We
ters. Sie hielten nach dem Berichte des römiſch
Schriftſteller Plinius vier Seiten und ihre Dächer
waren mit Schilf bedeckt. Die Laſt ruhete auf dicke
in die Erde geſchlagenen Stämmen, mit Reifern u
Thon durchflochten. Jede Hütte hatte nur einen Ein
gang, aber mehrere Oefnungen, theils um das Lic
hineinzubringen, theils um den Rauch der Küche h
rauszuleiten. Und hier lebten denn Menſchen und Vie
traulich bey einander; für alle ſtand ein Heerd da
für alle brannte nur ein Feuer.

Im Winter verlieſſen ſie dieſe Hütten und zoge
in unterirdiſche Höhlen, die ſie oben mit Miſt bedeck
ten, um die Kälte abzuhalten.

Viele teutſche Völkerſchaften hatten Könige
welche die höchſte Gewalt in Händen hatten, ſobald
ſie ihnen das Volk gab, ohne dieſe waren ſie unbedeu
tende Weſen, die blos von der Willkühr der Nation
abhingen. Ihre Macht war dermaſſen eingeſchränkt,
daß ſie bey geringern Angelegenheiten die Vornehm
ſten des Gaues und bey wichtigern das ganze Volk
um Rath fragen muſten. Die Einkünfte dieſer Kö
nige und Fürſten waren unbeſtimmt, ſie erhielten von
einem jeden im Gaue nur freywillige Gaben; jeder
konnte geben, was ihm beliebte, größtentheils erhielten
ſie einen Theil der Strafen und die dargebrachten Ge
ſchenke fremder Völker.

Andere Nationen wußten wieder gar nichts von
Königen, ſondern ſie wählten, brach unter ihnen ir-

gend ein Krieg aus, einen Feldherrn (Herzog) welcher sich jedoch gezwungen sah, seine Macht niederzulegen, so bald der Krieg zu Ende war.

Nach den Feldherren kamen die Richter oder Gaugrafen, *) welche in den Volksversammlungen das Recht handhabten. Sie wurden, so wie die Heerführer, nur auf unbestimmte Zeit gewählt. In jeder Volksversammlung hatte ein solcher Graf den Vorsitz, andere aus der Nation (die sogenannten Centmänner) standen ihm nur bey, er nannte sie deshalb Beysitzer. Jener führte das Wort, diese wiederhohlten und bekräftigten den Ausspruch. Sie genossen jedoch kein vorzüglicheres Recht, indem sie den Grundsatz hatten, daß Gleiche nur von Gleichen gerichtet werden könnten. Die Volksversammlungen wurden ohne Bestimmung der Zeit gehalten; jeder erschien dabey nach Bequemlichkeit. Die Weiber durften zwar dabey nicht gegenwärtig seyn, allein es war ihnen unverwehrt, ihren Männern zu Hause kluge Rathschläge zu geben. Wenn nun das Volk beysammen war, sprach der König, oder in Ermanglung dessen der Heerführer und wo dieser fehlte, der Gaugraf. Fanden seine Vorschläge Beyfall, so gab das Volk dieß durch Schütteln der Schilde oder durch ein lautes Geschrey der Freude zu erkennen; sein Mißvergnügen drückt es durch Murren und Geräusch aus. Auf solchen Zusammenkünften pflegte man Könige und Heerführer zu wäh-

*) Grav(f) kommt wahrscheinlich her von grau indem die Gaugrafen grau gewordene (alte) Leute waren.

ten, Friedens-Bündnisse und Gesandtschaften zu schliessen und öffentliche Verbrechen zu bestrafen.

Doch auch hier behauptete der Aberglaube sein verjährtes Recht. Die Teutschen verlegten nämlich diese Zusammenkünfte jederzeit auf den Neu- oder Vollmond, weil sie in der Meynung standen, daß ihnen zu der Zeit die Gottheit besonders günstig sey. Zum Versammlungs-Ort erkohren sie allemahl den freyen Himmel. Man findet kein Beyspiel in der teutschen Geschichte, daß sie etwa dazu einen bedeckten Platz gewählt hätten. Die Versammlung hieß, (vorauf sie Friedensgegenstände) Manney, das Gegentheil aber gab ihr den Nahmen Hermanney.

Wenn die Versammlung, durch Mitwirkung der Priester, die, wie schon gesagt, dabey die angesehendsten Personen spielten, einen Heerführer oder Gaugrafen gewählt hatte, so setzte man ihn auf einen Schild, trug ihn öffentlich umher und gab ihm so gleichsam die Weihe. Das Volk folgte ihm in einer kurzen Entfernung nach und rief ihn einstimmig dafür aus. Auch die Priester und Wahrsagerinnen befanden sich in diesem Gefolge, und opferten Thiere, um der Gottheit Milde gegen den Neuerwählten zu erflehen.

Ihre Strafen waren so unbestimmt, wie ihre Gesetze. Die Hausväter richteten die Fehler ihrer Familie nach Willkühr, oder nach dem einmal angenommenen Regeln der übrigen Familien. Oeffentliche Verbrechen strafte man meistentheils durch Abgaben von Vieh und Waffen. Verräther und Ueber-

läufer erhielten ohne Gnade und Schonung den Strang. Wollüstlinge hingegen wurden in einen von Weiden geflochtenen Korb gesteckt *) und in Sümpfe versenkt. Tacitus, ein alter römischer Historienschreiber, unterscheidet diese beiden Strafen sehr fein und richtig, denn er sagt: Oeffentliche Verbrecher (also Spione, Ueberläufer, Verräther) muß man öffentlich; Heimliche aber (dahin gehören die Werke der Wollüstlinge) heimlich bestrafen und sie vor den Augen der Welt verbergen. Das Verbrechen des Todschlags konnte nur durch die Ablieferung einer bestimmten Anzahl Pferde oder Hornviehs versöhnt werden. Diese erhielten dann (wie ich euch bereits sagte) die Fürsten oder Heerführer, oder auch die Familie des Ermordeten. Wurde ein solcher Verbrecher vor Gericht gezogen, so milderte ein freyes Bekenntniß seine That um ein großes, unterwarf er sich aber nur mit Zwang dem Ausspruche des Richters (Baugrafen), so erklärte man ihn für einen Staats-Verbrecher; man entriß ihm den gemeinen Frieden d. h. es konnt' ihn jeder todtschlagen, ohne dadurch im geringsten in Strafe zu fallen.

Säuberlich. Das war also eine Art Achterklärung, wie sie bey den Päpsten Mode war? **)

Pastor. Richtig! — Wie sie den Ehebruch bestraften, wißt ihr bereits. Bonifazius der

*) Von dieser Gewohnheit scheint der heutige Gebrauch, Verbrecher der Art in einem Korb, erhaben über dem Fluß zu hängen und sie dann ins Wasser fallen zu lassen, herzukommen. Einen solchen Korb findet man noch über dem Mühlgraben der Stadt Gera.

**) s. davon Luthers Leben S. 29.

Erzbiſchof, ſchrieb einſt an den König Ethelbald in England über die Strafe des Ehebruchs der alten Sachſen folgendes: „Sie ſind zwar keine Chriſten, aber gegen Vergehungen ſolcher Art ſo ſtreng, daß ſie ein Mädchen oder eine Frau, die ihre Ehre verliehren, erdroſſeln und verbrennen. Ja! ſie reiſſen ihr vorher wüthend bis auf den Gürtel die Kleider vom Leibe, verfolgen ſie mit Ruthen und peitſchen ſie jämmerlich von Dorf zu Dorf durch den ganzen Gau, bis ſie endlich todt zu Boden ſinkt.“

Geſchriebene Geſetze kamen erſt unter den Teutſchen im fünften Jahrhundert auf, vorher berief man ſich blos auf den Willen des Volks und den Verſtand der Aeltezten des Gaues. Die Natur ſelbſt heiligte dann dieſe mündlichen Geſetze. Ich will euch nur einige mittheilen.

„Ein Biedermann, hieß es, hält ſein Wort. — Leib und Leben eines jeden Freyen iſt heilig, nur die Gottheit allein vermag ihn durch die Macht des Prieſters zu ſchlagen, zu feſſeln und zu tödten. — Wer den Hausfrieden bricht, wird vom Hausvater, wer den Landfrieden bricht, vom Grafen, und wer den Gottesfrieden bricht, von der ganzen Nation gerichtet.“

Becker. Was verſteht man denn unter dem Ausdruck: Gottesfrieden.

Paſtor. Bey den Teutſchen jenes Zeitalters hatte der Gottesfriede wahrſcheinlich noch keinen ſo wichtigen Einfluß auf die Waffen, als ſpäterhin in den ſogenannten Ritter-Zeiten. Hier ward er nämlich um deßwillen eingeführt, damit die Ritter an

gewiſſen Tagen vor feindlichen Ueberfällen ſicher ſeyn möchten. Man nannte ihn pax dei, dei Trevia, Treuga domini (von dem altteutſchen Worte Druda (Treue). Er dauerte von einem Mittwoch-Abend bis Montag-Morgens. Fiel zu der Zeit gerade ein Feſt ein, ſo dauerte er noch länger. Gemeiniglich währte er vom erſten Sonntag des Advents bis zum Feſt der Erſcheinung, alſo gegen ſechs Wochen, dann vom Sonntag Septuageſima bis zum Sonntag nach Pfingſten, mithin wieder ſechzehn Wochen. Dazu wurden nun noch alle Feſte der Heiligen mit ihren Vor-Abenden gerechnet. Der Uebertreter eines ſolchen Friedens wurde mit der weltlichen Acht und dem geiſtlichen Banne belegt.

Die Waffen der Teutſchen waren ſehr verſchieden. Sie dienten ihnen entweder zur Bedeckung und zum Schutz gegen die wilden Thiere, oder zum Angriff und zur Vertheidigung im Kriege. Ueber ihren Körper trugen ſie keine Waffen, um ihn zu ſchützen; ein bloſſes, einfaches Thierfell deckte die Bruſt, nur unter den Vornehmen fand man Panzer von Leder. Ihr Kopf war frey — um ſich aber bey dem Feinde furchtbar zu machen, zogen ſie den erſchlagenen Thieren oder Hornvieh die Haut ſammt den Hörnern und Zähnen ab, und bedeckten damit das Haupt. Die Schilde, mit welchen ſie den linken Arm verwahrten, waren ſchmahl aber ſehr lang, ſie brachten darauf allerhand Zierrathen von bunten Farben, doch nur in Striefen, an und ſchnitzten ſie entweder aus dichter Baumrinde, oder aus ſchmahlen Bretern, oder gar aus Reiſig, welches ſie dann mit Leder überzo-

gen. Ihre Schwerdter waren zweyschneidig, die sie an Ketten von Eisen oder Erz hängend über den Schultern trugen, oder vermittelst eines Gürtels um den Leib und an die rechte Seite schnallten. Dem Schwerdte gesellte sich ein langer Wurfspies, den sie Pfriem nannten, zu, der sehr scharf und spitzig war. Man fand unter ihnen auch eine Art Streitärte aus harten, dicken, unförmlichen Steinen, die in der Mitte eine Oefnung hatten, um damit den Stiel zu verbinden. Eine solche Streitart richtete bisweilen vermöge ihrer scharfen und breiten Seiten unter dem Feinde tiefe Wunden an.

Ihre Schlachtordnung zeigte viel Eigenthümliches. Da sie Reiterey und Fußvolk unterhielten, so befand sich bey jedem Cavalleristen zugleich auch ein Infanterist. Beyde dienten sich einander zum Schuh und zur Bedeckung. Denn fiel z. B. der Ritter verwundet vom Pferde, so schützte ihn der zu Fuß Streitende, um ihn nicht in feindliche Hände gerathen zu lassen. Ward ein Infanterist verwundet, so nahm ihn der Reiter auf sein Pferd und entzog ihn dem Gedränge. Die Fußgänger liefen so schnell, daß sie mit dem Pferde, an dessen Mähne sie sich anhielten, gleichen Schritt hielten. Die Reiter waren ohne Sattel, denn sie hielten es für Schimpf, sich eines solchen Mittels zum Festsitzen zu bedienen, daher kam ihre ausserordentliche Leichtigkeit und Schnelle, mit der sie vom Pferde und auf dasselbe sprangen.

Eh' sie in die Schlacht zogen, hielt der Anführer eine Rede, um die Fechter zu ermuntern. Dann sangen sie vereint das Warlied (Kriegslied.) Mit

dumpfem Gemurmel erhob sich der Gesang, mit jeder Zeile verstärkte sich die Stimme, in der Schlacht selbst wuchs er laut tönend an, bis er sich in ein donnerartiges Gebrülle verlohr. Dieses fürchterliche Gekreisch schreckte nicht selten den Feind — angstvoll erwartete er den Angriff und bebend floh er zurück.

Die Teutschen stritten ohn' alle Kunst, nur List und Tapferkeit machten sie furchtbahr. Ihr Wahlspruch war Sieg oder Tod. Nach dem Siege zogen sie triumphirend ins Lager und stießen denjenigen beschämt aus ihrer Mitte, der feig gefochten oder seinen Schild verlohren hatte. Die gemachten Beuten luden sie auf ihre Pferde und schmückten sie mit den Köpfen der erschlagenen Feinde. Waren sie in einen Krieg verwickelt, welcher ihnen etwa zu führen schwer fiel, so fleheten sie dennoch niemahls um Frieden. Wünschte aber der Feind denselben, so versagten sie ihn nie. Sobald sie ihn abgeschlossen hatten, konnte keine Macht der Erde sie zwingen, ihn zu brechen. Sie gaben sogar Geiseln zur Bekräftigung.

Horst. Sie bemerkten so eben, lieber Herr Pastor! daß die Teutschen bey ihren Schlachten sich der List bedient hätten — auf was für Art geschah denn das?

Pastor. Oefters nahmen sie verstellt die Flucht und kehrten sich dann, wenn ihnen der Feind frohlockend folgte, mitten im Laufe um und schlugen ihn aufs Haupt. Einer ihrer ersten Kunstgriffe aber war, daß sie sich zwischen Morästen, oder in Waldungen oder auch in Gebirgen versteckten, und plötzlich über den Feind hereinbrachen.

Von Verschanzungen der Läger wußten sie nichts, außer daß sie ganze Reihen ihrer Krieger mit Ketten umzogen, damit es dem Feinde nicht gelingen möchte, sie auseinander zu sprengen. Die Schlachtordnung bildete eine dichte, ununterbrochene, durch Wagen und Karren eingeschlossene Linie, die bey dem Angriff sich in die Gestalt eines Keils verwandelte.

Ihr könnet nun leicht ermessen, lieben Freunde! daß bey dem immerwährenden Geiste des Krieges und der Jagd, dem sich der Teutsche auf Lebenszeit widmete, kein Gedanke an Künst und Wissenschaften in ihm aufkeimte. Auf Bildung ihrer Sprache wanden sie keinen Fleiß, sie bedienten sich der Worte blos zu dem Behuf, um sich einander verständlich zu machen.

Horst. Aber Aehnlichkeit mit unserer Sprache hatte doch die ihrige?

Pastor. O! ja, so ziemlich. Dieß können einige Beyspiele beweisen. Nimet eure Sares, hieß: Nehmt eure Messer. Wahrscheinlich ist euch das Wort Sares (als Messer) dunkel. Ihr erinnert euch, daß die Teutschen in Ermangelung des Eisens ihre Messer von Steinen fertigten. Saxum nun heißt in der lateinischen Sprache ein Fels, ein Stein — also nannten sie Sares (Saxa) Messer. Ein Haley Monath hieß: ein heiliger Monath; Wyntyr Fyllyth hieß: Fülle des Winters; Modrenach: Nacht der Mutter.

Eben so war ihnen die Schreibekunst völlig fremd; sie sahen sich also genöthiget, ihre Gesetze und Handlungen blos dem Gedächtniß anzuvertrauen. Ihre Dichtkunst bestand, so wie ihre Musik in der

Fer-

stattung und dem Gesange der Kriegslieder, welche ihre Dichter (die Barden) aufsetzten, um dadurch entweder das Lob verdienter Männer zu besingen oder die Krieger durch die Erzählung ihrer Thaten zur Tapferkeit zu begeistern. Einen solchen Gesang nannte man Bardiet*). Wenn sie sangen, so hielten sie die Schilde vor den Mund um den Ton zu verdoppeln. Diese Gesänge, von denen viele auf unsere Zeiten gekommen sind, waren denn auch die einzigen Jahrbücher der teutschen Nationen. Außer diesen würden wir keine vollständigen Nachrichten von ihnen besitzen, wenn sie uns nicht die Römer hinterlassen hätten.

Ihrer Musikinstrumente waren vier, nämlich die Harfe, die Trommel, die Trompete (oder Tuba) und die Leyer. Die Harfe (vermuthlich göttlichen Ursprunges) war sehr einfach und mit wenigen Saiten bezogen.

Für die Tanzkunst hatten sie fast gar keinen Sinn, denn die üppigen Wendungen des Körpers, die sie bey den Römern sahen, hielten sie für äußerst abgeschmackt und für ein Zeichen der Raserey. Ihre Kunst zu tanzen war mehr kriegerische Uebung. Rasende Jünglinge machten zwischen Schwerdtern und Spießen allerhand Bewegungen, ohne sich zu verletzen und wer dies am schnellsten und geschicktesten vermochte, erhielt den lautesten Beyfall der Umstehenden.

Eben so wenig darf man die Mahlerey und Zeichenkunst bey ihnen suchen, denn dafür waren ihre Sinne

*) Daher nennt Klopstock seine „Hermannsschlacht" (von der sehr bald die Rede seyn wird) ein Bardiet (auch Bardit) für die Bühne.

viel zu unbeschliffen und roh. Sie liebten nur das Auffallende und Grelle, bey ihnen fand kein Ebenmaaß und keine Mischung der Farben statt. Ihre Schilde bemahlten sie (wie ich schon bemerkt habe) mit Streifen, aber regellos und ohne Kunst und ihre Häuser bestrichen sie mit einer glänzenden Erde, Ocker *) genannt.

Dieß, lieben Freunde! sind also die ältesten Nachrichten, die ich mit Fleiß, doch ganz in der Kürze, von den Teutschen gesammelt habe. Ihr werdet nun wohl aus allem sehen, daß ihre Begriffe noch sehr roh und ihre Sitten und Gebräuche höchst ungebildet waren. Ihre Leidenschaften beschränkten sich nur auf Krieg, Jagd, Spiel, Völlerey und Müssigang. So mächtig diese Gebrechen auf ihren sittlichen Charakter wirkten, so schön glänzten trotz dem allen, ihre Tugenden, denn wer sollte sie nicht in Hinsicht ihrer Treue, ihrer Keuschheit, ihrer Tapferkeit, und ihrer Freundschaft lieben? Wie unähnlich sehen ihnen hierinnen ihre Nachkommen! Heut zu Tage kennt man in Teutschland die Tugend der Keuschheit und der Treue öfters nur noch dem Nahmen nach. Das böse Beyspiel der benachbahrten Nationen hat das Herz der Teutschen verderbt, die reine Sittlichkeit ist von ihnen gewichen, wie ein guter Engel, alle Laster und Gebrechen gehen itzt im Schwange und von der ehemaligen Treue und Redlichkeit wandelt kaum noch der Schatten unter ih-

*) Ocher (Ocker) in den Bergwerken ein aufgelöstes und in eine Erdenfällt versetztes Metall, oder eine mit Metall vermischte Erde, welche allerley gefärbt ist. S. S. Zinkocher, Kupferocher, Eisenocher.

nen. „Ein Wort, ein Mann" hieß es ehemahls — jetzt glaubt man ſelbſt Eiden nicht mehr. Einfach und grade, kunſtlos und ohne Zierde war die Kleidung der Teutſchen, jetzt ſind Eitelkeit und Luxus und alle Grade der Verſchwendung unter uns eingeriſſen. Ehedem trank der Teutſche ſein nahrhaft ſtärkendes Bier; er aß die Erzeugniſſe ſeines Ackers und ſeiner Wälder, jetzt ſind unſere Tafeln mit gaumkitzelnden Getränken und Speiſen aus den entfernteſten Ländern und Inſeln überladen. Sonſt war der Teutſche kraftvoll und ſein Körper für alle Strapatzen abgehärtet, jetzt ſchleicht er entnervt und krank, ſiech und bleich, wie ein Greiß, umher. O! meine Freunde! wie ſehr hat ſich das alles nach und nach geändert! Allerdings giebt es unter uns noch wackere Männer genug, in denen der Sinn für alt teutſche Redlichkeit noch nicht erloſchen iſt; allerdings giebt es noch hier und da Verehrer der Tugend, die mit dem reinſten Gefühl der Sittlichkeit die Gebrechen verabſcheuen, welche unſere Vorfahren ſo hart zu züchtigen pflegten — und auf dieſe allein laßt uns blicken. Nur von ihnen wollen wir lernen, nur nach ihnen wollen wir uns bilden, damit wir alle, wenn auch nicht ganz, doch wenigſtens nach unſern Kräften, zu der ehemaligen urſprünglichen Reinheit des Edelmuths und der väterlichen Tugenden zurückkehren.

Nachdem wir nun, meine Lieben! die erſten Begriffe von dem Nahmen, dem Entſtehen und den Gebräuchen der teutſchen Nation aufgefaßt haben, ſo iſt es nöthig, daß wir endlich auch auf ihre Geſchichte ſelbſt fortgehen. Damit wir aber während der Erzäh-

lung von Zeit zu Zeit einen gewissen Ruhepunkt finden, auf welchem wir die ganze teutsche Geschichte gleichsam überschauen können, so wird es für uns sehr bequem seyn, wenn wir sie in bestimmte, festzusetzende Zeiträume oder Perioden abtheilen. Solche Zeiträume sind für den Erzähler und Zuhörer um so passender, da man mit ihnen allemahl eine neue, wichtige Begebenheit in der Geschichte anzufangen pflegt; ja sie sind sogar unentbehrlich, indem man sich bey einer etwanigen Rückerinnerung an diese oder jene Begebenheit auf sie beruft, um sogleich zu wissen, wenn sie sich zutrug? Würdet ihr mich zum Beispiel fragen: In welchen Zeitraum gehört die Kirchenverbesserung Luthers, dessen Leben ich euch erzählt habe, so würd' ich euch antworten: In den achten Zeitraum, der vom Jahr 1519 bis 1657 geht. Fielen aber solche Eintheilungen weg, so würde die Geschichte einem Irrgarten gleichen, in welchem man aus einem Gang in den andern kommt, ohne zu wissen, wo man sich befindet?

Perioden dieser Art sind von den teutschen Geschichtschreibern jedoch auf mannigfaltige Art behandelt worden. Wir wollen uns dies Geschäft so leicht als möglich machen und nur zehn Perioden oder Zeiträume festsetzen, die aber wiederum in die

alte und neue Geschichte

zerfallen.

Die alte Geschichte zerspaltet sich in sieben Perioden, von denen:

Die 1ste von Erbauung Roms bis zur Errichtung der fränkischen Monarchie (also bis zum Jahr 486 nach Christi Geburt) fortläuft.

Die 2te von Errichtung der fränkiſchen Monarchie im J. 486. bis auf Kayſer Carl den Groſſen 752.

Die 3te Das teutſche Reich unter den Carolingern (d. h. unter den Nachkommen Carls des Groſſen,) von 752 — 911.

Die 4te Das teutſche Reich unter ſächſiſchen Königen und Kayſern von 911 — 1024.

Die 5te Das teutſche Reich unter fränkiſchen Königen und Kayſern von 1024 — 1125.

Die 6te von Lothar dem Sachſen 1125 bis auf Rudolf von Habsburg 1272.

Die 7te von Rudolf von Habsburg 1272 bis auf Kayſer Carl V. 1519.

Die neue Geſchichte zählt bis jetzt nur drey Perioden, nämlich:

Die 1te oder 8te von Kayſer Carl V. 1519 bis Leopold I. 1657.

Die 2te oder 9te von Leopold I. 1657 bis auf Carl VII. 1740.

Die 3te oder 10te von Carl VII. 1740 bis auf gegenwärtige Zeit 1803.

So laſst uns denn mit der alten Geſchichte den Anfang machen. Die Erſte Periode beginnt

Von Erbauung Roms bis zur Errichtung der fränkiſchen Monarchie, alſo bis zum Jahr 486 nach unſers Herrn Geburt.

Die Geſchichte der Teutſchen von Erbauung Roms an, iſt dunkel und faſt ganz leer von Nachrichten. Das Hauptſächlichſte davon hab' ich euch ſchon geſagt. Die Teutſchen waren damahls in ver-

schiedene kleinere Völkerschaften getheilt, die theils mit sich selbst, theils mit andern benachbahrten doch eben so unbedeutenden Nationen, wie sie selbst, unaufhörlich in Krieg verwickelt waren. Niemand hat uns davon etwas aufgezeichnet. Späterhin aber wurden sie den Römern (die jetzt aus ihrer Monarchie einen Freystaat oder eine Republik gebildet hatten,) bekannt. Wie das geschah, sollt ihr sogleich erfahren.

Vor allen Dingen müsset ihr wissen, daß es in jenen Zeiten, wo die Geschichte von den Teutschen im tiefen Dunkel liegt, mehrere Nationen gab, die den Nahmen Teutsche führten. Die uns bekannt gewordenen waren z. B. die im südlichen Teutschland am linken Ufer der Donau wohnenden Sueven. Ihr Land war, wie ich schon erinnert habe, in 100 Gaue abgetheilt, aus welchen jährlich tausend Mann in den Krieg zogen. Zwischen der thüringischen Saale und der Elbe wohnten die Hermunduren (nachherigen Thüringer) zwischen der Elbe und der Oder, die Semnonen, und die Longobarden um die Havel und Spree. Zwischen der Elbe und Weser, um den Harz lagen die Wohnsitze der Cherusker, eines mächtigen, kriegerischen Volkes. Die Chatten breiteten sich von der Thüringischen Saale bis zur Eder aus, welche wahrscheinlich die Vorfahren der heutigen Hessen sind, die unter andern die Gewohnheit hatten, daß sie die Kopfhaare und den Barth bis zu Erlegung eines Feindes wachsen liessen und bis auf diese Zeit einen eisernen Ring um den Arm trugen. Auf der Westseite der Weser, an der Nordsee wohnten die Chaucen, die wegen Ueberschwemmun-

gen ihre Hütten auf Dämme baueten. Die Cimbern und Teutonen, bewohnten Hollſtein, Schleswig, Jütland und einige Inſeln — und dieſe beiden letztern Nationen ſind es, mit denen die teutſche Geſchichte anhebt.

Die Cimbern und Teutonen fühlten nämlich den unwiderſtehligen Trieb, ihr Vaterland, (vielleicht aus Ueberdruß) zu verlaſſen und ſich ein anderes, (vielleicht beſſeres) zu ſuchen. Deshalb fielen zuerſt die Cimbern in Norikum und Illyrien ein, ſchlugen den römiſchen Conſul Papirius Carbo, der ihnen in dieſer römiſchen Landſchaft auf Befehl ſeines Volks, entgegen zog und lieſſen ſich hier auf einige Zeit nieder.

Horſt. Wo liegt denn das Illyriſche Land?

Paſtor. Heut zu Tage heißt es Dalmatien und grenzt gegen Weſten an die Inſeln des Golfo von Carnero, gegen Norden an Croatien und Bosnien, gegen Oſten an Albanien und gegen Süden an das adriatiſche Meer. Die Türken haben den größten Theil dieſes Landes heut zu Tage im Beſitz und Hungarn, Venedig und Ragusa auch einen Theil.

Die Cimbern ſchickten eine glänzende Geſandtſchaft nach Rom, um die Abtretung eines Stück Landes auf ewige Zeiten zu bewirken, allein die Römer ſchlugen ihnen dieß Geſuch ab. Dieß veranlaßte ſie ſich mit den Teutonen und Tigurinern zu verbinden und, bevor ſie die Niederländer (Belgier) und Schweitzer (Helvetier) wiewohl veraeblich und mit groſſem Verluſt angegriffen hatten, Italien ſelbſt zu erobern. Hier ſchlugen ſie den römiſchen Conſul Lucius Caſſius und den Marcus Scaurus mit einer

Wuth, die das ganze römische Heer fast ganz aufrieb. Vermöge dieser Siege drangen sie mit leichter Mühe nach Italien, wo sie sich aufs neue mit einem gallischen Volke, den Ambronen verbanden, mit denen sie dann auch in das transalpinische Gallien (Frankreich) einfielen. Die Römer sandten ihnen die Consuln Cajus Manlius und Quintus Servilius Caupio entgegen, aber an der Rhone kam es zu einer entscheidenden Schlacht, die für die Teutschen sehr glücklich ausfiel.

Nach derselben trennte sich ein Theil der teutschen vereinigten Völker, um über das pyrenäische Gebirge nach Spanien zu gehen; wieder ein anderer durchstrich Gallien und plünderte die Einwohner aus. Endlich aber nach langem Herumschweifen vereinigten sie sich aufs neue zu gemeinschaftlichen Unternehmungen. Ein Theil davon (die Cimbern und Tiguriner) kehrten in jene Gegenden zurück, wo sie das erste Treffen mit dem römischen Consul Papirius geliefert hatten; der andere (die Teutonen und Ambronen) wandte sich nach der Rhone um auf der Westseite der Alpen in Italien einzudringen. Ehe sie diesen Entschluß noch ins Werk setzten, wurden sie von dem römischen Consul Marius bey Aix (in der Provence) angegriffen und, nachdem er ihren König Teutobod, einen ausserordentlich grossen Mann, gefangen erhielt, gänzlich geschlagen. Inzwischen überstiegen die Cimbern mit den Tigurinern die Alpen, giengen über die Etsch und eroberten einen kleine Vestung, wo sie die Besatzung frey abgehen liessen. Marius zog ihnen nach der Schlacht mit den Teutonen nach und vereinigte sein Heer mit dem Heere des andern Consuls Catulus, mit dem er sie bey Ver-

zelli (in Piemont) dermaaſſen ſchlug, daß mehrere Tauſende auf dem Schlachtfelde blieben. Nach der Niederlage ihrer Männer vertheidigten ſich noch die Weiber und Mädchen von ihren Wagen herab und brachten ſich dann mit ihren Kindern um, als ſie alles verlohren ſahen.

Funfzig Jahr lang hatten die Römer vor den Teutſchen Ruhe, als endlich ein groſſer und berühmter Mann der römiſche Dictator Julius Cäſar auftrat und mit den Teutſchen Krieg führte. Dieſer Mann herrſchte als Statthalter in einer der Galliſchen Landſchaften, (in der heutigen Provence und einem Theil von Languedoc) die den Römern gehörte, und ſuchte die benachbahrten Länder, die an Gallien grenzten, zu erobern. Gleiche Abſichten nährten die Helvetier. Deshalb vereinigten ſich dieſe mit den Boiern, welche Noricum inne hatten, und zogen in das Land der Allobregen (zu den heutigen Genfern in der Schweitz). Cäſar griff ſie an und ſchlug ſie. Die Ueberwundenen baten um Frieden und erhielten vom Cäſar die Erlaubniß, ſich mit den Heduern (Burgundern) zu vereinigen, die damahls Bundesgenoſſen der Römer waren. Während dieſes Zugs ſtand Arioviſt, ein König der Teutſchen, den die Sequaner (Einwohner der heutigen Franche Comtè (Franzöſiſche Comtè) gegen die Arduer (in Bourgogne und Nivernois) (Burgonge und Nivernoa) zu Hülfe riefen, und welche er beſiegte, gegen den Cäſar auf, und ſuchte ihn aus Gallien zu treiben, weil ihm dieß Land in Rückſicht ſeiner wärmern Luft und ſeiner Produkte beſſer gefiel, als ſein rauhes Vaterland.

Anfangs entdeckte er seine Absichten nicht, sondern arbeitete nur in stillem; er berief mehrere kleinere teutsche Nationen über den Rhein herüber, und errichtete sich in dem heutigen Burgund ein eigenes Reich. Jetzt giengen den Sequanern und den übrigen Galliern die Augen auf; sie baten den Cäsar um Hülfe, sie von diesem lästigen Gaste zu befreyen. Cäsar nahm dieses Erbieten sehr freundlich auf, weil er wahrscheinlich mit einer Klatsche zwey Fliegen, nämlich die Teutschen und die Sequaner zu schlagen hoffte. Er rückte Arioviſten entgegen, dessen Armee damals aus sieben Völkerstämmen, nämlich aus Sueven, Sedusiern, Haruden, Marcomannen, Tribochern, Nemeten und Vangionen bestand.

Säuberlich. Die ersten drey Völker haben sie uns schon einmahl genannt — die letztern aber sind uns wahrscheinlich allen unbekannt.

Paſtor. Die Marcomannen (von denen wir bald mehr hören werden) wohnten am Neckar, Mayn und dem Ursprung der Donau. Die Tribochern hingegen nahmen das untere Elsaß ein, die Nemeten aber die Gegenden von Speyer, und endlich die Vangionen die Gegenden von Worms.

Alle diese Völker verbreiteten unter den römischen Soldaten vermöge ihrer angebohrnen Wildheit ein so fürchterliches Schrecken, daß sie keiner angreifen wollte. Nur Cäsars herz- und markvolle Rede allein, vermogte ihnen neuen Muth einzuflößen. Sie griffen mit Wuth die teutschen Völkerschaften an und schlugen sie (wahrscheinlich in der Gegend des heutigen Mömpelgard). Arioviſt floh mit dem Reſte der

Sueven, Seduſier, Haruden, Marcomannen und Tri-bochern über den Rhein, nur die übrig gebliebenen Nemeten und Vangionen blieben in Gallien zurück und unterwarfen ſich der Herrſchaft der Römer.

Tobias. Wie kam es aber, daß die Römer ein ſo ſtark vereinigtes Volk, als die Teutſchen damahls waren, ſchlagen konnte?

Paſtor. Daran war wohl der Aberglaube am meiſten ſchuld. Die weiſſagenden Frauen (Allrunen) nämlich hatten dem Arioviſt den unglücklichen Ausgang der Schlacht verkündiget, wenn er ſie vor dem Neumond liefern würde. Dies erfuhr Cäſar — er eilte alſo den Arioviſt, der damit zauderte, zu einem Treffen zu zwingen und trug ſo, im Kampfe mit dem Aberglauben, den Sieg davon.

Cäſar beſiegte eben ſo glücklich noch andere teutſche Völker, z. B. die Sikambrer, die in dem Herzogthum Berg wohnten, gieng zweymahl über den Rhein und machte ſich alles unterwürfig. Jetzt aber erwachte der Ehrgeiz in ſeiner Seele. Er glaubte, daß er Fähigkeiten genug beſitze, unumſchränkter Gebieter eines Landes zu heißen und warb deshalb mehrere teutſche Soldaten, welche ſeinen großen Entwurf mit ausführen ſollten. Daher gieng er bey dem Anfang der römiſchen Bürgerkriege nach Italien zurück, wohin ihn ſeine teutſchen Völker begleiteten. Sein Feind Pompejus griff ihn an, aber Cäſar und ſeine Teutſchen ſchlugen ihn in die Flucht. Dieſem zufolge ward Cäſar Beherrſcher des ganzen römiſchen Reichs.

So gründeten die Teutſchen durch ihren Muth eine Monarchie, die ſie 5 Jahrhunderte darauf wieder zerſtöhrten.

Cäsar hatte in Rom viele Feinde — man ermordete ihn auf einem Schlosse, dem sogenannten Capitolium, *) in einer ansehnlichen Versammlung des Raths und der Vornehmsten der Stadt.

Was Cäsar'n nicht gelungen war, nämlich sich zum Beherrscher des römischen Staats hinaufzuschwingen — dies vermochte bald darauf Oktavianus, der sich in der Folge den Nahmen Augustus (von augere, vermehren oder Vermehrer des Reichs) beylegte. Kaum hatte dieser die alte Ruhe wieder hergestellt, als er mit der Provinz Gallien und den teutschen Ländern, welche Cäsar dem römischen Staate unterwürfig gemacht hatte, eine neue Theilung unternahm. Er nannte nämlich die Länder an dem linken Rheinufer von dem obern Elsaß an bis an den Scheldefluß, die sämmtlich von teutschen Völkern bewohnt wurden, Germanien: dies zerfiel aber wiederum in Ober- und Untergermanien. Das Obere begriff nebst dem Elsaß, Speier, Worms und Mainz; das Untere hingegen die Gegenden um die Maas, den Niederrhein bis an die Schelde, worinnen die Ubier und die Tongri wohnten.

Augustus ließ unter andern die Grenzen des teutschen Reichs sehr befestigen und erbauete Castelle (Bergschlösser) um das Land vor den Einbrüchen der kleinen herumschwärmenden Nationen zu decken. In Vinde-

*) Das Capitolium war bey den alten Römern ein Schloß, das auf dem Berge gleiches Nahmens stand. Heut zu Tage heißt es Campidoglio. In demselben haben der Senator von Rom und die Conservatoren (die Vorsteher des Staatsraths zu Rom) ihre Wohnung.

licien ließ er die Stadt Augsburg bauen, welche eine Beſatzung von 3000 Mann enthielt. Er bekriegte die Tenkterer, Uſipeter und Sikambrer, welche, da ſie geſchlagen wurden, Frieden mit ihm machten und ihm auch Geißeln gaben. Auguſtus Stiefſöhne, Druſus und Tiberius, zeichneten ſich bey dieſem Feldzuge gegen die Teutſchen rühmlich aus und eroberten noch überdies Rhätien und Vindelicien.

Wecker. Was waren denn das für Länder?

Paſtor. So nannten die Römer diejenigen Diſtrikte, welche zwiſchen der Donau und den Alpen, von der ietzigen hungariſchen Grenze an (Wien ausgenommen) bis an den Rhein im heutigen Teutſchland und in der Schweitz lagen.

Auguſt gieng nun nach Rom zurück und hinterließ dem Druſus das Oberkommando. Druſus war ein Mann in ſeinen beſten Jahren, voll Kraft und Heldenmuth, der mit Geduld und Thätigkeit Verachtung gegen alle Gefahren verband. Sein erſter Marſch gieng über den Rhein. Hier verwüſtete er abermals die Länder der Uſipeter und Sikambrer, drang bis zu den Chatten, die in dem heutigen Heſſen wohnten, und ſchifte auf der Ens in das Land der Brukterer. Der Winter, der ietzt mit Heftigkeit eintrat, war allein im Stande, ihn von dieſen ſiegreichen Unternehmungen zurückzurufen. Aber ſchon mit dem Anfange des Frühlings ſchlug er eine Brücke über die Lippe und drang aufs neue in das Land der Sikambern ein, welche daſſelbe verlaſſen hatten, um ihre Nachbarn zu einem Feldzug gegen die Römer zu überreden. Dann wandt' er ſich zu den Cheruskern und beſiegte ſie. Eben ſo glück-

lich war ſein Bruder Tiberius. Dieſer überwand die Chaucen und drang mit ſeinem Heer bis an die Ufer der Elbe, die bis jetzt die Grenze der römiſchen Feldzüge blieb. Druſus bauete, wie ſein Vater Auguſtus, ebenfalls einige Feſtungen; eine an dem Zuſammenfluß der Lippe und Alme bey Elſe in dem Bisthum Paderborn, die andere auf dem Gebirge Taunus (in der Gegend von Mainz und Homburg).

Bey ſeinem letzten Feldzuge (der beſonders gegen die Chatten und Sueven gerichtet war) die vom Mayn an bis an die Donau längſt dem Oberrhein hin wohnten, ſoll ihm, (ſagt man) ein Frauenzimmer von ungewöhnlicher Größe entgegen gekommen ſeyn und ihm ſeinen baldigen Tod angekündiget haben. Sonderbahr war dies allerdings — weil Druſus wirklich kurz darauf in den Armen ſeines Bruders Tiberius ſtarb. Doch — konnte ſein jählinger Tod nicht auch Folge des Schreckens ſeyn, den er über die ungewöhnliche Erſcheinung eines ſolchen Weibes empfunden hatte?

Die Römer ließen ihm ein prächtiges Denkmahl, den Eichelſtein *) zu Mainz errichten und nannten ihn Germanikus oder Beſieger der Teutſchen. Nach dem Abſterben des Druſus erhielt Tiberius das Oberkommando. Dieſer Held glich ſeinem Bruder weder an Geiſt noch an Tapferkeit; der Hauptzug ſeines Charakters war Verſtellung. Er wußte dieſe öfters ſehr liſtig zu ſeinem Vortheil zu benutzen und überredete

*) Eichelſtein iſt ein Werk von Steinen auf der St. Jakobsſchanze in Mainz in der Geſtalt einer Eichel. Dieſe Form wählte man wahrſcheinlich deshalb, weil in den teutſchen Wäldern viele Eichelbäume wuchſen.

mit goldenen Verſprechungen mehrere teutſche Völker, ſich der Oberherrſchaft des römiſchen Reichs zu unterwerfen. Darunter gehörten auch die Sikambern und Marcomannen.

Die letztern thaten ſich inzwiſchen ſehr bald hervor, indem ein Mann unter ihnen aufſtand, der ſich zum König aufwarf und das Joch, welches die Römer um ihre Nacken geworfen hatten, zu zerbrechen ſtrebte. Dieſer, ein gebohrner Marcomann, welcher eine Zeit lang in Rom die ädelſte Erziehung genoſſen und ſich den Künſten und Wiſſenſchaften gewidmet hatte, hieß Marbod. Er traf in ſeinem neuen Staate, den er nach ſeinen Grundſätzen zu bilden gedachte, ſehr weiſe Einrichtungen und überredete, als ihm dies ſo ziemlich gelungen war, ſein Volk, daß es ſeine zeitherigen Wohnplätze verlaſſen, und tiefer nach Teutſchland eindringen möchte. Er fiel alſo mit Entſchloſſenheit in das Land der Bojer (der heutigen Böhmen) ein und verband ſich mit den Harudern, Seduſtern, Quaden und Hermunduren. Allerdings ward Marbod dadurch ungemein mächtig und zeichnete ſich beſonders durch eine eigene Leibwache, vor andern Heerführern ſeiner Zeit ſehr vortheilhaft aus.

Perls. Wer bezog denn nun das von den Marcomannen verlaſſene Land?

Paſtor. Hier ließen ſich galliſche und teutſche Völker nieder, aus denen nachher die Allemannen hervorgiengen.

Die Römer wurden auf die unermeßliche Macht des marcomanniſchen Königes Marbod neidiſch und ſtellten ihm, von Eroberungsgeiſt getrieben, eine Macht

entgegen, wie ſie der römiſche Staat noch nie gehabt hatte. Tiberius erhielt Befehl, mit zwölf Legionen den Krieg mit Marbod zu beginnen.

Niklas. Wie viel betrug denn eine römiſche Legion?

Paſtor. Ungefehr 300 Reuter und 5000 Mann zu Fuß. Die Armee der Römer war alſo 63600 Mann ſtark. Das Heer kam aus Panonien; ein anderer Heerführer, der Statthalter in Obergermanien, Saturninus, marſchirte durch das Land der Chatten über den Harzwald und vereinigte ſich mit dem Tiberius. Zum Glück für den Marbod, empörten ſich plötzlich die Pannonier und Dalmatier — Dieß zwang die Römer, mit Marbod einen Frieden zu ſchlieſſen, der für dieſen großen Gewinn hatte und für ſie von ſehr mißlichen Folgen war.

Das Unglück folgte den Römern auf dem Fuße nach. Hört nur, wie dies kam. Als nämlich Saturninus und Tiberius mit ihrer Armee dem Marbod entgegen marſchierten, hatten die Römer an des erſtern Stelle, den Quinctilius Varus, einen (nach dem Zeugniß aller römiſchen Hiſtorienſchreiber) geitzigen, grauſamen, weichlichen und kraftloſen Mann, zum Statthalter in Obergermanien ernannt, und welcher zugleich das niederrheiniſche Heer anführen ſollte. Dieſer Menſch hörte, daß Marbod mit den Römern einen Frieden geſchloſſen hatte, der für die letztern eben nicht allzuguͤnſtig ausgefallen ſey und behauptete nun, daß es durchaus leicht ſey, eine ſo undiszipliniete Nation wie die Deutſche, mit wenigen Truppen auf immer zu unterjochen. Er ſtützte ſich bey dieſer Behauptung,

die

die besonders die Folge seines unermeßlichen Stolzes war, auf die von Augustus und Drusus erbaueten Schlösser diesseits des Rheins, welche, wie er meynte, hinreichend wären, die Teutschen zu demüthigen.

Unbesorgt schlug er nun mitten im teutschen Lande sein Lager auf, erpreßte Steuern und Abgaben und übte Recht und Gerechtigkeit nach den römischen Gesetzen, — ja er gieng endlich so weit, daß er den Teutschen die Ruthen und Beile der römischen Lictoren (Gerichtsdiener) als das Recht über Leben und Tod, vorzeigte, um die etwanigen Verbrecher damit zu schrecken. Ein solches Betragen, welches schnurstraks auf eine immerwährende Sclaverey deutete, konnte den Teutschen ohnmöglich gleichgültig seyn, dennoch ließen sie ihren Verdruß nicht laut werden und unterdrückten, wiewohl mit Zwang, das beleidigte Gefühl der Freyheit. Sie nahmen sogar die Sitte des Tiberius an, und übten sich in der Kunst der Verstellung. Viele von den vornehmen Teutschen, die nicht selten an Varus Tafel speißten, schmeichelten ihm, nannten die römische Polizey vortreflich, und ihn selbst einen weisen, denkenden Mann: doch nur in der Absicht, um ihn recht sicher zu machen. Sobald sie von ihm weg waren, wiegelten sie, aber ganz in stillem, die Nation gegen ihn auf und dachten nur auf eine bequeme Gelegenheit, sich gegen die Römer zu empören.

Um dieser Empörung den Geist der Ordnung einzuhauchen, bedurften sie indessen noch eines Mannes, der ihr Anführer ward. Er fand sich sehr bald. Herrmann (oder Armin) ein junger Fürst der Cheruster, die damahls an der Weser und am Harze wohn-

ten, ein adelmüthiger und tapferer Mann, der in Rom sich, so wie sein wackerer Vorgänger, der marcomannische Marbod, auf das treflichste gebildet hatte, fühlte die Leiden der teutschen Nation und gelobte, ihr Erretter zu werden. Er fieng dieß außerordentlich fein an. Um nämlich dem Varus eine hohe Meinung seiner warmen Anhänglichkeit an den römischen Hof, beyzubringen, und sich ihm als einen Mann von seltener Treue zu schildern, bat er ihn immerwährend, daß er Soldaten in das teutsche Gebiet senden mögte, um die Unruhen zu stillen, die er vorher selbst mit Fleiß gestiftet hatte. Die Hauptabsicht dabey war, seine Armee allmählig zu schwächen. Ueberdieß erschienen die Teutschen haufigen vor seinem Gerichtshof und baten sich, wenn sie in ihre Districte zurückkehrten, eine Begleitung von Soldaten aus, theils ihrer persönlichen Sicherheit wegen, theils um die Einfälle der kriegerischen Nachbahren zu vernichten. Auch dies geschah deshalb, um eine Schwächung des Heeres zu veranlassen. Als die Teutschen nun auf den Hauptangriff der römischen Armee eingerichtet und alle Vorbereitungen zum vollkommenen Siege getroffen waren, machte Herrmann die Rebellionen im innern Teutschland dem Varus so wichtig, daß dieser endlich seine Gegenwart für äußerst nothwendig hielt. Er zog aus, um die Rebellen zu demüthigen und achtete die Stimme seiner ihm noch übrig gebliebenen Freunde nicht, die ihm die Verräthereyen des Herrmanns in die Ohren raunten. Dieser befand sich in seinem Gefolge, und sammelte schnell die hier und da versteckten Völkerschaften. Varus zog ohne den geringsten Argwohn immer voraus in den Teuto-

burger Wald im Paderborniſchen Gebiete. Dieß war das Plätzchen, wohin Herrmann ſeinen Feind haben wollte. Sturm und Regen waren gleichſam das Zeichen zum Angriff. Aus allen Winkeln des Waldes quollen die Teutſchen hervor. Herrmann zog nun ſelbſt ſein Schwerd und umzingelte mit ſeinen Leuten den Unglücklichen, der ohne Hülf' und Rettung war. Dennoch ſchlugen ſich die Römer durch und erreichten ein anderes Stück Wald — allein das half ihnen wenig. Die Teutſchen griffen ſie hier noch heftiger an — Varus ſtand am Rand der Verzweiflung und ſtürzte ſich ſelbſt in ſein Schwerd. Mehrere von ſeinen Unterbefehlshabern folgten ſeinem Beyſpiele. Wenige entkamen durch die Flucht — die meiſten lagen entſeelt auf dem Schlachtfelde. Viele Gefangene wurden den Göttern geopfert.

Herrmann ließ dem Varus das Haupt abhauen und ſandt' es dem marcomanniſchen König Marbod. Als Auguſtus dieſe fürchterliche Niederlage (wo gegen 50,000 Mann geblieben waren) erfuhr, lief er wie wahnſinnig mit dem Kopf gegen die Wand und rief dabey mit Thränen aus: „Varus! gieb mir meine Legionen wieder."

Auguſtus beſchloß einen neuen Feldzug gegen die Teutſchen, um die Niederlage ſeiner Legionen zu rächen, aber keines von allen ſeinen Völkern wollte gegen dieſe Ungeheuer (wie ſie die Teutſchen nannten) dienen. Nur durch Zwangsmittel gelang es ihm, dem Tiberius ein neues Heer zu überaeben. Doch waren ſeine Arbeiten ohne Bedeutung, zumahl da ſich die Teutſchen ziemlich

ruhig verhielten. Ohne etwas gewonnen zu haben, gieng er, nach Auguſtus Tode, nach Rom zurück.

Nunmehro erhielt Druſus Sohn, Germanicus, der ganz ſeinem groſſen Vater ähnlich war, das Commando. Sein erſter Feldzug war gegen die Marſen gerichtet, die zwiſchen Münſter und Paderborn hauſten. Daß er ſie ſchlug, hatt' er wohl mehr dem Feſte zu verdanken, das ſie eben feyerten (und worinnen ſie ſich nach den Geſetzen ihrer Religion nicht ſtöhren lieſen), als ſeiner Tapferkeit. Dabey zerſtöhrte er den Tempel Tanfane, in welchem ſie zu opfern pflegten. Ein gleiches Schickſal hatten die Brukterer, Uſipeter und Tubanten (welche letztere in Weſtphalen wohnten) und die ihn auf ſeinem Marſche zu beunruhigen ſuchten. Auf einmahl erhoben ſich neue Unruhen unter den Cheruskern, deren Fürſt der tapfere Herrmann war. Dieſer hatte nämlich dem Segeſtus ſeine Tochter, Thusnelda, entführt, und entzweyete ſich darüber ſehr heftig mit ihm. Segeſt ſchickte deshalb an die Römer eine Geſandtſchaft, um ſich ihre Hülfe gegen den Herrmann zu erbitten. Nichts konnte den Römern erwünſchter kommen, als dieſes Anerbieten. Germanicus zog ihm entgegen und verſöhnte die ſtreitenden Partheyen, nahm aber Herrmanns Gemahlin mit ſich hinweg, vermuthlich, weil ſie ihm gefiel. Darüber ergrimmte Herrmann ſo ſehr, daß er nicht nur die Cherusker, ſondern alle benachbahrten teutſchen Nationen gegen die Römer aufwiegelte.

Niklas. Gelang es ihm denn?

Paſtor. O! nur allzuwohl. Es fanden ſich mehrere von den teutſchen Fürſten, die die Römer als

ihre ärgſten Feinde haßten. Mit Freuden boten ſie dem Herrmann die Hand, und verbanden ſich mit ſeinen Cheruskern. Germanicus erhielt von dieſer Verbindung Nachricht und nahm die Chaucen, die er ſich unterwürfig gemacht hatte, zu Hülfe. So zog er in ziemlicher Anzahl der Armee des Herrmanns entgegen, ſchlug ſie und verfolgte die Fliehenden bis an den Ausfluß der Ems. Hier theilt' er ſeine Soldaten. Einen Theil davon übergab er dem römiſchen Feldherrn Cäcina, der damals ſeinen Weg nach Weſtphalen nahm, wo er viel von den Cheruskern litt, die ihn mit ihren langen Spießen, deren ſie ſich bedienten, viel zu ſchaffen machten.

Die Römer hatten auf dem feſten Lande ein Lager aufgeſchlagen, das von Herrmann und ſeinen Verbündeten plötzlich überfallen wurde. Allein ſie richteten gegen die geübten Römer wenig aus und flohen zurück. Dies ermunterte den Germanicus, aufs neue aufzubrechen. Er begab ſich wieder zu Schiffe und fuhr an die nördlichen Küſten der teutſchen Nationen, nahm Hülfsvölker von den Chaucen nnd lagerte ſich den Cheruskern über an der Weſer. Herrmann ſuchte durch Verſprechungen Flüchtlinge von den Römern an ſich zu locken um das römiſche Heer zu verringern, und bot deshalb jedem einen täglichen Sold von 100 Seſtertien, eine Frau und Acker.

Peter. Wie viel ſind denn 100 Seſtertien?

Paſtor. Eine Seſtertie betrug nach unſerm Gelde ſo viel als 3 Kreutzer. — Doch dies alles nützte ihm wenig. Schon des andern Tages begann das Treffen. Durch unvortheilhafte Stellungen verſahen

es die Cherusker so, daß ihnen die Römer in den Rücken fielen, auch würden sie wahrscheinlich gegen die römischen Bogenschützen, die mit ihrem Gewehr sehr flink umzugehen wußten, wenig ausgerichtet haben; überdies kam noch hinzu, daß ein Theil der Rhätier, Gallier und Vindelicier den Römern zu Hülfe kam — mit einem Worte, die Teutschen wurden förmlich geschlagen und selbst Herrmann, der mit Löwenmuth gefochten hatte, erhielt einige Wunden und floh.

Germanicus Oheim, Tiberius, wurde über die ruhmvollen Siege seines Neffen, und besonders durch seinen Sieg über die Angrivarier, welche in dem heutigen Fürstenthum Minden wohnten, eifersüchtig, und rief ihn zurück. Germanicus gehorchte und zog in Gesellschaft vieler überwundenen Teutschen in Triumph ein. Ein Jahr darauf (nach Christi Geburt 19.) starb er (wahrscheinlich) an Gift.

Niemand freuete sich über den Rückzug des tapfern Germanicus mehr als die Teutschen. Sie hofften nun der Ruhe zu genießen, die man ihnen nicht gegönnt hatte, doch der kriegerische Geist, der unter ihnen webte, ließ es bloß bey der Hofnung bewenden. Wie dies kam, will ich euch (so Gott will) auf den Sonntag erzählen.

Dritter Abend.

Herrmann (so begann am dritten Sonntags-Abende der Herr Pastor seine Erzählung) kündigte dem Könige der Marcomannen Marbod den Krieg an, weil er seine Herrschsucht, die sich von Tag zu Tage mehr-

te, nicht dulden wollte. Er nannt' ihn einen Tyrannen und einen Verfolger der teutſchen Freyheit. Die Longobarden und Semnonen (welche wahrſcheinlich bey Wittenberg und Dresden wohnten) traten auf Herrmanns Seite. Von beyden Seiten kam es zur Schlacht, worinnen Herrmann ſiegte. Marbod zog ſich zurück und rief die Römer, jedoch ganz zu ſeinem Nachtheil, zu Hülfe. Dieſe, welche Marbod verabſcheuten, hetzten einen Fürſten der Gothen (die damahls in Weſtpreuſſen wohnten) den Catuald gegen ihn auf. Catuald überfiel ihn und nahm ihm ſeine Schätze. Jetzt verlieſſen ihn ſelbſt ſeine Völker; er floh nach Noricum, wo er die Römer aufs neue, aber vergebens, um Schutz und Hülfe bat und ſtarb endlich in Ravenna im hohen Alter und ſeiner königlichen Würde beraubt. Ein ähnliches unglückliches Schickſal hatte Herrmann. Das, was er ehedem Marbod vorgeworfen hatte, bewirkte jetzt ſeinen eigenen Sturz. Man beſchuldigte ihn der Tyranney und der Herrſchbegierde. Die Teutſchen fingen eine Meuterey an, zogen gegen ihn zu Felde und tödteten ihn. An ſeinem Tode waren beſonders die Feinde der Cherusker, die Chatten ſchuld; ihre Mißgunſt ging ſo weit, daß ſelbſt ihr Fürſt Adgandeſter ſich erbot, ihn durch Gift zu tödten. Mit ſeinem Tode ſank auch die Macht ſeines Volkes, denn die Chatten ruheten nicht eher, bis ſie ihr Reich ſo geſchwächt hatten, daß es faſt ſeiner Auflöſung nahe war. Herrmann wurde noch lange nach ſeinem Tode bedauert. Ihm zum Andenken errichteten ſeine Landsleute die bekannte Irmen-(oder Herrmanns-) Säule

und dichteten Lieder auf ihn, welche ihre Barden abzuſingen pflegten.

Unter den Kayſern Claudius, Caligula und Nero waren die Kriege und Uneinigkeiten mit den Teutſchen von keinem ſonderlichen Belang. Die Römer befanden ſich wenigſtens in ihren Beſitzungen ſicher. Waren ſie aber thätiger, wenigſtens noch eben ſo kriegeriſch geſinnt geweſen als ſonſt, ſo würde es ihnen leicht geworden ſeyn, ganz Teutſchland zu erobern. Aber dieſer Geiſt des Kriegs war verſchwunden — die höchſte Unthätigkeit, und Weichlichkeit, die Liebe zum Luxus und zur Verſchwendung hatte ihn abgelöſt.

Philipp. Nun das hatte doch auf die Kayſer keinen Einfluß?

Paſtor. Und doch. Am lächerlichſten betrug ſich der Kayſer Caligula. Dieſer wollte ſich, wie Auguſt, Druſus und Germanicus berühmt machen und gegen die Teutſchen fechten, auch ging er wirklich zu Felde, allein unverrichteter Sache kehrte er nach Rom zurück. Um nun wenigſtens ein Ueberwinder der Teutſchen zu ſcheinen, zogen Gallier, in teutſche Trachten gekleidet, ſeinen Siegeswagen. — Unter Neros (einer der grauſamſten Kayſer der römiſchen Monarchie, der beſonders der Chriſtenverfolgung wegen bekannt iſt) Regierung führten die Hermunduren mit den Chatten Krieg. Er entſpann ſich der Salzquellen wegen, die ihnen jene ſtreitig zu machen ſuchten. Endlich ſiegten die erſtern und opferten, nach der Gewohnheit der Chatten ihre Gefangenen den Göttern. Indeſſen — alle dergleichen Be-

fechte hatten keinen Einfluß auf das Ganze. Weit wichtiger waren die Unruhen, die nach Neros Tode (im J. 68) in dem Herzen von Gallien und Belgien erwachten.

Die Gallier nämlich fanden die drückende Last der römischen Regierung doppelt hart. Einer ihrer Edlen, Julius Vindex entschloß sich daher, vom Geist der Freyheit beseelt, sein Vaterland von diesen schimpflichen Ketten zu befreyen. Aber sein Muth ward nicht belohnt. Die Römer vereinten sich mit den Belgiern und schlugen ihn. Weit glücklicher als er, war Claudius Civilis, ein edler Bataver —

Horst. Wer waren denn die Bataver?

Pastor. Ebenfalls eine teutsche Nation, welche das Land bewohnten, das die Mündungen des Rheins zu einer Insel bilden, und deshalb die batavische Insel genennt wird.

Dieser Claudius Civilis bewieß seinen Landsleuten, daß sie als Bundesgenossen der Römer nicht geschützt, sondern unterdrückt würden. Er legte ihnen Beweise vor, daß jene die beste Mannschaft für ihre Legionen aushüben und sie dennoch (wie ungerecht!) mit Abgaben beschwerten. Er schärfte ihnen dabey ein, wie ungerecht es sey, daß die Römer Hauptleute zu ihnen sendeten, die ihnen das Mark aussaugten und, wenn sie bereichert wären, nach Rom zurückkehrten. Den Batavern waren die Gründe seiner Vorstellungen klar. Sie gaben ihm die Erlaubniß, ganz nach seinen Willen zu schalten. Auf diesen Wink verband er sich mit den Caninefaten (die an Batavia grenzten und an der See wohnten) nebst den

Friesen, schlug bald darauf die römische Flotte auf dem Rhein, und schloß die Macht zu Lande in dem Lager bey Xanten (jetzt Santen im Clevischen) ein, daß sie sich Mann für Mann ergeben mußten. Andere teutsche Völker zerstöhrten die Rheinfestungen, und verschonten blos Mainz und Vindonissa (Windisch). So wie ehedem, war nun der Rheinstrohm wieder frey.

Damit nicht zufrieden, schickte der Kayser Vespasianus den Feldherrn Petilius Cerealis nach Obergermanien, um das ehemalige Ansehen der Römer an diesem Strohm wieder herzustellen. Dieser schlug die Traviter (wahrscheinlich Trierer) bey Rigol an der Mosel und die Armee des Civilis. Jetzt war auch dieser unglücklich; er sah sich genöthiget, mit den Römern Frieden zu schliessen, besonders da er von den mehresten seiner Landsleute verlassen wurde.

Der Wechsel des Glücks hatte den Teutschen sehr deutlich gezeigt, daß es sehr wohl möglich sey, die Römer zu überwinden. Dieß veranlaßte sie, ein allgemeines Bündniß unter einander zu errichten und das römische Reich in seiner Grundveste zu erschüttern. Einen solchen Entwurf vermochten sie um so gewisser auszuführen, indem sie seit der Bekanntschaft mit den Römern, von denen sie unwillkührlich mancherley nützliche Kentnisse erlernten, sehr grosse Veränderungen erlitten hatten. Sie dachten über manche Gegenstände jetzt heller und besonnener, als ehemals; man konnte ihnen nicht mehr den Vorwurf eines ganz ungebildeten und rohen Volkes machen. Viele von den Teutschen hatten sich lange in Italien

aufgehalten, wo ſie Künſte, eine andere (vielleicht beſſere) Regierungsform, Geſetze und Bequemlichkeiten des Landes kennen gelernt hatten. Mit hellern Einſichten kehrten dieſe jetzt in ihr Vaterland zurück, nahmen wohlklingendere (römiſche) Nahmen an und bereicherten ihre Landsleute mit ihren gewonnenen Erwerbniſſen. Der Geiſt des Handels erwachte unter ihnen, ſie trieben Ackerbau und Viehzucht und bauten Dörfer und Städte nach römiſcher Art. Deſtomehr aber hatten ſich ihre Sitten verändert. Das böſe Beyſpiel der Römer ging nach und nach auf ſie über. Durch häufige Eroberungen gereizt, behandelten ſie ihre Zuſagen und Verſprechungen mit Kälte, die Liebe zum Reichthum, und zur Wolluſt erwachte. Selbſt ihre Sprache richtete ſich nach jener und nahm viele Wörter aus der römiſchen (lateiniſchen) auf.

Säuberlich. O! geben Sie uns doch ein paar Beyſpiele davon.

Paſtor. Recht gern. Ich will auf jedes römiſche Wort allemahl ein Teutſches folgen laſſen: Fenestra Fenſter; scribere ſchreiben; Mus die Maus; legere leſen; nomen Nahme; Murus Mauer; satur ſatt; Vinum Wein; corona Crone; coquere kochen. Ihr ſeht aus dieſen wenigen ſchon die ungemeine Aehnlichkeit. Und ſolcher Wörter gab es noch weit mehr, nur ſchade, daß ſie mir grade nicht gleich einfallen.

Ihre Kriege führten die Teutſchen ebenfalls regelmäßiger als ſonſt. Sie befeſtigten ihre Läger und Grenzen mit Wällen und fiengen ſogar an, Könige zu wählen, deren Würde erblich war.

Alſo — (ich komme nun auf meine erſte Bemerkung zurück) — dieſe Verfeinerung der Teutſchen in allem, was ihre Kriegskunſt und ihre beſſern Einſichten betraf, veranlaßte ſie, ein allgemeines Bündniß zu errichten, damit ſie dann um ſo leichter die römiſche Herrſchaft zertrümmern könnten. Zu dieſem Bunde traten die Marcomannen und alle Völker, die von Pannonien längſt der Donau bis an den Norden wohnten, als Qvaden, Hermundurer und Mariſker und ſo entſtand aus dieſem Bunde der in der teutſchen Geſchichte ſo bekannte **marcomanniſche Krieg.**

Gerüſtet mit einer unglaublich ſtarken Heeresmacht giengen ſie nun über die Donau bis an die Grenzen Italiens, brachen in Pannonien ein und machten die Römer zittern. Zum Unglück befand ſich der damahlige römiſche Kayſer (Marcus Aurelius) wegen der Kriegskaſſe, die ziemlich erſchöpft war, in großer Verlegenheit. Um dieſe zu tilgen, und den Krieg mit Anſtand fortſetzen zu können, ſah er ſich genöthiget, einen großen Theil ſeiner Koſtbarkeiten zu verkaufen. Der Krieg war verheerend und blutig. Die Qvaden beſonders machten den römiſchen Legionen viel zu ſchaffen, ſie lockten ſie in enge Päſſe und wilde Gegenden, wo es wenig Quellen gab. Die Qvaal des Durſtes nahm überhand und würde ſie wahrſcheinlich verzehrt haben, wenn ſich nicht der Himmel ihrer erbarmt und einen Regen geſchickt hätte, durch den ſie ſich erquicken konnten. Mit den Schilden und Helmen fiengen ſie das Waſſer auf und tranken aus ihm neuen Muth und neue Entſchloſſenheit. Jetzt griffen ſie eben ſo muthig, als ſie vorher zaghaft ge-

wesen waren, das Heer der Quaden an und besiegten es. Die Teutschen baten um Frieden und erhielten ihn, wie wohl unter harten Bedingungen. Dann schickte der Kayser einen Theil der Ueberwundenen nach Italien, um es zu bevölkern und die Nation zu schwächen. Darüber starb er.

Nach dem Kriege der Marcomannen verschwanden die kleinern teutschen Völker meistentheils und größere traten an ihre Stelle. Unter diesen zeichneten sich hauptsächlich die Allemannier während der Regierung des Kayser Caracalla (im J. nach Christo 213) aus. Sie bestanden aus mehrern Völkern, die in Verbindung mit den Sueven allmählig über den größten Theil von Schwaben, Helvetien bis an die Länder gegen Mainz und die Lahn hinab, herrschten. Neben diesen traten Sachsen und Gothen auf. Die letztern theilten sich in die Ost- und Westgothen, drangen von den Ufern der Ostsee in wärmere Länder vor und stifteten im dritten Jahrhunderte an dem mitternächtlichen Ufer der Donau, zwey mächtige Reiche.

Sachsen (die wahrscheinlich ihren Nahmen von ihren langen Messern Sassen genannt, erhielten,) waren diejenigen Völker, die das heutige Holstein, Bremen und die benachbarten Inseln bewohnten, wie ich das schon einmahl bemerkt zu haben glaube. Die, welche an den Küsten wohnten, waren in der Seekunde hauptsächlich berühmt. Sie waren eine sehr wilde Nation und zogen ohne König und Anführer, mehr deshalb aus, um Beute zu machen, als um Länder zu erobern.

Alle diese Nationen zusammen verbunden, wurden dem römischen Reiche sehr gefährlich, und das um so mehr, da es von einer Reihe Kayser beherrscht ward, die nicht Muth genug hatten, ihnen die Stirn zu bieten. Ihre Schwäche bot den Teutschen also gleichsam die Hand, um ihre Eroberungen zu begünstigen; daher drangen die Gothen kühn und entschlossen nach Thrazien, die Franken in die gallischen Provinzen und die Allemannier nach Rhätien; ja! die Franken giengen so gar, als man sich ihnen nicht entgegenzustellen wagte, nach Spanien. Der Kayser Aurelianus suchte zwar den Allemanniern, als sie mit den Marcomannen nach Italien zu gehen dachten, den Weg abzuschneiden, doch ohne Nutzen; sie schlugen ihn zurück und verwüsteten die schönen maylandischen Gefilde. Schon bey Placenza erlitten die Römer eine Niederlage, die fast ihre Herrschaft stürzte. Kayser Probus focht mit größerm Glück gegen die Teutschen, denn er schlug die in Gallien eingefallenen Allemannen und Franken, drang selbst in ihre Staaten ein und versetzte einen Theil der Ueberwundenen in die römischen Provinzen. Aber diese unruhigen Köpfe fanden hier keinen dauerhaften Sitz, indem die Franken, welche Probus nach Thracien geschickt hatte, sich der Schiffe bemächtigten und nach Griechenland und Africa segelten, wo Plünderungen und Verheerungen aller Art jeden ihrer Fußtritte bezeichneten. Von da streiften sie nach Sicilien und eroberten Syracus. Aus dem mittelländischen Meere schifften sie in das westliche und landeten dann glücklich an den teutschen Küsten.

Vom Jahr 280, bis zu Ende des dritten Jahr

hunderts dauerten die Unruhen der Teutſchen unabläßig fort. Der Kayſer Diocletian ſah endlich ein, daß ein Monarch allein nicht vermögend ſey, ein ſo unruhiges Volk in Schranken zu halten, da beſonders das ſeinige durch Ueppigkeit entnervt und alſo viel zu ſchwach war, um die Herrſchaft über daſſelbe zu behaupten. In dieſer Rückſicht nahm er den Maximinianus zum Mitregenten an, welcher nach ſeiner Vorſchrift die beſondere Aufſicht über Italien, Rhätien, Vindelicien und Noricum hatte. Dieſem folgten bald noch zwey andere, Licinius und Conſtantin. Dem letztern übergab er Gallicien und das, was die Römer in Teutſchland beſaſſen. Er führte auch mit den Franken Krieg und behandelte ſie ſo grauſam, daß er ſogar einige von den gefangenen Königen den wilden Thieren lebendig vorwarf und ſie zerfleiſchen ließ.

Conſtantin erhöhete ſeinen Kriegsruhm durch ſehr glücklich geführte Kriege mit den ſchon genannten teutſchen Völkern den Allemannen, Gothen und Franken dermaaſſen, daß er ſich endlich bis zum Alleinbeherrſcher der römiſchen Monarchie emporſchwang. Er ſtellte die von den Römern ſo lange vergeblich ſeufzte Ruhe vollkommen wieder her und gewann nun Kraft, auf die Verbeſſerung ſeiner Länder und Städte zu denken. Unter ihm ward die prächtige Stadt Trier gebauet, welche neben vielen öffentlichen Gebäuden auch eine anſehnliche Schule, viele Fabriken und eine Münze erhielt. Man nannte ſie ihrer Schönheit wegen das zweyte Rom und einige Kayſer machten ſie zu ihrer Reſidenz. Conſtantin aber zog nach Conſtantinopel, wahrſcheinlich in der Abſicht, damit er von

hier aus den östlichen Theil des Reichs besser vertheidigen möchte. Zugleich nahm er eine neue Theilung des Reiches in vier Präfecturen (Voigteyen) deren jede wieder in Diöcesen (Kirchsprengel) zerfiel, vor. Jede von den letztern bestand aus einigen Provinzen (Landschaften). Die erste Diöces der italienischen Präfectur enthielt Rhätien, die andere (illyrische) Noricum. In der gallischen Präfectur und Dioces waren die Provinzen Belgica prima (das vordere Belgien) mit der Hauptstadt Trier und Belgica secunda (das hintere Belgien) worinnen Rheims der Hauptort war. Dann Maxima Sequanorum, wozu Besançon und Basel gehörten, Germanica prima mit der Hauptstadt Mainz und Germanica secunda mit der Hauptstadt Cölln, oder Ober- und Unter-Teutschland.

Die größte Merkwürdigkeit, die sich unter Constantins Regierung ereignete, war, daß er sich öffentlich zur christlichen Religion bekannte. Er hafte den Gottesdienst der Heyden und ließ nicht nur ihre Tempel verschliessen sondern verbot auch alle Opfer bey Lebensstrafe.

Säuberlich. Wie sah es denn damahls in den christlichen Gemeinden aus?

Pastor. Allerdings etwas anders als jetzt. Es sey mir erlaubt, euch davon ein kleines Gemählde aufzustellen.

In den ersten christlichen Gemeinden herrschte die größte Einfachheit. Jedes Glied war dem andern gleich und der erste Grundsatz der Religion hieß: — Demuth. Daß in den aller frühesten Zeiten noch

keine

keine Biſchöffe gab ſo fragten die Chriſten in zweifelhaften Fällen die erfahrnſten Männer der Gemeind, von denen man wußte, Gott rede durch ſie, und nannte ſie derhalb Propheten. Als hernach die Gemeinden ſtärker anwuchſen, ſo hielt man es für nöthig, gewiſſe Perſonen zu wählen, denen man die Aufſicht über kirchliche Gebräuche u. ſ. w. anvertrauen konnte. So wurden z. B. zu mancherley Handreichungen beym öffentlichen Gottesdienſt, zur Pflege der Kranken u. ſ. w. gewiſſe männliche und weibliche Perſonen beſtellt, welche den Nahmen Diaconen, Diaconiſſinnen (Dienende) erhielten. Andere empfiengen die immerwährende Aufſicht bey der Beobachtung der Kirchengebräuche, bey Sammlung des Allmoſens, auch mußten ſie auf den Lebenswandel der Chriſten Acht haben. Man nannte ſie Presbyteri*) oder Aelteſte, Epiſkopi oder Biſchöffe. Jede Gemeinde hatte wiederum ihren Biſchof, der der erſte war. Offters kamen auch die Biſchöffe zuſammen, um ſich über ſtreitige Punkte in ihren Lehrſätzen oder auch über andere Dinge zu berathſchlagen, welche etwa die Kirchenzucht betrafen. Dieſe Zuſammenkünfte erhielten den Nahmen: Provinzialſynoden. Allerdings hatten dieſe Biſchöffe groſſe Gewalt — ſie durften ſie aber nur im Nahmen der Gemeinden ausüben. Nach und nach bildeten ſich auch Metropoliten oder Haupt- (Erz-) Biſchöffe, welche über die andern zu gebieten hatten und endlich Patriarchen, welche die al-

*) Aus dieſem Worte iſt wahrſcheinlich das Wort Prieſter entſtanden.

lerhöchsten waren. Die Glieder des geistlichen Standes pflegte man den Clerus, die des weltlichen die Layen *) zu nennen. Ein geistliches Regiment führte den Nahmen Hierarchie oder Priesterregierung.

Constantin, der aus wahrer Ueberzeugung, daß die christliche Religion vernünftiger und besser sey, als die heidnische, zu ihr übergetreten war, überhäufte die Bekenner des Christenthums mit Ehrenstellen und zog sie überall vor. Besonders ertheilte er den Bischöffen eine hohe Gewalt. Die ersten Bischöffe setzte er nach Trier und Cölln.

Horst. Sind ihre Nahmen nicht bekannt worden?

Pastor. O! ja, der zu Cöln hieß Maternus und der zu Trier Agroecius. — Nachher wurden fast in jeder grossen Staat Bischöffe angestellt, von denen sich hauptsächlich in Rücksicht ihres gewaltigen Ansehens die Bischöffe zu Rom und Constantinopel auszeichneten, welche bald darauf bis zur höchsten Würde der Patriarchen gelangten.

Als Constantin alter ward, theilte er das Reich unter seine drey Söhne, doch traten sie erst ihre Regierung an, als er im Jahr 337. starb. Die Ruhe des Reichs blieb ohne Störung, so lange es getheilt war, keiner beeinträchtigte den andern, so wie aber Constantius (der dritte Sohn des Constantin) Alleinherr ward, giengen auch die alten Streitigkeiten wieder an. Vorzüglich rebellisch betrugen sich die

*) Layen kommen aus dem Griechischen her von λαος (Laos) das Volk.

Allemannier, denen er ſeinen Vetter Julian *) entgegenſtellte. Dieſer erfocht bey Strasburg (357) über ſie einen glänzenden Sieg und ſchlug ihre Könige Chnodomar und Seraglo in die Flucht. Dabey gieng er über den Rhein und durchſtreifte ihr Land bis an die Grenzen der Burgunder.

Julians Nachfolger hatten mit den Teutſchen noch mancherley Kriege zu führen. So brachen z. B. die Sachſen, Allemannier und Franken in das römiſche Gebiet ein und verwüſteten alles, was ſich widerſetzte. Die Allemannier trieb Valentinianus, nachdem er ſich vergebens bemühet hatte, ihnen einen König zu geben, über den Neckar in das innere Teutſchland zurück, legte an den Ufern des Rheins neue Feſtungen an und machte den obern Theil durch Verſchanzungen zu einer ſichern Grenze ſeines Reichs.

Kaum war dies geſchehen, als ſich eine der merkwürdigſten Begebenheiten in der Geſchichte, die groſſe Völkerwanderung zutrug. Die Teutſchen nämlich, die von der römiſchen Herrſchaft bey weitem weniger, als ſonſt, zu befürchten hatten, traten um ihre Unabhängigkeit noch feſter zu gründen, in weitumfaſſendere Verbindungen. So vereinten ſich Vandalen, Sueven, Franken, Gothen und Sachſen, welche nun das geſchwächte Kayſerthum auf allen Seiten angriffen. Als die übrigen teutſchen Nationen ſahen, daß ihre Angriffe nicht ohne Frucht blieben, ſo erwachte auch in ihnen der Geiſt der Eroberung; ſie harrten

*) Dieſer Julian, der die Chriſten ſo hart verfolgte, iſt in der Geſchichte durch den Nahmen Apoſtata (der Abtrünnige) bekannt worden.

blos des ersten günstigen Augenblicks, um das Schwerd zu zücken, wie das zum Beyspiel bey den Allemannen am Oberrhein, und bey den Waremannen an der Oberdonau der Fall war. Jede Nation bot der andern willig die Hand, um ihre Entwürfe desto sicherer auszuführen. Den größten Druck aber sahen sie von die Hunnen. Dieß Volk, welches am schwarzen Meere wohnte, brach zuerst um das Jahr 375 von seinen bisherigen Wohnplätzen auf, besiegten die andern Ufern dieses Flusses wohnenden Alanen, drangen dann mit einer unsehenen Macht in das Land der Ostgothen ein, welche von dem Könige Ermanrich beherrscht wurden, und welchem sie Tod und Krone raubten. In diesen unglücklichen Verhältnissen wandten sich mehrere hunderttausend Westgothen zu der Donau, wo sie vom Kayser Valens Schutz und Land forderten. Valens erhörte ihre Wünsche und räumte ihnen Thrazien. Hier hielten sie sich eine Zeit lang zwar ruhig, als sie aber die römischen Statthalter durch Theurung und Erhöhung der Lebensmittel auf das härteste peinigten, so griffen sie aufs neue zu den Waffen und schlugen die Römer, wobey selbst Valens (378) umkam. Sie marschirten auf diesen glücklichen Sieg bis vor Constantinopel, wo nun aber das Loos, geschlagen zu werden, leider! sie traf. Mehrere von ihnen dienten dann den Römern unter dem Nahmen der Verbundenen, und empfiengen (indem sie selbst ihre aus dem Volke gewählten Anführer behielten) die größten Ehrenstellen, auch waren sie die ersten unter, die sich zum Christenthum bekannten.

Unter der Regierung des Kayser Theodosius

des Großen, der das Reich unter seine beyden Söhne, den Arcadius und Honorius theilte, entsprang ein doppeltes Kayserthum, welches das morgenländische und abendländische hieß. In jenem war Constantinopel und in diesem Rom die Hauptstadt. Theodosius starb schon im Jahr 395. zum Nachtheil seines Reichs, denn seine Prinzen waren schlecht erzogen und machten dem Reiche eben nicht die beste Hofnung. Honorius (dessen Vormund Stilico hieß) erhielt in der Theilung das abendländische, und sein Bruder Arcadius das morgenländische Kayserthum.

Stilico, der im Grunde das Regiment allein hatte, reizte durch mancherley Ränke den König der Westgothen Alarich, daß er im Jahr 409 nach Italien kam, und dreymahl Rom eroberte, indem er schon vorher ganz Griechenland verheert und sich zum Statthalter in Illyrien (im heutigen Dalmatien) gemacht hatte. Stilico schlug ihn, vermittelst der Alanen und anderer Gothen, und trieb ihn nach Illyrien zurück. Sein Nachfolger Ataulf erhielt, als er Rom abermahls angriff, einen Theil Italiens und des mittäglichen Galliens, überließ Rom dem Kayser Honorius, ohne sich selbst seinen Titel und seine Würden zuzueignen und vermählte sich mit dessen Schwester Placidia. Der Friede kam nun zwischen dem römischen Staat und den Westgothen (im J. 410) zu Stande. Im Jahr 418 stifteten sie unter ihrem König Wallia ein neues Reich in Gallien, worinnen Toulouse die Hauptstadt war, und versprachen den Römern Beystand gegen die Anfälle der benachbarten Völker, besonders gegen die Alanen und Sueven, welche sie demüthigten.

Nicht lange nach Alarich zog auch Radegast, ein gothischer König mit einem mächtigen Heere über den Rhein und die Donau und fiel in Italien ein, wo er Florenz belagerte. Stilico überwand ihn, so wie seinen Vorgänger und schloß einen grossen Theil seiner Armee in die engen Gebirge bey Fesulä ein, wo die meisten seiner Leute verhungern mußten. Den König Radegast hingegen bekam er gefangen und ließ ihn enthaupten. Die von ihm übrig gebliebenen Gothen vermischten sich darauf mit andern Völkern, z. B. mit den Burgundern, Sueven und Vandalen, stifteten in Spanien verschiedene Königreiche, und machten einen Edlen ihres Stammes, den Genserich, zum König.

In Gallien wohnten nun Franken und Burgunder. Zu ihnen kamen die Brittannier, die durch eine Staatsveränderung aus ihrem Vaterlande vertrieben worden waren. Sie riefen die Sachsen, welche von Hengst und Horst angeführt wurden, die Angeln und Jüten (Völker, die an der Nordsee wohnten) zu Hülfe, damit sie im Verein mit ihnen die Picten und Scoten, die auf den schottischen Grenzen saßen, demüthigen möchten. Dieß geschah — beyde Nationen wurden (im J. 449) geschlagen, doch ganz zum Nachtheil der Brittannier, denn den Teutschen gefiel Brittannien so sehr, daß sie hier blieben und das angelsächsische Königreich stifteten. Und so bildete sich nach und nach, in Vereinigung anderer Völker, die englische Nation.

Durch diese Kriege nicht nur, welche hauptsächlich die grosse Völkerwanderung erzeugt hatte, sondern auch durch innere Zerrüttungen und schlechte Verwaltung des

Reichs war das abendländische Kayserthum ungemein gesunken. Es verlohr aber noch weit mehr, als abermahls die Hunnen, unter ihrem mächtigen König Attila in Gallien einfielen und Metz, Trier und Tongern eroberten, die Burgunder besiegten und überall Schrecken und Angst verbreiteten. Die Sachsen, Westgothen und Alanen gingen ihnen mit andern teutschen Hülfsvölkern (als den Sachsen und Franken) entgegen, und lieferten ihnen (im J. 452) ein Treffen bey Chalons an der Marne. Die Gothen verlohren dabey ihren König Theoderich — und Attila zog sich zurück. Er starb bald darauf, ohne seinen Plan, das abendländische Kayserthum zu zertrümmern, erfüllt zu sehen. Nach seinem Tode trennte sich sein Volk, das aus Gothen und Thüringern bestand. Die erstern wandten sich nach Ober-Hungarn, die letztern aber blieben in Teutschland zurück, und bemächtigten sich des an den Grenzen der Franken gelegenen Landes, wovon ein Theil noch heut zu Tage Thüringen heißt.

Perlz. So sah es also wohl mit dem abendländischen Kayserthum ziemlich jammervoll aus.

Pastor. Schlimm genug. Wenn es auch noch nicht ganz erloschen war, so war doch nur noch wenig davon übrig. Ueberall hatten sich teutsche Völker in seine Provinzen getheilt und eigene Reiche gegründet. Immerwährend wechselte die Thronfolge. Endlich machte ein teutscher Fürst, Odoacer genannt, der die Heruler und Rügen anführte, dem Kayserthume dadurch ein Ende, daß er im Jahr 476, als er den letzten Kayser Romulus Augustus hatte gefangen nah-

men lassen, sich selbst zum Herrn und König von Italien ausrufen ließ.

Wenzel. Verdiente denn Odoacer König von Italien zu seyn?

Pastor. O! gewiß, denn er war ein kluger und höchst einsichtsvoller Mann, und zugleich ein Christ. Er bekannte sich zu der arianischen Parthey.

Niklas. Was ist denn das für eine Parthey?

Pastor. Der Nahme Arianer kommt von dem Arius her, welcher leugnete, daß die heilige Dreyeinigkeit von einerley Wesen sey und deshalb vorgab, Christus wäre, so wie der heilige Geist ein Geschöpf und der letztere vielmehr als der erste. Diese Lehre wurde auf der ersten Kirchenversammlung (im J. 324 n. C.) verworfen, sie breitete sich aber trotz dem in der Folge sehr aus.

Odoacer (fuhr der Herr Pastor fort) war ein sehr vernünftiger Christ. Er zwang die Heyden keineswegs zu seinen Glauben und ließ den Römern ihre Religion und ihre Gesetze. Seines Reiches Grenzen erweiterte er durch die Eroberungen von Sicilien, und vermied so lange es möglich war, alle Kriege und Unruhen, um die innern Kräfte der Nation nicht noch mehr zu schwächen.

Dreyzehn Jahre hatt' er regiert, als auf Veranlassung des morgenländischen Kayfers, Zeno, der die fremden Völker durch Kriege zu schwächen suchte, und überhaupt auf sie neidisch war, die Ostgothen (im J. 493) in Italien einfielen und ihn besiegten. Dieser Krieg dauerte über fünf Jahr und endete sich nur erst dann, als sich Odoacer in Ravenna ergab, wo er in

kurzem ermordet ward. Theoderich, König der Ostgothen, ward König von Italien und hob sich zu einer ungemeinen Höhe. Er war ein eben so kluger Fürst als sein unglücklicher Vorgänger, indem er selbst viele Kenntnisse besaß. Unter ihm blüheten Ackerbau und Handlung, Künste und Wissenschaften fanden bey ihm Schutz und alte im Schutte liegende Städte und Dörfer gingen neu hervor. Auch im Kriege war er glücklich, denn er unterwarf sich Rhätien und Noricum und beherrschte diese Länder mit grosser Mäßigung.

Hier, meine Lieben! laßt uns nun einen Ruhepunkt machen. Es ist Zeit, daß wir die Reihe von Jahren, die wir in der teutschen Geschichte gleichsam zurückgelegt haben, gemächlich überschauen, um zu sehen, was unsere Vorfahren in Vergleich ihrer frühern Periode in Rücksicht ihrer körperlichen und geistigen Bildung gewonnen haben. Ihr könnt leicht ermessen, daß nach so grossen Veränderungen der äußern Lage ihrer ehemaligen Reiche und Staaten eine eben so grosse Veränderung mit ihrem innern Zustande sich zugetragen haben müsse. Wohlan! lasset uns sehen, ob wir ihnen unsern Beyfall schenken können.

Ehedem war die ganze Nation Richter — jetzt machte sie ihre Streitigkeiten nicht mehr unter sich selbst aus. Sie hatte Gesetze und Könige, von denen sie gerichtet wurden. Sonst bestrafte sie Todschläge und Gewaltthätigkeiten sehr streng — jetzt war sie dagegen schon um vieles kälter; desto härter handelte sie gegen Diebe, besonders war dieß bey den sächsischen Gesetzen der Fall. — Ausser dem Krieg waren Jagd und Viehzucht noch immer ihre liebsten Beschäf-

tigungen, doch trieb sie die letztere weit eifriger, als ehemals, wo sie blos eine Sache der Leibeigenen und ihrer Weiber war.

Ihr sittlicher Charakter hatte sich um vieles verschlimmert. Die Ursache davon war die schnelle Anschauung von der tiefsten Stufe der Rohheit bis zur höchsten der Bildung, die man doch damahls den Römern nicht absprechen konnte. Und nicht wahr — wenn man einen Menschen, der lange im Finstern gesessen hat, zu jählings ins Licht bringt, so werden ihm die Strahlen desselben schädlich seyn? Einfach waren ihre Sitten, verdorben die der Römer; sie fanden Vergnügen an den letztern, sie wurden vom innern Strahle geblendet und überliessen sich nun gleich diesem, den Bequemlichkeiten, der Ueppigkeit und dem Reichthum, dennoch war von ihnen weit entfernt wahre Tugend und Aufklärung. Selbst die Liebe zur Keuschheit, die sie so hoch schätzten, verlohr nach und nach etwas von ihrem Ansehen, nur die Sachsen allein hielten sich im Besitz derselben.

Ihre Religion war bis jetzt unverändert geblieben, nur daß einige kleinere Völkerstämme, als zum Beyspiel die Westgothen den Glauben ihrer Väter verliessen und sich zum Christenthum bekannten.

Wichtiger, als alles, waren die Eroberungen, welche die Teutschen gemacht hatten. So hatten die Vandalen in Afrika, die Ostgothen in Italien, die Sueven in Spanien, die Burgunder nebst den Franken in Gallien, und die Sachsen in Brittannien eigene Reiche gestiftet. Sie verliessen gröstentheils ihr Mutterland, um unter mildern Himmels-

ſtrichen ſich anzubauen — an ihrer Stelle kamen Wenden und Slaven, die ſich nun in den verlaſſenen teutſchen Gegenden niederlieſſen. Dieſe verbreiteten ſich von der Niederelbe, der thüringiſchen Saale, vom Böhmerwald, der Ems, den Alpen in Krain bis zur Wolga, und von Dalmatiens Ufern bis an die Oſtſee. In den weſtlichen und ſüdlichen Gegenden Teutſchlands blieben die alten Bewohner ſitzen, w. z. B. die Frieſen an der Nordſee vom Ausfluß der Elbe bis an den der Schelde. Die Sachſen lagerten ſich von der Oſt- und Nordſee über die Elbe um die Weſer gegen den Rhein zu; die Franken hingegen haußten zwiſchen dem Rhein und der Weſer, die Thüringer aber an der Saale und Unſtrut. Noch zwey andere Nationen, die Allemannen und die Beyern waren übrig. Dieſe breiteten ſich unter der Donau vom Lech bis zum Rhein und jene zwiſchen dem Oberrhein, Mayn um den Neckar, die Donau und den Lech aus.

Müller. Sie nannten vorhin zwey Nationen, die Slaven und Wenden — von den letztern haben ſie uns noch gar nichts geſagt.

Paſtor. Es iſt wahr. Alſo dieſe zwey Völker hatten bis auf den gegenwärtigen Zeitpunkt das heutige Polen bewohnt und beſtanden aus mehrern kleinen Nationen, als den Czechen, Luſitzen, Sorben, Rodariern, Obotriten, Wilzen und Mährern. Sie unterſchieden ſich in Hinſicht ihrer Sitten und ihrer Verfaſſung von den übrigen teutſchen Völkern auffallend, ſelbſt in ihrer Religion herrſchten weit unrichtigere Begriffe. Sie glaubten zwar ein höchſtes Weſen, das ſie Bog nannten, verehrten aber zugleich

ein böſes, den Tſchernebog. Außer dieſen beiden beteten ſie auch noch andere Gottheiten, als die Göttin des Lebens, Siwa, den Kriegsgott Wodan, den Swantewit, Radegaſt und Triglа, an. Ihre Körper waren unförmlich groß und fleiſchigt, die Farbe des Geſichts dunkelbraun, das Haar röthlich. Aber ſo wie die übrigen teutſchen Völker liebten ſie die Gaſtfreundſchaft und Aufrichtigkeit. Ihr einziger Erwerb beſtand im Ackerbau, in der Bienenzucht und Oeconomie; der Krieg gieng ihnen jedoch über alles. Sie kämpften oft mahl ohne Pferde, zu Fuß und ſuchten ihres Gleichen im Schwimmen.

Wir kommen nun, meine Lieben! auf den zweyten Zeitraum in der teutſchen Geſchichte, der

von Errichtung der fränkiſchen Monarchie an, bis auf Carl den Großen von

486 — 752.

geht.

Von allen den Völkern, die nach der großen Wanderung in Teutſchland zurückgeblieben waren, machten ſich beſonders die Franken bekannt, welche aus den Saliern und Ripuariern *) beſtanden. Sie wohnten an den beyden Ufern des Rheins und den Gegenden von Utrecht und Cambrai.

Da dieſes Volk in dieſem Zeitraume ſehr mächtig wird, ſo halt' ich es für nöthig, euch vorher genau mit ihm bekannt zu machen.

*) Wahrſcheinlich von Ripa (das Ufer) weil ſie an Gewäſſern wohnten.

Anfänglich hatten die Franken nur Heerführer, als ſie aber mächtiger wurden, wurden ſie von Königen beherrſcht, die ſich durch ihr langes fliegendes Haar von den übrigen Gliedern der Nation auszeichneten. Um ihr Reich zu befeſtigen, traten ſie mit andern Völkern in Verbindung und nannten dieſe Geſellen (oder Vaſallen). Sie beſchenkten ſie, um ihre Treue zu bewähren, mit dem Genuß liegender Gründe, — und dies iſt denn der erſte Urſprung der teutſchen Lehen. Außer den König regierte in jedem Stück Landes, das ſie, wie ihr ſchon wiſſet, Gau nannten, ein Graf, der über die Unterbedienten ein wachſames Auge führte. Vor Gerichten ſtanden ihm Rathbürger oder Schöffen bey, und dieſe ſprachen das von ihm empfangene Urtheil aus, daher wahrſcheinlich das Wort Schöffen vom Ausdruck: „Ein Urtheil von dem Grafen ſchöffen" herſtammt. Ihr Vergnügen war die Jagd, denn ſie hing ja mit ihrer Lebensart, dem Kriege, zuſammen. So ſehr ſie dieſe Uebungen der Tapferkeit liebten und darinnen mit den übrigen teutſchen Völkern wetteiferten, ſo ſehr wichen ſie von ihnen ab, wenn es auf alte teutſche Treu und Redlichkeit ankam. Mehrere Geſchichtſchreiber der Alten nennen ſie treulos und Verräther. Ihr Erfindungsgeiſt und das Ringen nach Ausbildung war ſchärfer und feiner, als das der übrigen Völker, ſie wohnten daher in beſſern Häuſern und liebten Städte und Feſtungen, zogen Weingärten und widmeten ſich mit großem Fleiß dem Ackerbau, verfertigten auch Münzen und gaben Geſetze, die unter dem Nahmen der ſaliſchen Geſetze auf unſere Zeiten gekommen ſind. —

Ich werde euch über die Sitten und Gebräuche, Sprache und Religion der Franken noch etwas mehr sagen, wenn wir den gegenwärtigen Zeitraum zurückgelegt haben.

Der eigentliche Ursprung der Franken (fieng nun der Herr Pastor die Geschichte derselben an) ist äußerst dunkel. Man nennt den Stifter ihres Reichs Faramund und hält ihn zugleich für den ersten König. So viel ist gewiß, daß ihr Fürst Chlodio viele Provinzen in der Picardie (unter dem Kaiser Valentinian III. im J. 445.) eroberte, und daß sich sein Sohn Merwich oder Meroväus so sehr zu seinem Ruhme auszeichnete, daß man ihm zu Ehren seine Nachkommen die Merovinger nannte. Sein Sohn und Nachfolger Childerich entführte eine thüringische Königin Baſina und zeugte mit ihr den Chlodowich (Ludwig).

Als dieser über die Franken zu herrschen begann, war das abendländische Kayserthum bereits erloschen und das morgenländische ziemlich geschwächt. Aus den Ueberbleibseln des erstern hatten sich neue Reiche erhoben, nämlich das westgothische in Spanien und dem mittäglichen Gallien, das Heruliſche in Italien und das Angelsächsische in Brittanien, nur in einem Theile Galliens hatten die Römer noch eine Provinz, worinnen Siagrius Statthalter war.

Aber auch diese einzige Landschaft mißgönnte ihnen Chlodowich, ein mit großen Eigenschaften der Seele begabter Fürst. Da er immerwährend nach Krieg dürstete und die Grenzen seines Reiches zu erweitern strebte, so fiel er in Gallien ein, schlug den Statthalter Siag-

rius bey Soissons (Soáſſong) in die Flucht, und riß auch das letzte Eigenthum der Römer an ſich.

Schon lange hatte Chlotilde, die ſchöne Gattin Chlodowichs ihrem Gemahl angelegen, ſich zur chriſtlichen Religion zu bekennen. Dennoch hatten ihre Bitten bisher weiter keine Frucht getragen als das Verſprechen, daß es ehestens geſchehen ſolle. Indeſſen wurde dieſer Entſchluß von Zeit zu Zeit verſchoben. Ja — vielleicht würde derſelbe nie zur Reife gekommen ſeyn, wenn ihn nicht ein Zufall ſo weit gebracht hätte. Chlodowich nämlich führte nach dem Sieg über den Siagrius, mit den Allemannen, die mit ſeinen Nachbahrn, den Ripuariern in Streitigkeiten verwickelt waren, Krieg. Ueber die letztern herrſchte Siegbert. — Dieſem kam Chlodowich zu Hülfe, und griff die Allemannen bey Zülpich im Herzogthum Cleve an. Lange blieb das Treffen unentſchieden. Die Metzeley war blutig und ſchrecklich. Um ſie zu enden, gelobte Chlodowich, daß er ein Chriſt werden wollte, wenn ſeine Soldaten die Schlacht gewännen. Dies geſchah. — Die Allemannen flogen. Viele ſchickte der Sieger in die Colonien oder Pflanzſtädte; ein groſſer Theil aber, der ſich den Franken nicht unterwerfen mochte, gieng zu den Oſtgothen, von denen ſie in Rhätien aufgenommen wurden.

Marx. Ließ ſich denn Chlodowich nun wirklich taufen?

Paſtor. Ja! Dieſe feyerliche Handlung gieng am heiligen Weihnachtsabend in der Kirche zu Rheims vor ſich, wo ihn der Biſchof zu Rheims Rhemigius taufte. Zugleich ſalbte ihn dieſer aus

einem Oehlfläschchen zum christlichen König von Franken. Seinem Beyspiele folgten mehrere Tausend Franken, die das Christenthum annahmen. Chlodowich schenkte deshalb der Kirche viele Güter, hielt (511) eine fränkische Kirchenversammlung zu Orleans und bestätigte die Beschlüsse derselben.

Schon damahls war eine Religionssecte auf die andere erbittert. Ihr wisset, daß die Westgothen, welche vorher Christen geworden waren, sich zum arianischen Glauben bekannten. Nicht so Chlodowich. Darüber hetzte ihn der Bischof zu Rheims auf. Chlodowich zog also aus und bekriegte den König der Westgothen Alarich, den er bey Poitiers überwand und tödtete. Bald darauf ward Chlodowich auch König über die ripuarischen Franken, denn der König Sigybert ward durch seinen Sohn Clodorich auf der Jagd umgebracht. Seine Residenz legte er nach Paris und machte mancherley gute Anstalten, die ihn als Mann von Geist zeigten. Zudem theilte er Gallien in groſse Bezirke, welche wiederum von Statthaltern oder Herzogen verwaltet wurden. Gewiß — Chlodowich war ein sehr gefürchteter Fürst, um dessen Freundschaft selbst der morgenländische Kayser Anastasius buhlte. Er überwand auch die Könige von Burgund und Thüringen und zog einen jährlichen Tribut (Steuern) von ihnen.

Es ware Thorheit, dem König Chlodowich Herrschertugenden abzusprechen — unverzeihlich aber würde es auf der andern Seite seyn, wenn man ihn, wie manche Schriftsteller, einen edlen Mann nennen wollte, und zwar bloß darum, weil er ein Christ ward.

Leider!

Leider! verdiente er den letztern Nahmen in keiner Hinsicht, indem er einer der grausamsten Monarchen war, den jemahls eine Crone zierte. Viele unschuldige Menschen wurden von ihm ermordet, selbst seiner nächsten Verwandten schonte er nicht. Als er endlich allein noch übrig war, rief er: „Wehe mir, daß ich unter diesen Franken als ein Fremdling und allein leben muß.“

Ehe er starb, theilte er das Reich unter seine vier Söhne. Allein keiner von allen besaß den Geist und den Herrscherblick des Vaters. Der älteste, Theuderich, der klügste von allen, erhielt das östliche Reich (Austrasien), welches den einen Theil Belgiens und die am Rheine gelegenen Länder begriff. Die Hauptstadt davon war Metz, wo er auch wohnte. Die andern drey Brüder erhielten das westliche Reich (Neustrien), in diesen waren die Hauptstädte Paris (wo Childebert), Orleans (wo Chlodomir), und Soissons (wo Chlotar) residirte. Eine Zeitlang ruhete ihres Vaters Eroberungsgeist auf ihnen, denn sie unterwarfen sich in kurzem das burgundische und thüringische Reich, dann die Provence, Rhätien und Bayern. Das thüringische Reich war damahls besonders mächtig, welches jedoch Theuderich (wenigstens so schnell) nicht erobert haben würde, wenn nicht die Regenten desselben, drey Brüder, durch innere Zwistigkeiten dasselbe geschwächt hätten. Der eine von diesen Brüdern, Herrmanfried, ein Verwandter des ostgothischen Königs Theoderich, suchte die Crone für sich allein zu gewinnen und tödtete deshalb seinen Bruder Benthar. Darüber entrüstet zog der dritte, Balderich, gegen Herrmannfried mit einer großen Heeresmacht zu

Feide, die der Letztere für unüberwindlich hielt, so, daß er den austrasischen König Theuderich zu Hülfe rief und ihm bey Besiegung seines Feindes einen Theil seines Landes versprach. Theuderich erfüllte diesen Wunsch und schlug seinen Bruder Balderich. Doch jetzt weigerte sich Herrmannfried, sein Versprechen zu erfüllen. Theuderichen verdroß diese Undankbarkeit nicht wenig. Er nahm daher, um sich zu rächen, seinen Bruder Chlotar zu Hülfe und lieferte dem Herrmannfried bey Ronneberg an der Unstrut ein Treffen, welches jener zum Nachtheil seines Landes verlohr. Da Chlotar seinem Bruder wacker beygestanden hatte, so hielt es der Sieger allerdings für Pflicht, ihn dafür belohnen zu müssen, wo nicht, so dürfte jener wohl gar seinen Antheil mit gewaffneter Hand von ihm fordern. Um beyden Uebeln zu entgehen, strebte er seinem Bruder nach dem Leben, — aber dieser entgieng seiner Grausamkeit durch die Flucht.

Nicht lange darauf machten die Normänner, die in Norwegen, Jütland und den benachbarten Inseln wohnten, einen Versuch, in das fränkische Reich einzufallen, sie wurden aber von den tapfern Franken zu Wasser und zu Lande geschlagen. Eine gleiche Bewandniß hatte es mit den Burgundern, über welche der Schwiegervater Theuderichs, Siegmund, herrschte. Dieser ließ seinen Sohn Siegrich, auf Veranlassung seiner Gemahlin, die dessen Stiefmutter war, im Bette ermorden. Dies war die schönste Gelegenheit für die Franken, dem König Siegmund den Krieg anzukündigen. Eine entscheidende Schlacht brachte das burgundische Reich an die Franken.

Als Chlodomir ſtarb, riß Chlotar das verwaiſte Land an ſich. Die übrigen Brüder wollten dieſem Beyſpiele folgen, als Theoderich ſtarb. Doch hinterließ dieſer einen Thronerben, den Theodobert, einen weiſen und rechtſchaffenen Mann, auf dem der Geiſt ſeines Großvaters doppelt ruhte. Zu eben der Zeit führte der morgenländiſche Kayſer Juſtinian mit den Oſtgothen in Italien Krieg und, um ihn würdig zu führen, bat er die Franken um Hülfstruppen. Eine gleiche Abſicht führte die Gothen zu ihnen, und um ſelbige für ſich zu gewinnen, traten ſie dem König Theodobert den von den ehemaligen Allemannen bewohnten Theil Rhätiens ab. Die Franken verſprachen beyden Hülfsvölker, auch hielten ſie Wort, indem ſie ihnen zehntauſend Burgunder ſchickten.

Berls. Nun? wie zog ſich denn da Theodobert aus der Verlegenheit?

Paſtor. Auf eine ſehr kurze Weiſe. Er fiel ſelbſt während des Krieges mit einem groſſen Heer in Italien ein, um auf Koſten der kriegführenden Mächte ſein eigenes Land zu vergröſſern, und das ganze abendländiſche Kayſerthum an ſich zu bringen, deshalb er ſich auch auf Münzen bereits Auguſtus oder Kayſer zu nennen pflegte. Doch — ſeine Abſichten ſtarben in der Blüthe; der Tod rief ihn im Jahr 547 vor der Ausführung ſeiner hohen Entwürfe ab. Er hinterließ einen Sohn, Theodobald, welcher ebenfalls nach wenigen Jahren (im J. 554.) ſeinem Vater im Tode folgte.

Müller. Wie viel Söhne lebten denn nun noch von Chlodowich?

Pastor. Nur noch zwey, Chlotar und Childebert. Als der letzte im Jahr 558. mit Tode abgieng, vereinigte Chlotar das mächtige fränkische Reich unter einen Szepter.

Niklas. Da er ein so mächtiger Monarch war, getrauete sich wohl Niemand an ihn?

Pastor. Und dennoch. Die Sachsen, die dem König Theuderich einen jährlichen Zoll versprochen hatten, suchten sich unter seiner Regierung davon zu befreyen, sie fielen mithin in seine Länder ein und schlugen das fränkische Heer. Chlotar sah sich genöthiget, um Frieden zu bitten — doch bald darauf kam die Reihe an die Sachsen, sie wurden von Chlotar geschlagen und genöthigt, ihm einen jährlichen Tribut von 500 Kühen zu geben.

Als er starb, erhielt das Reich eine neue Theilung. Sein erstgebohrner Sohn Charibert empfieng darinnen Paris, Guntram Orleans und Burgund, Chilperich Soissons und Siegbert Austrasien. Jetzt entstanden eine Reihe verheerender Kriege, die für das Land höchst traurig ausfielen.

Wenzel. Was hatten denn die für eine Bewandniß?

Pastor. Folgende: Siegbert, der, wie euch bekannt ist, König von Austrasien war, hatte eine schöne Gemahlin, die wegen ihres Verstandes und ihrer Schönheit sehr berühmt war, und deren Schwester seinen Bruder Chilperich heirathete. Wahrscheinlich aber war sie ihm nicht so schön, wie Brunchild, (so hieß Siegberts Weib) denn er unterhielt noch eine Concubine (Beyschläferinn) die sich Fredegunde nannte. Es war

ſehr natürlich, daß dieſe den Verdacht eines geheimen Mordes auf ſich lud, als Chilperichs Gemahlin plötzlich ſtarb, und ſie überdies von ihrem hohen Beſchützer zur Nachfolgerin jener erkohren ward. Allerdings ſuchte ſich nun Brunehild zu rächen. Sie überredete ihren Gemahl, dieſem unnatürlichen Bruder den Krieg anzukündigen. Dies geſchah. Beyde Heere zogen aus. Um ſeine Heeresmacht zu verſtärken, rief Chilperich ſeinen Bruder Guntram zu Hülfe. Dennoch waren beyde nicht ſtark genug, den zornigen Bruder zurück zu treiben. Sie verlohren die Schlacht. Aber Siegbert genoß die Früchte ſeines Sieges nicht allzulange, indem er durch zwey von Fredegunden abgeſchickte Meuchelmörder ermordet wurde. Brunehild gerieth darauf in Gefangenſchaft, nur ihr fünfjähriger Sohn Childebert entkam glücklich ſeinen Verfolgern.

Das Ende dieſes unglücklichen Streites war, daß ein großer Theil des Heeres ſich dem König Chilperich unterwarf, dennoch erkannten die Auſtraſier nicht ihn, ſondern den unmündigen Childebert als ihren König.

Perls. Was ward denn aus der gefangenen Brunehild?

Paſtor. Leider! hielt ſie Chilperich zu ſeinem eigenen Nachtheil gefangen, denn Merowich, ſein Sohn erſter Ehe, ein ſtattlicher Jüngling, verliebte ſich in ſie, heirathete ſie heimlich, und erhielt, wiewohl nach langen Verzögerungen, ſogar die Einwilligung des Vaters. Dies mehrte Fredegundens Haß dreyfach. Sie dachte auf neue Mordanſchläge und machte ihren Stiefſohn der Verrätherey verdächtig; auf ihren Befehl ward der Unglückliche in dem Gefängniſſe enthauptet.

Da König Guntram von Burgund keine Erben hatte, so erklärte er den austrasischen Childebert für seinen Sohn. Dennoch wußte die lasterhafte Königin Fredegunde den heftigen Zwist unter ihnen zu stiften und, um Childebert dafür zu entschadigen, daß er seinen Oheim Guntram verlassen möchte, suchte sie ihn durch Chilperichs Einwilligung die Thronerbe auf ihres Gemahls Reich vorzuspiegeln. Alles gieng erwünscht, Childebert ließ sich bereden und schloß mit ihr ein Bündniß gegen Guntram. Allein da die Folgen dieses Krieges nicht nach Wunsch ausfielen, so versöhnten sich am Ende alle Theile wieder mit einander.

Nach Chilperichs gewaltsamen Tode (woran Fredegunde ebenfalls schuld war,) gebahr dieses Höllenweib einen Sohn, den sie Chlotar nannte. Guntram, ihr Schwager, ward auf ihre dringenden Bitten, zum Schaden des jungen Childeberts Vormund dieses Kindes — dennoch wählte man diesen, nach Guntrams Tode, zum unumschränkten Beherrscher des fränkischen Reichs.

Dieser theilte dasselbe kurz vor seinem Tode unter seine beiden Söhne. Theodobert II. erhielt Austrasien, Theuderich II. Orleans und Burgund, wozu noch Elsaß und Thurgau gerechnet ward. Da sie noch minderjährig waren, standen sie unter Brunehildens, ihrer Großmutter, Vormundschaft. Das gute Einverständniß zwischen den beyden Brüdern dauerte indessen nur kurze Zeit; verschiedene Feindseligkeiten entspannen sich zwischen ihnen. Es kam zur Schlacht — in dem zweyten Treffen bey Tull und Zülph tödtete Theuderich seinen Bruder Theodobert. Jetzt wollte

Brunehild ihrem Uhrenkel Siegbert das Reich zuschanzen, allein Chlotar II. König von den westlichen Franken, erhielt es. Schon lange hatte dieser die Brunehild gehaßt — in einer gegen den Siegbert geführten Schlacht kam sie sogar in seine Gefangenschaft, die ihr endlich das Leben kostete.

Chlotar hatte nun zwar durch mancherley Kämpfe und Unruhen die Alleinherrschaft an sich gebracht, dennoch würde es ihm nicht gelungen seyn, den ruhigen Besitz derselben zu behaupten, wenn er nicht einen Theil der Regierungsgeschäfte einem andern, dem er den Nahmen Major domus (den Aeltern des Hauses oder nach dem wahren Sinn des Wortes, Oberhofmeister, noch besser: Erster Staats- und Kriegsminister) beylegte, übertragen hätte. Der erste, der diese Würde erhielt, war von Geburt ein Burgunder und hieß Warnacharnius. In Austrasien erhielt Pipin dieses Amt. Ueberdieß machte Chlotar sich anheischig, den Lehnsleuten die ihnen durch die bisherigen Streitigkeiten geraubten Güter zurück zu geben, und sich selbige zu Freunden zu machen, dem Volke und der Geistlichkeit die Wahl der Bischöffe zu überlassen, die Gnadenbriefe seiner Vorfahren zu bestätigen und alle Erbschaftsstreitigkeiten den Aussprüchen der Gesetze anheim zu stellen.

Chlotar hinterließ im J. 628. die ganze fränkische Monarchie seinem ältesten Sohne Dagobert I. Seinem Bruder Charibert überließ er einen Theil von Südfranken (also Toulouse). Als er den Thron bestiegen hatte, baten ihn die in Pannonien hausenden Slaven, die mit den Bulgaren gerade in Krieg ver-

wickelt waren, um einen Aufenthalt in seinem Reiche. Er befahl den Bayern, da er einen solchen Entschluß über sich selbst nicht gewinnen konnte, sie aufzunehmen, ließ aber, da er ihnen nicht traute, den größten Theil derselben heimlich ermorden.

Dagobert war ein frommer Mann, d. h. er bedachte die Pfaffen und Mönche sehr reichlich, und beschenkte die Kirchen und Heiligthümer. Als er im Jahr 638 starb, hinterließ er zwey Söhne, den Siegbert und Chlodowich. Der letztere bekam trotz seiner Minderjährigkeit Neustrien und Burgund, der andere Austrasien, und den Erzbischoff von Cölln und den Herzog Adalgis zu Vormündern. Pipin blieb, wie vor und nach, Major Domus in Austrasien.

Als er starb, hinterließ er seinem Sohne Grimoald diese Würde. Sobald er im Besitz derselben war, suchte er sie noch weiter auszudehnen als sein Vater. Da dieser Würde wegen jetzt viele Streitigkeiten entstanden, so ist es nöthig, daß ich euch deshalb die nöthigen Erklärungen gebe, um eure Begriffe darüber aufzuhellen. Major Domus (sagt' ich euch schon vorhin) hieß so viel als erster Staats- und Kriegsminister, oder Oberhofmeister, der über die königlichen Kammergüter gesetzt war. Man wählte hierzu allerdings Männer von vieler Einsicht, von Klugheit und Erfahrung, damit sie den andern, welche unter ihnen standen, an Kenntnissen überlegen seyn möchten. Wenn sich's nun traf, daß der auf dem Throne sitzende König entweder an Jahren zu jung oder an Kenntnissen zu schwach war, um eine ganze Nation weise und gerecht zu regieren, so gab man dem Major Domus die gesammte Gewalt in

die Hände. Auf dieſe Weiſe war er alſo in Rückſicht ſeiner in Händen habenden Macht, ſo gut, als der König ſelbſt. Anfänglich betrugen ſich die Majores Domus ziemlich mäßig — nach und nach aber ſchweiften ſie aus. Sie maaßten ſich von Zeit zu Zeit größere Rechte an, verwalteten die königlichen Einkünfte, ohne darüber Rechnung abzulegen, vergaben Aemter und Ehrenſtellen und machten hernach dieſe Würde, ſo wie die königliche, erblich.

Raduif, Herzog von Thüringen, ſah dieſe Majores Domus mit neidiſchen Augen an, und weigerte ſich, ihnen den Gehorſam zu leiſten. Darüber aufgebracht, fielen die Vormünder Siegberts in ſeine Staaten ein, und der Herzog von Adalgis, dem vielleicht die Kunſt Krieg zu führen, etwas zu neu war, verlohr die Schlacht, die ihm der tapfre König von Thüringen lieferte. Beſchämt und erſchrocken floh er in ein Schloß, indeſſen Radulf einen großen Theil ſeines Heeres erſchlug. Dieſer Sieg ſetzte Radulf in den Stand, unumſchränkt über die Thüringer zu herrſchen, und ſein Anſehen durch neue Bündniſſe, die er mit den benachbahrten Völkern, z. B. mit den Slaven, ſchloß, noch mehr zu befeſtigen. Inzwiſchen ſtarb Siegbert im Jahr 650 und hinterließ ſeinem Sohn Dagobert II. das Reich. Das kam denn nun dem herrſchſüchtigen Major Domus Grimoald ſehr ungelegen. Die hohe Würde, welche von ſeinem Vater Pipin auf ihn gekommen war, glaubte er auch auf ſeinen Erben, den Childebert, übertragen zu müſſen, er ſchickte deshalb Dagobert II. nach Irrland und gab ihn in Auſtraſien für todt aus. Als dies der neuſtriſche König

Chlodewich hörte, ergrimmte er sehr — sein Zorn wuchs aber zu einem noch höhern Grade an, als er auch erfuhr, daß Grimoald seinen Sohn bereits zum König von Austrasien habe ausrufen lassen. Durch List lockte er den Vater des Neuerwählten, den die Unterthanen überdieß haßten, zu sich auf eine seiner festen Burgen in Austrasien, ließ ihn hier gefangen nehmen und vereinigte Austrasien und Neustrien abermahls in eine Monarchie.

Nun kam (im J. 656) Chlodowichs Sohn, Chlotar III. zur Regierung und beherrschte die zum viertenmahl verbundene Monarchie; doch damit waren die Austrasier nicht zufrieden, sie forderten einen eigenen Beherrscher, der unter ihnen wohnen sollte. Sie erhielten deshalb Chlotars Bruder Childerich zum König und den Herzog Wulfoald zum Major Domus. Chlodowich II. hatte zwar noch einen Sohn, Theoderich, dem der Thron von Gott und Rechtswegen zu kam, allein man schickte ihn ins Kloster, um ihn so auf die geschickteste Art seines Erbes verlustig zu machen. Childerich wurde nach Beendigung einiger bürgerlichen Streitigkeiten unter der Bedingung zum König gewählt, daß iedes Reich von nun an seinen Major Domus und zwar aus seinem eigenen Volke haben müßte. Als Childerich kurz darauf ermordet ward, ward seinem Sohn Childebert der Thron nicht zu Theil, sondern man rief den unglücklichen Theoderich aus dem Kloster und krönte ihn, mit der Erklärung, daß Ebroin Major Domus seyn würde. In Austrasien ließ man den von Grimoald nach Irrland geschickten Dagobert kommen, welcher bis zum Jahr

678 regierte, wo er von der neuſtriſchen Parthey ermordet wurde.

Jetzt entſtanden zwiſchen Auſtraſien und Neuſtrien groſſe Mißhelligkeiten. Jedes Reich gieng, um von dem andern unabhängig zu bleiben, ſeinen eigenen Gang. So wählten z. B. die Auſtraſier den Pipin von Herſtall (welchen Zunahmen er von dem Schloſſe Herſtall im Fürſtenthum Lüttich erhielt) im Jahr 678 zu ihrem Fürſten. Pipin war ein Mann von ſeltenem Verſtande und groſſer Tapferkeit, beſonders bereicherte er aus wohlüberlegter Staatsklugheit die Geiſtlichen, um ſie im Fall der Noth zu Freunden zu haben. Er bekriegte die Neuſtrier, ſchlug ſie bey Teſtri und eignete ſich nun die Stelle eines Major Domus über Neuſtrien, Burgund und Auſtraſien zu. Der König Dagobert II. der ſeine beſten Krieger in dieſer Schlacht verlohren hatte, mußt' ihm nothgedrungen, weil ihn ſelbſt ſeine Anhänger ſchändlich verlaſſen hatten, ſeine Schätze und ſelbſt die Regierung anvertrauen. Aus Stolz nannte ſich nun Pipin Fürſt der Franken. Bis zum König war daher nur ein ſehr kleiner Schritt. Eine ſolche Verwegenheit tadelten die den Franken verbündeten Nationen, die das rechtmäſſige Geſchlecht der Chlodowichs liebten und ihm anhiengen, mit eiferſüchtigen Augen; ſie haßten den Pipin ſeines Stolzes wegen und ſuchten ſich von ihm los zu machen. Die Frieſen, Schwaben, Bayern und Allemannen entſagten deshalb der fränkiſchen Herrſchaft — doch Pipin züchtigte ſie und verwieß ſie zur Ruhe.

Sein Tod, der ſchon im Jahr 714 erfolgte, erregte abermahls allerhand Unruhen.

Sigismund. Was hatten denn die wieder für einen Grund?

Pastor. Ihr sollet es sogleich erfahren. Pipin hatte mit seiner Gemahlinn Plectrude, ihren unmündigen Enkel Theudobald zum Nachfolger ernannt, und seinen Sohn Carl Martell übergangen. Die Neustrier und Burgunder haßten die Herrschaft der Austrasier und suchten sich von ihr zu befreyen. Deshalb verbanden sie sich mit den Friesen, erwählten einen eigenen Major Domus und fielen in Austrasien ein. Als nun zu eben der Zeit ihr König Dagobert III. starb, so wählten sie den Chilperich, einen Sohn Childerichs zu ihren Beherrscher. Die Austrasier übertrugen im Gegentheil dem Carl Martell die unabhängige herzogliche Würde, weil auf ihn (wie er ihnen das hinlänglich bewiesen hatte) der Geist seines Vaters doppelt ruhete. Dieser warb sogleich ein zienliches Heer, zog damit dem Chilperich entgegen und erhielt ihn und seine Stiefmutter Plectrude gefangen. Auf diese Art fiel ihm Austrasien zu und machte Chlotar IV. zum König, um sich dem Volke, das das Geschlecht Chlodwichs vorzugsweise liebte, gefällig zu bezeigen. Als dieser starb, söhnte er sich mit Chilperichen aus, ließ ihm den Titel eines Königs über das gesammte Reich und behielt die Würde eines Major Domus in Neustrien, bis Theuderich IV. den Thron bestieg. Das Reich hat ihm und seiner Tapferkeit außerordentlich viel zu danken; er hob es zu einem Grade von Ansehen, das seinen Nahmen unsterblich macht. Denn außerdem, daß er die Allemannier, die sich abermahls empörten, demüthigte, schlug

er auch die Bayern, vertrieb die Sachſen aus Thüringen, und jagte ſogar die Araber, die im J. 725 aus Spanien in Gallien eingedrungen waren, zum Lande hinaus. Eben ſo wacker züchtigte er die Frieſen, tödtete ihren Herzog Poppo und zerſtöhrte ihre heidniſchen Tempel. Seine Macht erſcholl bis in die entlegenſten Länder. Um ſie zu benutzen, baten ihn der Papſt Gregor III. zu Rom und der griechiſche Kayſer zu Conſtantinopel um Hülfstruppen gegen die Longobarden, verlangten aber zugleich auch ſeine Gegenwart — dies ſchlug er jedoch aus, weil er glaubte, daß ſeine Abweſenheit dem fränkiſchen Reiche gefährlich werden könnte.

Carl Martell (der ſeiner Tapferkeit wegen Hammer genannt ward) ſtarb im Jahr 741 und hinterließ ſeinen Söhnen Carlomann und Pipin dem Kurzen *) das Reich; der dritte Sohn Griffo (dem er wahrſcheinlich nicht ſonderlich zugethan war) erhielt nur einen geringen Theil. Carlomann nahm Schwaben, Thüringen und Auſtraſien, Pipin der Kurze, Neuſtrien und Burgund nebſt der Provence im Beſitz. Griffo ward darüber neidiſch und um ſich Unterſtützung gegen die Ungerechtigkeit der väterlichen Theilung zu verſchaffen, vermählte er ſeine Schweſter mit einem bayeriſchen Herzog, Odilo, der dieſes Anerbieten mit beiden Händen ergriff, weil er ſich, ſo wie die Herzöge von Schwaben und Aquitanien von den Franken unabhängig zu machen ſuchte.

*) Pipin erhielt den Nahmen der Kleine oder Kurze, zum Unterſchied mit ſeinem Sohne, Carl dem Groſſen. Jener war ſehr klein von Körper und dieſer ſehr groß und ſtark. Doch am Geiſte waren ſie beyde groß.

Carlomann und Pipin erhoben, um ihre Rechte mit desto größerm Ansehen auszuführen, den verlassenen Childerich III. der damahls ohne Ansehen und Gewalt einsam lebte, im Jahr 742 zum König und schlugen nun die vereinigten Mächte an den Ufern des Lechs. Bald darauf überließ Carlomann seinem Bruder die Alleinherrschaft, denn er begab sich im Jahr 747 in ein Benediktiner Kloster, wo er auch starb.

Horst. Wie hieß denn dieß Kloster?

Pastor. Monte (Berg) Cassino.

Niklas. Was stell' ich mir denn unter einem Benediktinerkloster vor?

Pastor. Benediktiner sind Ordensleute, die eine schwarze Kutte mit weiten Ärmeln, nebst einer Kappe auf dem Kopfe tragen. Ihr Stifter ist der heil. Benedikt, ein Bischof von Nurha im Herzogthum Spoletto, welcher im 6. Jahrhunderte lebte, und seine Anhänger, die sonst, gleich den andern Mönchen zerstreuet vor sich lebten, in Klöster zusammen brachte. Das erste Benediktiner Kloster, welches er im Jahr 540 bauete, war eben das am Berge Cassino, in das Carlomann ging.

Als nun Pipin Alleinherrscher war, fiengen die Allemanier, die Bayern, einige Stämme von den Sachsen und die Schwaben, die dem Norden zu wohnten, Händel mit ihm an, weil es sie verdroß, daß ein bloßer Major Domus über sie herrschen sollte. Griffo hielt das für einen Wink seines bessern Schicksals und verband sich abermahls mit ihnen. Auf Pipins Befehl zogen die Slaven und Friesen gegen die Verbündeten aus, er selbst that dieß mit einem ansehn-

ſchen Heere und drang durch Thüringen bis an die Ocker, wo er unter den Rebellen eine groſſe Niederlage anrichtete.

Hier mit ſchloß der Herr Paſtor für heute ſeine Unterhaltung mit den Bauern zu Liebsdorf und ſeinen Freunden aus der Stadt, indem der Wächter im Dorfe zehn Uhr ab rief. Er that dieß um ſo lieber, da er heute den zweyten Zeitraum der teutſchen Geſchichte beendigte. Die Bemerkungen darüber verſprach er ihnen auf den nächſten Sonntags-Abend mitzutheilen.

Vierter Abend.

Die fränkiſchen Könige, begann der Herr Paſtor die Fortſetzung ſeiner Erzählung, hatten ſo nach ihr ganzes Anſehen verlohren, ſtatt ihrer, thaten ſich die Majores Domus (wie ihr wiſt,) Carlomann und beſonders Pipin der Kurze, dermaſſen hervor, daß ſie in ihren Geſetzen ſich ſogar die Worte erlaubten: Meine Groſſen und Biſchöffe in meinem Reiche, u. ſ. w. Die Könige genoſſen blos noch den blinden Titel ohne alle Gewalt. Sie kamen nur bey Audienzen zum Vorſchein und lieſſen ſich jezuweilen auf einem Wagen mit Ochſen beſpannt in den Hauptſtraſſen ihrer Reſidenzen herumführen, damit wenigſtens das Volk ſähe, daß ſie noch lebten. Die Urſache dieſer Vernachläſſigung ihres Anſehens beruhete meiſt darinnen, daß gemeiniglich Prinzen von zartem Alter auf den Thron kamen, denen alſo nicht nur Kenntniſſe, die zu einer Regierung des Reichs erforderlich waren, ſondern auch

Erfahrung fehlte. Bey so bewandten Umständen waren sogar die Majores Domus höchst nöthig. Sie rissen, gestützt auf die Unerfahrenheit jener Könige, das Regiment unvermerkt an sich und nöthigten das Volk, ihre Gewalt zu dulden, weil es sah, daß sie mit Weisheit regierten. Damahls gab es, ausser dem Major Domus, auch noch andere Staatsbediente *),

*) Heut zu Tage sind diese Erzämter den Churfürsten des Reichs, welche sie aber bey der Krönung eines teutschen Kaisers durch ihre Erbbeamten verwalten lassen, zugetheilt. 1) Erzcanzler (auch Reichs-Canzler) waren sonst die 3 geistlichen Churfürsten. Der von Mainz war es in Teutschland, Trier in Gallien und dem Arelatischen (Burgundischen) Reiche; und Cölln in Italien. Der Churfürst von Mainz hat als Erzcanzler in Teutschland zugleich die Reichssiegel und das Reichsarchiv in Verwahrung. Von ihm hängen die Reichscanzley, die Mainzische Canzley auf dem Reichstage und die Kammergerichtscanzley ab. Er hat nicht nur das Direktorium auf dem Reichstage und im Churfürstl. Collegium, wie auch bey dem Wahlgeschäften, sondern er untersucht auch die Reichsgerichts-, schreibt Deputations- und Churfürstentage aus und setzt den Reichs-Vice-Canzler, der seine Stelle bey der Reichshofcanzley zu vertreten hat und alle zur Reichscanzley gehörige Personen. 2) Pfalzgrafen (kommen der von Pfalz; so hiessen ehedem die Kaiserlichen Schlösser) sind heut zu Tage Personen, denen vom Kaiser mittelbahr oder unmittelbahr die Ausübung gewisser Rechte, die man als Vorrechte des Kaisers ansiehet, überlassen werden.

Sie sind von zweyerley Art: 1) Einige können in den Adelstand erheben, und andern die Würde eines Pfalzgrafen mittheilen. 2) Andere können nicht adeln, und keine Pfalzgrafen machen. 3) Seneschall findet blos in Frankreich statt, wo er die vornehmste Gerichtsperson oder Präsident in einer Landschaft ist, unter dessen Nahmen die Urtheile abgefaßt werden. Davon ist unterschieden in Teutschland der Erztruchseß des Reichs, welche Würde dem Churfürsten von Pfalz-

bayern

als 1) den Erzcanzler, oder Erzkaplan, der die Ausfertigung der Urkunden und die Unterzeichnung der geistlichen Reskripte besorgte; 2) der Pfalzgraf, der sich mit den Rechts-Angelegenheiten der Vornehmen und mit den Besetzungen der Aemter und Würden beschäftigte; 3) der Seneschall, oder sogenannte Erztruchses, dem die Anführung der Armee, die Verwaltung der Domanen (Cammergüter) und die Aufsicht über die Küche des Hofs anvertraut war; 4) der Erzmarschall oder Constabel, der die Aufsicht über die königlichen Ställe führte und dabey zugleich der vornehmste Feldherr war; 5) der Erzcammerer, der sich um die Zimmer und die Schatulle, d. h. über die Ausgaben und Einnahmen des Königes bekümmerte und 6) der Erzschenk, der allein das Regiment im Keller führte. Alle diese Hofbedienten saßen zugleich mit dem Könige zu Gericht — war dieser nicht da, so verrichteten seine Dienste die Herzöge und Grafen.

Trotz dem, daß die Könige ihre eigenen Residenzen hatten, so hielten sie sich doch hier weit seltener auf, als auf ihren Landgütern, mit denen sie aber sehr oft wechselten. In die Stadt kamen sie nur an hohen Festtagen, nach Art der Bischöffe und Grossen des Reichs.

Horst. Hatten damahls die Bischöffe schon hohes Ansehen?

Pastor. Das wollt' ich meynen. Durch ge-

---

bayern gehört 4) Erzmarschall des Reichs ist Sachsen 5) Erzcämmerer — Brandenburg und 6) Erzschenk — Böhmen.

wüste Meynungen und Vorurtheile, die ihnen der Aberglaube lieh, wußten sie sich ein entscheidendes Gewicht bey dem Volke zu verschaffen; überdieß waren sie ja in diesen Zeiten die Einzigen, welche mit Kenntnissen in den Wissenschaften ausgerüstet waren und mit der Feder umgehen konnten. Jetzt in unserm erleuchteten Zeitalter könnet ihr zwar alle schreiben — das verstanden aber die Grossen und Herren dieses Zeitraumes gar nicht. Das ist auch die Ursache, daß selbst die Könige und Majores Domus vor den Bischöffen die größte Ehrfurcht bezeigten, denn sie verstanden die Kunst das Volk vermittelst der Religion zu lenken, am besten. Überhaupt ist es sonderbahr, wie die Würde der Bischöffe allmählig einen so entschiedenen Rang gewann. Dem Ursprunge nach, war der erste Bischof, wenn ich mich so ausdrücken darf, Stadtpfarrer zu Rom, dann nach den Lehren der damahligen catholischen Kirche, unmittelbarer Nachfolger des Apostels Petrus, weil, welches jedoch erlogen ist, Petrus in Rom die erste christliche Gemeinde gestiftet haben soll, woher sich noch die Benennungen apostolische Heiligkeit, apostolischer Stuhl herschreiben. Darauf erhob er sich zum Patriarchen der italienischen Kirche und endlich (mit dem Anfang des siebenten Jahrhunderts) zum Generalbischof oder Papst.*)

Die Gewalt der Bischöffe war dem Major Domus unentbehrlich. Einmahl aus jenen noch schon

*) Dieß Wort kommt her von Papa (Vater) weil der Papst für den Vater der Kirche gehalten wird.

bekannten Ursachen, in Rücksicht des Aberglaubens, dann aber auch deshalb, weil die Bischöffe die Bündnisse mit fremden Völkern, die Friedensschlüsse u. s. w. unterzeichnen halfen. Kurz — sie hatten auf alle weltlichen Händel Einfluß. Daraus entstand natürlich eine doppelte Gerichtspflege, nämlich die Reichstäge, auf welchen sich Geistliche und Fürsten mit Staatsangelegenheiten beschäftigten und Kirchenversammlungen, wo man sich blos kirchlichen Sachen widmete.

Hans. Sie sprachen so eben von dem damahligen Aberglauben — worinnen bestand denn der?

Pastor. In mancherley. So erzählte man sich z. B. die ungereimtesten Dinge von Wundern und Erscheinungen der Heiligen; man hielt die Erscheinung eines Cometen, für den Herold irgend eines Unglücks, das sich auf Erden zutragen würde (und leider! mag dieß noch bey manchem Bürger und Bauer in unsern Tagen der Fall seyn, denn nur neulich noch laß ich in den Zeitungen, daß ein berühmter Gelehrter zu Berlin die Feder ergreifen mußte, um dem unverständigen Theile der Welt zu zeigen, daß der geschene Comet nichts als eine Lufterscheinung, auf keine Weise aber der Vorbote des jüngsten Tages gewesen sey.) Zeigten sich Nordstrahlen und Feuerkugeln am Horizont oder in der Luft, so hielt man das für Anzeichen der göttlichen Strafgerichte. Diese thörichten Meinungen benutzten denn die Bischöffe zu ihrem Vortheil, und hielten damit das Volk im Zügel. Selbst die Könige und Fürsten glaubten daran und fürchteten ihre Macht. Sie beschenkten sie

aus diesem Grunde sehr reichlich, damit sie für sie beten sollten, stifteten nach der Zeit Klöster, worinnen sich die Mönche aufhielten, und nach gewissen Regeln lebten, die von solchen Bischöffen oder Geistlichen gestiftet worden waren, die vormahls im Geruche der Heiligkeit gelebt hatten. Die Beschäftigungen dieser Mönche sollten zwar im Beten, Studiren und allerhand Arbeiten, um die Gelehrsamkeit zu befördern — bestehen, allein nur zu schnell arteten viele in dieser Vorschrift ihrer Stifter aus, zogen dem Beten und Studiren eine reich besetzte Tafel, statt der in ihrer Ordensregel bestimmten Mäßigkeit vor und versanken nicht selten in Unarten und Laster, vor denen das Menschenherz zusammen bebte.

Tobias. Hatten denn die Bischöffe keine Obrigkeit?

Pastor. O! ja! sie wurden von den Königen ernannt, und bey Vergehungen gestraft und gerichtet. Wenn auch ja zu weilen das gesammte Volk einen Bischoff wählte, so war dennoch die Wahl nicht gültig, wenn sie nicht vorher von dem König bestätiget worden war. Jede Kirche hatte auch einen von dem König ernannten Schutz- (oder Schirm-) Vogt, der die Güther der Geistlichkeit verwaltete und ihre Sache im Kriege ausmachte, denn damahls war es gar nichts seltenes, daß die Klöster und Stifter von herumstreifenden heidnischen Völkern angefallen und geplündert wurden.

Niklas. Gab es denn zu der Zeit noch viele Heiden?

Pastor. O! genug. Aber die Bischöffe wa-

ren mit Sorgfalt darauf bedacht, sie zu bekehren. Deßhalb sandte man von England und Irrland (wo viele christliche Gemeinden lebten) so genannte Missionairen (Gesandte) nach Teutschland und weiter nach Norden, um das Evangelium zu predigen. Einer von den damahligen berühmtesten Missonairen war ein Engländer, der sich Winfried nannte und nachher den Namen Bonifazius annahm.

Horst. Je! das ist ja wohl der, von dem Sie uns schon neulich erzählten, daß er eine heilige Eiche der Teutschen gefällt habe?

Pastor. Eben dieser. Er gieng auf Veranlassung des Papstes zu Rom nach Hessen und Thüringen und predigte mit ziemlichem Erfolg die sanfte Lehre Jesu, verbesserte nebenbey einige Bisthümer, als das zu Salzburg, Regensburg, Freisingen und Passau, stiftete eine Abtey zu Fulda und im Jahr 745 sogar ein Erzbisthum zu Mainz, dem ganz Schwaben, Franken, Thüringen und Hessen einverleibt ward. Endlich ward er im Jahr 755 von den Friesen ermordet.

Ich habe euch schon am Sonntage gesagt, daß der sittliche Charakter der Teutschen zur der ersten Bekanntwerdung dieser Nation unter den Römern bis auf den Zeitraum (in dem wir in unserer Geschichte stehen) sehr viele von seinen Tugenden verlohren habe. Ich versprach bey unserm zweyten Ruhepunkt euch dieß deutlich zu machen. Wohlan! ich eile zur Erfüllung meines Versprechens.

Die christliche Religion, so mächtig sie auch auf den sittlichen Charakter der Franken wirken mochte,

war dennoch nicht stark genug, sie vor Grausamkeit, Treulosigkeit und falschen Eidschwüren zu bewahren, die damals leider schon sehr im Schwange giengen. Die Leiden zu verhüten, bediente man sich der größten Feierlichkeiten, um ihren Einfluß auf die künftige Glückseligkeit recht anschaulich zu machen, aber trotz dem, gab es genug falsch Schwörende, die diesen Verfügungen lachten. Sonst bedurfte es bey den Teutschen nur eines Wortes, nur eines Händedrucks, jetzt nützten selbst die höchsten Eide nichts mehr, um das heiligste Versprechen vor Bruch zu bewahren. Jene Übel wurden noch durch einen hohen Grad von Wollust erhöhet, die immer weiter um sich griff. Man achtete die ehemahligen Bande nicht mehr, frevelhaft wurden sie zerrissen, einer verführte des andern Weib und die Unschuld fiel öfterer, als je, ein Raub der Verführung. Eben so unbeschliffen waren die Sitten des Umgangs und des gemeinen Lebens. Selbst die Vornehmsten liessen sich darinnen mancherley Fehler zu Schulden kommen. Man zankte, man schlug sich, man sprach pöbelhafte Reden aus — kurz! ein gefälliger, angenehmer Umgang gehörte noch immer sehr unter die frommen Wünsche. Statt dessen waren Jagd und Krieg, oder wenn der letztere nicht im Gange war, wenigstens Kampfspiele der einzige belustigende Zeitvertreib, den man kannte.

Am allerelendesten sah es mit den Künsten und der Gelehrsamkeit aus. Nur die Mönche gaben sich (wie ich euch schon bewiesen habe) damit ab, das Volk lernte nichts, als jagen und die Lanze schwingen. Selbst

die Sprache blieb unbebaut und öde und ihr könnet euch wohl keine rauhere, und holperichtere denken, als die teutsche dieses Zeitalters. Wenn euch mit einem Exempel gedient ist, so stehet es zu Diensten.

Alle. O! ja! ja! recht gern!

Pastor. (aus einem Blatte lesend:) Es sprach David der Sohn Isai, es sprach der Mann, dem es geboten ward, von Christo dem Gotte Jacobs, der vortrefliche Sänger Israelis. Diese Worte würden nach der ehemals teutschen Mundart also heissen: „Quhad David Isais Suum quhad gomman dhe mu izs. Chibodan unaro umbi Christian Jacobes Godes dher archno Sangheri Israhelo."

Peter. (lachend) Je! das klingt ja wie Pohlnisch.

Pastor. Beynahe.

So tief, als die Franken, waren jedoch die übrigen teutschen Völkerschaften in ihren Sitten bey weitem nicht gesunken. Diese bezeigten mehr Ehrfurcht vor Versprechungen, Haltung der ehelichen Treue und Beschützung der Tugenden, durch welche sie sich gegen andere Nationen so sehr zu ihrem Gewinn auszeichneten. Ihre Gesetze und Regierungsform hatte auch keine sonderliche Aenderung erlitten. Noch immer gehorchten die Allemannier, Thüringer und Bayern, welche besonders die Majores Domus hasten, ihren Herzögen, die sie selbst wählten. Nur durch blutige Kriege veranlaßt, welche die Franken mit ihnen führten, mußten sie sich ihnen unterwerfen und in der Folge mithin auch ihre Gesetze ändern. In großem Flor

befand sich bey ihnen jetzt Obst- Wein- und Feldbau, den sie durch Steine, Erdaufwürfe und Lochbäume bezeichneten, damit ein jeder Besitzer sein Eigenthum erkennen möchte.

Am allermeisten hatten sich die Sachsen und Friesen geändert, sie behaupteten noch immer ihre alte Freyheit und führten, um sie zu erhalten, mit den Franken oft sehr blutige Kriege. Sie waren in diesem Zeitraume fast noch alle Heiden, verbrannten ihre Todten, und opferten Menschen. Sie erkannten keinen für seinen König, und regierten sich untereinander durch Fürsprechen, mit denen sie bey Berathschlagungen an einem festbestimmten Ort zusammenkamen, den sie Markio (Mark — Feld) nannten. Unter ihnen befand, noch, wie ehedem, eine dreyfache Classe, die Edlen (Adelinge — Adlichen) Freyen (Frilinge) und Leibeigene.

Handlung und Luxus hatten sich unter der fränkischen Nation schon ziemlich weit ausgebreitet. Die Kaufleute, die nach England, Italien, und Griechenland handelten, brachten aus diesen Gegenden Gewürze, Weihrauch, ante Steine, seidene Waaren und andere kostbahre Sachen mit. Durch dieses Gewerbe der fremden und einheimischen Kaufleute änderte sich auch die Landestracht. Ihr kennt aus meinen vorigen Erzählungen die Kleidung der Teutschen; damahls trugen sie nur leicht zusammengenähete Fälle, jetzt bedienten sie sich enger Röcke und langer Beinkleider, sie hatten sogar Mäntel, Mützen und Stiefeln. Aber damit waren die Vornehmern nicht einmahl zufrieden; diese ließen sich Kleider zur Pracht und zum Staate

aus seidenen Stoffen verfertigen, näheten Edelgesteine auf die Mützen und bordirten die Gewänder mit Gold und Silber.

Wir gehen nun auf den dritten Zeitraum der teutschen Geschichte über. Um die Darstellung desselben mit dem vorhergehenden gehörig zu verknüpfen, ist es nur noch nöthig, daß ich euch die dem fränkischen Reiche angrenzenden Völker nenne, mit denen es allmählig in Krieg verwickelt wurde. In dem obern Italien herrschten gegen die Mitte des achten Jahrhunderts die Longobarden, eine wilde, nach Eroberungen dürstende teutsche Nation; in dem untern Theil dieses Landes die Griechen; in Spanien die Araber oder Saracenen (die diesen Nahmen führten, weil sie die Sara, Abrahams Weib, für ihre Stammutter hielten) in England die Sachsen; in Ungarn die Avarier; in Polen einige slavische Völkerstämme und in Dannemark die Normänner.

Teutschland unter den Carolingern von 752 — 919.

So sehr die Franken vorher, als die Majores Domus den Zügel der Regierung an sich rissen, das Geschlecht des großen Pipins hasten und dagegen die Nachkommen ihres tapfern Königs Chlodewich liebten; mit eben so süsser Bewunderung hiengen sie jetzt an der weisen Regierung Pipins des Kurzen. Es wäre diesem Manne itzt sehr leicht geworden, sich den Titel eines Königs der Franken anzumassen; dennoch scheuete er aus mehr als einem Grunde diesen verwegenen Schritt und dachte vielmehr vor der Hand dar-

auf, um ſich in dem Zutrauen des Volkes feſter zu ſetzen. Darinnen ſtand ihm der von allen ſo ſehr geſchätzte Erzbiſchof Bonifazius treflich bey; dieſen machte der Papſt Zacharias, der itzt den päpſtlichen Stuhl einnahm, mit allen den Vorzügen vertraut, die Pipin zum Vortheil gegen die vorhergehenden ſchlechten fränkiſchen Könige auszeichnete. Und da der Papſt grade mit dem König der Longobarden Aſtulf, der ſich der Stadt Ravenna in Italien bemächtigt und Rom ſelbſt anzugreifen gedrohet hatte, in Krieg verwickelt war, ſo kam ihm Bonifazius Schilderung von Pipins tapferm Geiſte ſehr zu ſtatten. Er ließ Pipinen ſeine Freundſchaft verſichern, und ſetzte den Wink hinzu, ob es der Würde eines künftigen Beſchützers des päpſtlichen Stuhls nicht angemeſſener ſey, wenn ſich dieſelbe ſtatt eines Major Domus in eine königliche verwandele? Dieſen Wink benutzte Pipin. Er verſammelte (im J. 752) die Franken, und machte ſie mit den Wünſchen des Papſtes bekannt. Wenig Mühe koſtete es ihm, die ganze Nation für ſich zu gewinnen. Kurz — Bonifacius ſalbte ihn unter dem Jauchzen des Volks zum König.

Säuberlich. Wo blieben denn nun die eigentlichen fränkiſchen Könige Childerich und ſein Sohn Theuderich?

Paſtor. Ein Glück für beyde war es, daß es ſchon Klöſter gab. Sie wurden Mönche und entſagten willig der Crone, für die ſie kein Talent hatten.

Papſt Zacharias ſtarb. — Stefan III. beſtieg den päpſtlichen Stuhl. Aber es ward ihm nicht

wohl zu Muthe, da die Longobarden immer tollkühner und verwegener wurden. Sie droheten, wie ich euch schon gesagt habe, Rom selbst anzugreifen. Dem griechischen Kayser, der leider! weniger, als der Papst bedeutete, indem dieser auf die Herzen des Volks schon weit mehr Einfluß hatte, ward bange, als ihn die Römer um Schutz gegen den kühnen Astulf baten. Er schlug seine Hülfe aus, vermuthlich, weil er selbst ohnmächtig genug war. Darauf wandten sie sich an den neuen fränkischen König. Pipin versäumte keinen Augenblick, ihren Wunsch zu erfüllen, da er schon lange auf eine Gelegenheit gelauert hatte, um die Longobarden zu züchtigen, überdieß glaubte er sich dem Papste durch einen solchen Dienst am verbindlichsten zu machen. Stefan III. hörte kaum diese fröhliche Botschaft, als er sich selbst auf den Weg begab, um in eigener Person den fränkischen König für sich zu gewinnen. Als er nun an seinem Hofe erschien, bestreuete er sein Haar mit Asche, zog ein schlechtes Gewand an, fiel Pipin zu Füssen und bat ihn in der demüthigsten Stellung um Schutz gegen den Feind. Ihr könnet leicht denken, meine Freunde! wie sehr dies dem ehemaligen Major Domus schmeichelte! Er hob den Papst auf und versprach ihm ohne Bedenken nochmahls Hülfe gegen die Longobarden. Aus Dankbarkeit für die Leistung dieses Versprechens salbte der Papst Pipinen zum zweytenmahl zum König der Franken, beschenkte ihn auch nebst seinen Söhnen mit dem Titel eines römischen Patricius.

Wenzel. Den Ausdruck versteh' ich nicht, lieber Herr Pastor!

Paſtor. Patricius hieß in dem alten Rom ein Bürger, deſſen Väter und Vorfahren im Senate (Rath) geſeſſen hatten; es bedeutete alſo die höchſte öffentliche Würde. Heut zu Tage nennt man Patricier den Stadt-Adel in Reichsſtädten.

Pipin fiel bald darauf mit großer Heeresmacht in das Land der Longobarden ein und belagerte die Stadt Pavia, worinn Aſtulf haußte. Als dieſer gegen die unüberwindliche Macht ſeines Feindes nichts vermogte, ſo ſchloß er im J. 753. mit ihm Frieden und verſprach, nicht nur die eroberte Stadt Ravenna zu räumen, ſondern auch die andern Städte herauszugeben. Pipin machte dem Papſt vorlaufig ein Geſchenk damit, welches dieſer mit Freuden annahm. Doch Aſtulf zögerte, als Pipin ſchon lange Italien verlaſſen hatte, mit der Ablieferung der neuen Schenkung. Ja! er war unbeſonnen genug, den Frieden zu brechen und Rom aufs neue zu bedrohen. Erſtaunt hörte Pipin die Nachricht von dieſer neuen beyſpielloſen Verwegenheit. Im Grimm eilt er aufs neue nach Italien, um den Uebermüthigen Gehorſam zu lehren. Aſtulf ſtand vor Rom und glaubte, ganz ſicher, Pipin werde ſich hier mit ihm meſſen wollen, doch weit gefehlt! — Die Franken, welche gehört hatten, daß Pavia faſt ganz ohne Beſatzung ſey, eilten nach der Hauptſtadt und zwangen durch dies Mittel die Longobarden zum abermahligen Frieden, worinnen dem König Aſtulf befohlen ward, nicht nur die eroberten Städte als Rimini, Fano, Peſaro, Sinigaglia, Forli u. ſ. f. herauszugeben, ſondern auch den rückſtändigen Tribut zu bezahlen, den die Longobarden ehedem dem fränkiſchen

Reiche gezinst hatten. An diesen Frieden knüpfte sich der Krieg mit den Sachsen, den Pipin im J. 758. nachdrücklicher fortsetzte. Er besiegte dies Volk mit gleichem Glück der Waffen, und legte ihnen einen jährliche Zins von 300 Stück Pferden auf.

Hier, meine Lieben! hebt sich der erste Zeitpunkt in der Geschichte an, wo sich die römischen Päpste in weltliche Händel zu mischen begannen. Hätte Pipin zu der Zeit die traurigen Folgen vorausgesehen, die sein Geschenk bewirken würde, er möchte wohl eher Stefan III. als die Longobarden bekriegt haben.

Nach einer Reihe von Siegen, die Pipin über die Sachsen, Slaven und Baiern davon trug, starb er endlich im J. 768. im 17ten Jahr seiner weisen Regierung, von seinen Unterthanen und Kindern innig betrauert. Klein war sein Körper, aber groß und erhaben sein Geist. Er verstand die große Kunst des Regenten, seinen Unterthanen neben der Liebe zugleich Furcht einzuflößen, und war immerwährend bemüht, die Grenzen seines Reichs mit Eroberungen zu erweitern und seinen Nahmen, den seine Zeitgenossen mit Achtung aussprachen, unsterblich zu machen.

Er hinterließ als Thronerben zwey Söhne, Carl und Carlmann. Sie theilten sich in das Reich. Der letztere erhielt Austrasien und der erste Neustrien. Kaum war diese Theilung berichtiget, als Carlmann erst einsehen zu müssen glaubte, daß er damit nicht zufrieden seyn könnte. Die Ursache seines Mißmuths mochte er aber wahrscheinlich selber nicht kennen — vielleicht war es nur Mißgunst, was ihn so denken hieß, da Carl, sein Bruder, mit vielem Glücke die Gascogner

und Aquitanier, die an den Ufern der Garonne wohnten und welche ſich gegen den neuen König empörten, beſiegte — indeſſen er zu wenig Herz hatte, weder gegen ſeinen Bruder noch gegen andere Widerſachern neues zu unternehmen. Ohne Ruhm ſtarb er ſchon im Jahr 771, und hinterließ eine Wittwe mit zwey Söhnen, welche ſich gleich nach dem Tode ihres Gemahls zu ihrem Vater, dem longobardiſchen König Deſiderius, wandte. Carl ward nun zum alleinigen Beherrſcher des fränkiſchen Staates erwählt.

Niklas. Waren denn die Longobarden mit den Franken jetzt wieder Freunde?

Paſtor. Ja! den größten Beweis davon gab Carl ſelbſt, denn er vermählte ſich mit der zweyten Tochter des Deſiderius. Bey der Eheſtiftung machte ſich Carl noch beſonders verbindlich, ſeine Gattin nie zu verſtoßen, wiewohl das der Papſt Steſan IV. gleich Anfangs gern geſehen hatte, da er überhaupt mit dieſer Heyrath gar nicht zufrieden war, indem er die Longobarden haſſte und ſie oft eine treuloſe und niedrige Nation nannte.

Tobias. Hielt denn Carl Wort?

Paſtor. Leider! nein. Er verſtieß ſeine Gattin und beſchuldigte ſie der Unfruchtbarkeit. Die Verſtoßene eilte mit Thränen zu ihrem Vater und Deſiderius — glühete nach Rache. Voll heimlichen Grimms wandte er ſich an den Papſt Hadrian, und bat ihn, daß er Carlmanns Söhne für Könige der Franken erklären möchte. Doch der Papſt, auf den ſich überdies der Haß ſeines Vorgängers Steſan III. fortgepflanzt hatte, verſagte ihm dieſen Wunſch, wahrſcheinlich aber

noch mehr in der Absicht, um sich den mächtigen König Carl nicht zum Feinde zu machen. Desiderius Rache wuchs. Aufgebracht über diese kalte Behandlung zog er mit einem mächtigen Heer aus und besetzte das der römischen Kirche gehörige Gebiet. Dadurch wurde Hadrian veranlaßt, bey Carl Hülfe zu suchen. Dieser sagte sie ihm zwar zu, dennoch suchte er vorher noch zwischen Desiderius und dem Papste einen Vergleich zu stiften. Seine Absicht blieb ohne Frucht. Desiderius schlug den Vergleich hartnäckig aus und bewog Carln, Pavia zu belagern. Ueberdies erklärte der Papst den Desiderius in die Acht, um von seiner Seite ebenfalls zu thun, was er vermochte.

Carl eroberte Pavia nach einer zwölfmonatlichen Belagerung im J. 774. nachdem er den Beschwerden des Winters kühn getrotzt hatte, und erhielt Desiderius gefangen, doch sein Sohn Adalgis floh nach Constantinopel, wo er bey dem griechischen Kayser Schutz suchte, ihn aber nicht fand.

Tobias. Was machte denn Carl mit dem gefangenen Desiderius?

Pastor. Er ließ ihn in ein Kloster zu Corvey einsperren, wo er auch starb. — Auf diese Weise zertrümmerte und unterwarf sich Carl das longobardische Reich, nachdem es zweyhundert und sechs Jahr geblühet hatte.

Niemand hatte das Ende dieses dem geistlichen Staate so furchtbahren longobardischen Staates schnlicher gewünscht, als der päpstliche Stuhl. Voll Entzücken eilte deshalb Hadrian dem Ueberwinder Carl, als er nach Rom kam, entgegen. Er war eben in der

berühmten Peterskirche (wo die Päpste begraben liegen) als Carl mit seinem Gefolge eintrat. Indem ihn nun der Papst auf dem Grabe Petri, wo sie sich beyde ewige Freundschaft schwuren, umarmte, sang die Gemeinde: „Gelobet sey der da kommt im Nahmen des Herrn!“ Carl bestätigte aus Uebermaaß des Entzückens über diesen feyerlichen Empfang die Schenkung seines Vaters Pipins, die jener, wie euch bekannt ist, dem päpstlichen Stuhl vermacht hatte.

Carl war nun als Besitzer des longobardischen Reiches, der mächtigste Regent in Italien. Da ihn der Papst öffentlich zum Schirmvoigt (Schutzherrn) des päpstlichen Stuhles ernannt hatte, so gerieth der Kayser zu Constantinopel, welcher dies bisher gewesen war, ganz in Vergessenheit. Trotz dem, daß Papst Gregor II. nicht so feurig wie sein Vorgänger für Carl eingenommen war, so bestätigte doch sein Nachfolger Leo III. (im J. 795.) das ihm ertheilte Ansehen, welches er dadurch bewieß, daß er ihm die Schlüssel zum heiligen Grabe und die römische Stadtfahne schickte. Dieses Verfahren und noch andere Ausschweifungen des Papstes schienen einige vornehme Römer zu mißbilligen, denn sie überfielen ihn mit mehrern Verschwornen bey einer Prozession und würden ihn da gewiß sehr unsanft behandelt haben, wenn er sich nicht durch eine schleunige Flucht gerettet hätte. In Rom nicht mehr sicher, gieng er nach Frankreich, um bey Carln Schutz zu suchen. Er traf ihn jedoch nicht an, da er mit den Sachsen in Krieg verwickelt, damahls grade in Teutschland und zwar in der Gegend des heutigen Paderborns war. Der König empfieng ihn sehr freundschaftlich.

ſchaftlich, hörte die Beſchwerden an, die Leo III. gegen die Römer vorbrachte und verſprach ihm mit Hand und Mund, ihn in ſeine Würde wiederum einzuſetzen.

Herſt. Geſchah dies auch?

Paſtor. Ja! Carl gieng nach Italien, ſtrafte Leos Feinde mit Härte und beſtätigte ihn von neuem in ſeiner Würde auf das feyerlichſte, nachdem Leo vor dem Hochaltare der Peterskirche die Unwahrheit aller Beſchuldigungen ſeiner Feinde beſchworen hatte.

Für ſolche Beweiſe der uneigennützigſten Freundſchaft glaubte der Papſt dankbahr ſeyn zu müſſen. Er brachte es in einer Verſammlung der Oberhäupter der Stadt Rom ſehr leicht dahin, daß man den Entſchluß faßte, dem mächtigen König der Franken eine noch höhere Würde zu verleihen. Allerdings ſchmeichelte dies den Römern, zumahl da es von ihnen abhangen ſollte, ihm dieſelbe zu geben. Als daher Carl am Weihnachts-Abende des Jahrs 801 in der Peterskirche betete, ward er plötzlich von dem Papſt gekrönt und von dem römiſchen Volke zum Kayſer ausgerufen. Jener ſetzte noch die Worte hinzu: „Es lebe der große und friedliebende Kayſer Carl!“ Von daher ſchreibt ſich der Beynahme: der Große, den er auch in der That mit vollem Rechte verdiente.

Kaum war dieſe Ceremonie zu Ende, als ſich eine neue anhob. Carl ſetzte ſich nämlich auf einen prachtigen Thron, vor dem ihm der Papſt ſeine Ehrerbietung bewieß. Man überreichte ihm den kayſerlichen Schmuck und fuhr ihn im Triumph nach ſeinem Pallaſt zurück.

Säuberlich. Aber nun bin ich doch begierig, was der Hof zu Conſtantinopel dazu ſagte?

Paſtor. Hm! was wollt' er ſagen? Allerdings kam ihm die neue Crönung ſehr ungelegen, denn was ließ ſich von einem ſo mächtigen Kayſer, als Carl der Große war, nicht alles zum Nachtheil des griechiſchen Kayſerthums erwarten? Die Kayſerin Irene, die zu der Zeit auf dem Throne ſaß, ſuchte ihre Herrſchaft durch eine Verbindung mit Carl dem Großen zu befeſtigen und wer weiß, ob dieſer nicht ſelbſt dies Mittel, um beyde Reiche zu vereinigen, mit Vergnügen ergriffen haben würde, wenn jene nicht von den Großen ihres Staates, die eine ſolche Vereinigung nicht wünſchten, in ihren Planen geſtöhrt und ſogar abgeſetzt worden ware. Nicephorus, Irenens Oberſchatzmeiſter, beſtieg nach ihr den Thron und war klug genug, Carln in der ihm beygelegten Kayſerwürde zu beſtätigen.

Wir gehen jetzt um einige Jahre zurück. Carl führte mit den Arabern, welche einen Theil Aſiens, die mitternächtlichen Küſten von Africa und beynahe ganz Spanien beherrſchten, Krieg; der arabiſche Prinz Abdarahmann war König in Spanien, allein ſein Stolz und ſeine übrigen Laſter miſſielen den Großen ſeines Reichs. Sie riefen Carln zu Hülfe, um ihm von dieſem den rechten Weg zeigen zu laſſen. Carl, der ſein überdem mächtiges Reich mit neuen Beſitzungen bereichern zu müſſen glaubte, folgte dieſem Rufe, gieng im Jahr 778 über das Gebirge, die Pyrenäen, eroberte die Städte Saragoſſa und Pamplona und ſchritt ſiegsvoll, da ſich ihm keine Macht entgegen ſtellte, bis an den Ebro fort. Die Einwohner des Landes ſtaunten die Größe Carls an und bewunderten ſeine Tapferkeit. In kurzer Zeit huldigten ſie ihm alle.

Müller. Gieng es denn so ganz ohne Blutvergießen ab?

Pastor. So ganz doch nicht. Denn als das Heer, welches einer der berühmtesten Generale der damahligen Zeit, **Roland** *, der ein Sohn Carls des Großen gewesen seyn soll, anführte, zurückzog, wurde es von den Arabern im Thale von Roncevaux (Rongsero) in den Pyrenäen überfallen und gänzlich geschlagen. Indeß wußte ein Mann, wie Carl, sich bald zu helfen; er ergänzte sein Heer, und war zufrieden genug, daß er manches zu Verbesserung der Christen in Gallizien, Asturien und Biscaja in diesem Feldzuge bewerkstelligen hatte. Sein Sohn **Ludwig**, König von Aquitanien (so nannte man das Stück von dem heutigen Frankreich, welches zwischen den Pyrenäen, der Loire und dem atlantischen Meere liegt) führte jedoch den Krieg mit den in Spanien wohnenden Arabern so lange fort, bis die Franken die von dem pyrenäischen Gebirge an bis zum Ebro liegende Bezirke begründet hatten. Carl setzte darauf den ersten **Mark-** oder **Grenzgraf**, welcher die Oberaufsicht führte. Man nannte es daher die spanische Mark.

Wichtiger, als dieser Krieg mit den Arabern, war der, den Carl mit den Sachsen führte. Dieses Volk, das sich, vermöge ihrer Wohnplätze, in verschiedene Classen theilte, war noch eben so wild und ungebil-

*) Eine Statue von Roland, dem die Alten eine unermeßliche Stärke und Größe zuschrieben, sieht man am Rathhause des Städtchens Belgern bey Torgau und auch in Alt-Brandenburg.

det, aber auch noch eben ſo unverdorben in ihren Sitten, als ehemahls. Sie hatten die ehemahligen Wohnſitze der Franken am Niederrhein eingenommen, welche ſich von der Elbe bis zum Rhein, von der Nordſee bis zum Harz und dem Weſterwalde erſtreckten. Zwiſchen der Elbe und Weſer wohnten die Oſtphalen; zwiſchen der Weſer und dem Rhein die Weſtphalen. In der Mitte die Engerer, welche mit denen, nach Brittannien gewanderten Angeln, verwandt waren. Noch eben ſo frey wie ſonſt, wußte ſich dieſe Nation in ihrer urſprünglichen Unabhängigkeit zu erhalten. Einfach, wie ihre Sitten, waren auch ihre Einrichtungen, ihre Regierung und ihre Wohnplätze; Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Räuberey auf der See, die Gewerbe, denen ſie ſich unausgeſetzt widmeten. Jeder Hausvater hatte ſeine eigene Hütte und an derſelben einen kleinen Garten und ſein Feld. Die Grenzen des Landes blieben unbeſetzt, nur an den Grenzflüſſen und Hauptſtraßen fand man Schlöſſer, unter denen ſich Siegburg, Eresburg, Bruniberg und Sachſenburg vorzüglich auszeichneten. Von einem König wußten ſie nichts; gab es Krieg, ſo ließen ſie ſich von einem dazu gewählten Heerführer beherrſchen, deſſen Macht jedoch nur ſo lange dauerte, bis der Krieg geendet war. Solche Heerführer brauchten ſie denn nun freylich immerwährend, denn da ſie von Natur ein höchſt unruhiges Volk waren, das nichts heftiger liebte, als Krieg und Waffen, ſo lagen ſie auch mit ihren Nachbahren unaufhörlich in Streitigkeiten.

Dieß misfiel den herrſchſüchtigen Franken. Um ihre Macht auch über die Sachſen auszudehnen, faßte

Carl den Entschluß, die Waffen nicht eher niederzulegen, bis er sie zum Christenthum gebracht und die Neubekehrten der fränkischen Monarchie unterwürfig gemacht haben würde. Die ersten Anstalten zu diesem Kriege traf er schon im Jahr 772 in einer zu Worms gehaltenen Reichsversammlung. Die Bischöffe, die hier gegenwärtig waren, billigten seinen frommen Entschluß (wie sie es nannten, denn sie hofften dadurch selbst viel zu gewinnen) und scheueten keine Beredsamkeit, ihm diesen Krieg als höchst wichtig und nothwendig darzustellen. Der Feldzug ward zwischen der Diemel und Weser eröfnet und in Paderborn stand Carl im Hauptquartier. Die Franken siegten und eroberten die Eresburg (bey Stadtberg in Westphalen) und zerstörten die berühmte Irmensäule, welcher die Sachsen göttliche Verehrung erzeugten.

Müller. War diese nicht dem tapfern Herrmann zum Andenken errichtet worden?

Pastor. Ganz recht! — Die Sachsen, die im südlichen Theile des westphälischen Kreises wohnten, demüthigten sich zwar vor Carl, doch nur verstellt, da sie es ihm nicht vergessen konnten, daß er ihnen ihre Freyheit und Unabhängigkeit zu rauben suchte. Denn als er sich im Jahr 774 in Italien befand, jagten sie die von ihm in die Eresburg und die andern eroberten Festungen gelegte Garnisonen und Priester, welche die Überwundenen zum Christenthum zu bekehren suchten, wieder aus ihrem Lande heraus und zerstörten alles, was Carl gestiftet hatte. Carl sah wohl ein, daß hier ein einfaches Zwangsmittel zu schwach sey, um die Abtrünnigen zu züchtigen und dachte auf ein

kräftigeres, um ſie auf immer zum Gehorſam zu bringen. Er ließ daher im Jahr 775 zu gleicher Zeit drey Heere gegen die weſtphäliſchen Sachſen ausrücken. Einer ſolchen Macht konnten die Verbündeten nicht widerſtehen; ſie unterwarfen ſich. Eine Zeit lang hielten ſie ſich ziemlich ruhig. Aber nur zu bald ließen ſie ihrem alten Groll aufs neue den Zügel ſchieſſen, denn als ſie auf Carls Befehl vereint mit den Franken auszogen, um die Slaven anzugreifen, ſo erklärten ſie ſich auf einmahl für Feinde des Kayſers, umringten die fränkiſchen Soldaten, von denen ſie ſich wie ein Blitz trennten und hieben faſt das ganze Heer zu Boden. Dieſe beyſpielloſe Treuloſigkeit entflammte den Zorn des Kayſers aufs höchſte. Er fiel aufs neue in ihre Länder ein und zwang ſie, ihm 4500 von denjenigen auszuliefern, die es gewagt hatten, ſeine Soldaten, wie Meuchelmörder, anzufallen. Durch ſeine Macht gezwungen, erfüllten ſie ſeinen Befehl. Und nun übte der Kayſer das Vergeltungsrecht, und ließ ſie ebenfalls tödten. Darüber ergrimmten die ſämtlichen Volkerſtämme der Sachſen dermaſſen, daß ſie jetzt vereint und wüthender als jemahls zu den Waffen griffen. Einer ihrer vornehmſten Anführer war Wittekind, ein gebohrner Weſtphale, welcher ſich mit einem andern Fürſten, Albion, verband und mit einem mächtigen Heer dem Kayſer entgegen trat. Dennoch ſiegte Carl aufs neue, Wittekind — ließ ſich taufen und unterwarf ſich, jedoch mit der Bedingung beym Friedensſchluß zu Selz in Elſaß 803, den Franken, daß ſein Volk nach wie vor ſeine alten Freyheiten und Geſetze beybehalten dürfte, welches

ihm auch gewährt ward, da er sich besonders anheischig machte, den Bischöffen ihren Zehnten zu geben und mit den Franken eine Nation auszumachen. Carl stiftete hierauf viele Bisthümer und setzte Bischöffe hin. So entstanden die Bisthümer Osnabrük, Paderborn, Münster, Verden, Minden und Hildesheim.

Nachdem nun der unüberwindliche Held die an den sächsischen Grenzen wohnenden Slaven, Böhmen und Sorben, die es ihren unruhigen Nachbahrn gleich thun wollten, gedemüthiget hatte, griff er auch die Normänner an, die Schleswig, Jütland und Norwegen beherschten. Besonders war Gottfried, König in Jütland, eifersüchtig auf Carls Siege. Um mit ihm auf eine gute Manier Händel anzufangen, bekriegte er die Obotriten, eine wendische Nation, die wegen ihrer Tapferkeit gegen die Sachsen vom Kayser mit vielen sächsischen Ländereyen beschenkt worden war, zerstöhrte ihre Handelsstadt Rorich und zwang ihnen das Versprechen eines jährlichen Tributes ab. Dazu konnte ein Mann wie Carl nicht lange still schweigen. Um den Übermüthigen zu züchtigen, zog er aus — doch das Schicksaal entzog ihn seiner Rache. Gottfried ward ermordet, und sein Bruder Hemming söhnte sich mit Carln aus, schloß einen Frieden und machte die Eyder zur Grenze beyder Länder! Zur Sicherheit legte Carl an dem mitternächtlichen Ufer der Elbe die feste Burg Hochbuch (das heutige Hamburg) an.

Auf diesen Krieg mit den Normännern folgte unmittelbahr ein anderer, (denn Carls Leben war

eine ewige Kette von Kriegen) nämlich der, mit den Bayern. Diese Nation stammte von den Allemannen her, mit deren Sitten und Gebräuchen sie ungemein viel Ähnlichkeit hatte. Sie hatte ihre eigene Herzöge, unter denen auch der junge Thassilo sich befand, ein Mann, der mit Carl aufgewachsen und sein Vetter war, denn seine Mutter war Carls Schwester. Beyde Regenten lebten anfänglich in ziemlicher Eintracht. — Dennoch konnte Carl nicht umhin, seinen jungen Vetter bisweilen fühlen zu lassen, daß er mächtiger als er sey und daß es ihm wenig kosten würde, ihn und sein Herzogthum unter fränkischen Gehorsam zu beugen. Thassilo bezeugte Anfangs viel Geduld und ließ sich alles gefallen. Indessen sank sein Vertrauen gar sehr, als ihn Carl gegen seinen Schwiegervater Desiderius, den König der Longobarden aufforderte. So sehr ihn dieß auch schmerzte, so sah er sich dennoch gezwungen, zu gehorchen, ja! sein Verdruß erreichte den höchsten Grad, als er Carl zu Worms sogar den Eid der Treue schwören und diesen Eid zugleich mit zehn Geiseln verbürgen mußte. Eine Zeitlang schwieg er noch, und arbeitete nur in stillem, jenen ihm fast abgezwungenen Eid mit dem Schwerdt in der Faust zurückzufordern. Die Gelegenheit hierzu fand sich sehr bald, denn sein Schwager Adalgis, der wie euch bekannt ist, an den Hof zu Constantinopel geflüchtet war, als sein Vater Desiderius die Schlacht verlohr, verband sich heimlich mit ihm und wußte zugleich Mittel zu finden, sich die Avaren zu seinen Absichten geneigt zu machen. Carl erfuhr dieß alles haarklein wieder und

traf dagegen wie billig seine Gegenanstalten. Er rückte gegen den Thassilo aus — und diesem, der von den mehresten seiner Vasallen, auf die er im Leben und Tod gerechnet hatte, verlassen wurde, blieb nichts übrig, als sich zu demüthigen und um Gnade zu bitten. Carl verzieh. Doch Thassilo wagte noch einmahl sich zu empören. Nun rief ihn der Kayser (im Jahr 788) nach Ingelheim auf den Reichstag, beschuldigte ihn hier des Hochverraths und verdammte ihn zum Tode. Thassilo und seine wenigen Anhänger baten flehendlich um Milderung des Urtheils. Was wollte Carl thun? Er schrieb Thassilos Empörungssucht mehr auf Rechnung seiner Unbesonnenheit und um selbige etwas milder durchschlüpfen zu lassen, dictirte er ihm das Schicksal seines Schwiegervaters Desiderius, d. h. er ließ ihn im Kloster sterben. Auf solche Art verwandelte Carl das Herzogthum Bayern in eine Provinz seiner Monarchie. Die Avaren genossen ein gleiches Loos. Denn da ihr Anschlag mit dem Herzog Thassilo nicht gelungen war, so dachten sie auf andere Mittel, sich von der fränkischen Monarchie unabhängig zu machen. Sie hielten sich, um das Wagstück auszuführen, selbst für mächtig genug, fielen in Franken ein und bedrohten Carls Eigenthum mit gewafneter Faust. Dieser rüstete sich und trieb sie bis nach Hungarn hinein (denn die Avaren wohnten unter der Ens in Österreich.) Der gröste Theil der Armee empfand die Schärfe der fränkischen Schwerdter — ein anderer gelobte Unterwürfigkeit und Treue. Nun vereinigte Carl Österreich unter der Ens mit dem ob der Ens und so entstand das Ostland (oder Österreich.) Auf diese Art,

meine Lieben! bildete Carl der Groſſe ein Reich, das ſich von der Eyder und Elbe bis an den Raab in Hungarn und den Ebro in Spanien erſtreckte, ein Reich, das den jetzigen öſterreichiſchen Staat wenigſtens dreymahl an Gröſſe übertraf. Und dieſes Reich regierte er mit Zuziehung weniger Rathe ganz allein. Denn gröſtentheils handelte er ſelbſt und that, nicht das, was ſeine Reichsſtände wollten, ſondern das, was er ſelbſt für gut befand. Die Herzöge, die bis auf die gegenwärtige Zeit an der Spitze der teutſchen Völker geſtanden hatten, entlieſs er ihrer Würde und regierte die Provinzen durch Mark-Grafen. Damit nun dieſe in ihrer Pflicht getreu ſeyn möchten, muſsten gewiſſe dazu ernannte Commiſſarien, welche herzogliche Gewalt beſaſſen, von Zeit zu Zeit ihre Ämter unterſuchen, und die Mißbräuche beſtrafen.

Wahrlich! lieben Freunde! Carl war ein ſeltener, bewunderungswürdiger Fürſt und in jedem Fache (er mochte nun als Monarch, oder als Hausvater erſcheinen) gleich groſs. Er miſchte ſich in alles, weil er von allen ſprechen, von allen urtheilen konnte. Er bekümmerte ſich auch, trotz ſeiner unüberſehbaren Regierungsſorgen um jede Kleinigkeit. Seiner Aufmerkſamkeit war nichts zu gering. So wollt' er zum Beyſpiel nicht allein wiſſen, wie viele Kühe monatlich auf ſeinen Gütern gekalbt hatten und wie viele Eyer die Hühner legten — ſeht da! Freunde! den erſten Bauer, der ſich ſelbſt um die Kleinigkeiten ſeiner Wirthſchaft bekümmerte. Er unterſtützte nicht nur den Landbau, ſondern auch Handwerker, Profeſſioniſten aller Art, Weber und Spinner, Gold- und Silberarbeiter,

Mahler und Bildhauer. In Ingelheim und Aachen führte er koſtbahre Palläſte auf, und errichtete in dem letztern Orte warme Bäder. Metalle und Mineralien lieferten ihm die Bayeriſchen Bergwerke und Steuermark und Böhmen das Eiſen — Gold ließ er aus dem Sande des Rheins waſchen. Mehr als jemahls blühete unter ſeiner Regierung der Handel, für den man gewiſſe Grenzorte beſtimmte, von wo aus er betrieben ward. Darunter waren die Hauptſtädte Lorſch, Regensburg, Magdeburg, Halle und Erfurth. Auch die Juden fanden Schutz bey ihm, und erhielten die Erlaubniß in Mainz, Cöln und Trier Synagogen (Judenſchulen) zu bauen. Um den Handel noch mehr auszubreiten, führte er durch das ganze Reich gleiches Maas und Gewicht ein und unterſagte die unbillige Vermehrung der Zölle. Das Getraide durfte nie höher und tiefer, als er's erlaubte verkauft werden.

Dem geiſtlichen und weltlichen Regiment zum Beſten, entwarf er gewiſſe Verordnungen, die er Capitularien nannte, weil ſie in Capitel eingetheilt waren. Sie bezogen ſich hauptſächlich auf das Kirchenweſen und auf die Landescultur.

Niklas. Können Sie uns nicht einige davon ſagen?

Paſtor. O! ja. So hieß es unter andern: „Hat ein Prieſter mehr als ein Weib; hat er Chriſten oder Heidenblut vergoſſen, er ſoll abgeſetzt werden. — Mörder oder andere Verbrecher ſollen in den Kirchen keinen Schutz mehr finden. — Räuber verliehren zum erſtenmahl ein Auge, zum zweytenmahl die Naſe, und

zum drittenmahl das Leben. — Die Richter, wenn ſie die Sachen der Unmündigen und Waysen hören ſollen, dürfen während der Gerichtszeit nicht ſchmauſen und jagen. — Unbekannte Nahmen von Engeln ſollen nicht genannt werden, ſondern allein die, welche bekannt ſind, als Michael, Raphael und Gabriel, und ſo weiter."

Beſonders wandte Carl ſein Augenmerk auf die Verbeſſerung des Gottesdienſtes. Er ſchafte die lateiniſchen Geſänge und Gebete ab, und führte dagegen die teutſchen ein, ſorgte für richtige Abſchriften der heiligen Schrift und für eine beſſere Bearbeitung der Legenden (Lebensbeſchreibungen) der Heiligen. Die Geiſtlichen befreyete er von allen Abgaben und Geſchäften, die mit ihrem Amte nicht zuſammen hiengen, und ermahnte ſie zu einem tugendhaften Lebenswandel. Er pflegte deshalb zu ſagen: „Es iſt ſchön, wenn in der Kirche gut geſungen und geleſen wird, aber wenn eines fehlen muß, ſo iſt ſchlechter Geſang erträglicher, als die üble Aufführung der Prieſter. Schöne Kirchen ſind nützlich, aber gute Sitten noch beſſer."

Zu Carls weiſen Geſinnungen trug ſein Lehrer Alcuin, der von dem Erzbiſchof Eckbert zu York gebildet worden war und welchen er in Italien hatte kennen lernen, ſehr viel bey. Dieſer Alcuin unterrichtete ihn in mancherley nützlichen Kenntniſſen. Aus Dankbarkeit ſchenkt' er ihm in der Folge die Abtey des heiligen Martins bey Tours, wo er bis an ſeinen Tod junge Leute unterrichtete. Ein anderer junger Mann, ebenfalls Alcuins Schüler war Eginhard, Carls geheimer Schreiber, oder Secretär, der ſich

so fest in seine Gunst zu setzen gewußt hatte, daß er ihm seine Tochter, Emma, ein schönes Mädchen, welches sich trotz seiner unansehnlichen Gestallt, in ihn verliebte, zur Ehe gab. Überhaupt hatte Carl mit seinen Töchtern (wenn es auf Vermählungen höherer Art ankam) nicht sonderlich Glück, denn die zweyte, Bertha, heyrathete den ersten Hofkapellan Engelbert.

Besonders streng war Carl gegen die gewöhnlichen Laster des Menschengeschlechts. Wenn er sie einmahl züchtigte, so züchtigte er sie hart. Er ließ z. B. demjenigen, der einem falschen Eid ablegte, oder sich zum Zeugen der unterdrückten Unschuld mißbrauchen ließ, die rechte Hand abhauen. Niemand durfte betrunken vor Gericht erscheinen, niemand in Friedenszeiten oder bey Volksversammlungen Waffen tragen; nur er allein machte eine Ausnahme, indem er nie ohne Schwerdt erschien. Gegen die Pracht der Kleider eiferte er und schränkte sie durch Gesetze ein; niemand durfte einen Oberrock tragen, der über zwanzig Schillinge; keiner sich in einen Pelz kleiden, der mehr als dreyßig Schillinge kostete. Die Gutsherren wurden angewiesen, ihre Armen zu ernähren, daher sah man nur wenig Bettler; keinem Reisenden durfte bey der höchsten Strafe Feuer, Wasser und ein Nachtlager versagt werden.

Da er selbst ein grosser Verehrer der Künste und Wissenschaften war, so wandt' er auch einen grossen Theil seines Nachdenkens und seiner Zeit auf die bessere Einrichtung der Schulen. Er stiftete mehrere Bildungsanstalten nicht nur an seinem Hofe, sondern

auch in den Klöſtern, ließ Rechen- und Schreibemeiſter aus Italien kommen und ſtellte Lehrer in der Arzneywiſſenſchaft an. Lehrer, die ſich dem Jugendunterricht mit Fleiß und Sorgfalt unterzogen, wurden von ihm hochbelohnt und vereinte ſie zu einen ſchönen Ganzen durch eine gelehrte Geſellſchaft, in der jeder von ihnen einen Nahmen aus dem Alterthum annahm. Er ſelbſt befand ſich darunnen und nannte ſich, ſobald von ihm als Mitglied die Rede war, David. Viel that er für die Gelehrſamkeit, denn er war der erſte, der die alten teutſchen Gedichte ſammelte, welche man auf groſſe Helden und Könige, als z. B. auf den Hermann, Chlodowich u. ſ. w. gedichtet hatte; er ſchrieb ſogar eine teutſche Sprachlehre, nach der in den Schulen gelehrt wurde und gab den Monaten, welche wie bey uns noch römiſche Benennungen hatten, teutſche Nahmen. Den Januar nannte er Wintermanoht; den Februar: Hornung; den März: Lenzinmanoht; den Aprill: Oſtermanoht; den May: Winne- (oder Wonne-) Manoht; den Junius: Prachmanoht; den Julius: Hewimanoht; den Auguſt: Aranmanoht; den September: Wintumanoht; den October: Windummenmanoht; den November: Herbiſtmanoht; und den December: Helmanoht.

Seht, lieben Kinder! ſo ſehr zeichnete ſich dieſer in jedem Betracht vortrefliche Mann vor allen Königen und Nationen ſeiner Zeit aus. Ich glaube euch keine lange Weile zu machen, wenn ich jetzt noch ein paar Worte über ſein häußliches Leben und ſeine äußere Geſtallt hinzu füge:

Alle. O! gewiß nicht! gewiß nicht!

Paſtor. Nun wohlan! ſo hört! Mann nannte Carln: Den Groſſen in Rückſicht ſeines Geiſtes. Aber er war auch an Cörper gröſſer, als alle ſeine Zeitgenoſſen. Sein Kopf war mehr rund als länglich. Sein Auge blitzte wie Feuer, ein blendend weißes Fleiſch deckte ſein Geſicht und das Kinn verlohr ſich in einen kurzen abgeſtutzten Barth. Eben ſo regelmäſſig, wie ſeine etwas gekrümmte Naſe, hatte die Natur ſeine übrigen Glieder geformt; in ſeiner Miene ſelbſt thronte ein Grad von Freundlichkeit und Sanftmuth, der jeden auf den erſten Blick für ihn einnahm. Aus allen Bewegungen des Cörpers leuchtete die vollkommenſte Geſundheit hervor, die er durch öfteres Reiten, Jagen und Baden zu erhalten wußte. Seine Kleidung war nicht koſtbahr. Er trug gewöhnlich einen kurzen, nach teutſcher Form zugeſchnittenen Rock und über dem Rocke einen blauen Mantel. Auf ſeinem Schwerdte blitzte Gold und Silber, eines andern, reich mit Diamanten beſetzt, pflegt' er ſich blos an Feſt- und Audienz-Tagen zu bedienen. Bey der Tafel hörte er ſehr gern Muſik — nicht ſelten ließ er ſich auch etwas vorleſen. Während des Ankleidens ſtatteten ihm die Räthe Bericht ab, oder empfingen Befehle. Seine Sprache war ohne Zwang und natürlich — er ſprach ſchnell, aber ſehr vernehmlich. Sein Charakter war von Grund aus gut, er war freygebig, gerecht, voll Muth und Scharfſinn, nur das Einzige wollen ſeine Lebensbeſchreiber nicht an ihm loben — daß er nämlich zu ehrgeizig und ruhmſüchtig geweſen ſey. Das ſchöne Geſchlecht liebt' er wie ſich ſelbſt. Dieß bewieß

er gegen eine seiner Beyschläferinnen, die Fastrada, die ihn nach Belieben um den Finger wickeln konnte.

Als Carl eine Abnahme seiner Kräfte fühlte, ernannte er das Reich im Jahr 806 unter seine drey Söhne, Carl, Pipin und Ludwig, die er mit seiner Gemahlinn Hildegard, einer ädlen Schwabinn gezeugt hatte. Pipin (der einen Sohn, Nahmens Bernhard hinterließ) und Carl starben jedoch noch vor dem Vater im Jahr 810 und 811. Auf diese Art erhielt Ludwig, der einzig übrig gebliebene, alle Länder zusammen und sein Enkel Bernhard das Königreich Italien.

Mit ihm (sein Tod erfolgte in seiner Residenz Aachen im Jahre 814, indem er 47 Jahre als König und 14 Jahre als Kayser regiert hatte) starb der Ruhm des fränkischen Reiches. Um ihn trauerten seine Länder, Frankreich, Teutschland, Hungarn, die Niederlande, Barzellona in Spanien und das feste Land in Italien — denn einen Fürsten der Art erhielten sie niemahls wieder.

Als er todt war, unterzog sich Ludwig, bisheriger König von Aquitanien, der Regierung; aber wie ganz anders war dieser Sohn beschaffen gegen den mit so herrlichen Eigenschaften ausgestatteten Vater. Man kann Ludewig Frengebigkeit, Güte des Herzens, und Kenntniße aller Art zwar nicht absprechen, aber an Größe des Geistes, an Scharfblick und Thätigkeit kam er seinem Vater nie — nie bey. Seine Erziehung trug davon die meiste Schuld. Carl hatte ihn, da seine Brüder Pipin und Carl noch lebten, lediglich für den geistlichen Stand bestimmt. Ludwig empfand

das

dafür Neigung und gefiel sich nicht besser, als wenn er gleich den Mönchen, eine Heiligenlegende lesen oder die Psalmen singen konnte. Schon dadurch wurde sein Geist auf eine unverantwortliche Art verschoben, denn nicht zu gedenken, daß er aus den Biographien (Lebensbeschreibungen) der Heiligen keine Menschenkentniß sammeln konnte, so fand er auch in der Folge an weltlichen Geschäften nicht den mindesten Geschmack. Seine Liebe zu jenem Zeitvertreibe ging so weit, daß er die Schriften der alten Griechen und Römer schon deswegen förmlich haßte, weil sie Heiden geschrieben hatten. Da er nun die größte Hälfte des Tages mit geistlichen Uebungen ausfüllte, so war es ganz natürlich, daß seine Räthe und Minister unterdessen thaten, was ihnen beliebte.

Die erste Schwäche, die Ludwig begieng, war ein Staatsfehler. Ihn drückten nämlich die Sorgen der Regierung bald so heftig, daß er sich entschloß, die Monarchie unter seine drey Söhne, Pipin, Ludwig und Lothar, welche ihm seine Gemahlinn Irmengard gebohren hatte, zu theilen. Er nahm diese Theilung auf dem Reichstag zu Aachen im Jahr 817 mit grosser Feyerlichkeit vor und gab Pipinen Aquitanien, Ludwig (dem nachher so genannten Teutschen) Bayern, den Lothar hingegen ernannt' er zum Mitkayser.

Gegen diese Theilung riferte Niemand heftiger, als der König von Italien, Bernhard, Carls des Grossen Enkel, indem er sich einbildete, daß er dabey viel zu kurz gekommen sey. Er empörte sich gegen den Kayser, wahrscheinlich aber mehr in der Absicht

um ſich von der fränkiſchen Monarchie unabhängig zu machen. Jedoch ſein wohlangelegter Plan mißglückte, denn Ludwig rückte mit einem groſſen Heere gegen ihn aus, bekam ihn gefangen und — verurtheilte den Unglücklichen zum Tode. Die Groſſen des Reichs hielten dieſe Strafe für zu grauſam, ſie ſuchten mithin Ludwig dahin zu bewegen, daß er dem Verbrecher die Augen ausſtechen ließ. Drey Tage darauf ſtarb er. Kaum war die That geſchehen, als Ludwigs Frömmigkeit erwachte. Er klagte ſich der Grauſamkeit öffentlich an und bat die Biſchöffe, ihn zur Buſſe zu laſſen. Dieſe Herren wußten die Reue eines ſo ſchwachen Mannes herrlich zu benutzen und bedachten ihre Abteyen und Klöſter, die Ludewig bey der Gelegenheit mit freygebigen Händen beſchenkte, treflich genug.

Ludwig würde ohnfehlbahr manchen Verdrießlichkeiten entgangen ſeyn, wenn ſeine Gemahlinn Irmengard, eine ſehr kluge und vernünftige Frau, am Leben geblieben wäre, zum gröſten Unglück aber ſtarb ſie ſchon ein Jahr nach der Theilung (818). Der Tod dieſes Weibes, das Ludwig, troz ſeiner Neigung zum unabläßlichen Beten und Singen, zärtlich geliebt hatte, brachte ihn auf den Gedanken, der Regierung auf immer zu entſagen und in ein Kloſter zu wandern. Aber im Rathſchluß des Himmels war es anders beſchloſſen. Seine Miniſter, denen das jetzige Regiment gefiel, weil ſie machen konnten, was ihnen beliebte, ſuchten ihm dieſen Gedanken auszureden und beſchwatzten ihn ſogar zu einer zweyten Heyrath, die aber vollends ſein Unglück gebahr.

Perls. Es war gewiß nicht viel zur Braut?

Pastor. Es scheint so — Jutta (oder Judith) so hieß sie, war aus einem ädlen bayerischen Geschlechte; ihr Vater nannte sich Welf. Man hielt sie allgemein für das schönste Mädchen ihres Zeitalters — es konnte also nicht fehlen, Ludwig mußte sie, trotz seines unsträflichen Wandels lieben, und — heyrathen. Jutta war so schön, als listig. Kaum hieß sie Ludwigs Gemahlin, als sie sich auch nach allen Kräften bestrebte, über ihren Gatten die Oberhand zu gewinnen. Dies mislang auch um so weniger, da Ludwig ein schwaches Werkzeug war. Sie bewies das noch deutlicher, als sie im Jahr 823. einen Sohn gebahr und für denselben ein eigenes Reich zu besitzen wünschte. Sie trug Ludwig ihre Wünsche vor und bedrohete ihn mit dem Verlust ihrer Liebe, wenn er sich nicht nach ihren Forderungen bequemen würde. Dieser berechnete, so gern er auch seiner Gemahlinn Bitten zu erfüllen gedachte, dennoch die Unmöglichkeit einer neuen Theilung, da die erstere nur vor zwey Jahren erst vor sich gegangen war. Um sich indessen aus aller Verlegenheit zu ziehen, überredete er seinen ältesten Sohn Lothar durch mancherley nichtige Vorspiegelungen, daß er auf dem Reichstage, den er deshalb vorzuschlagen hoffte, seiner Meynung wegen einer neuen Theilung, worinnen sein Stiefbruder Carl Allemannien, Rhätien und einen Theil von Burgund erhalten sollte, kräftig zu unterstützen. Lothar willigte Anfangs auch wirklich ein — doch seine Räthe stellten ihm die Sache in einem fremden Lichte dar, schilderten seine Stiefmutter mit den häßlichsten Farben ab und brachten ihn auf andere Ge-

danken. Lothar, der durch dieſe Ohrenbläſereyen aufgebracht, ſchnurſtracks gegen ſeines Vaters Abſichten zu handeln gelobte, verband ſich mit ſeinen Brüdern, Pipin und Ludwig, welche jeder Veränderung feyerlichſt widerſprachen.

Ludwig wunderte ſich ſehr über den Starrſinn ſeiner Söhne und beſchloß, Juttas Gerechtſame zu beſchützen. Das Wageſtück war groß, indem ihm niemand beyſtand, der einzige Herzog Bernhard von Septimanien im ſüdlichen Frankreich, der, wie man argwöhnte, mit der ſchönen Jutta in zärtlichen Verhältniſſen lebte und mit ihr Carl den Kahlen gezeugt haben ſollte, unterſtützte ihn. Doch hatte der gute Mann zu wenig Menſchenkenntniß, um die weit ſtärkere Gegenparthey mit Nachdruck zu behandeln. Er glaubte ſeinen Entzweck durch Ungeſtüm und herriſches Weſen zu erreichen und verdarb auf dieſe Art alles. Jetzt erklärte ſich (im Jahr 830) Pipin der Herrſcher von Aquitanien gegen ſeine Stiefmutter und den Herzog öffentlich, er brachte Gründe und Beweiſe dar, die Juttas unlautere Abſichten in klares Licht ſetzten und welche die Aufmerkſamkeit der Großen ſo feſſelte, daß ſie alle auf Pipins Parthey traten. Schon jetzt wäre Ludwig der Fromme (ſo nannten ihn ſeine Zeitgenoſſen) des Thrones verluſtig erklärt worden, wenn ihm nicht noch immer der beſte von ſeinen Söhnen, Ludwig, das Wort geredet hätte. Am Ende des Streites verdammte man Juttas Anhänger und Günſtlinge, ſo wie ſie ſelbſt, zum Kloſter, mit der Bedeutung, daß ſie auch ihren Gemahl dazu bereden möchte.

An Ludwigs Hofe hielt ſich ein Mönch, Nah-

mens Gundobald auf, den das unglückliche Schickſal des Kayſers ſo ſehr rührte, daß er Pipin und Ludwig durch Vorſtellungen aller Art ſo weit brachte, daß ſie ſich ihres Vaters gegen den grauſamen Lothar, der ihn auf eine unmenſchliche Weiſe zu verfolgen ſuchte, annöhmen. Ihre Herzen wurden erweicht — mehrere Groſſen ſogar ſchienen das tiefe Unrecht einzuſehen, welches man gegen den Kayſer begangen hatte. Auf dem Reichstage zu Nimwegen (in Geldern an der Wahl) kam die Sache zur Sprache. Ludwig ſprach laut, und kräftig gegen ſeinen Bruder Lothar und gewann alle Stimme für den Vater. Die Gegner deſſelben mußten nun ins Kloſter, Jutta kam zu ihrem Gemahl zurück und Lothar verlohr ſeinen Antheil an der Kayſerwürde; doch blieb er König von Italien.

Hans. Nun will ich doch hoffen, daß Jutta ruhig blieb?

Paſtor. Keinesweges! Sobald ſie wieder in ihre alten Rechte eingetreten war, arbeitete ſie heimlich an der Ausführung ihres Plans, ihrem Sohne Carl (den man den Kahlen zu nennen pflegte) ein eigenes Reich zu verſchaffen. Zugleich bewarben ſich Pipin und Ludwig um die ihrem Bruder Lothar entriſſenen Vorrechte. Der Jutta konnte nichts erwünſchter kommen. Sie hielt Aquitanien für ihren Sohn Carl bequem genug und beſchuldigte Pipinen, dem es gehörte, des Ungehorſams, um es dieſem zu entreiſſen. Das nahm Pipin ziemlich übel auf; er verband ſich mit ſeinem Bruder Ludwig; beyde Theile rückten im Jahr 833 mit groſſer Heereskraft gegen den Kayſer an. Als

ſie in der Nähe von Colmar (in Oberelſaß) ſtanden, kam der Papſt von Rom, Gregor IV. ins kayſerliche Lager, und ſprach mit Ludwig dem Frommen ſehr angelegendlich. Er blieb drey Tage im Lager und da er ſich am Ende wieder hinweg begab, begleitete ihn aus Achtung und zur Sicherheit ein groſſer Theil des Heeres, deſſen Abweſenheit des Kayſers Armee allerdings ſehr ſchwächte. Dieß ſchienen ſeine Söhne benutzen zu wollen — ſchon trafen ſie Maasregeln, das kleine, geſchwachte Häuflein (welches ohnfehlbahr aus Sachſen beſtand, die ſehr treu an ihrem Oberherrn hiengen, weil er ſie mild behandelte) zu überfallen und es über die Klinge ſpringen zu laſſen. Ludwig hörte dieſe Schreckenspoſt und machte ſich ein Gewiſſen daraus, ein ſo treues Heer auf ein unſicheres Spiel zu ſetzen. Was that er? — Mit Thränen nahm er Abſchied von den Seinigen und lieferte ſich gefangen in ſeiner Söhne Hände.

Siegismund. Wahrhaftig! der arme Mann fängt mich an zu dauern.

Paſtor. Gewiß — er war des Mitleids werth.

Marx. Was thaten denn nun ſeine Söhne?

Paſtor. Sie ſperrten ihn in das Kloſter zu Soiſſons; ein gleiches Loos traf Jutta'n und ihren Sohn Carl zum zweytenmal. Um den Kayſer noch tiefer zu demüthigen, zwangen ihn die Mönche auf Lothars Veranlaſſung, der nun aufs neue nach der Kayſerwürde ſtrebte, in der Marienkirche zu Soiſſons auf einer härnernen Matratze Kirchenbuſſe zu thun. Er bekannte darinnen, daß er durch ſeine nachläſſige Regie-

ung den Himmel erzürnt, der Kirche Aergerniß gege-
en und der Nation Unrecht gethan habe. Dann ent-
iß man ihm sein Schwerd und seine übrigen Ehren-
eichen und schleppte ihn ins Kloster zurück.

Horst. Aber sagen Sie mir doch, lieber Herr Pastor! wessen beschuldigte man denn den armen Kayser? Es mußte doch eine Ursache vorhanden seyn, warum . . . .

Pastor. Wenigstens ersann man eine. Die Hauptanklage betraf die grausame Behandlung, die er sich gegen den König von Italien Bernhard erlaubt hatte, und welche man ihm aufs neue vorwarf. Ferner meynte man, daß er die beschworne Theilung ohne Nutzen abgeändert, unzählige und unnöthige Eidschwüre veranlaßt, Geistliche ungerecht bestraft und besonders einen Krieg gegen seine Kinder geführt habe. — Alle diese Beschuldigungen hatten einen nur scheinbahren Grund, die meisten waren übertrieben. Die Absicht jedoch, warum man sich solche Klagen erlaubte, lag klar genug vor Augen. Man suchte den unglücklichen Kayser öffentlich zu züchtigen, um ihn durch eine solche Busse der Regierung für unfähig zu erklären. Die Kabale war listig genug angesponnen, aber sie glückte nicht. Denn kaum war jene empörende Handlung vorbey, als mehrere Grossen des Reichs und selbst Ludwig von Bayern, des Frommen jüngster Sohn, die Grausamkeit einer solchen Kirchenbusse laut tadelten. Niemand war der Stifter dieser gräßlichen Begebenheit, als Lothar. Um ihn zu züchtigen, ergriff Ludwig die Waffen und gab im Jahr 834 seinem verlassenen und im Kloster schmachtenden Vater alle

seine Rechte zurück. Unglücklicherweise fand sich auch Jutta mit ihrem Söhnlein wieder ein. Diese sang von neuem das alte Lied, und beschwatzte ihren Gemahl abermahls, seinem Sohn Carl dem Kahlen ein eigenes Reich zu verschaffen. Der schwache Kayser ließ sich auch dießmahl bereden, sprach darüber mit seinem ältesten Sohne Lothar und stellte diesem vor, daß es ihm ja leicht sey, seinem Stiefbruder die den geistlichen Personen entrissenen Länder in Italien zu geben. Aber Lothar meynte, daß diese Forderung zu hoch stünge und schlug das Gesuch ab. Indessen kam es doch so weit, daß Pipin ganz Frankreich auf der linken Seite der Seine; Ludwig von Bayern das übrige Frankreich, ingleichen den größten Theil von Teutschland (daher man ihn in der Geschichte, Ludwig den Teutschen nennt, Carl aber Allemanien, Burgund und das Land zwischen dem Rhein und der Maas erhalten sollte. Alle Theile waren damit zufrieden. Endlich starb im Jahr 838 Pipin und hinterließ zwey Söhne, Pipin und Carl. Und nun gieng der Verdruß von neuem an.

Kaum hatte Pipin die Augen geschlossen, als Jutta nach dem Erbe lüstern ward, und frech genug war, ihrem Sohne das verwaißte Land zuzuschanzen, die hinterlassenen Söhne aber davon ganz auszuschließen. Der schwache Kayser schien dieß auch stillschweigend genehmigen zu wollen; nicht so Ludwig von Bayern. Dieser glaubte sich, wenn er die neue Theilung umwürfe, zugleich ganz Teutschland zu bemächtigen. Der Kayser merkte zeitig genug seine Absicht, und kehrte mit dem Heere, mit welchem er die Aqui-

tanier, welche ohne ſeine Erlaubniß den Sohn des verſtorbenen Pipins zum König gewählt hatten, anzugreifen im Begriff war, zurück, um es gegen Ludwig anzuführen und das um ſo mehr, da er erfuhr, daß dieſer ſogar während ſeiner Abweſenheit, Aquitanien weggenommen habe. Als er ihn beſiegt und in die Flucht geſchlagen hatte, ſtarb er, vor Gram und Sorgen, an denen er meiſtentheils ſelbſt Schuld war, ohnweit Ingelheim (viele ſagen in Worms) im Jahr 840, nachdem er 26 Jahr lang regiert hatte.

Nach Ludwigs des Frommen Tode gieng es in der Monarchie wild genug her. Die drey Brüder (wozu ich jetzt Carln den Kahlen rechne) lebten unaufhörlich in Unfrieden. Lothar I. der nun Kayſer wurde, ſuchte ſeine Brüder auf alle nur erſinnliche Art zu bevortheilen. Er führte deshalb im Jahr 840 ſeine Armee gegen Ludwig den Teutſchen und lagerte ſich bey Maynz. Ludwig ſtand in der Gegend von Frankfurth. Auf einmahl fiel es Lotharen ein, mit ſeinem Bruder einen Waffenſtillſtand zu ſchlieſſen und den nächſten Herbſt zum Anfang des neuen Krieges zu beſtimmen. Ludwig willigte ein. Indeſſen fiel der unruhige Lothar in Carls des Kahlen Gebiete ein und zwang ihn, einen Theil deſſelben bis zu einer Zuſammenkunft, die im nächſten Frühjahr gehalten werden ſollte, abzutreten. Dieß alles ſchien ihm bequem genug, um den teutſchen König zu unterdrücken! Um ſeinen Entſchluß vollends reif zu machen, warb er in den Rheinländern ein ſtarkes Heer, mit dem er ſeinen Bruder, den Bayeriſchen Herzog, ſo viel Furcht einflößte, daß dieſer ins Innere ſeines Bayerlandes

flüchtete. Herzog Adelbert von Auſtraſien kommandirte einen Theil dieſer Armee — aus Leichtſinn vernachläſſigte dieſer ſein Commando. Ludwig merkte dieß, überfiel ihn, ſchlug das Heer, verband ſich mit Carl dem Kahlen und erwartete Lothar ganz ruhig. Dieſer hatte unterdeſſen mit dem neuen König in Aquitanien Pipin, ein Bündniß geſchloſſen und zog mit dem Kerne ſeiner Mannſchaft gegen die beyden verbündeten Brüder. Bey Fontenä (in Aurerre) kam es zu einer ſehr blutigen Schlacht, worinnen Lothar mit ſeinem Vetter Pipin gänzlich aufs Haupt geſchlagen wurde. Lothar flüchtete ſich nach Aachen und bot von hieraus die Hand zu einem Vergleiche, der auch zu Verdün (Werdeng) im Auguſt des Jahrs 841 zur Richtigkeit kam.

Müller. Was hatte denn dieſer Vergleich zur Abſicht?

Paſtor. Eine neue Theilung. Lothar erhielt auſſer der Kayſerwürde und Italien alles Land zwiſchen den Alpen, dem Rhein, der Sorne, der Rhonne und dem Mittelmeere, folglich Lothringen, Elſaß, überhaupt den öſtlichen Strich von Frankreich, den weſtlichen der Schweitz und die Niederlande. Ludwig erhielt das auf der rechten Rheinſeite liegende Teutſchland, nebſt dem Wormsfelde und dem Speyergau auf der linken Rheinſeite, die ihm nicht allein wegen des vorzüglichen Weinbaues, ſondern auch als Bezirke, die zum Sprengel des Erzbiſchofs von Maynz gehörten und wegen der Rheinpäſſe, zugeſprochen wurden. Carln den Kahlen fiel alles zu, was Lothar jenſeits des Rheins und der Maas

nicht besaß. Seit diesem Vertrage blieb Teutschland ein abgesondertes Reich, welches die Geschichte bisweilen zum Unterschied von Westfranken, welches das eigentliche Frankreich war, Ostfranken nannte.

Durch die mancherley Züchtigungen, die Lothar erhalten hatte, war er endlich so gedemüthiget worden, daß er die Erweiterungen seines Reichs ganz aufgab, und vielmehr auf die Erhaltung der innern Ruhe desselben bedacht war. Er trieb vor allen Dingen die Normänner zurück, welche die mitternächtlichen Grenzen der Monarchie beunruhigten, trotz dem, daß er selbst in Aachen wohnte. Denn sie eroberten Dorstadt, verbrannten ein Kloster in Gent und plünderten die ganze Küste. Lothar gieng endlich nach dem Beyspiele seines frommen Vaters im Jahr 855 ins Kloster, wo er bald darauf starb.

Da er drey Söhne, Lothar, Carl und Ludwig hinterließ, so theilten sich diese ins Reich. Ludwig ward Kayser und König von Italien, Carl bekam die Provence mit einem angrenzenden Bezirk und Lothar II. die übrigen Besitzungen des Kaysers auf der linken Rheinseite, welches nach seinem Nahmen Lothringen genannt wurde. Carl regierte die Provence nur sieben Jahre; er starb 863 unvermählt und hinterließ seinen Brüden den Staat, so, daß Ludwig den südlichen und Lothar den nördlichen Theil bekam.

Lothars des II Regierung hatte auch keinen Bestand, denn er war ein äuserst schwacher Mensch, der oft nicht wußte, was er that. Einen Beweiß

legt' er gegen ſeinen Oheim, Carl den Kahlen, ab. Dieſen haßte er auf das heftigſte und ſchickte ihm doch auch Hülfstruppen gegen die Normänner. Ludwig dem Teutſchen verſagte er die verlangte Hülfe gegen die Slaven und auf der andern Seite trat er ihm den Elſaß ab. Er verſtieß ſeine Gemahlinn Thiet-berga und vermählte ſich mit einer Beyſchläferinn, Waldrada, mit der er den Hugo, Herzog von Elſas zeugte. Er ſtarb endlich im Jahr 869 auf einer Reiſe an Erkältung.

Nach dem Frieden zu Verdün, dachte Ludwig der Teutſche auf die Wiederherſtellung der Ruhe in ſeinen Staaten. Beſonders verwieß er die Normänner, die ihm viel zu ſchaffen machten, zum Gehorſam. Dieſe unruhigen Köpfe ſchloſſen zwar im Jahr 873 mit den Teutſchen einen Frieden, in dem der freye Handel zwiſchen beiden Reichen feſtgeſetzt ward; aber kurz darauf fielen ſie aufs neue in Friesland ein, wo ſie im Jahr 876 mit Verluſt aller gemachten Beute geſchlagen wurden. Eben ſo blutige Kriege führte Ludwig mit der wendiſchen Nation, den Obotriten, mit den Sorben, Dalmatiern, Böhmen und andern ſlaviſchen Völkerſtämmen. Endlich unterjochte er auch die Mährer, denen er einen Herzog gab.

Die Könige von Teutſchland und Frankreich hatten ſich mehrmahls Friede und Freundſchaft unter einander angelobt, dennoch brach Ludwig der Teutſche dieſen Bund und fiel in Frankreich ein, machte groſſe Eroberungen und zwang ſeinen Bruder Carl den Kahlen zur Flucht. Dieſen Sieg verſtand er leider nicht zu ſchätzen, ſonſt hätt' er ſich das ganze Reich

unterwerfen können. Carl benutzte seinen Leichtsinn, rafte ein Heer zusammen und zwang seinen Bruder in Coblenz zum Frieden, wo er ihn aufs neue Frankreich zu lassen sich anheischig machen mußte. Nach Lothars II. Tode bemächtigte sich Carl (im J. 869) des Lothringeschen Reichs und ließ sich zu Metz krönen. Ludwig, eifersüchtig auf die Gröſſe seines Bruders, wollte dieß nicht dulden, er brachte die Lothringer auf seine Seite und nöthigte den neuen König, dieß Land mit ihm zu theilen. Dieß geschah 870. Ludwig erhielt in der Theilung ein Stück von Friesland, die Städe Basel, Strasburg, Metz, Cöln, Trier, Aachen, Utrecht mit dem umliegenden Lande und die Stände bestätigten diesen Vertrag, da hingegen Kayser Ludwig, Lothars II. Bruder, alles geschehen lassen mußte, weil er zu wenig Kraft hatte, um sich dieser ungerechten Theilung, die eigentlich ihm zukam, zu widersetzen. Daß er in der Folge (872) einen Theil Lothringens wieder erhielt, hatte er blos der Freygebigkeit seines Vetters, des teutschen Ludwigs, zu danken!

Im Jahr 875 starb Ludwig II. Carl der Kahle, so wie Ludwig der Teutsche rangen nach dem Besitz des reichen Erbes. Der letztere hoffte dasselbe seinem Sohne Carlmann aufzuspahren und schickte ihn deshalb nach Rom, um sich von dem Papste krönen zu lassen. Doch der Kahle war geschwinder als er. Er kam eher noch Rom und ließ sich vom Pabst Johann VIII. zum Kayser und König von Italien krönen.

Ludwig der Teutsche starb 876. Er hinterließ drey Söhne, Carlmann, Ludwig und Carl

den Dicken. Der erſte empfieng im Erbe Bayern, Kärnthen, Pannonien (das Land zwiſchen der Ens und Raab) und die ſlaviſchen Länder. Der zweyte Oſtfranken, Thüringen, Sachſen, Friesland und den größten Theil des teutſchen Lothringens. Der letzte hingegen bekam Schwaben und einige lothringiſche Städte.

Mit dieſen Worten ſchloß der Herr Paſtor für dießmahl ſeine Erzählung.

Fünfter Abend.

An dieſem Abend fuhr er alſo fort:

Das erſte, was Carlmann that, war, daß er nach Ende der Theilung mit einer großen Armee nach Italien marſchierte, um dieſes Königreich dem Kayſer zu entreiſſen. Der Kahle wagte nicht ſich zu widerſetzen und ſtarb bald darauf im Jahr 877, wahrſcheinlich an den Folgen einer Vergiftung, die ihm ein jüdiſcher Arzt beygebracht hatte.

Perls. Von wem mag denn dieſer wohl beſtochen worden ſeyn?

Paſtor. Vermuthlich von Ludwig, dem mittlern Sohne, Ludwig des Teutſchen. Die meiſte Schuld trug er vielleicht ſelbſt. Carl der Kahle, müſſet ihr wiſſen, glich auf ein Haar ſeiner ſaubern Mutter, der Jutta. In ſeinem Charakter lag Habſucht, Ehrgeitz, Eitelkeit und eine Menge anderer Laſter. Überdem hatt' er nicht viel gelernt, noch weit weniger aber verſtand er die Kunſt zu regieren. Was ihm nun an Klugheit abgieng, wußte er durch Liſt zu erſetzen. Sein Ehrgeitz machte ihn auf die Länder am

linken Rheinufer, die Ludwig dem Teutschen gehört hatten, lüstern, er suchte sie an sich zu reissen, wurde aber bey Andernach (im Cöllnischen) von seinem tapfern Gegner, Ludwigs mittlern Sohne, förmlich geschlagen. Als er starb, erbte sein Sohn, Ludwig der Stammler das Reich, allein sein Ansehen bedeutete blutwenig, indem seine Stiefmutter Richhild und ihr Bruder Boso, Herzog in der Lombardey, dasselbe dermassen einschränkte, daß er fast nichts zu sagen hatte. Auf diese Art wär' es thöricht gewesen, wenn er das Königreich Italien nebst der Kayserwürde hätte behaupten wollen. Er starb im Jahr 879, indessen Carlmann von dem Pabst zu Rom als Kayser gekrönt ward. Nun entspann sich über seine Nachfolge Streit. Denn es waren drey Erben da. Mit seiner rechtmässigen Gemahlinn Adelheid hatte der Stammler Carln den Einfältigen (seines eingeschränkten Verstandes wegen so genannt) mit der Ansgard, von der er sich auf Befehl des Kahlen scheiden lassen mußte, Ludwig und Carlmann gezeugt. Wer sollte nun von diesen dreyen König werden? Es standen zwey Factionen (Partheyen) auf, die eine davon stimmte für den Sohn der Ansgard, und diese drang durch. Ludwig und Carlmann wurden König, doch nur auf kurze Zeit, denn der erstere starb schon im Jahr 882 an einem Liebesabentheuer; der andere zwey Jahre später auf der Jagd, wo ihn jemand aus Versehen statt eines Ebers mit dem Wurfspieß durchstach. Nun kam die Reihe an Carl den Einfältigen. Er war ein Kind von fünf Jahren, und ein solches konnte man doch schwerlich auf den Thron setzen?

Man trug also die Regierung Carl dem Dicken, dem noch einzigen Sohn Ludwig des Teutschen, an, indem seine Brüder Carlmann und Ludwig im Jahr 882 ohne rechtmäßige Söhne verstorben waren.

Auf diese Art ward Carl der Dicke, römischer Kayser und König von Italien. Zwey Jahr später fiel ihm alles zu, was sein Bruder Ludwig besessen hatte. Kurz darauf, als des Stammlers Söhne aus der Welt giengen, unterwarfen sich (wie wir gehört haben) die Franzosen seinem Szepter freywillig. Selbst der Sohn des Herzog Boso von der Lombardey erkannt' ihn für seinen Oberherrn. Er genoß mithin das unverdiente Glück, die ganze Monarchie seines Großvaters Carl des Großen aufs neue zu vereinigen.

Perls. Warum nennen Sie denn sein Glück unverdient?

Pastor. Carl der Dicke, muß er wissen, lieber Meister Perls! hatte nicht die geringste Fähigkeit, einen König, noch weniger aber einen Kayser vorzustellen. Er war träge, muthlos und unbeständig. Seine Minister, die ihn denn öfters misbrauchten, nahmen statt seiner den Zügel der Regierung in die Hand. Besonders wußte sich der Bischof Luitward von Vercelli sein unbegrenztes Zutrauen zu verschaffen. Seine Schwache gab dem Papste Johann dem VIII. die völlige Oberhand über ihn, denn dieser drohete ihm mit dem Banne, als er die Kostbahrkeiten, welche er dem Kloster Brixen geraubt hatte, nicht gleich auf seinen Befehl ausliefern wollte. Seinetwegen konnten die Araber ganz gemächlich in Italien einfallen.

einfallen; ihm war es gleich. Dies merkten sich die unruhigen Normänner, sie verbrannten Trier, besetzten mehrere Festungen, und verschanzten sich zu Haslow an der Maas. Die letztere Kühnheit weckte ihn endlich aus seiner Unthätigkeit. Er zog ihnen mit einem sehr ansehnlichen Heer entgegen, und umzingelte ihr Lager. Seine Soldaten stritten als sehr wackere Krieger und jagten die Normänner so in die Enge, daß sie schon alles für verlohren hielten; eines Schwerdtschlags hätt' er gleichsam nur noch bedurft, um sie auf immer zu bezwingen, aber Carls Einfalt ließ sich von dem Bischoff Luitward, der, wie man sagt, von den Normännern bestochen worden sey, bereden, einen noch überdies für ihn sehr schimpflichen Frieden zu schließen, vermöge dessen er ihnen ein Stück von Frießland und eine ansehnliche Geldsumme zahlte. Dagegen ward der normännische König Gottfried sein Lehnsmann und ein Christ. Hierdurch wurden die Teutschen so auf ihn erbittert, daß sie auf Mittel dachten, sich seiner so bald als möglich zu entledigen. Hauptsächlich tadelten sie seine Schwachheit gegen den Bischof Luitward, der ungescheut mit der Kayserinn, seiner Gemahlin, buhlte, ohne daß Carl ein Wort dazu sagte. Nur erst dann, als die Teutschen auf die Bestrafung eines solchen, öffentlich im Reiche verübten Verbrechens, wo es am wenigsten statt finden sollte, drangen, verwieß er seine Gemahlin in ein Kloster und Luitward vom Hofe. Rache brütend begab sich der beleidigte Höfling zum Herzog von Kärnthen, einem natürlichen Sohn des Kayſers Carlmann, Arnulf genannt, der seiner glücklichen Feldzüge wegen, die er ge-

gen die Normänner und Slaven unternommen hatte, von den Teutschen sehr geschätzt wurde.

Arnulf ließ sich leicht bewegen, mit einem ziemlichen Heer dem Kayser nach Ingelheim zu folgen, wo dieser seinen unehligen Sohn Bernhard zum Mitregenten erklären wollte. Als ihn Arnulf traf, kündigte er ihm ziemlich trotzig seinen Gehorsam auf und — die teutschen Großen thaten das Nämliche. Carl erschrack und war so betreten, daß er in den ersten Augenblicken kein Wort hervorbringen konnte. Seine Stummheit löste sich inzwischen in Entsetzen auf, da man ihn zu Tribour im Hessendarmstädtischen in einer Versammlung der Regierung für unfähig erklärte und — Arnulf zum Nachfolger ernannte. Carl ging aus Verdruß in das Kloster Reichenau am Bodensee, wo er im Jahr 888 starb.

Arnulf erhielt die Königswürde und ward Beherrscher der Teutschen, doch mit Ausschließung mancher andern Länder, die zu der carolingischen Monarchie gehört hatten. In Frankreich erklärte sich der größte Theil der Nation für den eben so schönen als einsichtsvollen Grafen Odo von Paris und Orleans, und krönte ihn zu ihren König. In Italien machten sich zwey angesehene Fürsten, die Herzoge Berengar von Friaul und Wido von Spoletto, die Herrschaft streitig. In dem Theile von Burgund, der zwischen dem Berge Jura in der Schweitz und dem Scheidenflusse lag, warf sich Graf Rudolf zum Oberherrn auf. Die Teutschen und Lothringer aber fielen auf Arnulfs Seite.

Als dieser tapfre Mann seine Regierung antrat,

gaben ihm die teutschen Bischöffe eine Lehre, die, köstlicher als Gold, jedem Könige — überhaupt aber allen Regenten der Erde ohne Ausnahme — zu empfehlen ist. Sie sagten: „Ein König ist nicht durch den alleinigen Glanz seiner Würde, sondern nur dann groß, wenn er die Frömmigkeit, Demuth, Gerechtigkeit und Sanftmuth liebt, die Kirche schützt und ein Freund der Armen ist."

Arnulf begann, wie seine Vorgänger, sein Regiment mit Kriegen. Er trieb den burgundischen König Rudolf, der sein Reich auf die Kosten der Teutschen noch weiter auszubreiten suchte, in seine Gebirge zurück und schlug 9000 Normänner, nebst zweyen ihrer Könige auf einer Insel in der Dyle bey Löwen, so, daß sie es nie wieder wagten, in Teutschland einzudringen. Nicht so viel Glück hatte Arnulf gegen die Slaven. Den größten Fehler aber beging er, daß er dem Fürsten Zuentobald von Mähren die Regierung Böhmens, das bis jetzt Herzöge gehabt hatte, mit großem Zutrauen übertrug. Dies erinnerte den stolzen Zuentobald an die Schönheit einer Unabhängigkeit, die ihn endlich so weit verleitete, daß er sich gegen Arnulf empörte. Arnulf schloß nun nothgedrungen mit den Hunnen, die aus Asien an die Ufer der Donau gekommen waren, ein Bündniß gegen die Mährer. Die Hunnen eroberten einen großen Theil von Mähren, und Zuentobald mußte, nebst den abgefallenen Böhmen, einen neuen Eid der Unterwürfigkeit schwören.

Perls. Wurde denn Arnulf auch Kayser?

Pastor. Ja! und zwar auf folgende Art: In Italien erhielt der schon vorhin erwähnte Herzog Wido

von Spoletto das Uebergewicht. Sein Gegner der Papſt Formoſus und Herzog Berengar von Friaul riefen, um das Anſehen deſſelben zu zertrümmern, den teutſchen König Arnulf zu Hülfe. Hier bot ſich ihm nun allerdings eine herrliche Gelegenheit dar, die Herrſchaft des teutſchen Reichs, welche unter Carl dem Dicken ihre Endſchaft erreicht hatte, aufs neue wieder herzuſtellen. Er folgte daher im Jahr 894 dem Rufe des Papſtes, und verbreitete Schrecken durch ganz Italien. Selbſt Wido's Sohn Lambert (Wido ſtarb während dieſer Zeit) hielt es, um ſeinem Reiche nicht zu ſchaden, für das Beſte, ſich mit ſeinem Gegner Beringar zu verſöhnen und mit ihm das Königreich zu theilen. Dabey kam freylich Arnulf zu kurz; er hatte viel gewinnen wollen und nun gieng er leer aus. Um ſich für ſeinen Weg bezahlt zu machen, marſchirte er grade auf Rom los, eroberte es trotz der ſtarken Beſatzung, die darinnen lag, (woran er Anfangs ſelbſt zweifelte) und ließ ſich zum Kayſer der Teutſchen krönen.

Aus dem teutſchen Reiche würde unter Arnulfs Regierung noch viel geworden ſeyn, wenn ihn nicht ſchon im Jahr 899 der Tod abgerufen hätte. Er hinterließ zwey Söhne Ludwig. und Zuentobald, von welchem der letztere aus einer Neben-Ehe erzeugt und König von Lothringen war. Als er ſtarb, war ſein zweyter, rechtmäßiger Sohn Ludwig nur erſt ſechs Jahr alt. Ohngeachtet er ſo jung war, wählten ihn dennoch im J. 900 die Stände, vermuthlich in der Abſicht, während ſeiner Minderjährigkeit manches im teutſchen Reiche vorzunehmen, was mit ihren Privatabſichten übereinſtimmte. Zu Vormündern erwählte

man den Mainzer Erzbiſchof Hatto, (der ſogleich nach der Wahl im Nahmen aller Groſſen an den römiſchen Papſt ſchrieb, und ihn um Verzeihung bat, daß man ohne ſeine Einwilligung zur Wahl geſchritten ſey), und Otto, Herzog von Sachſen, der ſich jedoch ſeines Alters wegen weniger um die Regierung bekümmerte.

Hatto regierte das Reich nach ſeiner Laune und dämpfte vor allen Dingen die Zwiſtigkeiten, die ſich in Lothringen entſponnen hatten. Die Urſache davon war Herzog Zuentebald ſelbſt. Mit ſeiner Regierung waren die Unterthanen höchſt unzufrieden, da er Leute von niedriger Geburt und ohne Kenntniſſe den Vornehmern vorzog, die Groſſen, welche ihre Würde mit Nachdruck und ohne zu fehlen, bekleideten, abſetzte und ſogar den Erzbiſchof von Trier Stockſchläge geben ließ. Um einer ſolchen Regierung ein plötzliches Ende zu machen, riefen die Lothringer die Teutſchen zu Hülfe und blieben mit dieſem Reich in Verbindung, indeſſen Zuentobald in einer Schlacht gegen die Teutſchen ſein Leben verlohr.

Die Teutſchen waren mit der Regierung Ludwig des Kindes eben ſo wenig zufrieden als mit ſeinen Vormündern, denn die Heſſen, Franken und Hunnen verwüſteten das Reich, ohne daß ſich Hatto denſelben widerſetzte. Er erwarb ſich vollends den höchſten Grad der Verachtung, als er ſich Dinge erlaubte, die mit der teutſchen Redlichkeit in gar keinem Verhältniß ſtanden. Man ſpottete faſt allgemein über ihn und dichtete ſchändliche Lieder auf ſeinen Pupillen — ja es kam endlich ſo weit, daß kein Geſetz, keine gerichtlichen Entſcheidungen mehr galten, weil man über die Befehle lachte, die Hatto im Nahmen eines Kindes gab. Alles

führte Krieg: hundert und aber hundert Partheyen erhoben sich; überall herrschte Mißgunst und Neid; keiner war mehr seines Eigenthums Herr. Gewiß — es würden am Ende daraus die fürchterlichsten innern Kriege entstanden seyn, wenn Ludwig nicht im Jahr 911 gestorben wäre. Mit ihm erlosch das Geschlecht Carls des Großen.

Wir haben nun, lieben Freunde! auch diesen dritten Zeitraum zurückgelegt und setzen uns, gleichsam wie Wanderer, die einen langen Weg zurückgelegt haben, auf einen Hügel nieder, um den gereißten Pfad noch einmahl gemächlich zu überschauen. Laßt uns, gleich jenen, sehen, was sich unter den Carolingischen Königen und Kayfern in Teutschland, sobald von seinen Sitten, Künsten und Wissenschaften die Rede ist, geändert und zugetragen hat?

Vor allen Dingen wollen wir ein paar Augenblicke bey den Königen und Großen dieses Reichs verweilen. Diese Könige reißten, (sobald es ihnen ernstlich um das Wohl ihrer Unterthanen zu thun war,) im Reiche herum, trafen gute Anstalten und hörten die Beschwerden der Unterthanen. Gewiß, Freunde! eine edle Fürstentugend, die allen Großen der Erde anzuwünschen ist, sobald sie das Wohl ihrer Unterthanen am Herzen tragen wollen. Um jenes Geschäft ganz aufs klare zu bringen, wurden (unter Carl dem Großen und Ludwig I.) jährlich zween Reichstage gehalten, der eine im Frühjahr, der andere im Herbste, meistens zu Ingelheim, Worms, Aachen u. s. w. Diese Reichstäge traten an die Stelle der Märzfelder, oder

Verſammlungen auf freyem Felde, die man im Monat Marz hielt. Auf dem erſten und wichtigſten fanden ſich außer den Reichsbeamten und vornehmen Geiſtlichen auch die freyen Leute ein, die ohne gefragt zu werden, ihre bejahende oder verneinende Stimme durch lauten Zuruf zu geben das unbedingte Recht hatten. Dieſe freyen Männer machten den zahlreichſten und wichtigſten Theil des Volks aus. Die Grafen ſuchten ſie zwar in der Folge zu unterdrücken, allein dies Wagſtück gelang ihnen anfänglich um ſo weniger, da ſie alle ihre Rechtshändel von den Schöppen (die aus freyen Leuten beſtanden) beurtheilen und entſcheiden laſſen mußten. Dennoch erreichten ſie ſpäterhin einen Theil ihres beabſichtigten Zweckes, denn ſie zwangen alle die, welche ſie durch Geſchenke nicht gewinnen konnten, Kriegsdienſte zu nehmen — andere Freye wurden durch Bedrückungen, Unglücksfälle oder Verſchwendung genöthiget, ihre Güter an die Grafen und andere Großen wohlfeil zu verkaufen. Einige von ihnen unterwarfen ſich dem Dienſte des Königes oder mächtiger geiſtlicher Herren, um auf immer ihren Unterhalt zu haben und erhielten den Nahmen Miniſteriales. Wieder andere empfiengen einen lebenslänglichen Genuß liegender Güter durch die Lehen, worinnen man ihnen zugleich eine mächtige Schutzwehr gegen die Grafen darbot. Eigentlich dienten ſie dem ganzen Reiche — doch nach und nach zogen ſie ſich zurück und dienten mehr ihren Lehnsherren als jenem. Wenn dieſer nicht ins Feld zog, blieben auch ſie zu Hauſe. Ja! die Liebe zur Ruhe gieng bey manchem ſo weit, daß er ſich einen ſolchen Lehnsmann wählte, von dem er wußte, daß er nicht in den

Krieg zog. Nun gab es aber auch arme Freye, die statt des Kriegsstandes den Feldbau wählten.

Weit größer als die Macht der Grafen, war die der Bischöffe und Aebte, die besonders unter Ludwig dem Frommen zu einem hohen Grad von Ansehen empor kam. Dennoch waren sie bis auf diesen Zeitpunkt der Gewalt des Königes unterworfen. Sie bedienten sich bey ihren Zusammenkünften noch gewöhnlich der Formel: „Auf Befehl unsers Königs u. s. w. sind wir hier zusammen gekommen.“ Ihre Güter und Klöster wurden von den Schirmvoigten verwaltet und standen noch überdieß unter dem besondern Schutz des Monarchen, den sie Mundiburt nannten. Mund, (um euch das Wort zu erklären) hieß soviel als Schutz oder Fürsprache, und von diesem Ausdrucke kommt noch icht das Wort Vormund her. Nach ihren Gesetzen war die Geistlichkeit von allen Kriegsdienstey frey — dies hielt sie jedoch nicht ab, die Waffen zu ergreifen, wenn Vaterlandsliebe oder Leidenschaft sie dazu aufforderten. Sonach wäre die Macht der Geistlichkeit immer erträglich genug gewesen. Allein in den letzten Jahren dieses Zeitraums wurden die Könige zu nachgiebig. So ertheilten sie dem Kirchenbann z. B. eine weit stärkere Gewalt, als er zur Zeit seines Ursprungs gehabt hatte und banden sich und ihren Nachkommen besonders, eine schmerzliche Ruthe.

Ich habe euch zwar schon in dem Leben Martin Luthers etwas über den Bann gesagt, doch nur oberflächlich. Ich halte mich deßhalb befugt, hier noch das Hauptsächlichste hinzuzufügen.

Der Bann war eigentlich, dem Begriffe des Wortes zu Folge, eine Ausschließung von der Gemeinschaft mit den Christen, die sich sogar bis auf den Gottesdienst und den Genuß des heil. Abendmahls erstreckte. In den frühesten Zeiten der christlichen Kirche bediente man sich dieses Bannes nur bey solchen, die man grober Ausschweifungen, Widersetzlichkeit gegen die Diener der Kirche, der Ketzerey, oder der Abweichung in Glaubensartikeln beschuldigen konnte. Der Bann konnte dann nicht anders aufgelößt werden, als wenn sich der Gesündigte der härtesten Buße unterwarf, welche darinnen bestand, daß er in einem groben Rock gekleidet, mit nackten Füßen und entblößtem Haupte vor dem Haupt-Eingange einer Kirche hingestreckt lag und um Fürbitte und Erbarmung flehete. War ein Verbrecher unter dem Drucke des Bannes, so floh man ihn als einen Verpesteten, dessen Hauch und Berührung vergifte. Er war nicht blos auf Erden gestraft, sondern man glaubte fest, daß ihm die gräßlichsten, die unaussprechlichsten Martern und Quaalen selbst in ein anderes Leben folgten, sobald er außer dem Schooße der Kirche stürbe. Mit dem Banne verbanden die Päpste das Interdict (von interdicere, untersagen.) Alle Kirchen waren hier geschlossen; Altar und Kreutz mit schwarzem Flor behangen, nur in der Stunde des Todes wurde es den Priestern erlaubt, bey dem Sterbenden die heiligen Gebräuche der Kirche zu verrichten. Wer sich solchen Aussprüchen des Bannes nicht unterwarf — gegen den empörte sich das ganze Volk; jedermann empfieng dann das Recht, ihn zu ermorden, ohne daß der Thäter vor Ge-

richt gezogen wurde. Daher kam es, daß selbst Kayser und Könige (wie wir in der Folge hören werden) sich diesem fürchterlichen Fluche unterwarfen. Die Bischöffe hielten auch jährlich sogenannte Sendgerichte in jeder Gegend ihres Sprengels. Es befanden sich dabey sieben rechtschaffene Männer, welche durch Eide bekräftigen mußten, daß die Beschuldigungen, mit denen sie die Verbrechen ihrer Nachbahren belegten, nicht erdichtet, sondern der Wahrheit gemäß seyen. Diejenigen nun, welche überführt wurden, mußten sich der Kirchenbusse unterwerfen.

Carl der Grosse hatte (wie ich euch bereits erzählt habe) vieles Gute in Absicht der Geistlichkeit gestiftet, aber seine Nachkommen änderten das Meiste ab, und so nahmen Mißbräuche aller Art über Hand. Carl hatte ausdrücklich gesagt, daß Mädchen vor dem zwölften Jahre durchaus nicht ins Kloster gehen; daß keine Glocken getauft und daß die Priester einen unsträflichen Lebenswandel führen sollten. Dieß alles hielt man nicht mehr so strenge, und was den unsträflichen Wandel der Geistlichkeit betraf, so war die wohl noch frech genug, zu behaupten, daß, ein Priester von verdorbenen Sitten weit eher mit Geduld zu ertragen sey, als zu züchtigen "

Perls. Sie erwähnten so eben die Taufe der Glocken — was stellen wir uns denn darunter vor?

Pastor. Bey den ältern Christen (und diese Gewohnheit hat sich noch bis jetzt bey den Catholicken erhalten) war die Glockentaufe eine gar heilige Handlung, welche aus derjenigen Meynung entstanden zu seyn scheint, daß die Glocke, (schon selbst an sich

ein erhabenes und ehrwürdiges Instrument) blos bey dem Gebrauch des Gottesdienstes statt findet. Man lud daher, wenn man sie taufte, wie bey jeder Kindertaufe, Pathen, welche der Handlung feyerlichst beywohnten. Die Glocke selbst bekam (da sie dem Worte nach weiblichen Geschlechts war) den Nahmen einer Heiligen. Da ich eure Frage erwartete, so hab' ich mit Bedacht einen solchen Glockenpathenbrief zu mir gesteckt. Bey diesen Worten rollte der Herr Pastor ein Papier aus einander und las:

Zu Klein-Vargula in Thüringen sollte im Jahr 1516 eine Glocke getauft werden; man sah sich also nach Gevattern um und schickte deshalb dem Stadtrath zu Tennstedt folgenden Gevatterbrief zu:

„Unsere freundliche Dienste zuvor!
Ehrsame, weise Herren!"

„Wir seynd willens, wils Gott, vnsere Glocken uff den Sonntag Exaltationis Sanctae Crucis nechstkommenden, nach Ordnung der heiligen christl. Kirchen, zu weihen und teufen zu lassen: Ist vnsere gütliche Bitte, wollet auf vermeldete Zeit vmb Gottes willen bey uns, sammt andern guten Freunden erscheinen, vnd Groß Pathe mit seyn. Wollet das Lohn von dem Allmechtigen Gott vnd dem Patrono S. Sixto vnd der heil. Jungfrawen S. Julianen nehmen. So wollen wirs willigern verdienen. Datum den Sonntag nach Aegidii anno 1516."

„Curt vnd Claus Vitzthum von Eckstett,
sammt den Altarleuten."

Als Bonifacius (der sogenannte päpstliche Apostel) unter den thüringischen Heiden erschien, wurde das Recht des römischen Stuhls (sowohl in Italien, als auch in Teutschland unter den Franken) schon um vieles erweitert. Man erlaubte sich gewisse Grundsätze, die das Ansehen der Geistlichkeit begründeten, z. E. daß kein Weltlicher einen Bischof verklagen dürfe; daß nur der Papst Bischöffe absetzen könne; daß dieser in allen Kirchensachen der höchste Richter und daß die geistliche Gewalt von der weltlichen ganz unabhängig sey. Um solchen Grundsätzen bey dem Volke Eingang und Glauben zu verschaffen, erfann man gewisse Verordnungen (Dekretalen genannt) deren Ursprung man aus den frühesten Zeiten der christlichen Kirche, von dem heiligen Petrus selbst abgefaßt, herleitete. Diese Dekretalen bestanden aus Briefen, die schon im Jahr 526. ein gewisser Dyonisius zusammengetragen hatte. Den allergröbsten Betrug aber erlaubte sich der Bischof Isidor von Sevilla, (oder wenigstens einer seiner Nachkommen) der in der Hälfte des siebenten Jahrhunderts lebte. Dieser sammelte Dekretalen, die nicht, wie jene ihren Anfang vom Jahr 385. sondern gar vom Jahr 93. nahmen. Der Hauptgrundsatz darinnen hieß: „Die hohe Geistlichkeit muß in Hinsicht ihres persönlichen Lebenswandels, von der weltlichen Obrigkeit zwar geduldet, aber durchaus nicht gerichtet werden, denn sie ist der Augapfel Gottes und der Papst Oberrichter von allen Königen und Fürsten, denn schon der Prophet Jeremias (Cap. 1. V. 10.) sagt: „Siehe! ich setze dich über die Völker und Königreiche, daß du

ausreiſſen ſollſt, zerbrechen, zerſtöhren und verderben, und wieder bauen und pflanzen!" Wie lächerlich! Der Prophet Jeremias, hatte, trotz ſeiner Weiſſagungsgabe, wohl kaum im Traume an den Papſt in Rom gedacht, geſchweige denn, daß er von ihm ſchreiben ſollte.

Bey dem allen wuchs der Aberglaube, gleich einem Unkraute, mächtig empor. Man ſchrieb z. B. gewiſſen Leuten, die ſich durch ihre Klugheit und Einſicht beſonders auszeichneten, die Macht der Zauberey zu und glaubte, daß ſie Einfluß auf gutes und ſchlechtes Wetter *) hätten. Man ſtellte Wallfahrten in Klöſter und Kapellen an, wo wunderthätige Marienbilder verehrt wurden und ſchrieb den in dieſen Kapellen brennenden heiligen Wachskerzen eine wunderthätige Kraft zu. Dabey ſchleppten die armen Opfer des Aberglaubens, Geſchenke aller Art in die Klöſter und bereicherten damit die liebe — Geiſtlichkeit!

Der Ackerbau gedich in dieſem Zeitraume weit beſſer, denn ſchon Carl der Groſſe war ein hoher Beförderer deſſelben. Man zog jetzt ſorgfältiger, als ehedem, allerley Obſtarten, Gemüſe, Kräuter, u. ſ. w. Carl nannte in ſeinen Verordnungen ſchon 72 unterſchiedliche Gattungen der Gartengewächſe, welche er zu pflanzen befahl. Zur Verbeſſerung des Feldbaues trug die Anlage neuer Städte, Klöſter, Dörfer und Höfe ſehr vieles bey, denn dadurch wurden die ungeheuern Waldungen verdünnt und Äcker gewonnen, die man bearbeiten konnte. Einen andern und eben ſo

*) Man nennte ſie deswegen Wettermänner (lat: tempestiarii.)

wichtigen Nutzen gab die Verringerung der Wälder der Sicherheit, denn die darinnen vorhandenen Bären, Wölfe, Auerochsen und Elendthiere verliessen nun den zu luftigen Aufenthalt und wanden sich in nördlichere Gegenden, z. B. nach Pohlen. Alles das vermochte dennoch das kalte Clima in Teutschland noch nicht ganz zu verdrängen. Deshalb war auch der Mißwachs immer noch gewöhnlicher, als zu unsern Zeiten und die Folge davon nicht selten eine allgemeine Hungersnoth, wenn man besonders (wie sich das oft ereignete) zu wenig Vorräthe gesammelt hatte. In den zu großen Wäldern fand man überdieß noch eine andere Unbequemlichkeit, die höchst nachtheilig auf die Gesundheit wirkte; denn da in denselben viele stehende Sümpfe anzutreffen waren, so entsprangen daraus Krankheiten aller Art, welche unzählige Menschen hinwegrafften.

Die Ackergeschäfte wurden von den armen Freyen, Freygelassenen und Sclaven besorgt. Die leztern erhielten ihrer verschiedenen Verhältnisse wegen, in denen sie mit ihren Herren standen, auch verschiedene Nahmen. Einige hiessen Liden, andere Meyer, oder Bauern (Coloni) zwey oder dreytägige Knechte (denn sie waren gezwungen, die Woche wenigstens ein paarmahl zum Frohne zu ziehen) oder Zinsleute (die Güter besassen, von deren Früchten sie gewisse Zinsen abliefern mußten.

Sigismund. Ich habe sie, bester Herr Pastor! schon lange einmal fragen wollen, woher das Wort Sclav entstanden sey? Länger kann ich mit meiner

Frage nun nicht zurückhalten, zumal da Sie das Wort jetzt abermahls nannten.

Pastor. Und ich muß gestehen, daß Seine Frage hier grade am rechten Orte steht, mein lieber Meister Sigismund! Das Wort Sclav kommt von der Nation den Slaven her. Dieses Volk wurde seiner Halsstarrigkeit wegen von den Franken so sehr gehaßt, daß sie alle die, welche sie in den mit ihnen unaufhörlich geführten Kriegen überwanden, jederzeit zu Leibeigene oder Sclaven machten. Daher hieß ein Leibeigener — ein Slave, nach der Zeit ein Sclave. Die Slaven behaupteten unter allen teutschen Nationen am längsten ihre alten Sitten und Gebräuche, denn nur erst in der Mitte des neunten Jahrhunderts gelang es dem Cyrillus und Methodius sie zur christlichen Religion zu bekehren.

Der Ackerbau war, trotz der Hindernisse, mit welchen die Natur sich dagegen stammte, dennoch sehr ergiebig. Dieß sieht man an der Wohlfeilheit des Getraides. Ein Scheffel Haber kostete unter Carls des Grossen Regierung nur einen Denar (nach unserm Gelde 1 Gr. 3 Pf.) ein Scheffel Gerste zwey, Roggen drey, Waizen vier; was aber das adelmüthige Herz der Könige dieser Zeit hauptsächlich auszeichnete, war, daß sie das auf ihren Cammergüthern gebauete Getraide, zum Besten der Armen um die Halfte wohlfeiler verkauften. Möchten ihnen doch darinnen alle Könige und Fürsten nachahmen.

Niklas. Jetzt hatten die Teutschen wahrscheinlich Geld?

Paſtor. Ei wohl! denn es ward in verſchiedenen Theilen des teutſchen Reichs eine beträchtliche Menge Silber, Kupfer und Eiſen und auch Geld gegraben, dennoch war das geſchlagene Geld immer noch ſelten, weil die ädlen Metalle häufig zu den Kirchengefäſſen verbraucht wurden. Man bediente ſich in jener Zeit eines ganz eigenen Münzfuſſes. Die Teutſchen zählten nämlich nach Pfunden, Solidusſen (oder Schillingen) und Denarien. Ein Pfund Silber enthält bekanntlich zwölf Unzen oder 24 Loth, ein ſolches Pfund trug 20 Solidus und ein Solidus 12 Denare.

Ausgebreitet und wichtig erſchien der teutſche Handel. Dennoch beſchäftigten ſich mehr Juden als Chriſten damit, weil die letztern die vielen Zoll-Weg-Ufer- und Brücken-Gelder ſcheueten, da ſogar von dem Holze, welches man auf der Moſel fortführte, ein Zehenter gegeben werden mußte. In Magdeburg, Erfurth, Regensburg bewahrte man groſſe Niederlagen von frieſiſchen Tüchern, Thierhaaren, Honig und Pelzwerk auf. Noch blieb aber der Verkauf der Waffen an Fremde wie ehemals, ſo auch jetzt, verboten. Der beträchtlichſte Zweig der Handlung beruhete noch immer im Menſchenhandel. Man raubte und führte ſie den Mauren nach Spanien zu, auch nach Africa und Conſtantinopel, dahingegen brachten die Kaufleute aus Spanien, Italien, England und Aſien Gewürze, Wein, Oehl, Leinewand, Seide, Purpur, feine Tücher und Stickereyen. Zur Bequemlichkeit der Reiſenden und Kaufleute wurden auch hier und da Wirthshäuſer und Herbergen angelegt.

Spre-

Sprechen wir jetzt auch ein paar Worte über den Nationalcharakter der Teutschen! Man findet in dem gegenwärtigen Zeitraum bey weitem nicht so viele Beyspiele von Treulosigkeit und Meineiden, als bey den eigenthümlichen Franken, von welchen Gallien erobert ward. Desto gröſſer war die Liebe zum unmäſſigen Trinken: die Monarchen muſsten deswegen eigene Gesetze ergehen lassen, z. B. für die Richter, denen es streng untersagt ward, an Gerichtstagen Mahlzeiten zu halten, damit sie nüchtern bey Gericht erscheinen möchten. Ihre gewöhnlichen Getränke bestanden in Bier, Most, gekochtem Weine und Meth. Noch weit mannigfaltiger waren die Speisen. Man aſs Wildpret, Schweine- und Rindfleisch, Ziegen, Tauben, Pfauen, Enten, Fische, Gänse, Gartengewächse aller Art, Honig, Eyer, Butter, Käse u. s. w. Noch ging man eben so fleissig, wie sonst, auf die Jagd, man belustigte sich mit Possenspielen und Schiessen nach entfernten Zielen, vermittelst eigener Stoſsvögel. Bey den Possenspielen besoldeten die Grossen Lustigmacher, oder Hofnarren, deren Carl der Grosse mehrere in seinem Gefolge gehabt haben soll. Ein gewisser Philipp Muskes sagt sogar, daſs er die ganze Grafschaft Provence an seine Hofnarren habe verschenken wollen und daher sey es gekommen, daſs sich in der Folge in der Provence eine ganze Menge solcher lustiger Leute befunden hätte. Diese Menschen hatten zu verschiedenen Zeiten auch verschiedene Nahmen. Man nannte sie Speyvögel, Freudenmacher, Pickelheringe, Schalksnarren und Possenreisser.

Raub und Mord waren so allgemein, daß dagegen selbst auf den königlichen Gütern Tag und Nacht besondere Wachen gehalten werden mußten. Strafgesetze halfen hier wenig, denn der Verbrecher konnte seine That mit Gelde bezahlen; wußte man sich doch sogar von Fasten und Beten mit einer gewissen Summe loszukaufen. —

Der Putz der Vornehmen näherte sich der Verschwendung gar sehr. Die Männer trugen seidene Kleider, und Degen, Sporen, Gürtel von Gold und Silber, sie hatten silberne Trinkgeschirre, Löffel und Schüsseln. Die Frauenzimmer brüsteten sich in Kleidern mit Gold durchnähet, in goldenen Kopfbunden, und silbernen Armspangen, auch flochten sie Zierrathen in die Haare und an die Halsbänder wurden, vermittelst seidener Schnuren, halbe Monde und andere Figuren von Gold geknüpft.

Carl der Grosse und sein Enkel Ludwig der Teutsche gaben ihrer Nation viele schriftliche Gesetze, um das Land zu regieren, die Nachfolger derselben aber scheinen sich blos nach den von diesen Männern verfaßten gerichtet zu haben. Nach den Gesetzen war der König Oberrichter des ganzen Volks. An seinem Hofe, der wie ihr bereits wisset, Pfalz hieß, (von palatium, ein Pallast) befand sich ein Pfalzgraf, der nach ihm als die oberste Instanz in Rechtssachen zu entscheiden vermochte. War ihm die Sache zu schwürig, so trug er sie dem König vor. Die Könige blieben jedoch nicht in einer Pfalz. Sie hatten mehrere und wohnten bald da, bald dort. So hielt sich Carl der Grosse öfters in Aachen, in Ingelheim, in Worms u. s. w.

auf. — In dem Justizwesen sah man damahls weniger auf die in unsern heutigen Gerichtsbarkeiten gewöhnlichen Formalien, z. B. auf Brief und Siegel, Protocolle; aber vom Stempelpapiere wußte man vollends gar nichts. Man ließ sich lediglich auf Wort, Handschlag und mündliches Zeugniß ein. Zu dem letztern bediente man sich auch der sogenannten Eideshelfer (Consacramentales) und der Ordalien (Gottesurtheile).

Perls. Wollten Sie uns diese Ausdrücke wohl erklären?

Pastor. Mit Vergnügen! Unter Eideshelfer verstand man rechtliche unbescholtene Männer, welche auf die Ehrlichkeit eines andern ein Zeugniß ablegten, oder, welche einen Eid schworen, daß der vor Gericht Berufene ein ehrlicher Mann sey. Diese Veranstaltung war von ungemeinem Nutzen, denn sie verhütete eine Menge Meineide, *) so lange sich nämlich ehrliche, brave Leute fanden. Allein in der Folge mißbrauchte man den Willen des Gesetzes, da Männer von schlechtem Charakter vor Gericht traten, die sich zu Eideshelfern erkaufen ließen.

Niklas. Nun? die Gottesurtheile?

Pastor. Nach unsern heutigen Begriffen von Religosität waren diese sonderbahr genug. Ihren Grund hatten sie auf Sand, d. h. auf den Aberglauben gebauet. Man glaubte nämlich mit grosser Zu-

*) Vor dem Meineid (das schrecklichste was ich kenne) kann der Volkslehrer den Bauers- und Bauers-Mann nicht genug warnen. Eine gut geschriebene Abhandlung über den Mißbrauch des Meineides findet er in Steinbecks teutschem Patrioten, Februar 1802, S. 82.

versicht, daß sich Gott durch ein Wunder verherrlichen werde, wenn es dem Menschen nicht möglich sey, die Schuld oder Nichtschuld eines Beklagten ans Licht zu bringen. So ließ man zum Beyspiel einen solchen Unglücklichen den bloßen Arm ins siedende Wasser tauchen, ihn durch einen Priester verhüllen und besiegeln und fand sich dann nach dreyen Tagen kein Brandmahl, so sprach man ihn von dem Verbrechen los. Oder man befahl ihm, ein glühendes Eisen in die Hand zu nehmen (in diesem Falle hieß das die Feuerprobe) oder man warf ihn gar ins Wasser; (Wasserprobe) tauchte er nun unter, so hielt man ihn des Verbrechens überwiesen. In noch andern Fällen mußten sich Kläger und Beklagte in Gegenwart des Gerichts und der Gemeinde schlagen. Wer nun den andern überwand, hieß — der Schuldlose. Ihr sehet von selbst das Ungereimte dieser Gottesurtheile. Es war thöricht, daß solche Menschen von den Gesetzen der Natur verlangten, das glühende Eisen solle nicht brennen und das siedende Wasser kein Brandmahl zurücklassen. Indessen wußte man sich späterhin schon zu helfen, indem man die Hände (eines etwa hohen) Beklagten, mit einer Salbe zu beschmieren verstand, die die Macht des Feuers ein paar Minuten lang abhielt.

Die kriegerische Denkungsart der Teutschen dauerte noch immer fort. Diese Neigung zu nähren, bauten die Grossen feste Burgen und Schlösser, von wo aus sie die reisenden Kaufleute nicht selten überfielen und beraubten. Man nannte solche Schloßbewohner Wegelagerer oder Raubgrafen. Noch jetzt findet man in Thüringen Ueberreste solcher Raubschlösser,

als z. B. das Schloß Kiffhauſen, (Kiffhäuſer) welches in der Folge Rudolf der Habsburger zerſtöhren ließ. Rechte und Anſprüche wurden oft durch kleine Kriege ausgeführt. Daraus entſtand das ſogenannte Kolben- oder Fauſtrecht.

Wecker. Richtig! Davon hat mir mein Großvater immer viel erzählt.

Paſtor. So? deſto beſſer! So kann er ſeinen Freunden ſagen, worinnen es eigentlich beſtand?

Wecker. O! ja! ſo gut ich's gemerkt habe. — Das Fauſtrecht (welches man auch Fehden *), Befehdungen nannte) war üblich, wenn zwey Herren oder Edelleute einen Streit zuſammenhatten; ſie kündigten ſich den Krieg an, und ſtatt ihre Sache vor Gericht auszumachen, entſchied die Stärke des Schwerdts.

Paſtor. Recht brav! Sein Gedächtniß iſt gut, Meiſter Wecker! Dieſes Fauſt- und Kolbenrecht ward jedoch durch den Landfrieden vom Jahr 1496 bey Drohung der Reichs-Acht und als dieß Verbot noch nicht fruchtete, zu Augsburg 1548 durch einen Reichs-Abſchied nochmals ſtreng unterſagt. Die ſchriftlichen Erklärungen, die man, vor Beginnung einer ſolchen Fehde, dem andern zuſchickte und welche gemeiniglich von den Mönchen abgefaßt wurden, hieſſen Fehdebriefe.

Säuberlich. Um die Wiſſenſchaften ſah es in Teutſchland jetzt wohl nicht viel beſſer aus, als ſonſt?

---

*) Daher heißt es in dem alten Kirchenliede: Allein Gott in der Höh ſey Ehr: Alle Fehd' hat nun ein Ende!"

Pastor. Fast! — ja! die Geschichte belehrt uns, daß die Nachkommen Carls die Neigung zu den Wissenschaften, die unter ihres Ahnherrn Regierung so schön blüheten, ganz einschlafen liessen. Unter allen verehrte man die Dichtkunst noch am meisten. Die Barden und Minnesänger (die mit ihren Harfen auf ritterlichen Gelagen und Hochzeiten erschienen) dichteten Minnelieder *), Lobgesänge auf die Gottheit und Lieder auf den Teufel. Weniger gedeihete die Musik, denn die Stimme der Teutschen war zu unbiegsam und rauh, um die Töne für das Ohr angenehm zu machen **), auch die Arzneykunst fand weit wenig r Beförderer unter den Teutschen als unter den Arabern und Juden, welche sich mit Sorgfalt damit beschäftigten. Mathematik, Erdkenntniß, und Naturlehre kannte man kaum dem Nahmen nach. In eben so traurigem Zustande befand sich die Beredsamkeit. Beweißgründe in der Gottesgelahrheit führten die Geistlichen nicht aus der heiligen Schrift sondern aus den Kirchenvätern, sie sprachen und schrieben schlechtes Latein, aber wenig Teutsch. Wie noch immer sehr unvollkommen unsere Muttersprache gewesen seyn müsse, erhellet aus der Uebersetzung der vier Evangelien von einem Mönch des Klosters Weissenburg, Otfried genannt, von dem man sagt, daß er oft in Verlegenheit gewesen sey, alle teutsche Buchstaben mit Schrift auszudrücken. Daher

*) Minne heißt Liebe.

**) Orgeln verschrieb man aus Teutschland nach Italien — ein Beweiß, daß, trotz der Anlage dieser Nation zur Musik, dieß Instrument früher in Teutschland bekannt war. Es kam von Griechenland über Frankreich dahin.

nahm er das y zuerſt aus dem Griechiſchen, (y). Die berühmteſten teutſchen Schulen waren die zu St. Gallen, Corvey und Fulda.

Doch — gleich den Wanderern, Freunde! die ſich auf dem Hügel niederlieſſen, um den zurückgelegten Pfad noch einmahl zu überſchauen, und nach einer kurzen Raſt aufs neue ſich erheben, um ihre Reiſe fortzuſetzen, gehen auch wir nun in der Geſchichte der Teutſchen und zwar zum vierten Zeitraum fort, wo wir

Teutſchland unter ſächſiſchen Königen und Kayſern (von 911 bis 1024)

ſehen.

Als die Sachſen, vermittelſt des Selzer Friedensſchluſſes 803 ſich mit den Franken in eine Monarchie vereinigten, ſo bedungen ſie ausdrücklich, daß ihnen, ſollten ſie ſich anders nach den fränkiſchen Geſetzen bequemen, die Erlaubniß, einen aus ihrer Mitte für den Thron zu wählen, im Fall kein thronfähiger Erbe von dem fränkiſchen Stamme gegenwärtig ſey, vergönnt werden müſſe. Dieſer Fall ereignete ſich jetzt. Von dem ganzen carolingiſchen Stamme war kein Erbe da — man trug alſo dem Herzog Otto von Sachſen, einem durch Weisheit, Macht und Erfahrung berühmten Fürſten, die Crone an. Doch er lehnte ſie ab, indem er ſein Alter verſchützte, welches ihm die Annahme einer ſo läſtigen Bürde ohnmöglich mache; ſchlug aber einen mächtigen fränkiſchen Grafen Conrad vor, der ſogar durch ſeine Mutter mit dem carolingiſchen Geſchlechte verwand war. Conrad erhielt auch wirklich die Crone und ward (911 in Worms) König der Teutſchen. Ihr ſeht wohl, daß

Conrad im Grunde nicht zu den ſächſiſchen Königen gehört; ich rechne ihn jedoch mit zu dieſem Zeitraum, weil Otto, der Sachſe, ihn vorſchlug und dieſem eigentlich das Regiment übertragen worden war.

Conrads, eines Mannes von vielumfaſſendem Geiſte, erſte Sorge ging dahin, das unter der Regierung des letzten Ludwigs ſo ſehr zerrüttete Reich auszubeſſern und die alte Ruhe wieder herzuſtellen. Allein ſein löblicher Entſchluß ward gleich Anfangs durch große Hinderniſſe entkräftet. Die Lothringer und Bayern verſagten ihm den Gehorſam. Conrad bekriegte ſie ſchon im erſten Jahre ſeiner Regierung, doch ohne Nutzen, denn ſie unterwarfen ſich dem franzöſiſchen König. Ueberdieß durchſtreiften die Hungarn Franken und Thüringen und drangen das erſtemahl (im J. 915) bis Fulda, das anderemahl (im J. 917) bis nach Lothringen vor. Sie eroberten Städte und große Diſtrikte und verwüſteten ſie.

Statt daß Conrad die Ruhe, die dem teutſchen Reiche ſo nöthig war, wieder herzuſtellen gedachte, brachen überall Unruhen und Zwiſtigkeiten aus. Sogar die Geiſtlichen verwickelten ſich mit den weltlichen Herren in Streitigkeiten. Auf dieſe folgten dann Mordthaten aller Art. Der Biſchof Eberhard von Speyer wurde von zwey fränkiſchen Grafen erſchlagen; eben nicht anders ging es dem Biſchof Otbert von Strasburg. Und wenn Salomo, Biſchof von Coſtnitz auch mit dem Leben davon kam, ſo beunruhigten ihn doch die königlichen Cammerboten oder Abgeordnete in Schwaben, Berthold und Erchanger, einiger Güter wegen, die der Biſchof von den

Königen zum Geſchenk erhalten hatte, auf welche aber jene mehr Anſprüche zu haben vermeinten. Ihre Erbitterung ging ſo weit, daß ſie den armen Salomo gefangen nahmen, um ihn vermittelſt unerlaubter Mittel zur Abtretung der Güter zu bewegen. Dieſem Unfuge zu ſteuern, lud ſie Conrad auf den Reichstag zu Mainz, verdammte ſie zur Abgabe ihrer Würde und wählte ſtatt ihrer mit Einwilligung der Schwaben, den Burchard, einen adeln und tapfern Mann zum Herzog.

Wahrend dieſer Unruhen ſtarb der alte Herzog von Sachſen, Otto (im J. 912) und ſein Sohn Heinrich folgt' ihm in der Regierung nach. Conrad trug Bedenken, Heinrichen die ganze Macht ſeines Vaters zu laſſen, da ſie für die Franken auf dieſe Art ſehr gefährlich werden konnte. Das Gebiet des Herzogs von Sachſen war ziemlich groß. Es begrif faſt ganz Niederſachſen und Weſtphalen in ſich, auch ſtanden einige Wenden unter ſeiner Herrſchaft. Conrad ſuchte ihn wenigſtens, zur Minderung ſeiner Macht, ein Herzogthum abzunehmen, aber Heinrich, der damit nicht zufrieden war und überdieß von den ſächſiſchen und thüringiſchen Herren aufgehetzt ward, ſeine Gerechtſame zu behaupten, weigerte ſich dagegen mit aller Strenge, um ihn durch die Waffen dazu zu zwingen, zog ihm mit Conrads Bruder, Eberhard, entgegen, allein bey Eresburg verlohr er Schlacht und Leute. Was wollte Conrad thun — er mußte nun ſelbſt zu Felde ziehen, um den wackern Heinrich Unterwürfigkeit zu lehren. Niemand hatte das weniger vermuthet, als dieſer. Da er mithin auf Conrads unvermutheten Angriff nicht im mindeſten vorbereitet

war, so flüchtete er in seine Burg Gronde (bey Göttingen.) Er würde hier ohnfehlbahr in Conrads Hände gefallen seyn, wenn ihn nicht die List seines ehemaligen Lehrers, des Grafen Dietemar, aus aller Verlegenheit gerissen hätte. Dieser wußte dem teutschen König ein Mährchen, daß nämlich eine wohlbewafnete Schaar Reiter dem Schlosse zu Hülfe komme, so natürlich vorzugaukeln, daß Conrad die Belagerung aufhob. Aus allen diesen sah er nun wohl, daß er die Sachsen nie bezwingen würde; er schloß also mit dem Herzog einen Frieden, worinnen er ihm alles, was sonst sein Vater besessen hatte, überließ. Bald darauf im Jahr 919 starb er ohne Leibeserben, bevor er noch seinen Bruder Eberhard und einige andere Große des Reichs flehendlich gebeten hatte, dem Herzoge von Sachsen die Crone zu verschaffen, welches ihm der selbst nach dem Reiche strebende Bruder auch versprach!

Marx. Aber er hielt gewiß nicht Wort —

Pastor. O! ja! Seines sterbenden Bruders Bitte eingedenk, überbracht' er im Monat Aprill des Jahres 919 dem jungen Herzog Heinrich, der eben am Vogelheerd saß und sich mit seiner Lieblings-Belustigung beschäftigte, den Reichsschmuck und stellte ihn dann auf einem Reichstag zu Fritzlar (in Niederhessen) den fränkischen und sächsischen Herren als den neuerwählten König dar. Man nannte ihn nach der Zeit, Heinrich den Vogelsteller.

Mit dieser Wahl waren jedoch die Herzoge von Schwaben und Bayern höchst unzufrieden, da jeder von ihnen König der Franken zu werden hoffte. Aber die Sachsen und Franken lieferten ihrem neuen Be-

herrscher ein so starkes Heer, daß sich nicht nur der schwäbische Herzog bey dessen Annahrung unterwarf, sondern auch Arnulf von Bayern den Eid der Treue schwur, als ihn Heinrich in Regensburg belagerte.

Die Lothringer hatten (wie uns bekannt ist) dem französischen König den Eid der Unterwürfigkeit gelobt; eine Zeit lang darauf schien sie dieß zu gereuen; sie wünschten jetzt aus mehr als einer Ursache den Teutschen verbindlich zu seyn. Doch damit war ihr Herzog Giselbert, ein ehrgeiziger Mann, nicht zufrieden.

Niklas. Was war denn die Ursache, daß die Lothringer den Teutschen gehorchen wollten?

Pastor. Nichts, als Carls, des Königs von Frankreich, Unbeständigkeit. Er wollte nämlich Lothringen behaupten und bezeigte dabey viel Eifer. Dieser spornte ihn an, während Heinrichs Streitigkeit mit den Herzögen von Schwaben und Bayern, dasjenige Land wegzunehmen, welches die Teutschen jenseits des Rheines besassen. Aber kaum erblickte er das teutsche Heer bey Worms, als er sich zurückzog. Ein so unrühmliches Betragen mochte auf die Gemüther der Lothringer eben nicht vortheilhaft wirken. Sie unterwarfen sich daher (925) mit Beistimmung Giselberts dem teutschen Reiche. Dies gefiel Heinrich so wohl, daß er dem Giselbert, besonders um das neu errichtete Freundschaftsbündniß auf immer fest zu gründen, seine Tochter Gerberga zur Gemahlinn gab.

So wie immer, also auch jetzt erneuerten die Normänner (oder Dänen) Slaven und Hungarn die alten Versuche, sich in den nördlichen Gegenden des

teutſchen Reiche, an den Küſten der Nord- und Oſtſee, feſtzuſetzen. Da nun beſonders ein kleiner jütländiſcher König, Nahmens Gorm, das Glück gehabt hatte, ganz Jütland und die däniſchen Inſeln zu erobern, ſo glaubt' er darinnen einen Wink des Schickſals zu finden, ſich auch über die Wenden an der Elbe und die Nordſachſen als Herrſcher zu ſchwingen. So dacht' aber Heinrich nicht. Er zog (im Jahr 931) durch das Land der Obotriten (das heutige Meklenburgiſche) bis in die Mitte von Jütland, rückte Teutſchlands Grenzen bis über die Eider hinaus, und verwies den unruhigen Gorm zur Ruhe. Zur Sicherheit legte er ein feſtes Schloß an, welches er mit Sachſen beſetzte, woraus in der Folge die Stadt Schleswig entſtanden iſt.

Heinrich griff auch die Wenden, beſonders diejenigen an, welche in der jetzigen Mark Brandenburg wohnten. Er eroberte Brennaburg *), die Hauptſtadt der ſogenannten Havel-Wenden (vom Fluſſe Havel ſo benannt). Heinrich lagerte ſich mit ſeinem Heere auf dem Eiſe und erſtürmte die Burg im härteſten Froſte. Die Wenden unterwarfen ſich und gelobten dem Sieger die Zahlung eines jährlichen Tributs. Er ſtiftete auch hier eine Grenzwehr und bauete Schlöſſer, um das Land vor feindlichen Ueberfällen zu ſichern. Neben ſolchen Stiftungen Heinrichs erhob ſich die Markgrafſchaft Nordſachſen, welche ſich von Merſeburg bis Brandenburg erſtreckte; die Markgrafſchaft Meiſ-

*) Eigentlich Brannabor, d. h. im Slaviſchen eine Burg, die Wehr des Landes. Daher kommt in der Folge der Nahme Brandenburg.

sen; auch legte er den Grund zur östlichen Markgrafschaft in der heutigen Oberlausitz.

Die gefährlichsten Feinde der Teutschen blieben demohngeachtet noch immer die Hungarn, die ihre Züge alle Jahre bestimmt wiederholten, um fremde Länder zu erobern. Sie drangen bis in die Mitte von Teutschland vor und plünderten und verwüsteten alles, was ihnen in den Weg kam. Da die Hungarn weit mehr Reiterey hatten, als die Teutschen, so war der Verlust allemahl auf die Seite der letztern. Auf ihre Pferde waren die Hungarn überhaupt sehr stolz, denn sie rühmten von ihnen, daß ihre Hufe Städte und Länder zertrümmern und ihre Gurgeln Flüsse und Seen aussaufen könnten. Mit einem Worte — Heinrich verlohr mehr als eine Schlacht gegen diese gewaltige Nation. Zum größten Glück fiel einer von ihrern Anführern in seine Hände. Die Hungarn suchten den Gefangenen auszulösen. Heinrich bewilligte ihren Wunsch unter der Bedingung eines neunjährigen Waffenstillstandes.

Peter. Warum denn auf so lange Zeit?

Pastor. Weil er unterdessen Kräfte gewann, sich gegen die unruhigen Patrone zu vertheidigen, die außerdem im künftigen Jahre bestimmt wieder gekommen seyn würden. Das erste, was er that, um nach Verfluß des Waffenstillstandes den Hungarn ohne Bedenken die Stirn bieten zu können, war, daß er mit seinen Soldaten Uebungen anstellte, die sie geschickt machen möchten, gegen den Feind zu kämpfen; besonders traf dies Loos die Cavallerie. Er übte sie in der Gattung von Gefechten, die sich für den Angrif der Hungarn am besten schickte. Da diese Uebungen bey Hofe bald

ſo beliebt wurden, daß man ſich darauf freuete, wenn ſie ſtatt fanden, ſo ſcheint dies der erſte Grund zu den nachherigen Turnieren der teutſchen Ritterſchaft geweſen zu ſeyn. Nebenbey bauete Heinrich mehrere Schlöſſer, die er Burgen nannte, und welche allemahl mit dem neunten Mann von den freyen Bewohnern des Landes beſetzt wurden. Zur Unterhaltung derſelben diente der dritte Theil der Früchte, welche in den Gärten und Bezirken gebauet wurden, die zur Burg gehörten. Zu den Burgen ſchlug er zugleich feſte Städte. Hier durften nur freye Leute wohnen; die Sclaven blieben auf den Gütern ihrer Herren und die begnadigten Verbrecher wohnten außerhalb den Mauern der Städte, um ſie gegen die Räubereyen des feindlichen Geſindels zu ſchützen. Die freyen Leute nannte man von den Burgen Bürger, und einen ganzen Verein — Bürgerſchaft.

Während Heinrich dieſe nützlichen Anſtalten traf, näherte ſich das Ende des geſchloſſenen Waffenſtillſtandes. Seit dieſer Zeit hatten die Hungarn ihr Wort redlich gehalten und Teutſchland nicht beunruhiget, jetzt aber fielen ſie mit doppelter Heereskraft in Heinrichs Staaten ein. Einer von den herumſchweifenden Haufen drang nach Niederſachſen, wo er aber von den ſächſiſchen Feldherren ſo tapfer empfangen wurde, daß er den Verſuch nicht zum zweitenmahle wagte. Ein anderer fiel in Thüringen ein, welchem Heinrich ſelbſt begegnete. Die Feinde hatten ſich in der Gegend von Merſeburg gelagert. Heinrich empfahl ſeinen Soldaten Vorſicht und Ausdauer. Als ſie den Hungarn entgegen rückten, regnete es von allen Seiten Pfeile, welche die Teut-

schen, die dies Kriegsspiel schon an ihnen gewohnt waren, mit ihren Schilden aufsiengen, dann stürzten sie plötzlich mit Sturmes Schnelle auf sie los. Das hatten jene nicht erwartet — sie wandten sich bestürzt um, ergriffen die Flucht und ließen selbst ihr Lager mit aller schon gemachten Beute im Stiche. Darauf wagten sie 20 Jahr lang keinen neuen Einfall in Teutschland.

Heinrich reißte nach Erfurth, (im J. 935) um den Großen seines Reichs, die er dahin beschieden hatte, seinen ältern Sohn Otto als den Erben seines Reichs vorzustellen. Kaum vermogt' er dies, denn sein Lebensende, das er durch eine Erkältung auf der Jagd befördert hatte, nahete heran. Er reißte ab und kam bis ins Kloster Memmleben an der Unstrut, wo er starb. Seine Leiche wurde jedoch nach Quedlinburg gebracht.

Otto I. wurde von dem Volke zum König gewählt und mit aller ersinnlichen Pracht in Aachen gekrönt. Er war ein schöner Mann, dessen Aeußeres schon Ehrfurcht einflößte. Sein Auge blitzte wie Feuer und sein blutrothes Gesicht schmückte ein langer Barth. Eben so reichhaltig an männlichen Tugenden war sein Charakter; man konnt' ihm Selbstbeständigkeit, Beharrlichkeit und Tapferkeit eben so wenig, als einen diese Tugenden verdunkelnden Fehler — einen hohen Grad von Ehrsucht absprechen.

Kaum saß die Crone auf seinem Haupte, als er den neuen Herzog Boleslaus von Böhmen, der nicht nur einen mit den Teutschen verbündeten Fürsten angefallen, sondern auch seinen eigenen Bruder, den Herzog Wenzel erschlagen hatte, bekriegen mußte. Funfzehn Jahr lang dauerte dieser Krieg — nur erst im Jahr

950 gelang es den Teutſchen, ihn in der Veſtung Bunzlau in Schleſien zu demüthigen, wo ſie ihn eingeſchloſſen hatten.

Inzwiſchen entſpannen ſich im Herzen des Reichs mancherley Verdrießlichkeiten, die mehrentheils durch den Stolz der Sachſen erzeugt wurden. Sie lieſſen denſelben ihren Verbündeten, den Franken, nicht ſelten ſehr kränkend empfinden. Ein ſolches Betragen konnte dieſer Nation, die ſonſt eine ſo hervorſtechende Rolle geſpielt hatte, nicht anders als höchſt unangenehm ſeyn. Beſonders mißfiel ihnen die neue Wahl Otto's, als eines abermahligen Sachſens. Hierzu kam noch, daß ſchon ſein Vater Heinrich den Sachſen, öfterer als den Franken, die größten Ehrenſtellen und Aemter ertheilt hatte. Daraus folgten von beiden Seiten heftige Erbitterungen. Der fränkiſche Herzog Eberhard z. B. überfiel einen vornehmen Thüringer, den Bruning, tödtete alle Einwohner ſeiner Burg und brannte ſeine Reſidenzſtadt Elmershauſen ab. Otto züchtigte ihn ſehr ſcharf, und unterwarf ſeine Anhänger der Strafe des Hundetragens *).

Heinrich war leutſeliger, als ſein Sohn Otto. Durch ſeine Nachgiebigkeit wußte er ſich ſo ziemlich die Freundſchaft der Franken zu verſchaffen; nicht ſo Otto. Er wollte überall durchdringen; ſo auch hier. Dadurch aber ward die Erbitterung eher gemehrt, als vermindert. Sie verbanden ſich mit Thankmar, einem unächten Sohn Heinrich des Vogelers, der von ſeinem Halbbruder Otto beleidigt worden war, doch ohne Frucht, denn

*) Wahrſcheinlich kommt von dieſer Strafe das Sprichwort her: Er muß Hunde führen bis Bautzen!

denn als die Mißhelligkeit zum Ausbruch kam, flüchtete Thankmar, von seinen Feinden verfolgt, in eine Kirche, wo er von Pfeilen durchbohrt, todt niedersank. Nach ihm empörte sich Otto's jüngerer Bruder Heinrich, der den feindseligen Plan nährte, seinem Bruder die Crone zu rauben. In diesem Vorsatze ward er von dem Herzog in Lothringen Giselbert und dem Franken Eberhard auf das beste unterstützt. Daß daraus ein blutiger Krieg entstand, könnet ihr denken! Aber Otto siegte und war großmüthig genug, seinem unädlen Bruder das Leben zu schenken. Eberhard und Giselbert mußten ihre Schuld mit dem Tode bezahlen!

Wenzel. Otto ließ sie gewiß enthaupten?

Pastor. Nein! Eberhard ward in der Schlacht getödtet und Giselbert ertrank im Rheinflusse.

Durch Otto's Fürsorge ward es in Teutschland so ziemlich ruhig. Sein Augenmerk gieng nun meyst dahin, allen künftigen Empörungen vorzubauen und die Franken allmählig an die sächsische Oberherrschaft zu gewöhnen. Um diesen Entschluß fest zu gründen, übergab er die Provinzen sächsischen Herzögen. Sachsen überließ er seinem Vetter Billing und Bayern erhielt der jüngere Bruder Heinrich, der sich nun vollkommen mit ihm ausgesöhnt hatte. Nur in Lothringen herrschte noch ein ädler Franke, Conrad. Auswärtige Kriege waren jetzt nicht denkbahr, denn die Hungarn, die unter seiner Regierung eben so, wie ehemahls, bey Heinrichs Lebzeiten, Einfälle ins teutsche Reichs wagten, wurden nicht nur immer mit Verlust zurückgeschlagen, sondern fanden auch in den hier und da erbaueten vesten Schlössern Schlagbäume, die sie so geschwind nicht über-

ſpringen konnten. Eben ſo wenig Glück hatten die aufrühreriſchen Slaven — ſie unterwarfen ſich kurze Zeit darauf dem teutſchen König, nachdem ſie Otto durch Liſt und Verrätherey ſo weit gebracht hatte. Dieſer ſeltene Mann ſchwang ſich nun durch eine Reihe glänzender Siege bis zum Liebling ſeiner Nation empor; ſeine beſſern Tugenden, als ſeine Tapferkeit, ſeine Ausdauer in Gefahren und ſeine Selbſtſtändigkeit ſtrahlten im ſchönſten Lichte — doch nun verlangte auch leider! ſeine Ehrſucht ein Opfer! Er gedachte ſich das Königreich Italien zu unterwerfen. Ach! möchte er dieſen Entſchluß doch nie gefaßt haben, denn er war der allerunglücklichſte, den er je faſſen konnte. Wir werden bald hören, warum?

Die Veranlaſſung, daß Otto, der jetzt Wittwer war, mit verdoppelten Schritten nach Italien eilte, war ein — Weib. Ihr müßt nämlich wiſſen, lieben Freunde! daß der italiſche König Lothar, als er ſtarb, eine ſehr ſchöne Wittwe, eine burgundiſche Prinzeſſin, **Adelheid**, hinterlaſſen hatte. Sie war eben ſo ſchön, als klug. **Berengar**, Markgraf von Ivrea, ein eitler, herrſchſüchtiger Mann, den Lothar gehaßt hatte, bemächtigte ſich des Reichs und ſuchte es durch eine Vermählung ſeines Sohnes Adelberts mit Adelheid zu behaupten. Er hielt dies bey ſeiner halsſtarrigen Geſinnung, der ſich alles, was er einmahl wollte, fügen mußte, für äußerſt leicht; doch diesmahl hatt' er die Rechnung ohne den Wirth gemacht, indem Adelheid das Anerbieten förmlich ausſchlug; ja! ſie ſetzte hinzu, daß ſie dem Feinde ihres Gemahls nie ihre Hand reichen würde. Berengar wüthete und nahm ſie gefangen,

dennoch fand sie Mittel, in das feste Schloß Canossa zu entfliehen, in welchem sie von Berengar belagert ward. Um sich ihrer Angst und Verlegenheit auf immer zu entbinden, schickte sie einen Mönch Marcin, der ihr sehr ergeben war, heimlich nach Teutschland und ließ Otto'n ihre Hand anbieten. Sie that das nicht ganz ohne Ursache, denn da ihr Bruder Conrad, an dem sie mit schwesterlicher Liebe hieng, an Otto's Hofe erzogen worden war, und eine weit bessere Bildung erhalten hatte, als sie anfänglich dachte, so goß diese glückliche Täuschung den Funken der Liebe gegen den teutschen König zuerst in ihr Herz.

Nichts kam Otto'n erwünschter, als dies. Er gieng mit einem tapfern Heer nach Italien, befreyete Adelheid, und bemächtigte sich der Stadt Pavia, wo er nicht nur seine Vermählung mit großer Pracht feyerte, sondern auch zum König von Italien gekrönt wurde. Mit dieser Verbindung war aber sein Sohn Ludolf eben so wenig zufrieden, als Conrad, Herzog der Franken, den Otto lange vor seiner Vermählung nach Italien gesendet hatte, um Berengarn und sein Heer zu beobachten. Beyde glaubten, ihren Absichten zu Liebe, ein gutes Werk zu stiften, wenn sie den König mit Berengarn auszusöhnen suchten. Dies geschah. Berengar gieng nach Teutschland und erhielt, nach Abtretung des veronesischen und aquilejischen Gebietes, das Königreich Italien zu Lehn. Herzog Heinrich von Bayern aber empfieng die abgetretenen Städte Verona und Aquileja. Dieser Schritt erbitterte die feindseligen Gemüther Conrads und Ludwigs noch weit heftiger; sie bereiteten sich heimlich zum Kriege und giengen nach

Mainz, um hier die gehörigen Anstalten zu treffen. Allein Otto erfuhr ihren Plan, rückte mit einem Heer vor Mainz und zwang sie zum Frieden. Der Lohn für ihre That war — Verlust ihrer Herzogthümer. In Schwaben wurde Burkhard, ein tapfrer Mann, aber von sehr beschränktem Geiste, Herzog. Bruno, Otto's zweyter Bruder, (Erzbischof von Cölln) erhielt Lothringen, das bald darauf unter dem Nahmen: „Ober- und Niederlothringen" unter zwey Herzöge getheilt ward. Bruno erhielt die Aufsicht über beyde; er verdiente diesen Lohn vollkommen, da ihn sein gutes Herz und seine Beredsamkeit, die die Lothringer zum Frieden und zur Ruhe bewog, schon längst verdient hatte. Bruno wachte nicht nur mit Strenge über die Bitten seiner Geistlichkeit, sondern er steuerte auch mit Nachdruck den Lothringischen Unruhen und setzte der üppigen Kleiderpracht Schranken. Oft ergriff er selbst die Waffen, um die Stöhrer der allgemeinen Ruhe und Sicherheit zum Frieden zu bekehren.

Conrad ruhete noch immer nicht. Er rief die Hungarn gegen den König zu Hülfe. Diese liessen sich nicht lange bitten. Sie durchstreiften einen grossen Theil von Teutschland und drangen bis Augsburg vor. Otto sammlete schnell ein mächtiges Heer aus allen Theilen seines Reichs und griff sie (955) auf dem Lechfeld, einer blühenden Aue bey Augsburg, die von dem Flusse Lech durchschnitten wird, tapfer an. Die Hungarn leisteten zwar anfänglich den hartnäckigsten Widerstand, dennoch wurden sie von den Teutschen völlig geschlagen, als ihre Kraft erschöpft war. Conrad, der Tochtermann des Königs, der um

seine vorigen Fehler mit Ludolf wieder auszutilgen, als ein wackrer Held focht, verlohr dabey sein Leben. Die Hungarn verliessen nun nicht allein das teutsche Reich, sondern räumten sogar Oesterreich (Pannonien) welches von jetzt an mit teutschen Völkern besetzt wurde. Auch der dänische König Gorm suchte (im J. 952) von Ottos vielen Kriegen, die ihn nach seiner Meinung sehr geschwächt haben mußten, Vortheil zu ziehen und ließ den Markgrafen in Schleßwig mit der sächsischen Besatzung niederhauen. Otto überfiel ihn, eh' er es noch vermuthete, schlug ihn in die Flucht und zwang ihn dann zur Annahme der christlichen Religion. Seinem Beyspiele folgten (im Jahr 956) der König von Italien, Berengar. Er rächte sich an seinen Feinden durch die Vertreibung aller derer, die dem teutschen König und seiner Gemahlinn Adelheid Beystand geleistet hatten, raubte ihnen alle Güter und verschenkte ihre Würde an Personen, die grade so dachten, wie er. Dazu durfte Otto freylich nicht stillschweigen. Er schickte daher seinen Sohn Ludolf abermahls nach Italien, und ertheilte ihm gegen Berengar die schärfsten Befehle. Auch eroberte Ludolf mehrere Städte, doch überraschte ihn schon ein Jahr darauf der Tod, ohne das Vergnügen genossen zu haben, seinen Siegen den Cranz der Vollkommenheit aufzusetzen. Nichts konnte Berengar erwünschter kommen, als der Tod dieses Mannes. Denn sobald Ludolf die Augen geschlossen hatte, besetzte er aufs neue die ihm entrissenen Städte, und mehrte nicht nur seine Gewaltthätigkeiten, sondern beleidigte auch den römischen Papst, Johann XII. Das nahm dieser, als

Oberhaupt der Kirche, sehr ungnädig auf, und um sich den unartigen Krieger vom Halse zu schaffen, rief er den teutschen König Otto zu Hülfe. Otto folgte seinem Rufe mit Freuden und genoß das Glück, daß, ehe er noch ans Schwerdt griff, die meisten Städte in Italien ihm ihre Thore freywillig öfneten. Berengar wurde nun von dem größten Theile seiner Anhänger schimpflich verlassen, und starb, ohne Freund und verbannet, in Bamberg. Zum Lohne für den Dienst, den Otto dem Papste erwiesen hatte, erhielt er aus den Händen des Erzbischofs von Mayland die lombardische Crone. Damit war jedoch Otto, dessen Ehrgeitz, durch mancherley glückliche Unternehmungen angefacht, in vollen Flammen stand, nicht zufrieden, es gelüstete ihm selbst (besonders um seinem glorreichen Ahnen, Carl dem Grossen, nachzuahmen) nach der Kayserecrone. Als er mit diesem Wunsche in Rom ankam, verweigerte man ihm die Erfüllung desselben keinesweges; aber die Grossen Roms und der Papst dachten nicht im Traume daran, mit diesem Geschenke zugleich die uneingeschränkte Herrschaft der Teutschen über Italien zu verknüpfen. Diese Gesinnungen liegen klar in dem Versprechen, welches man Otto'n abzunöthigen wußte: er dürfe es nie wagen, ohne Einwilligung des Papstes und der Großen zu Rom neue Gesetze zu verfügen, wohl aber, daß er den Papst in dem Besitz aller von den fränkischen Kaysern und Königen erhaltenen Ländereyen bestätigen müsse. Otto'n war dieß ein sehr schmerzlicher Punkt; schon jetzt fühlte er die Unsicherheit und Bürde einer solchen Crone: Zu dem traucte er den feinen, listigen Italienern so wenig, daß er so-

gar, wenn er in der Peterskirche am Altar sein Gebet verrichtete, seinen treuen Schildknappen ein blankes Schwerdt über sein Haupt zu halten befahl. Johann XII. merkte wohl, daß sich Otto in seine Absichten nie fügen werde, und versprach, ohne jenes Vorwissen, dem jungen Adelbert, Berengars Sohn, der sich versteckt in Rom aufhielt, die Crone von Italien. Otto erfuhr dies und kam von Pavia nach Rom, hielt daselbst eine Versammlung der Prälaten und setzte den Papst, den die Römer noch überdiß der schändlichsten Laster anklagten, förmlich ab. An seine Stelle kam Leo VIII. im Jahr 964.

Tobias. Sind die Prälaten auch Geistliche?

Pastor. Prälat ist der allgemeine Nahme eines jeden vornehmen Geistlichen in der katholischen Kirche. Die Patriarchen, Erzbischöffe, Bischöffe, Ordensgenerale, gewisse Aebte und Archidiakonen u. s. w. gehören unter die Zahl der Prälaten. Besonders aber führen denselben ausschlüßlich die Obern einiger geistlicher Orden z. E. der Benediktiner-Mönche. Die Reichsprälaten, welche aus Aebten, Pröpsten, Äbtissinen bestehen, sind in Teutschland heut zu Tage solche, die unmittelbahr unter dem Reich und dem Kayser stehen und als Reichsstände auf dem Reichstage Sitz und Stimme haben. Sie theilen sich in die schwäbische und rheinische Bank; jeder hat nur eine Stimme (genannt votum curiatum.) In unsern lutherischen Landen werden nicht allein die lutherischen Bischöffe und Äbte, sondern auch die Universitäten unter dem Worte Prälaten und Prälaturen verstanden.

Als Otto's Heer sich von Rom entfernt hatte,

kam der abgesetzte Papst Johann wieder zum Vorschein und bestach seine etwanigen Anhänger, den Kayser und den neuen Papst Leo zu überfallen und umzubringen. Otto hielt sich nur noch mit einem kleinen Gefolge in Rom auf. Doch erfuhr er die Meuterey noch Zeit genug, er jagte die elenden, haasenherzigen Italiener, mit Wunden bedeckt, zurück, nahm einige Geiseln von den vornehmsten Gefangenen und marschirte gegen Adelbert. Kaum aber hatt' er sich von Rom entfernt, als Johanns Bosheit gegen den neuen Papst zu wüthen anfieng und, da dieser noch glücklicher Weise entkam, auch über dessen Freunde herfiel. Leo kam halb bewußtlos ins kayserliche Lager. Otto erstaunte über Johanns Frechheit und kehrte sogleich nach Rom zurück, um seiner glühenden Rache vollen Lauf zu lassen. Allein er kam zu spät — die Wuth eines Ehemanns, der seine Frau in den Armen des Papstes gefunden hatte, belegte Johanns Rücken mit so schmerzlichen Wunden, daß er wenige Tage darauf seinen Geist aushauchte. Seine Parthey wählte trotz dem, daß Otto schon auf dem Wege war, um Johann den XII zu züchtigen, einen neuen Papst, Benedict — nur Schade, daß ihnen das alles wenig half, denn sobald Otto ankam, verwarf er die neue Wahl und bestätigte Leo den VIII. in seiner erhaltnen Würde. Sein Nachfolger war Johann XIII.

Da nun Otto durch Strenge und männliche Tapferkeit seine Herrschaft fest genug in Rom begründet hatte, so wendete er seine Aufmerksamkeit auch auf Unter-Italien, in das sich Griechen und Saracenen getheilt hatten. Die Besitzer des morgenländischen Kayserthums waren jetzt durch eine Reihe weiser Be-

herrſcher wieder ſo mächtig geworden, daß es Otto'n um ihre Freundſchaft zu thun war. Er ſchloß mit dem Kayſer Johann Tzemiszes, einem Armènier, der die Prinzeſſinn Theophania aus dem Reiche jagte, weil ſie ſeinen Vorfahren den Kayſer Romanus den zweyten ermordet haben ſollte, einem Vergleich im Jahr 972. In dieſem Vergleiche erhielt er ganz Unter-Italien, Apulien und Calabrien ausgenommen und verheirathete die ihm ausgelieferte Prinzeſſinn Theophania an ſeinen Sohn Otto II. doch genoß er das Glück, ſeinen Leibeserben mit einer kayſerlichen Prinzeſſinn, vermählt zu ſehen, nur kurze Zeit, indem er ſchon im May 974 ſtarb. Otto I. war allerdings ein groſſer Mann, und ein tapfrer Held, aber es fehlte ihm eine einzige Eigenſchaft, die oft beſſer wirkt, als Tapferkeit, die Kunſt — ſich beliebt zu machen. Er hielt Strenge und Unbiegſamkeit für die beſten Mittel, den Nacken ſeines Gegners zu beugen. Dadurch zog er ſich eine Menge Kriege zu, die er jedoch allemahl mit dem größten Glück ausführte. Dieſes Glück und eine übertriebene Freygebigkeit gegen die Geiſtlichkeit war die Urſache, warum man ihm nach ſeinem Tode den Zunahmen „der Groſſe" ertheilte.

Seit 961 war Otto der II. Mitregent ſeines Vaters Otto I. geweſen. Er war 18 Jahr alt, als er die Regierung antrat. Ruhmſucht ohne Erfahrung war die Hauptleidenſchaft ſeines Charakters. Er gerieth mit dem König Lothar von Frankreich wegen des Herzogthums Lothringen in Streit. Ungeachtet er nun, um dieſen Streit bald und ſchnell zu beendigen, Lothars Bruder, dem Herzog Carl, Lothringen zu Lehn über-

laſſen hatte, ſo wurde er demohngeachtet im Jahr 978, als er ſich eben in Aachen bey einer Luſtbarkeit befand, mit einem anſehnlichen Heere ſo unvermuthet überraſcht, daß er ſich kaum durch die Flucht retten konnte.

Säuberlich. Warum gerieth denn Otto mit dem Lothringer in Streit?

Paſtor. Aus folgender Urſache. Erzbiſchof Bruno, Ottos I., Bruder der über Lothringen herrſchte hatte ſchon vor mehrern Jahren zwey Söhne des Grafen Rechnar, Lambert und Renier, innerer Empörungen wegen, aus ſeinen Staaten verwieſen. Otto bekriegte ſie — vermochte ſie aber nicht zu bezwingen, und gab ihnen ihre Güter zurück. Dies feuerte den franzöſiſchen König Lothar um ſo mehr an, den teutſchen König zu bekriegen, da er ihn für einen ſchwachen, ohnmächtigen Mann hielt. Er glaubte ganz ſicher, daß es ihm leicht werden würde, Aachen zu erobern und ſich dann von Lothringen Meiſter zu machen. Aber ſo weit kam es nicht. Otto ſammelte ſchnell ein Heer und drang an der Spitze deſſelben unter ſchrecklichen Verheerungen bis Paris, und belagerte es. Kurze Zeit darauf hob er die Belagerung jedoch wieder auf und ſchloß einen Frieden, der keinem von beiden Theilen Nutzen ſtiftete. Während dieſes Krieges glaubten die Italier freye Hand im Spiele zu haben; ſie thaten, was ihnen beliebte; ſie fragten weder nach den Geſetzen noch nach ihrem Kayſer und lebten mit den Edelleuten und Biſchöffen in unaufhörlichem Zwiſte. Beſonders ſuchten ſie dem Papſte viele von ſeinen Rechten und Gütern zu rauben. Um dieſem Unfuge zu ſteuern, eilte Otto 980 nach Italien, ſchlichtete die Wuth der er-

gürnten Partheyen und stellte, so weit sichs thun ließ, die Ruhe wieder her.

Als er mit den Römern fertig war, sann er auf die Ausführung einer Thorheit, die er bald darauf sehr bitter bereuete. Da nämlich seine Gemahlinn Theophania eine griechische Prinzessinn war, so mahlte sie ihm die Hofnung, zwey Kayserthümer (das morgen- und abendländische) mit einander zu verbinden, so süß vor, daß Otto kurzsichtig genug war, diesen Plan, der wenigstens für seinen beschränkten Geist viel zu hoch war, als etwas leichtes anzusehen. Die Griechen merkten kaum seine Absicht, als sie die Araber zu Hülfe riefen. Diese wilden Horden stürzten so schnell und mit so vereintem Muth auf das teutsche Heer, daß es gänzlich aufs Haupt geschlagen wurde und der Kayser, Mühe hatte, sich auf ein Schiff zu retten. Die Geschichte dieser Rettung ist so sonderbahr, daß ich mich nicht enthalten kann, euch selbige im Zusammenhange mitzutheilen.

Otto, der die dem griechischen Kayser zu Hülfe geeilten Araber oder Saracenen schon in einem frühern Treffen, worinn er siegte, aus Italien entfernt zu haben glaubte, sah noch einige an dem Ufern des Meeres herumstreifen. Schnell nimmt er einige hundert Mann von seinem Heere und geht auf sie los, um auch diesen letzten Rest seiner Wuth aufzuopfern. Aber kaum hat er sie angegriffen, als er sich auf allen Seiten von Arabern umringt sieht. Seine wenigen Soldaten fechten als tapfere Teutschen, nur die marklosen Italiener fliehen und lassen noch überdieß ihren Kayser im Stiche. Wohin sollte sich der Umzingelte nun retten? Hinter ihm

her sind die Araber, vor ihm das Meer. Die Gefahr, in der sein Leben schwebte, war groß. Unvermuthet sees gelt ein Schiff vorbey. Ohne zu bedenken, wem es wohl angehören mag, stürzt sich Otto ins Wasser und schwimmt hinan. Aber wie groß ist sein Entsetzen, als er feindliche Soldaten auf demselben bemerkt. Er schwimmt ans Ufer zurück. Indessen kommen die Araber näher. Jetzt faßt er den Entschluß, ihnen sein Leben wenigstens sehr theuer zu verkaufen; er nimmt seine letzten Kräfte zusammen, um sich zu vertheidigen — doch die Menge ist ihm zu überlegen, ohne Hofnung zu entrinnen, stürzt er sich aufs Gerathewohl zum zweytenmahl ins Wasser. Trotz dem nun, daß ein zweytes Schiff, welches so eben vorüber segelt, abermahls mit Griechen angefüllt ist, so erbarmt sich doch ein edler Slave, der ihn erkannte, seines Elendes und nimmt ihn ein. Aber seine Kleidung verräth ihm den Schifskapitän. Dieser, über den Fund erfreut, gelobte sogleich, den vornehmen Vogel nach Constantinopel zu führen und ihn dem Kayser auszuliefern. Otto sah die Gefahr und überredete den Schifskapitän, an den calabrischen Küsten, ohnweit des Schlosses Rossano zu landen, wo seine Gemahlinn mit grossen Schätzen seiner harre. Der Kapitän hielt dieß für eine gute Beute und legte sein Schiff bey Rossano vor Anker. Mittlerweile hatte der slavische Adle mit der Theophania alles verabredet, da Otto selbst, ohne ans Land steigen zu dürfen, im Schiffe bleiben mußte. Theophania, um ihren Gemahl zu retten, ließ einen guten Theil ihrer Schätze und sich selbst mit allen ihren Bedientinnen ins Schiff aufnehmen. Während nun die Griechen über die Schätze herfielen, sprang Otto von allen unbemerkt ins

Waſſer. Einer von den Griechen ſah dieß und rief die andern herbey, allein die verkleideten Jünglinge, die ſich unter die Cammerfrauen der Theophania befanden, jagten die Griechen durch ihre hervorgezogenen Waffen ſo in Angſt, daß ſie am Ende nur froh waren, ohne Otto und Theophania abſegeln zu dürfen.

Einige. Gewiß dieſe Geſchichte iſt ſonderbahr genug!

Paſtor. Die Teutſchen hielten ihren Kayſer eine lange Zeit für todt. Auf einmahl hörten ſie, daß er in Verona ſey. Sie eilten dahin um ihm darüber ihre Freude zu bezeugen. Aber ſchon am Ende dieſes Jahres (983) ſtarb er in Rom, blos aus Verdruß über ſeine unglücklichen Unternehmungen, die ihm eine ſehr hartnäckige Krankheit zugezogen hatten.

Der Herr Paſtor entließ dießmahl ſeine Zuhörer und verſprach ihnen die Fortſetzung ſeiner Erzählung auf den nächſten Sonntags-Abend. Vergnügt über den genoſſenen Unterricht verlieſſen ſie das Schulgebäude. Ein jeder begab ſich zur Ruhe.

Sechſter Abend.

Alle unſere Freunde ſaſſen wieder auf ihren Plätzen, und der Herr Paſtor erzählte:

Wenn Otto nicht geſtorben wäre, ſo würde der Krieg mit den Arabern wahrſcheinlich fortgeſetzt worden ſeyn. Allein jetzt durften die Teutſchen daran nicht denken, da ſie im Reiche genug Beſchäftigungen fanden. Otto hinterließ einen einzigen und zwar dreyjährigen Sohn, Otto den III. den man kurz vor ſeinem Abſter-

ben zu seinem Nachfolger erwählt hatte. Der junge Otto wurde von seiner Mutter Theophania herzlich geliebt und von seinem Lehrer Bernard vortreflich erzogen. Dieser Mann besaß die reifsten Kenntnisse in der Mahlerey, Baukunst und besonders in allerhand mechanischen Arbeiten. Durch den Unterricht dieses erleuchteten Mannes bereicherten sich Ottos Kenntnisse so sehr, daß ihn seine Zeitgenossen das Wunder der Welt nannten. Doch — was Bernard bauete, rissen des jungen Kayſers weibliche Vormünder wieder nieder. Statt seine männliche Tapferkeit zu wecken, überschwemmten sie seinen Körper mit weichlichen Speisen und Getränken und spornten, wo sie dieß nur irgend vermochten, seine kindische Eitelkeit an, um ihn auf die Stufe aufmerksam zu machen, auf der er stand.

Niklas. Wer waren denn diese weiblichen Vormünder?

Pastor. Eine hab' ich euch schon genannt, seine Mutter Theophania, die ihn um ihrer allzuheftigen Liebe willen und aus Besorgniß, die geringste Verweigerung seiner Wünsche mögte ihm eine Unpäßlichkeit zuziehen, allen nur erſinnlichen Ausschweifungen überließ. Die zweyte war die Kayſerinn Adelheid, Ottos I. Gemahlinn, die bey der Theophania lebte und die dritte die Aebtissin Mathilde von Quedlinburg, die Schwester Ottos des II.

Tobias. Hm! ich habe noch nicht gewußt, daß es auch Aebtissinnen giebt.

Pastor. Allerdings! In den Nonnen-Klöstern sind die Aebtissinnen das, was die Aebte bey den Mönchen sind. In Teutschland giebt es 14 gefürstete Aeb-

äbtissinnen, welche auf dem Reichstage Sitz und Stimme haben, und in Ansehung ihrer Stifter fürstlichen Rang und Vorrechte genießen, z. E. die in Quedlinburg, in Essen, in Regensburg u. s. f. In Italien behalten die Aebtissinnen ihre Würde nur 3 Jahre, in Teutschland aber auf Zeitlebens.

Unter Otto III. setzten die Slaven ihre Feindseligkeiten wieder fort. Sie unterjochten Hamburg und eigneten sich die Herrschaft über die Elbe zu, auf der man nun blos die Flaggen ihrer Schiffe wehen sah. Dieß dauerte bis zum Jahr 987, wo es den Sachsen gelang, ihnen diese Oberherrschaft wieder zu entreissen und sie zu einem Frieden zu zwingen, den sie aber kurze Zeit darauf wieder brachen.

In Rom hatte sich auch mancherley geändert. Ein gewisser römischer Magnat (Grosser) mit Nahmen Crescentius, ein boshafter und habsüchtiger Mensch, der die Alleingewalt an sich zu ziehen strebte, feindete besonders den Papst Johann XV. dermassen an, daß dieser sich nothgedrungen fühlte, den jungen Kayser zum Beystand anzustehen. Otto hatte kaum sein funfzehntes Jahr erreicht, als er schon über das Alpengebirge (im J. 996) zog, um den päpstlichen Stuhl gegen Crescentius Ungebührnisse zu schützen. Aber eh er noch nach Rom kam, starb Johann. Die kayserliche Parthey wünschte die Wahl eines neuen Papstes und überließ sie ganz dem jungen Kayser. Otto richtete sich in solchen Fällen meist nach seinen Rathgebern, worunter sich besonders der Erzbischoff Willigis von Mainz, ein kluger, schlauer Staatsmann, der sich von der untersten Stufe der Armuth bis zu den höchsten Würden empor-

geſchwungen hatte, befand, und dieſer rieth ihm denn, daß er ſeinen Vetter, den Prinz Bruno in Lothringen vorſchlagen möchte. Seine Wahl wurde beſtätiget — Bruno beſtieg unter dem Nahmen Gregor V. den Stuhl Petri und ſetzte aus Dankbarkeit ſeinem jungen Gönner Otto die Kayſerkrone auf — oder feſtete ſie vielmehr.

Perls. Ich habe Sie ſchon lange einmahl fragen wollen, wie es denn eigentlich bey einer Papſt-Wahl herzugehen pflegt? Erzählen Sie uns doch das Wichtigſte davon.

Paſtor. Herzlich gern. Die Wahl eines Papſtes, als oberſter Biſchoff der Kirche und Chriſti Statthalter auf Erden, geſchah ehedem durch die Cleriſey (Prieſter — Geiſtlichkeit) und das römiſche Volk im Verein: ſeit dem eilften Jahrhundert aber lediglich durch die Cardinäle *) in dem verſchloſſenen Conclave (ſo nennen ſie den Ort, wo ſie über des Papſtes Wahl zuſammenkommen) entweder durch Eingebung (Compromiß,**) oder durch das Scrutinium.***) Wenn ſich nun wenigſtens zwey Drittheile für Einen vereiniget haben, ſo gehen drey Cardinäle zu dem Erwählten, um ihn zu fragen, ob er die Wahl genehmige? ſpricht er Ja, ſo bleibt

*) ſ. davon Luthers Leben S. 44.

**) Compromiß iſt eine Handlung, vermöge deren ſich zwey, oder mehrere Perſonen mit einander vergleichen, daß ſie ihre ſtreitige Sache dem von ihnen freywillig erwählten Schiedsrichter unterwerfen und ſich an deſſen Ausſpruch begnügen laſſen wollen.

***) Scrutinium nennt man die Art, die Stimmen bey der Wahl eines Papſtes zu ſammeln, ohne daß man weiß, wer derjenige ſey, der die Stimme giebt.

bleibt es ihm überlassen, den Nahmen zu wählen, den er sofort statt des seinigen anzunehmen gezwungen ist; denn seinen weltlichen zu behalten, ist ihm nicht erlaubt. Darauf wird ihm der päpstliche Schmuck angelegt. Ist dieß geschehen, so besteigt er in der Sixtinischen Kapelle einen erhabenen Sessel, um hier von den Cardinälen die Adoration (Ehrerbietung) zu erhalten, die in einem Kusse auf Hand und Fuß besteht. Während dieses geschiehet, verkündiget ein Cardinal dem Volke von der Gallerie der Peterskirche die Wahl und den Nahmen des neuen Papstes. Dieser wird dann auf einem reichgeschmückten Tragsessel aus dem Vatikan (dem päpstlichen Pallast) in die Peterskirche getragen; während des Tragens, zündet der sogenannte Ceremonienmeister zu drey verschiedenenmahlen einige Bündlein Werg vor dem Papste an und ruft ihm dabey die Worte zu: „So vergehet die Herrlichkeit der Welt!“ Darauf folgt in der Kirche eine sehr feyerliche Messe. Nach Beendigung derselben, erscheint der Cardinal-Diaconus mit einer kegelförmigen mit drey Cronen gezierten Mütze, die den Nahmen Tiara, oder Triregno (drey Reiche bedeutende) führt. Wenn er sie dem Papste aufs Haupt gesetzt hat, so sagt er: „Nimm die mit drey Cronen gezierte Tiara und wisse, daß du der Vater der Fürsten und Könige und Christi Statthalter auf Erden bist, welchem sey Ehre und Herrlichkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ Nach ertheiltem Seegen erfolgt ein Aufzug zu Pferde (Cavalcada genannt) der sich nach der römischen Hauptkirche zu St. Johann im Lateran begiebt, von der jetzt der Papst, so wie von dem danebenste-

henden Pallaſte feyerlich Beſitz nimmt. Da die Cardinäle heut zu Tage nicht mehr, wie ehedem, beyſtimmende Brüder (Fratres consentientes) ſondern entſcheidende (definientes) ſeyn wollen, ſo kommt in dem päpſtlichen Conſiſtorio und bey ihren Verſammlungen, in der Beſatzung des päpſtlichen Stuhls ſehr viel auf ſie an. Die vornehmſten Staatsangelegenheiten gehen durch die Hände des Cardinal-Secretärs. Es giebt doch gewiſſe Handlungen, die der Papſt nur ganz allein verrichten kann. Dahin gehört 1) die Heiligſprechung (Canoniſation) der Verſtorbenen, die mit groſſen Feyerlichkeiten begangen wird. 2) Die Ertheilung des erzbiſchöflichen Palliums und der Creutzbulle*) in Portugall und Spanien. Das Pallium nämlich iſt eine Binde von päpſtlich geweiheter Schaafwolle, mit rothen eingewirkten Creutzen, welches von der hohen catholiſchen Geiſtlichkeit bey groſſen kirchlichen Feyerlichkeiten über die prieſterliche Kleidung getragen wird. Alle Erzbiſchöffe und Metropoliten müſſen dieß Pallium haben, ſo wie einige Biſchöffe, z. B. der in Bamberg, zu Paſſau, doch tragen dieſe es aus vorzüglicher Gnade des Papſtes. Vor Erhaltung deſſelben nennt man den Erzbiſchof einen poſtulirten oder erwählten, und als ſolcher kann er die Einweihung der Biſchöffe, die Zuſammenberufung der Synoden oder Provinzialkirchenverſammlungen nicht ausüben. Keiner erlangt das Pallium, wenn er nicht vorher dem Stuhle Petri den Eid der Treue geſchworen und ſich anheiſchig gemacht hat, alles das zu lehren und zu

*) Bulle — ein päpſtliches Dekret (Befehl.)

glauben, was der Papſt zu Rom lehrt und glaubt. Die Creutzbulle (Cruzada) in Portugall und Spanien macht einen Theil der Einkünfte aus und trägt dem König ohngefehr 1½ Mill. Reichsthaler ein. Seit 1509 wird die vom Papſt Julius II. ertheilte Creutzbulle verkauft. Anfänglich im Jahr 1457 erhielten alle die, welche wider die Ungläubigen fochten, einen Ablaß auf vier Jahr vermittelſt dieſer Bulle. In der Folge ward ſie auf die Freyheit in der Faſten Butter und Eyer zu eſſen, ausgedehnt. Jetzt werden zur Faſtenzeit mehrere ſolcher Bullen gedruckt und durch die Geiſtlichen verkauft. Der gemeine Mann bezahlt dafür zwey Realen*), Vornehmere ſechzehn und noch Vornehmere nach Belieben. Wer ſie nicht aufweiſen kann, wird nicht zur Beichte gelaſſen, bekommt die letzte Oehlung nicht und kann auch nicht ehrlich begraben werden. 3) Verrichtet der Papſt den feyerlichen Segen an das Volk und die Bannes-Erklärung gegen alle Ungläubigen und Ketzer. 4) die Weihung der goldenen Roſe und des Degens für tapfere catholiſche Kriegshelden und endlich 5) die Anſtellung und Feyer des Jubeljahres.

Doch wir kehren zu unſerm Otto zurück. Bey ihm ſtand, wie ihr euch vorſtellen könnet, der übermüthige Crescentius eben nicht gut angeſchrieben, deshalb faßte er den Entſchluß, ihn aus der Stadt und dem römiſchen Gebiet zu verbannen. Dafür war jedoch der gutmüthige Gregor nicht, er wirkte dem Böſewicht bey

*) Realle iſt ein kupferne Münze, nach unſerm Gelde ein Werth 3 Gr. 1 Pf. Es giebt aber auch goldene, die 1 Thlr. 3 Gr. koſten.

seinem jungen Vetter Verzeihung aus. Otto gehorchte und ging, um die unruhigen Slaven, die sich seine Abwesenheit zu Nutze gemacht und empört hatten, zur Ruhe zu bringen, nach Teutschland zurück. Darauf hatte der argelistige Crescentius eben gewartet. Er setzte den von Otto erwählten Papst förmlich ab, erhob dafür den Bischof Johann von Piacenza auf den Stuhl Petri und verband sich mit diesem auf das feyerlichste, daß von nun an die teutsche Herrschaft über die Römer aufhören und er selbst (Crescentius) unter dem Titel eines römischen Patriciers die Regierung führen wollte. Aber seine Freude, sich an der Spitze dieser Afterregierung zu sehen, währte nur kurze Zeit, denn Otto kam auf Flügeln des Windes (im Jahr 998) nach Italien und schon der Ruf von seiner Ankunft setzte den neuen Papst so in Furcht, daß er aus Rom entfloh. Inzwischen war er nicht schnell genug, denn Ottos Leute holten ihn ein und mishandelten den Flüchtling auf das empörendste.

Wenzel. Nun? was machten sie denn mit ihm?

Pastor. Sie rissen ihm die Augen und die Zunge heraus, schnitten ihm die Nase ab und setzten ihn dann verkehrt auf einen Esel, gaben ihm den Schweif des Thieres in die Hand und führten ihn so zur Schau durch alle Hauptstrassen Roms. Um einem ähnlichen Schicksale zu entgehen, floh Crescentius in die feste Engelsburg, wo er sich mit seinen Anhängern verschanzte. Das half ihm aber wenig — Otto bemächtigte sich seiner, ließ ihn dann mit allen seinen Anhängern hinrichten und die Leichen an Galgen hängen. Bruno kam wieder auf den päpstlichen Stuhl, starb aber

ſchon im Jahr 999. An ſeiner Statt erhielt Sylveſter II. die dreyfache Crone.

Die weichliche Lebens-Art der Römer gefiel Otto'n III ſo ſehr, daß er endlich den Entſchluß faßte, ſeine Reſidenz nach Italien zu verlegen. Die Teutſchen, die das Land haßten, würden damit wahrſcheinlich nicht zufrieden geweſen und ſich gewiß einen andern König gewählt haben, wenn ſie nicht Otto's Tod dieſer Mühe überhoben hatte. Man ſagt allgemein, Otto ſey an Gift geſtorben, da es ihm ſeine Braut Stephania, des hingerichteten Crescentius Wittwe, die er liebte und zu heyrathen gedachte, aus Rache über den Mord ihres Gemahls, in den Becher zu träufeln wußte. Kurz — er ſtarb im Jahr 1002 als ein zwey und zwanzigjähriger Jüngling mit einem frommen Herzen und gewiß glücklichen Talenten, die für das teutſche Reich entſcheidend gewirkt haben würden, wenn ſie nicht durch eine falſche Erziehung vernachläſſigt worden wären. Gegen das Ende ſeiner Regierung zürnten die Groſſen ſeines Reichs ſehr heftig auf ihn, denn da er mehr in Italien als in Teutſchland lebte, ſo wurden ſie von auswärtigen Völkern ſo ſehr beunruhiget, daß ſie kaum ihres Eigenthums mehr ſicher waren. Er ſelbſt ſchien dieſe Vernachläſſigung zu fühlen und zu bereuen — nur ſchade, daß nichts in der Welt ſeinen Hang zur italieniſchen Üppigkeit ändern konnte.

Otto III. ſtarb ohne Leibes-Erben; nur von dem Geſchlecht Heinrich des Voglers war noch Heinrich, Herzog in Bayern, ein Sohn des unter Otto dem II. abgeſetzten Heinrichs übrig. Die Biſchöffe ehrten ihn, weil er der Geiſtlichkeit wohl wollte, die übrigen welt-

lichen Herren aber wußte er durch allerhand Geschenke für sich zu gewinnen. Dadurch erwarb er sich sehr viele Anhänger, die ihn aufrichtig schätzten. Und keiner von allen teutschen Herzögen dieser Periode verdiente doch diese Ehre weniger als er, indem man ihm keine einzige Tugend, die sich etwa zu seinem Vortheil ausgezeichnet hätte, zusprechen konnte. Er bewies nie einen selbstständigen Willen, sondern ließ sich von seiner Gemahlinn Kunigunde und der Geistlichkeit nach Belieben lenken. Man setzte ihn unter die Heiligen; seiner Gemahlinn ware fast eine ähnliche Ehre widerfahren, wenn sie ihre Keuschheit, die sie sogar in ihrem Ehestande unbefleckt nannte, durch einen Spaziergang auf glühenden Pflugscharren hätte beweisen können — aber sie war klug genug, diese Ehre abzulehnen.

Es fanden sich neben Heinrich mehrere Grosse, die nach dem Besitz der teutschen Crone strebten. Einer von diesen war der Markgraf von Meissen Eckhard, von dem man sagte, daß er die Zierde seines Reichs, der Trost des Vaterlandes, die Stütze der Rechtschaffenen, das Schrecken der Büberey — kurz ein vollkommner Regent gewesen seyn würde, wenn ihm nicht eins — und zwar das Nothwendigste — die Demuth gemangelt hätte. Ein anderer war ein edler Schwabe, Herrmann, der sich durch sein gefälliges Benehmen viele Freunde erwarb; ein dritter Bruno von Sachsen und endlich Conrad aus einem vornehmen fränkischen Geschlecht. Alle ihre Bemühungen blieben ohne Frucht. Die Umstände wirkten für Heinrich so glücklich, daß ihn das Reich auf dem Reichstag zu Worms (im J. 1002) zum teutschen König ernannte.

Sobald Heinrich seiner Sache gewiß war, trat er sein Herzogthum Bayern dem Grafen Heinrich von Luxemburg, einem Bruder seiner Gemahlinn ab. Damit waren Bruno, ein Bruder des Königs und Hezilo, Markgraf von Schweinfurth, einer der wichtigsten bayerschen Helden so wenig zufrieden, daß sie die Waffen ergriffen und, als sie alles verlohren sahen, zu dem böhmischen Herzog Boleslaus flohen. Heinrich verzieh ihnen zwar, als sie sich ihm unterwarfen, doch entriß er dem Hezilo einen beträchtlichen Theil seiner Besitzungen und setzte ihn noch überdieß eine Zeitlang ins Gefängniß.

Größere Unruhen entstanden jetzt in Lothringen untern Theils. Hier herrschte die Gewohnheit, daß man alles durch das Schwerd entschied. Dagegen stritten oft die Bischöffe und droheten mit der Macht des Bannes, aber das alles half blutwenig; man folgte seiner Neigung und schlug sich. Heinrich selbst wandte die Gröſſe seiner Macht an, um dem Uebel zu steuern, das endlich auch in Sachsen immer weiter um sich griff. Das bequemste Mittel dazu schien ihm ein Landfriede, den er im Jahr 1012 auf fünf Jahre festsetzte und worinnen er befahl, daß weder Krieg noch Räubereyen im Innern des Landes statt finden sollten. Um den Herzog Gottfried von Lothringen, der mit seinem Lande unaufhörlich in Kämpfen verwickelt war, von den innern Staatshändeln abzuziehen, schickt' ihn Heinrich gegen den Graf Balduin von Flandern, der den Grafen von Valenciennes (Walangsienne) vertrieben und sich dem König widersetzt hatte. Eine gleiche Bewand-

niß hatt' es mit dem Grafen von Gent, der die Friesen aufrief, weil sie seinen Vater erschlagen hatten.

Wichtiger als alles, wurden jedoch für Heinrich die böhmischen Unruhen. Der Herzog Boleslaus, von Pohlen hatte nach dem Tode des Markgrafen von Meissen, Eckhard nicht nur die Stadt Meissen sondern auch einen Theil der Lausitz mit seinen Truppen besetzt. Heinrich demüthigte den unbefugten Eroberer und erhielt Meissen zurück — aber Boleslaus, ein unruhiger Kopf dachte nur zu bald auf neue Feindseligkeiten. Diese fanden sich auch und zwar in der gerechtesten Sache. Sein Neffe, vetter Boleslaus von Böhmen, der nicht gesonnen war, seine Herrschaft mit jemand, am wenigsten aber mit seinen zwey Brüdern, Jaromir und Othalrich zu theilen, jagte sie aus dem Lande und erlaubte sich gegen seine Unterthanen so viele Grausamkeiten, daß sie ihn absetzten und an seiner statt den Wlodomir wählten. Als dieser starb, kamen Othalrich und Jaromir wieder zum Vorschein und begehrten das Reich. Darauf wandte sich der abgesetzte Boleslaus an den Pohlnischen, der sich seiner annahm und ihn mit Gewalt wieder einsetzte. Die Böhmen, welche glaubten, daß Boleslaus durch sein Unglück weiser und sanfter geworden seyn möchte, liessen sich dieß recht gern gefallen, aber kaum saß er wieder auf dem Throne, als er auch wieder in das alte Gleis seiner Grausamkeiten trat. Boleslaus von Pohlen hatte dieß selbst nicht geglaubt und es verdroß ihn. Da ihn nun die Böhmen zu Hülfe riefen, so lockt' er ihren Herzog unter dem Vorwande der Freundschaft, auf eines seiner festen Schlösser, stach ihm die Augen aus und machte sich selbst zum

Herrn des Böhmerlandes. Er hielt sich jetzt für zu mächtig, als daß er den teutschen König als seinen Herrn hätte ansehen mögen und versagte ihm den Gehorsam. Heinrich bekriegt' ihn deshalb und zwang ihn nicht nur zur Unterwürfigkeit, sondern ertheilte auch dem vertriebenen Jaromir, dessen Nachfolger sein Bruder Othalrich ward, die böhmische Crone. Boleslaus söhnte sich mit dem König aus, und erhielt ein Stück des Schlesierlandes von ihm zu Lehn. Doch schloß er diese Aussöhnung nicht mit aufrichtigem Herzen. Denn ums Jahr 1015 sendete er seinen Sohn Mieko zum böhmischen Herzog Othalrich, um mit ihm gegen die Teutschen ein Bündniß zu schliessen. Othalrich wollte von dieser Verrätherey nichts hören, nahm den Unglücksstifter in gefängliche Haft und entdeckte Heinrichen den ganzen Plan. So entspann sich ein neuer Krieg, der zwar im Jahr 1018 durch einen Frieden beendigt, aber nicht zum Vortheil der Teutschen geschlossen ward.

Hans. Der König verlohr gewiß viel dabey?

Pastor. Wahrscheinlich mehr als der Pohle. Doch sind die Friedensunterhaltungen nicht aufgezeichnet worden, die Geschichte schweigt ganz davon.

Jetzt wandte sich Heinrich, so wie ehedem seine Vorgänger nach Italien. Der Grund dieses Zugs lag in der Wahl des neuen Königs Arduin von Ivrea, den die Römer gleich nach Ottos III. Tode die Crone von Italien aufsetzten. Die Bischöffe, die bey dieser Veränderung sich nicht sonderlich wohl befanden und von Arduin auf das schrecklichste gedrückt wurden, riefen in der Angst ihres Herzens den teutschen König zu Hülfe. Heinrich ging zweymahl nach Italien, nämlich im Jahr

1004, wo er die italienische Crone erhielt und dann wieder im Jahr 1014, wo ihn der Papst Benedikt VIII. zum Kayser krönte, nachdem er den König Arduin gezwungen hatte, seinen Ansprüchen zu entsagen. Bey dieser Crönung reichte ihm der Papst als Sinnbild der Erdkugel einen Apfel von Gold (den sogenannten Reichsapfel) der sich noch heut zu Tage unter den Insignien des teutschen Kayſers befindet.

Peter. Was heissen denn Insignien?

Pastor. Insignien sind Kleinodien, die bey der Crönung des teutschen Kayſers üblich sind und in den Städten Aachen und Nürnberg aufbewahret werden.

Hans. Wollen Sie uns selbige wohl nennen?

Pastor. Mit Freuden! Es gehören dahin 1) Carls des Grossen Crone von ächtem Golde mit Edelsteinen und Perlen geschmückt. 2) Carls des Grossen Ring. 3) Sein Schwerd in einer sehr reich vergoldeten und mit Perlen besetzten Scheide. 4) Der silberne vergoldete Reichsscepter. 5) Der goldene Reichsapfel oben mit einem Creutze. 6) Carls Rock mit Perlen besetzt. 7) Ein Mantel nebst dem Wappenrock. 8) Die Kniestiefeln. 9) Ein mit Edelsteinen besetztes Schächtelchen, worinnen die Erde aufbewahret wird, auf welche des heiligen Stephanus Blut geflossen — seyn soll! 10) Das heilige Evangelienbuch mit Edelsteinen besetzt und mit goldenen Buchstaben geschrieben.

Nach der Crönung in Italien lebte Heinrich noch zehen Jahre. Er starb im Jahr 1024 und mit ihm erloſch das königliche Geschlecht der Sachsen. Er hatte mehrere gute Eigenschaften, nur daß er sie zu wenig benutzen konnte, da es seinem Charakter an Selbstständ-

digkeit fehlte. Seine Gemahlinn Kunigunde war ihm alles in allen — nur nach ihren Willen bequemt' er sich. Sein Hang zur Geistlichkeit war so groß, daß er sogar einmal Mönch zu werden Meianna verspührte. Er trug seinen Wunsch dem Abt zu Verdun, Richard, vor — Doch wußte ihm dieser die Grille auszureden, weil er klug genug war und wohl wußte, daß mit Heinrichs Mönchsleben die goldene Zeit der Geistlichkeit auch ein Ende haben würde. Mit ihm konnten sie machen, was ihnen beliebte. Ob sein Nachfolger auch so denken möchte — das blieb unentschieden.

Da wir nun, lieben Freunde! mit dem Tode Heinrichs des zweyten den vierten Zeitraum beendigen, so ist es nöthig, daß wir abermahls ein paar Augenblicke bey dem Zustande und der Verfassung des teutschen Reichs bis auf diesen Zeitpunkt verweilen. Wir werden finden, daß sich Mancherley geändert hat.

Was die Könige betraf — so beruhete die Thronbesteigung derselben noch immer auf die Volkswahl. Erbrechte galten hier nicht. Natürlich umgiengen von dem Geschlechte, aus welchen der verstorbene König stammte, nur selten oder niemahls. Die Könige hielten Reichstäge, so bald sich wichtige Angelegenheiten des Staats vorfanden, um sie öffentlich durch Stimmenmehrheit entscheiden zu lassen. Dabey erschienen nicht nur Herren, sondern auch Bischöffe und Aebte. In diesen Zeitpunkt fallen die ersten Merkmahle der noch heut zu Tage bestehenden vier Erzämter, welche die weltlichen Churfürsten bey Kayserkrönungen verrichten. Die vornehmsten Herzöge unterzogen sich diesen Aemtern. Doch war das Amt eines Erzkanzlers (das stets bey den Franken blieb) und das eines Erzmarschalls (das die Sachsen hatten) die allerwichtigsten. Zum ersten gehörte die Aufsicht

über die königlichen Cammergüter, die Führung der Hauptfahne bei dem Reichsheer und die Anordnung der Gerichte über die vornehmsten Magnaten. Mit dem letztern hingegen verband sich die Gerichtsbarkeit bey Reichstägen, und bey dem Reichsheer, so wie die Anführung desselben, sobald der König fehlte.

Die Grossen des Reichs, die unmittelbahr auf den König folgten, waren noch immer die Herzöge in Lothringen, Franken, Sachsen, Bayern und Schwaben. Nach ihnen kamen die Markgrafen zu Osterreich, Meissen, Lausitz, Nordsachsen und Schleßwig. Noch heut zu tage nennt sich z. B. der Churfürst von Sachsen, Markgraf zu Meissen. Aber ihr dürft nicht glauben, daß die Herzöge wirklich als regierende Herren galten — sie hiengen ganz von dem Könige ab, sie erfüllten seine Befehle und regierten das Land nur in seinem Nahmen. Wenn er selbst kam, galten sie nichts — er saß zu Gericht, ertheilte Freiheitsbriefe und eignete sich die eingezogenen Güter zu. Auf einer geringern Stufe standen die Pfalzgrafen, welche die Cammergüter des Königs verwalteten.

Alle diese Leute führten zusammen den gemeinschaftlichen Nahmen „Reichsbeamte." Ihr Ansehen, so beschränkt es auch war, galt aber dennoch viel. Sie wußten es auch in der Folge so fest zu gründen, daß man sie aus ihren Besitzthümern ohne ganz erhebliche Ursachen nie vertreiben konnte. Ihre Würden beruheten mehr auf Wahl als auf Erblichkeiten. Dieß traf besonders bey den Grafen zu. Einige nahmen schon Beynahmen von ihren Schlößern an, z. B. der Graf von der Wartberg. Bey solchen Vorzügen verlohren die ädlen und freyen Männer ungleich viel. Es fieng ihnen schon an die Gelegenheit zu mangeln, sich durch Würden empor zu schwingen. Das Verdienst galt weniger

als die Würde eines Grafen und Herrn, die er von seinem Vater geerbt hatte. Das Wort Adel verlohr allmählich seine ursprüngliche Reinheit. Man nannte leider! alle die Edle, die viele Güter besaßen.

Das Lehnwesen breitete sich immer mehr aus. Viele Fürsten, Grafen und selbst Geistliche gaben tapfern Leuten ihre Besitzthümer zu Lehen. Den, dem es gehörte, nennte man Lehnsherr und der, der es erhielt, Lehnsmann. Mit dem Lehn waren Kriegs- oder Hofdienste verbunden, daeren sich der Lehnsmann durch einen Eid (der Lehnseid hieß) unterziehen mußte. Es war ausgemacht, wie groß die Anzahl der Leute seyn sollte, die er ins Feld zu stellen verpflichtet war.

Unter Heinrich dem I. oder dem Vogler war der Soldatendienst zu Pferde weit üblicher und ehrenvoller, als der zu Fuß. Wer sich nun unter dem ersten als ein tapfrer Mann auszeichnete, wurde zum Ritter geschlagen. Die wirkliche Ritterschaft bildete sich jedoch erst später hin unter Otto III. mehr aus.

Da hier die beste Gelegenheit sich darbietet, über das alte Ritterwesen, das allmählig in ein noch gröfseres Ansehen überaieng, ein paar Worte zu sprechen, so kann ich mich nicht entbrechen, euch das aller Nothwendigste davon ganz kurz mitzutheilen.

Abgerechnet, daß schon jeder Mann zu Pferde, der gegen den Feind focht, Ritter hieß, traten nun mehrere Tapfere in engen Verein zusammen, die eine eigene Gesellschaft bildeten und sich Ritter vorzugsweise nannten. Diese waren ein Ausbund braver Krieger, die kein Mitglied unter sich aufnahmen, das sich nicht durch eine (besonders grosse und rühmliche) That ausgezeichnet hatte. Jeder Ritter hatte einen Knecht, der ihn auf allen seinen Zügen begleitete. Die-

sen nannte er Knappe oder Wappner, weil er die Pflicht auf sich hatte, seinem Herrn die eiserne Rüstung anzuschnallen, oder mit einem Worte: ihn zu wappnen. Auch trug er im Kriege seinem Ritter den Schild nach, führte ihm das Streitroß zu, hielt den Steigbügel und blieb ihm stets zur Seite. Diese Knappen waren keine Sclaven, sondern adle freygebohrne Leute. Oberstentheils unterzogen sie sich aus Armuth solcher Dienste. Wer die Kosten aufbringen konnte, wurde auch zum Ritter geschlagen. Den Rittern lagen verschiedene Pflichten zu erfüllen ob. Sie leisteten in dieser Hinsicht einen Eid, der dahin ging, daß sie die Wittwen und Waysen schützen, den christlichen Glauben und seine Lehrer beschirmen und sich überhaupt der wehrlosen Unschuld auf das beste annehmen wollten. Wenn ein Tapferer zum Ritter geschlagen wurde, so verherrlichte die Kirche ein solches Fest und erhob ihn selbst über die Söhne der Fürsten, sie müßten denn selbst schon Ritter gewesen seyn. Daher kommt der Unterschied zwischen Herr und Junker. Unsere heutigen Prinzen heissen Junkers*) und die ältern erfahrnen Ritter, Herren. Selten trat ein Fürst oder ein König die Regierung an, bevor er sich nicht zum Ritter hatte schlagen lassen. Als Waffen führte ein Ritter die Gleve (Lanze) mit einer kurzen Fahne geschmückt, wie etwa heut zu Tage die Ulanen tragen, ein Schwerd, einen Dolch, einen Wurfspies und einen Streithammer. Um den linken Arm und den obern Theil des Cörpers zu beschirmen, liebten sie einen oben breit und unten spitzig geschalteten Schild von Eisen oder Messing, auf dem Haupte einen Helm und über die Brust ein Panzer-

*) Oder Junkherr d. i. ein junger Herr.

hemde, geformt aus übereinander liegenden metallenen oder ſtählernen Schuppen, der Oberhaut eines Karpfen ähnlich. Auf beiden Seiten des Helmes waren metallene Ringe angebracht, die einen Niederzug feſthielten, den man Sturz nannte und welcher das ganze Geſicht bedeckte. Die Hand wurde von blechernen Handſchuhen umhüllt, und den Fuß zierten goldene Sporen. Forderte einer den andern zum Zweykampf, ſo warf er ihm den rechten Handſchuh vor die Füſſe; wenn ihn nun der andere aufhob, ſo war das ein Zeichen, daß er den Zweykampf billige und annehme. Zum Streithengſt pflegten die Ritter meiſtentheils ein großes, ſtarkgebautes Pferd zu wählen. Beſonders liebten ſie frieſiſche Pferde, weil dieſe dauerhaft und kraftvoller waren, als andere. Ihre Bruſt und der Kopf, ſo wie alle leicht verwundbare Theile wurden eben ſo gut mit Panzern verhüllt, als bey den Menſchen. Auſſer den Kriegen zeigten die Ritter ihre männliche Kraft in den ſogenannten Turnieren oder Ritterſpielen. Dieſe gaben Könige als eine Feyerlichkeit bey glänzenden Feſten oder Hochzeiten. Man traf auf einander einzeln, und in Haufen. Es gab Rennen zu Roß, Gefechte zu Fuß u. ſ. w. Doch blieb das Meiſterwerk der ritterlichen Tapferkeit gewöhnlich das Gefecht unter Zweyen. Waren die Lanzen zerſplittert, ſo griffen beide Partheyen zu dem Schwerde, bis der eine überwunden im Sande lag. Zum Turnir wurden nicht alle Ritter, ſondern nur diejenigen gelaſſen die von unbeſcholtenem Rufe waren und vier Ahnen (Vorfahren) aufzeigen konnten. Damit dies jeder von den Anweſenden beurtheilen und prüfen möchte, ſtellte man die Wappen der turnirenden Ritter auf. Die Wappen führte man ſonſt nur auf den Schildern, zu denen ſpäterhin auch unterſcheidende Zeichen auf den Helmen kamen z. B.

ein Leopard ein Wolfskopf, u. s. w. Diese Bilder nannte man Kleinodien. Von dem Ritterschlag ist das Wehrhaftmachen wohl zu unterscheiden. Denn dieß geschah schon früher, sobald ein Jüngling die Waffen zu tragen vermögend und stark genug war.

Die ärmern Freyen hatten jetzt, da es Städte genug gab, mehr Gelegenheit, ihr Brod zu verdienen. Sie widmeten sich den Künsten, der Handlung und dem Gewerbe. Die Sclaven oder Leibeigene hingegen, befanden sich noch immer in dem vorigen Zustande — das heißt, sie fochten als Soldaten im Kriege und bauten das Feld.

Die Macht der Geistlichkeit vergrößerte sich von Zeit zu Zeit und die Päpste zu Rom erlaubten sich eine Menge Freyheiten, die man ihnen ehedem schwerlich gestattet haben würde. Aus Teutschland zogen sie jährlich beträchtliche Einkünfte. (Otto I. zum Beyspiel befahl dem Kloster Lüder, daß es jährlich eine bestimmte Summe Geld nach Rom zahlen sollte.) Sie straften die Prälaten, die in Kirchensachen einen Fehler begiengen und gewöhnten die Bischöffe, die Berufungen von ihren Aussprüchen nach Rom anzunehmen. Trotz dem allen aber blieben die Könige so wie vorher noch immer die Beschützer der teutschen Kirche und belohnten die Bischöffe und Aebte durch Uebergebung (Investitur) eines Ringes und Stabes, bestraften sie bey Verachtungen und hatten den Vorsitz bey Kirchenversammlungen.

Tobias. Hatte denn der Ring und der Stab etwa eine besondere Bedeutung? —

Pastor. Ey wohl! Der Ring zeigte an, daß sie die Einigkeit lieben und mit der christlichen Kirche auf ewig

ewig verbunden seyn möchten. Der Stab bedeutete das geistliche Weiden der Schaafe, d. i. des christcatholischen Volks.

Die teutschen Fürsten begingen einen grossen Fehler, daß sie die Geistlichkeit zu sehr mit Geschenken überhäuften. Besonders war dieß bey Heinrich dem Vogler und den Ottonen der Fall. Der Bischof Dietmar von Merseburg tadelte dieß und sagte: Die Ottonen kennen in ihren Geschenken weder Maas noch Ziel. Aber wie diese, so dachten mehrere Grossen ihrer Zeitalter. Sie hofften sich durch reiche Geschenke an die Klöster eine Stufe im Himmel zu bauen, und die Geistlichen deren Habsucht nie gesättigt ward, wanden noch überdem mancherley Ränke an, um ihren Seckel zu füllen. Der Bischof Meinwerk von Paderborn scheuete zwar das siebente Gebot nicht, und nahm, als er einst Heinrich II. besuchte, einen prachtigen mit Gold und Perlen gestickten Mantel mit den Worten aus seinem Gemache: „Dieses Kleid schickt sich besser in den Tempel Gottes, als zur Bedeckung deiner sündlichen Gliedmaßen.“ Dieß ist der Grund, daß die meisten Kirchen, wenn sie auch noch so arm waren, eine Menge Kostbarkeiten aufzeigten. Auf der andern Seite duldeten wiederum die Geistlichen viele Bedrückungen der weltlichen Herren, über die sie sich öfters sehr bitter beklagten. Diese waren denn freylich keine Freunde der Geistlichkeit. So nahm der schwäbische Herzog Burchard dem Kloster St. Gallen mehrere Güter weg und verjagte die Mönche aus Reichenau. Hierzu boten ihnen die Klösterlichen Schirmvögte treulich die Hand, sie verbanden sich heimlich mit diesen Räubern, um dabey desto sicherer in Trüben zu fischen. Die Geistlichen sannen endlich auf ein Mittel, solchen Bedrückungen Einhalt zu thun und fanden kein besseres, als den lieben Aberglauben, mit dem sie die Räuber schreckten. Auch erdichteten sie Wunder von verstorbenen Heiligen und verkauften die Reliquien ihrer Gebeine und Kleider um einen hohen Preiß. Diese Reliquien halfen nach ihrer Meinung für alle Krankheiten und Gebrechen und erwarben dem, der im Besitz derselben war, unfehlbar die Seeligkeit. Heinrich der Vogler kaufte den König von Burgund die

Lanze, mit der Christus am Creutz durchstochen worden seyn sollte, für ein Stück Land ab. Man bewahrte besonders in den Klöstern solche Reliquien in Menge auf. Die Mönche zeigten unter andern ein Bündchen Heu, auf welchem Christus geschlummert haben sollte. Im Kloster Banz bey Bamberg sieht man noch heut zu Tage eine Rippe des heiligen Apostel Petrus. Die Geistlichen, die solche Possen erdachten, glaubten am Ende ihre eigenen Lügen, zeichneten sich vor andern durch einen strengen Lebenswandel aus, und kasteyeten sich auf eine auffallende Weise. Einige liessen sich einmauern und durch eine kleine Oeffnung schlechte Nahrungsmittel reichen. Andere trugen stachelnde Hemden, gingen selbst im härtesten Winter in einer nur leichten Bedeckung, traten Jahre lang auf hohe Säulen; und assen kein Fleisch — Mit solchen Gaukeleyen glaubten sie Gott einen Dienst zu thun! Der Aberglaube erstreckte sich jedoch nicht blos auf die Religion — er mischte sich sogar in politische Händel. Viele warteten den Neumond ab, um eine Sache von Wichtigkeit auszuführen, die meisten glaubten noch Zaubereyen und hielten die Verwandlungen der Menschen in Thiere für möglich. An Neujahrstägen trieben sie eine Menge abergläubischer Spielereyen um das Schicksal über das zu fragen, was sie einst zu hoffen hätten. Leider sind noch viele unter unsern Zeitgenossen einfältig genug, um solche Dinge zu glauben. Sie giessen am Neujahrs Abend und in der Christnacht fliessendes Bley in Töpfen, schöpfen in der Osternacht aus Seen und Flüssen das heilige Wasser und gucken am Pfingst-Abend in den Ofen, um ihren Schutzgeist den ihre lächerliche Fantasie hineinzaubert um Rath zu fragen. Da in jenen Zeiten die Astronomie (die Wissenschaft der Gestirne) noch kein sonderliches Ansehen gewonnen hatte, so wußte man sich eben so wenig eine Sonnen- und Mond-Finsterniß aus natürlichen Ursachen zu erklären, man hielt sie für die Ursache einer geheimen Zauberey und wenn ein Comet oder ein Nordschein am Firmament erschien, so deutete man auf die baldige Erscheinung des jüngsten Tages. Wie glücklich, lieben Bürger und Landleute! sind wir dagegen, daß wir Kenntnisse genug besitzen,

ſolche Erſcheinungen des Himmels für das zu halten, was ſie ſind, und alle jene lächerlichen Meinungen des Aberglaubens nach ihrem Werthe zu beurtheilen.

Die Reichthümer des teutſchen Reichs waren nicht beträchtlich, weil es ſich durch die vielfältigen Abgaben an Hungarn ſehr erſchöpft hatte. Daher ward eine Einſchränkung der unnützen Kleiderpracht höchſt nöthig. Daß ſich das Volk dieſen Geſetzen der Billigkeit unterzog, erhellt aus der einfachen Tracht, deren ſich unter Otto I. die teutſchen Soldaten bedienten — ſie trugen Strohhüte. Was jedoch den Finanzen des Kayſers eine andere Wendung gab, war die Entdeckung der ſächſiſchen Silberbergwerke, die in den erſten Jahren ſo ergiebige Quellen des Reichthums öfneten, daß der Mangel, der beſonders in Sachſen ſeinen Thron aufgeſchlagen hatte, plötzlich verſchwand. Doch — auch dieſes glückliche Ereigniß hatte ſchlimme Folgen! Da ſich die Sachſen für reich hielten, ſo glaubten ſie (beſonders unter Otto III.) um ſo mehr der Ueppigkeit ein Opfer bringen zu müſſen. Alle Arten des Luxus und der Verſchwendung riſſen abermals unter ihnen ein; alle Uebel dieſer verderblichen Neigung gingen in Schwange! Sie fanden an wohlzugerichteten Tafeln Behagen und bergten den wollüſtigen Italienern die Kunſt zu kochen und zu ſchmauſen ab. Sie bezahlten ſie theuer genug! Doch wie der Herr, ſo der Knecht. Die Groſſen machten es auch nicht beſſer! Bey alle dem aber, daß man ſchon jetzt genug Silber hatte, bediente man ſich doch nur wenig ſilberner und goldener Münzen. Als Putz trugen die Vornehmen kleine goldene Schellen an dem Saum ihrer Kleider und ſcheinen dieſe Gelegenheit von den Hungarn entlehnt zu haben.

Die Handlung blühte mehr als je! Viele Kaufleute handelten ſogar nach London, wo ſie Niederlagen von teutſchen Arbeiten errichteten. Auch in Merſeburg, Hamburg, am untern Rhein und den Niederländiſchen Küſten wohnten viele Kaufleute und Juden, die unter königl. Schutz ſtanden. In Friesland wurden viele Tücher verfertiget und in Sachſen trieb man ſtarkes Gewerbe mit Pelzwaaren, woher denn auch der Scherz: Sachſen ſey ein pelziges Land, ent-

ſtanden iſt. Aus andern Ländern führten die nach Teutſchland handelnden fremden Kaufleute rohe Seide ein, welche die ſächſiſchen Fabriken (wenn ich ſie anders ſo nennen ſoll) am beſten zu verarbeiten wußten. Gewiß — der teutſche Handel hätte zu einem beträchtlichen Grade des Flors emporſteigen können, wenn man ihn nicht durch mancherley drückende Abgaben erſchwert hätte. Denn ſchon jetzt fand der Salzſtein- und Weinpfennig ſtatt. Wie ihr ſehet! iſt die Aceiſe ſchon ein ſehr altes herkommliches Recht der Groſſen.

Die teutſchen Waldungen bedeckten noch immer ziemliche Strecken Landes, worinnen ſich Bäre, Wölfe und Elendthiere aufhielten. Da man jetzt Dörfer und Städte bauete, ſo verminderten ſich zwar die Hölzer, aber doch noch nicht allzu ertklich. Den Thüringer Wald nennt ein alter Geſchichtsſchreiber einen unermeßlich-groſſen, dichten, ganz unbewohnten Wald — noch heut zu Tage iſt er groß genug! Die böhmiſchen Wälder umfaßten Landſtrecken, nur hier und da ſtieg ein Kloſter empor, deſſen Bewohner einen langen Strich des Holzes urbahr machten. Gotthard nachher Biſchof zu Hildesheim, erbauete ein ſolches Kloſter an den Grenzen des Böhmer-Waldes.

Die Geſinnungen des teutſchen Volks waren leider! auch jetzt noch roh und nicht ſelten grauſam. Es führte Krieg mit der größten Erbitterung und erlaubte ſich ohne Schaam und Reue die empörendſten Räubereyen. Unter den Angehörigen des Biſchofs von Worms ereigneten ſich in einem Jahre allein funf und dreiſſig Todtſchläge. Selbſt bey Vergnügungen behandelte der Teutſche den andern kriegeriſch und freuete ſich, wenn er dabey ſeinen Hang zur — Grauſamkeit befriedigen konnte. Der ſonſt ſanftmüthige Kayſer Heinrich II. fand Spas in dem Kampfe eines mit Honig beſchmierten Menſchen mit Bären. Eben ſo unausweichbar zeigte ſich die alte Neigung zum Trunk und Spiel. Man zechte noch immer Tag und Nächte lang, und ſetzte groſſe Gewinnſte auf einen einzigen Würfelwurf. Entzweyeten ſich dabey die Partheyen, ſo fragten ſie nie das Gericht, ſondern das Schwerdt mußte entſcheiden. Einer forderte den andern zum Zweykampf. Den Zweykampf unterſtützte ſo

oder das Gericht. Wenn (sagt ein altes Gesetz) der Schuldner eine Forderung läugnet, und der Kläger ihn nicht zum Eid lassen will, so darf dieser durch den Zweykampf sein Geld von dem Schuldner erfechten."

Säuberlich. Bey solchen rohen Grundsätzen sah es um die Wissenschaften gewiß noch kläglich genug aus?

Pastor. Ja wohl! Denn jeder Teutsche, so bald er nicht Priester hieß, bekümmerte sich um die Gelehrsamkeit gar nicht. Es war Sache der Mönche, und dann auch nicht allemahl. Die Meisten richteten sich nach dem weltlichen Stande und zogen den Wissenschaften und dem Studiren ein gut Glas Wein vor. Hier und da gab es aber auch Geistliche, die das Studiren ernstlich trieben, als die Klosterbrüder zu Corvey, Hildesheim, Fulda, St Gallen und Reichenau und dennoch gab es auch unter diesen unwissende Menschen genug, die nicht einmahl die lateinischen Gebete, welche sie bey der Messe herlasen, verstanden. Das rühmlichste Beyspiel davon liefert ein Scherz Heinrich II, der in dem gewöhnlichen Kirchengebete, wo die Priester Famuli (Diener des Herrn) genannt werden, die Silbe Fa wegstrich, so daß es nun muli (Maulesel) hieß. Aber der Bischof Meinwerk von Paderborn laß auch weg in seiner Einfalt „muli" ohne zu wissen, was er laß. Inzwischen war die Gelehrsamkeit doch um einige Schritte weiter vorwärts gekommen, da es Mönche gab, die wenigstens erträglich mit der Feder umgehen konnten. Unter diesen zeichneten sich Witikind, ein Mönch zu Corvey und der Bischof Dittmar in Merseburg sehr zu ihrem Vortheil aus. Am merkwürdigsten machte sich eine Nonne zu Gandersheim Hroswitha, die einen so ausserordentlichen Hang zur Dichtkunst äusserte, daß sie die Geschichte der drey Ottonen in lateinische Verse abfaßte, und noch überdiß Heiligenlegenden, Epigrammata (Sinngedichte) und Schauspiele schrieb. Ihre Werke sind auf unsere Zeiten gekommen, aber sie beweisen, daß der wahre dichterische Geschmack zu der Zeit noch tief in der Wiege lag. In Hroswithens Fertigkeit, Verse zu machen, bewundert man mehr die Kunst zu reimen als den Ausdruck erhabener Gedanken. Von den letztern hatte sie nicht den mindesten Begrif. In der Mechanik (Bewegungs-

kunst) und Mathematik blieben die Teutschen weniger zurück, als in den übrigen Kenntnissen. Gerbert von Magdeburg verfertigte eine Uhr und entdeckte den Polarstern zuerst durch ein Sehrohr von seiner Erfindung. Desto bejammernswürdiger sah es mit dem Studium der teutschen Sprache aus. Man schrieb mehr lateinisch als teutsch. Notkar, ein gelehrter Mönch, versucht' es zum erstenmahl, die Psalmen Davids teutsch zu übersetzen, er selbst aber fand seine Arbeit so schlecht, daß er sie eine barbarische Uebersetzung nannte. Um seine Worte als wahr zu erkennen, will ich euch nur den Anfang des ersten Psalms vorlesen. Doch sieht man daraus, daß die Worte unsrer heutigen Mundart weit näher kamen, als der vor den Carolingern.

Der Herr Pastor las:

„Der Mann ist salig der in dero Argon Ratne geging, noch an dero sündigon uuegene stuont, noch an demo sucht stuole saz."

Unsere Vorfahren hatten doch etwas vor uns voraus. Einer unter ihnen erfand die bunte Glasmahlerey, die in unsern Zeiten verlohren gegangen ist.

Hans. Ah! gewiß diejenige Glasmahlerey, wie man sie noch in unsern Kirchenfenstern sehen kann?

Pastor. Ganz recht! Von aussen ohne Licht sehen die Bilder nach gar nichts aus, nur wenn man sie gegen die Sonne betrachtet, nehmen sie sich vortreflich aus.

Hans. Und diese Kunst zu mahlen, ist verlohren gegangen?

Pastor. Leider! Man hat Versuche damit angestellt, keiner aber ist gelungen. Die Alten scheinen sich dabey eigener Farbenmassen und Kunstgriffe bedient zu haben.

Säuberlich. Wie sah es mit den übrigen benachbahrten Nationen der Teutschen in dieser Periode aus?

Pastor. Sie hatten jetzt wenig gefährliche Nachbahrn mehr. Frankreich konnte sich um Teutschland nicht mehr sehr bekümmern, da es mit sich und seinen Lehnsleuten, die sich manchmahl gegen ihren Oberherrn empörten, genug zu schaffen hatte. Mithin mußten sich die französischen Könige, schon an und für sich geschwächt,

aller fremder Eroberung entsetzt haben. England befand sich in gleichem Falle. Kannt der Grosse, der es beherschte, hatte immerwährend auf hinreichende Mittel, um die übermuthigen angelsächsischen Könige zu paaren zu jagen. Teutschland ließ er in Ruhe, denn hätt' er einem Zug gegen dieses Land wagen wollen, so wären ihm die Angelsachsen über den Kopf gewachsen. Die Pohlen waren noch die einzigen, die die Grenzen des teutschen Staats bisweilen beunruhigten, der Nutzen davon war aber meist von sehr geringer Bedeutung, da sie gewöhnlich mit Verlust zurückgetrieben wurden. Die Hungarn ruheten ganz, nachdem sie die christliche Religion angenommen und gegen die Teutschen friedfertigere Gesinnungen gefaßt hatten. Ganz ohnmächtig seufzte das griechische Kayserthum. Sein alter Glanz schien erloschen. Um so weniger waren seine Regenten im Stande, den abendländischen Kaysern mit feindseligen Gesinnungen zu nahe zu kommen. Spanien war ein ewiger Tummelplatz der Araber und Christen, sie würgten und balgten sich unter einander, ohne sich um fremde Länder zu bekummern. Aber die Slaven fechten noch immer mit alter Erbitterung gegen die Teutschen für ihre Freyheit, nur war ihre Verbindung, um diese Freyheit länger zu behaupten, leider! nicht groß genug, sie wurden von ihren Feinden völlig unterjocht und viele zum Christenthum bekehrt. Nur wenige slavische Freystaaten saßen noch an den Seekusten und behaupteten ihre Götterdienste und ihre Unabhängigkeit, bis endlich auch diese erloschen.

Die wichtigste Begebenheit dieses Zeitraums war die Vereinigung Italiens und der kayserlichen Würde mit dem teutschen Reiche in Absicht der wichtigen davon abhängenden Folgen. Der teutsche König erhob sich zum ersten Monarchen; der Kayser aber zum Oberherrn der Stadt Rom und Schutzvogt der Kirche. Von ihm hiengen die Wahlen der Päpste, ihre Bestätigungen und die Ausschreibung der Kirchenversammlungen ab. Die üblen Folgen davon äußerten sich schon jetzt auf mannigfaltige Art. Die Teutschen haßten nicht nur die Römer, sondern auch ihr Clima, das für sie viel zu weichlich war. Die beschwerlichen Feldzüge

nach Italien ſogen dem teutſchen Lande das Mark junger Leute und ihrer Reichthümer aus. Als rüſtige Kämpfer giengen ſie aus Teutſchland, als entnervte Schwächlinge kamen ſie zurück. Kurz — Italien war das eigentliche Grab der teutſchen Macht! Möcht' es doch den Ottonen; möcht' es Carl dem Groſſen nie eingefallen ſeyn, Italien mit Teutſchland zu verbinden!

Doch — ich höre die Glocke, die uns zur Ruhe ruft. Es ſoll mich freuen, wenn euch, lieben Freunde! die Neugierde, was nun ferner aus dem teutſchen Reiche geworden iſt, auf den Sonntag recht zeitig zu mir in die Schule führt.

Bey dieſen Worten ſtand die Geſellſchaft auf und ſchied unter dem Wunſche einer ſüſſen Nacht von einander.

Ende des erſten Theils.

Geschichte
unsers
Teutschen Vaterlandes
von
seinem Entstehen an bis auf unsere Zeiten.

Ein Lesebuch
zunächst
für den Bürger und Landmann
dann
auch für Schulen brauchbar.

von
Ernst Bornschein.

Zweyter Theil.

Subscriptionspreis 8 Gr. Ladenpreis 14 Ggr.

Lobenstein 1803
in der Illgenschen Hofbuchhandlung.

Lieben Bürger und Landleute!

Ich kann es nicht leugnen, daß ich bey der Herausgabe dieses zweyten Theiles der teutschen Geschichte mit einiger Schüchternheit vor Euch trete, weil ich leider! mein gegebenes Wort, das Buch in zwey Bänden abzufassen, brechen und zu Michael noch einen dritten Theil liefern muß. Werdet Ihr wohl deshalb mit mir zürnen? Gott ist mein Zeuge, daß nicht Gewinnsucht oder irgend eine andere tadelnswürdige Ursache dieser Handlung zum Grunde liegt; Der unter der Feder wachsende Stoff allein zwingt mich dazu. Aber urtheilt selbst — würdet Ihr mit mir zufrieden seyn, wenn ich Euch die Geschichte Eures Vaterlandes, die (wie ich gehört habe) von Manchem unter Euch mit so viel Vergnügen gelesen worden ist, seicht, oberflächlich, und mager geliefert hätte? Ich wollte bey meiner Erzählung so gern Alles Merkwürdige auffassen, weil ich weis, daß Ihr in diesem Stücke manchen vornehmen und gelehrtseyn wollenden Mann beschämt, der über das,

was er lieſet, mit Leichtigkeit hinwegſchlüpft, ohne ſich um die oft ſo wichtigen Kleinigkeiten zu bekümmern. Wär' ich dieſer Meynung nicht geweſen: hätt' ich die Geſchichte nur trocken und unvollſtändig beſchrieben, ſo würden Euch ja auch die Acht Groſchen, die Ihr für den erſten Theil hingebet, gereuen müſſen, da ich im Gegentheil jetzt hinlänglich überzeugt bin, daß ihr mit Vergnügen auch für den dritten Theil abermahls acht Groſchen zahlen werdet. Kenntniſſe kann man nie theuer genug erkaufen, denn ſie bilden die Seele und das Herz! Wer ein guter Menſch werden will, muß die Geſchichte ſtudieren. Hier findet er gute und böſe Beyſpiele. Die erſtern ſucht er für ſich ſelbſt anwendbahr zu machen, die letztern halten ihm einen Prüfungsſpiegel dar, in dem er vielleicht ſeine eigenen Fehler entdeckt. Geht doch ſo mancher von Euch des Sonntags auf öffentliche Oerter und ins Bierhaus und giebt hier manchmahl mehr aus, als er anfänglich willens war, (eine Gewohnheit, die ich keinesweges tadle, denn auch der Körper verlangt Erhohlung, und der Menſch iſt nicht blos zur Arbeit ſondern auch zur Freude geſchaffen) ſolltet Ihr nicht auch gern eine unberechnete Ausgabe für die Bil-

dung Eures beſſern Selbſts geduldig tragen? O! ich würde Euch beleidigen, wenn ich nur ahnen wollte, ein dritter Theil meines Buches könnte Euch unangenehm ſeyn, zumahl da dieſe Geſchichte, wie dies ſchon aus dem zweyten Theil erhellet, von Zeit zu Zeit intereſſanter und merkwürdiger wird.

Viele von den Herren Geiſtlichen und Schulmeiſtern auf dem Lande haben mich mit Ihren Briefen beehrt, und hier und da Abänderungen in Rückſicht mancher Kleinigkeiten beſonders des Vortrags verlangt. Dieſen ſag' ich hiermit meinen beſten Dank! Daß ich Ihre Winke nutzte, werden Sie hoffentlich bey einer genauen Durchſicht meines Buches finden. Es ſoll mich freuen, wenn Sie auch ferner fortfahren, mich zu belehren, denn Gott, der mein Herz kennt, weis am beſten, wie ich jede Gelegenheit mit Freuden ergreife, um meinen lieben Leſern nützlich zu werden. Ich hoff' Ihnen davon bald nähere Beweiſe zu liefern. Sollten unter den leztern einer oder mehrere ſeyn, die mich bey Leſung dieſer Geſchichte um Rath fragen möchten, ſo hoff' ich auch von ihnen mit einem ähnlichen Zutrauen

belohnt zu werden, und sie können versichert seyn, daß ich dann mit erster Post ihren Brief beantworten werde.

Am Ende bemerk' ich noch einen sehr groben Druckfehler im 2ten Theile. S. 132 heißt es: Jeder suchte den andern zu entthronen, zu buhlen, mithin jeder um die Gunst ꝛc. Diese Worte müssen so abgeändert werden: Jeder suchte den andern zu entthronen, mithin buhlte jeder um die Gunst ꝛc. Die gesammten Druckfehler des ersten und zweiten Bandes hoff' ich im dritten Theil nachzuhohlen. Jetzt hab' ich weiter nichts zu sagen, als daß ich mich der Gunst und dem Wohlwollen meiner lieben Landsleute aufs beste empfehle, mit dem herzlichen Wunsche, daß auch dieser Band Allen Nutzen und Vergnügen in hohen Maaße gewähren möge!!

Gera
am Feste Johannis.
1803.

Ernst Bornschein.

Nahmen

der Herren Subskribenten und Beförderer dieses Werks,

welche noch eingegangen sind:

Herr	Buchhändler Petersen in Altenburg .	Ex. 6
Frau	D. Dothin in Gera . . .	1
Herr	Buchdrucker Spindler in Culmbach in Franken	10
"	Brauer in Wallmersheim . . .	1
"	Brummer in Kittnitz . . .	1
"	Poezig in Schlebitz . . .	1
"	Schullehrer Günther in Kroschwitz .	1
"	Kratsch in der Hölle bei Altenburg .	1
"	J. D. Schmidt in Rochlitz . .	8
"	Obriſt Senf von Pilsach in Grimma .	1
"	Gerichtsdirektor Pinther in Waldenburg	1
"	Buchbinder Silbermann in Eisenberg .	2
"	Postverwalter Vater in Crimmitzschau .	6
"	Weisfloh in Gera . . .	6
Das wohllöbliche Post-Amt in Rudolstadt .		6
Herr	Schullehrer Leupold in Neukirchen .	7
"	P. Agricola in Gölnitz . . .	36
	als:	
	Herr Cam. Winscher	
	" Bezold 2 Ex.	
	" Uhlemann	
	" Kea	
	" Heppner	
	" Bliar	
	" Hahn	
	" Holzmann	
	" Steinbach	
	" Tanner	
	" Hofmann	
	" Köhler, ſämmtlich in Altenburg.	
	" P. Hyac in Schmerzau.	
	" P. Bever in Oberarnsdorf.	
	" Thieme aus Borna.	
"	Schullehrer Böttcher in Rentendorf .	1

Das wohllöbliche Post-Amt zu Cottbus	Er.	6
Herr Zirkel in Braunschweig		1
Das wohllöbliche Ober-Post-Amt in Nürnberg		2
Herr Kaufmann Sachse in Altenburg		1
" P. Burger in Harterode		1
" Kaufmann Bretschneider in Freyreuth		1
" Cand. Schumann in Naumberg		1
" Sup. Löber in Kahle		1
" Schullehrer Franke in Gleina		3
" Cant. u. Musikdirector Henne in Neustadt a. d. O.		1
" Stadtkirchner Kämpfer in Kahle		1
" Cant. Lindner in Gösnitz		1
" P. Irmisch in Gross-Görthen		1

NB. Man kann bis Michaelis d. J. noch mit 1 Thlr. sächs. auf das gesammte Werk (3 Bände) auf allen Postämtern, Zeitungsexpeditionen und Buchhandlungen subscribiren und pränumeriren.

Allgemeine Hofbuchhandlung

Es würde vergebliche Mühe seyn, wenn wir unsern Lesern beschreiben wollten, wie groß das Vertrauen und die Liebe war, welche die Bauern zu Liebsdorf für ihren Herrn Pastor gefaßt hatten. Seine einnehmende Freundlichkeit, die er in jedes Wort zu legen wußte, sein väterlicher Rath in allen Lagen und Verhältnissen ihres Lebens und endlich, die weisen Lehren, welche sie sonntäglich aus seinem Munde empfiengen — alles das feuerte sie an, dem alten Manne, (der mit eisgrauen Haare dem Ziele entgegengieng, das ihm zur Belohnung für seine Thaten jenseits winkte,) durch ihre Folgsamkeit und gutes Betragen alle nur ersinnliche Freuden zu schaffen. Dies schien ihnen jedoch noch nicht hinlänglich; sie gedachten ihn noch überdieß, an einem Tage, wo er sich besonders freuen könnte, mit einem ländlichen Feste zu überraschen, das der Herr Cantor Sänderlich durch mancherley wohl ausgedachte Feyerlichkeiten besonders zu begehen hofte. Dieses Fest war des Herrn Pastors Geburtstag.

Am frühen Morgen nun, da der Herr Pastor eben aufgestanden, sein Frühgebet verrichtet, und Gott gedankt hatte, daß er ihn einen neuen Zeitraum seines thätigen Lebens hatte antreten lassen, hört' er auf einmahl eine sanfte Musik, die sich in der Hausflur erhob. Sein biederes Weib, die Frau Pastorin, lä-

chelte und Thränen der Freude füllten ihr Auge. Sie ſank aus Fülle der Liebe an ſeinen Hals und wünſchte ihm zu dem neu angetretenen Jahre Glück, indeſſen die verſammelten Bürger und Bauern, welche die teutſche Geſchichte mit angehört hatten, in ein, von dem Herrn Cantor Säuberlich verfertigtes Lied einfielen, das Hoboen, Hörner und Fagote begleiteten. Es war ein Lob und Danklied an Gott, den mächtigen Schöpfer der Welt und den gütigen Erhalter des theuern Lebens ihres braven Paſtors. Nach Beendigung des Liedes öfnete ſich die Stubenthür und ſchön geſchmückt trat der Herr Kantor mit einem ſeidenen Kiſſen ins Gemach, auf welchem ein Glückwunſch lag. Darauf traten zwey Mädchen auf den Herrn Paſtor zu, und umſchlangen ihn mit einer Kette von Lorbeerblättern und Blumen, die ſie für ihren kleinen geſparten Schatz in dem Gewächshauſe gekauft hatten. Der alte Marr brachte ihm ein ſchönes Buch, von dem der Herr Paſtor ſchon oftmals geäuſſert hatte, daß er ſich's anſchaffen würde. Der alte Marr wußte dies, und eilte ſeinen Wünſchen zuvorzukommen. Die andern legten ähnliche Geſchenke, als Beweiſe ihres frohen und dankbaren Herzens, auf den Tiſch und küſten ihrem lieben Vater die Hand, der mitten im Zimmer ſtand und vor Gefühlen der reinſten Wonne weinte. Die andern folgten ſeinem Beiſpiele, und kein Auge blieb trocken. Endlich ermannte ſich der Greis zuerſt und ſagte, zwar noch immer mit ſchwankenden, doch ſehr gefühlvollen Tone:

„Kinder! geb' euch Gott einen frohen Tag für die Liebe, die ihr mir mit ſo warmen Herzen dar-

bringt. Vergebt der Zunge, daß sie es euch nur mit kargen Worten lohnt, könntet ihr einen Blick in mein Herz senken, so würdet ihr sehen, wie viel ich dabey empfinde. Ihr liebt mich — O! wer wollte daran zweifeln?! Eure heutigen Geschenke, ganz meines Beifalls werth, sind die frohen Verkündiger eurer Empfindungen. Ich lieb' euch; das sag ich mit wonnevoller Brust, denn ich trage euch ja alle an meinem Busen, euch, die ich mit Freuden meine Kinder nenne! Gott lohn' euch eure Liebe! eure Thränen und eure Bemühungen."

Da sagte die ganze Versammlung, Amen! Amen! und der Herr Pastor faltete die Hände und verrichtete ein kleines Gebet, segnete seine Gemeinde ein und führte sie dann in den grossen Saal des Pfarrhauses, den die Frau Pastorin geheizt hatte. Hier war auch schon ein frugales Morgenmahl bereitet. Zu Mittag blieb die Versammlung nicht minder in der Pfarre, wo sie in Gesellschaft des Greises das genoß, was ihr Gott beschert hatte.

Als es dunkel zu werden begann, nahm der alte Marr das Wort und sagte:

Sie haben uns heut so köstlich bewirthet, lieber Herr Pastor! daß wir nicht Worte genug finden, Ihnen darüber unsern Dank zu zinsen. Dieser Tag soll von uns roth im Kalender unterstrichen werden, und jedem unvergeßlich seyn. Krönen Sie nun noch (es sprechen durch mich alle meine Kameraden) den schönen Tag mit der Erfüllung einer Bitte, auf die wir so sehnlich hoffen; denken Sie es sey heute Sonntag

und erzählen Sie uns etwas aus der teutschen Geschichte.

Als Marr geendet hatte, war nur eine Stimme im Saale. Alle baten um die Erfüllung dieses Wunsches. Der Herr Pastor lächelte und meinte, sie wüßten wohl, daß er ihnen nichts abschlagen könnte.

Mit einem freudigen: „Ach! das ist schön! das ist herrlich!" setzte man sich und der Herr Pastor begann seine Erzählung.

Siebender Abend.

Ihr werdet euch erinnern, daß Heinrich II. im Jahr 1024. und mit ihm das königliche Geschlecht der Sachsen starb. Die Teutschen bedauerten seinen Verlust, da er, trotz seinen vielen Schwächen, doch auch manche Regententugenden gehabt hatte. Es war voraus zu sehen, daß nun mancherley Veränderung im teutschen Reiche erfolgen und manche Fehde wegen der neuen Wahl entspringen mußte. Ob? und wie? dies geschah, hoff ich euch in dem fünften Zeitraum zu sagen, welcher uns belehrt, wie es in

Teutschland unter fränkischen Königen und Kayfern von 1024 — 1125

aussah.

Als Heinrich II. in die Gruft seiner Väter beigesetzt war, standen mehrere Große auf, die nach den Besitz der teutschen Krone strebten. Es befand sich darunter vorzüglich Bernhard von Sachsen, Adelbert von Kärnthen, Ernst von Schwaben, Othalrich von Böhmen, Hezilo von Bayern, Frie-

derich von Oberlothringen, und zwey ädle Franken, die Gebrüder Conrad. Unter allen diesen gewannen die letztern das meiste Ansehen, weil die Franken schon lange mit dem Plane schwanger gegangen waren, wiederum einem aus ihrem Volcke die Krone zu verschaffen. Als sich nun alle geistlichen und weltlichen Fürsten mit ihrem Gefolge, welches bewafnet war, in einem Lager zwischen Mainz und Worms eingefunden hatten, um sich über die Wahl des neuen Königs zu berathen, so gab der Mainzer Erzbischof seine Stimme dem ältern Conrad, und die übrigen Stimmen pflichteten ihm bey. Die Sachsen konnten dagegen um so weniger etwas einwenden, da Conrad II. oder der Saliker genannt (weil er viel salisches Land besaß) aus dem Sachsen-Geschlecht durch seine Grosmutter, eine Tochter Otto I., herstammte.

Conrad war ein feuriger tapferer Mann, der sich nicht nur in seinem Gebiete, sondern auch in auswärtigen Ländern ein hohes Ansehen zu verschaffen wußte. Er durchreißte den gröſten Theil seines Reichs und sorgte überall für genaue Verwaltung der Gerechtigkeit, die sich während der Regierung seiner Vorgänger manchen Schritt gegen die Gesetze erlaubt hatte. Besonders vermehrte er sein Ansehen durch einen grossen Zuwachs an Land, das er dem teutschen Reiche verschafte. Dies gieng so zu. Der letzte sächsische Kayser, Heinrich II. hatte eine Schwester des Burgundischen Königs Rudolf des III. Gisela mit Nahmen, zur Mutter gehabt. Da nun der letztere den Mannesstamm seines Hauses beendigte, so schloß er mit Heinrich II. einen Erbvertrag. Dies suchte Con-

rad, der auch eine Gisela, welche mit jener verwandt war, zur Gemahlin hatte, nicht unbenutzt zu lassen. Aber Rudolf schlug die Erneuerung des Erbvertrags aus. Conrad zog nun gegen ihn zu Felde, belagerte Basel, und gewann dadurch die Erneuerung im Jahr 1027. Als Rudolf fünf Jahr hernach (1032) starb, kam das ganze burgundische Reich, nämlich der westliche Theil von Helvetien, die Grafschaft Burgund (heutige Franche Comte) das Gebiet von Lyon, Dauphine, Provence und Savoyen mit Teutschland in Verbindung. Damit waren mehrere teutsche Fürsten höchst unzufrieden, besonders glaubte Odo, Graf von Champagne, ein Schwestersohn des letzten Königes, nähere Ansprüche auf Burgund zu haben, und nahm einen ziemlichen Theil des Landes in Besitz. Conrad zwang ihn jedoch in zwey verschiedenen Feldzügen zur Abtretung desselben. Bald darauf wagte er, noch nicht gedemüthigt genug, einen neuen Anariff, fiel in Lothringen ein, und eroberte Vienne, welches ihn so übermüthig machte, daß er sogar auf Aachen loszugehen kühn genug war. Aber Gozilo Herzog von Lothringen vereitelte diesen Plan und lieferte ihm (im Dezember d. J. 1037) eine Schlacht, worinnen er sein Leben einbüßte. Conrad erhielt von nun an den ruhigen Besitz von Burgund und gab neue vortrefliche Gesetze, die dem Lande die alte Ruh und den Frieden wieder schenkten. Nicht lange darauf beneidete ihn sein Stiefsohn Ernst der II. Herzog von Schwaben, Giselas Sohn aus der ersten Ehe, um die Crone von Burgund. Um seinen Plan, den er mit vieler Vorliebe entwarf, bestimmt durchzusetzen, verband er sich mit

dem Herzog Friedrich von Lothringen, und dem Herzog Conrad von Franken, Conrads II. Bruder, und forderte zugleich alle Mißvergnügte des Reichs zu einem Unternehmen auf, das dem teutschen König das eroberte Reich entreißen sollte. Unter diesen Mißvergnügten traten besonders Graf Wernherr von Kyburg und Graf Welf auf seine Seite; die mehresten aber, welche Ernst zu diesem Unternehmen aufforderte, schlossen sich mit der Entschuldigung aus, daß sie zwar für ihn Leib, Blut und Leben lassen, aber nie gegen den König ihren Lehnsherrn fechten würden.

Der Feldzug sollte eben eröfnet werden, als Friedrich von Lothringen starb, durch den Ernst das Haupt seiner Empörung verlohr. Conrad griff ihn an, und warf den Ueberwundenen in das veste Schloß Giebichenstein an der Saale. Hier saß er eine geraume Zeit in gänzlicher Haft. Als er wieder auf freyen Fuß gestellt war, bot ihm Conrad sein Herzogthum, aber nur unter der Bedingung an, daß er alle Einverständnisse mit dem Grafen Kyburg abbrechen müsse. Ernst sagte Nein — und nun fiel es an seinen Bruder Herrmann, bevor er selbst von dem König in den Bann gethan worden war. Unstät und flüchtig streifte er von dieser Zeit an mit seinem Spießgesellen Kyburg in Schwaben und den vogesischen Gebirgen (zwischen Lothringen und der Franche Comte) herum, lebte von Räubereyen in dem alten Schlosse Falkenstein, und starb endlich in einem Gefechte.

Während dieser innern Unruhen eigneten sich der pohlnische Herzog Boleslaus und sein Sohn Mieseko ohne Erlaubniß Conrads den königlichen Titel,

vermuthlich aus Stolz und in der Absicht zu, um sich allmählig von der drückenden Last ihrer Lehnspflicht zu befreyen. Miseko ging noch weiter. Er trieb seinen Bruder Otto, mit dem er nach des Vaters eigenen Willen das Reich theilen sollte, aus dem Lande und eroberte, mit Hülfe des böhmischen Herzogs Othalrich einige slavische Ländereyen, die dem Könige gehörten. Conrad ergriff die Waffen, und nun wandte sich das Blatt. Otto vertrieb seinen Bruder Miseko, der sich, von Land und Leuten entblößt, zum böhmischen Herzog Othalrich begab, um hier Schutz zu suchen. Othalrich aber, der wohl einsah, daß Conrad als ein tapfrer und strenger Fürst ihm leicht selbst Thron und Szepter rauben könnte, hielt es seiner Sicherheit für nützlicher, wenn er den entflohenen Miseko auslieferte. Dieser merkte Othalrichs Plan und unterwarf sich dem teutschen Könige freywillig.

Nie gab es wohl bey der teutschen Thronerledigung mehr Streitigkeiten, als in Italien. Als Heinrich II. starb, wünschten die Großen jenes Reichs einen französischen Fürsten zum Beherrscher. Damit aber waren die Bischöffe, die sich nur unter dem Schirm der Teutschen am sichersten glaubten, nicht zufrieden. Sobald daher Conrad König geworden war, baten sie ihn dringend um einen baldigen Besuch. Conrad folgte im Jahr 1026 dieser Einladung und erschien in Italien mit so viel Glanz und Majestät, daß die Italiener keinen Augenblick anstanden, ihn für ihren König zu erkennen. In eben diesem Jahre empfieng Conrad die lombardische und acht Monat darauf die kaiserliche Krone. Er hielt sich drey Jahr in Italien auf und

starb, als er einst krank nach Teutschland zurück kam, vor Pfingsten des Jahres 1039. Seinen Tod feyerten die Teutschen mit schmerzlichen Thränen, da sie wohl wußten, daß in ihm ein weiser Fürst, ein kluger Staatsmann und ein vortreflicher Mensch unterging. Ohne ein Kenner der Wissenschaften zu seyn, wußte er sein Land dennoch weise und gut zu regieren, er tilgte die darinnen herrschenden Mißbräuche und behauptete mit Strenge seine Würde gegen jeden, der sie anzutasten verwegen genug schien.

Siegismund. Hinterließ er Erben?

Pastor. Ja! einen Sohn Heinrich III. der seinem großen Vater an Regententugenden vollkommen gleich kam.

Hans. Vermuthlich war er noch jung —

Pastor. Ja! doch in deste größerer Reife stand seine Klugheit. Schon zu Lebzeiten seines Vaters besaß er das Herzogthum Bayern und Schwaben und das Königreich Burgund. Als er zur Regierung kam trat er das erstere an Heinrich von Luxemburg ab. Ueberhaupt verfuhr er mit den Herzogthümern sehr eigenmächtig und behandelte sie wie Statthalterschaften.

Marr. Schenkt' er etwa die übrigen auch weg?

Pastor. Ja! Im Jahr 1045 gab er das zweyte dem Pfalzgrafen Otto, Franken hingegen hielt, nach Conrads, im Jahr 1039 erfolgten Tode, unbesetzt. Niemand tadelte Heinrichs Eigenmächtigkeiten, jeder von den Großen gelobte ihm [illegible] Gehorsam. Der einzige Herzog von Lothringen, Brecislaus, der nach seines [illegible] Lothairichs Tode den Thron bestiegen hatte, [illegible] ihm die Lehn-

pflicht. Heinrich ergriff die Waffen und schickte den Markgraf Otto von Schweinfurth an der Spitze eines bayerischen Kriegsheers nach Böhmen; ihm folgten auf einem andern Wege die Sachsen nach. Otto wurde (1040) mit einem starken Verlust geschlagen und die Sachsen, welche gar nicht zum Angriff gekommen waren, zogen sich allmählig zurück. Glücklicher war der Markgraf Ekhard von Meißen, der im Jahr 1042 bis Prag vordrang und dem Herzog nicht nur den Eid der Treue sondern auch den rückständigen jährlichen Tribut abzwang.

In Lothringen (dem ewigen Zankapfel des teutschen Reichs) entstanden nach dem Tode des alten Herzogs Gozilo auch wieder Unruhen. Gozilo nämlich suchte seine Würde auf seine beyden Söhne überzutragen. Er fragte deshalb bey Heinrich III. um Erlaubniß an, die ihm dieser auch halb und halb verwilligte. Sein ältester Sohn empfieng Nieder-Lothringen und dem jüngern sprach er Oberlothringen zu. Mittlerweile hörte Heinrich, daß der jüngere ein träger und geistloser Mensch sey. Als nun Gozilo 1044 starb, so gab er dem elsaßischen Grafen Adelbert das Reich. Eigentlich kam es (schloß er anders den jüngern aus) an den ältern Bruder Gottfried; da er diesen aber als einen stolzen, ehrgeitzigen Menschen kannte, so gönnt' er ihm beyde Herzogthümer deshalb nicht, weil er sonst noch stolzer und übermüthiger geworden seyn würde. Um seines beraubten Bruders Rechte zu vertheidigen, oder besser, um für sich selbst noch manches zu gewinnen, fiel Gottfried in Oberlothringen ein, und griff Adelbert mit gewafneter Faust an. Heinrich kam ihm

zu Hülfe, nahm den ſtolzen Herzog gefangen und ſetzte ihn in das veſte Schloß Giebichenſtein. Als er wieder frey war, vereinigte er ſich mit dem Graf Balduin von Flandern und dem Markgraf Dieterich von Vlatterdingen, der aus dem Geſchlechte der Grafen von Holland ſtammte. Mit vereinter Macht fielen ſie in das Gebiet der Biſchöffe. Dieſe ſammelten ſchnell ein zahlreiches Heer, womit ſie (1049) den Markgrafen überfielen und erſchlugen. Da nun der Herzog Gottfried alles verlohren ſahe, unterwarf er ſich dem König. Gerhard, ein Neffe Adelberts bekam Oberlothringen, Friedrich von Luxemburg ward Herzog in Niederlothringen, indeſſen Gottfried nur den herzoglichen Titel nebſt einigen alten Stammgütern behielt.

In Rom ging es wieder wild durch einander. Drey Päpſte machten ſich die Herrſchaft ſtreitig, Benedikt VIII. Sylveſter III. und Gregor VI. Als Heinrich, um dieſen Zwiſtigkeiten ein Ende zu machen, im Jahr 1046 nach Italien gieng, ſo kam ihm Gregor entgegen, um ihn für ſich zu gewinnen. Doch bey Heinrichen fand kein Anſehen der Perſon, noch weniger Heucheley ſtatt: Er kam nach Rom, ſetzte nicht nur Gregor den VI. ſondern auch die beyden andern Päpſte ab, und berief eine Kirchenverſammlung, wo man einſtimmig den Biſchof von Bamberg, Suitgar zum Oberhaupt der Kirche wählte. Heinrich ſchlug ihn ſelbſt vor, denn Suitgar war vorher ſein Caplan und Canonicus (Ordensgeiſtlicher) in Halberſtadt geweſen. Er nahm den Nahmen Clemens II. an und krönte Heinrich III. zum römiſchen Kayſer. Bey dieſer

Gelegenheit machten ſich die weltlichen und geiſtlichen Oberhäupter Roms durch einen Eid verbindlich, hinführo ohne beſondere Einwilligung des Kayſers, nie wieder einen Pabſt zu wählen.

Mit den Hungarn führte Heinrich Krieg ihres Königes wegen. Die Sache war dieſe: Schon in den erſten Jahren von Heinrichs Herrſchaft hatte Ovo, ein hungariſcher Graf, den König Peter von Hungarn gezwungen, das Reich zu verlaſſen und zu dem Markgraf Albrecht von Oeſterreich zu fliehen. Ovo wollte deshalb den Markgrafen ſelbſt angreifen, wurde aber ziemlich kurz abgefertiget. Nun ſchlug ſich Heinrich ins Mittel, zwang die Hungarn zum Frieden und zur Annehmung eines andern Königs. Ovo ſammelte neue Kräfte, ſtieß auch dieſen neugewählten König vom Thron, ſchloß aber endlich einen Frieden mit dem Kayſer, worinnen er ihm alles Land jenſeits der Leitha, *) die noch jetzt Teutſchlands Grenze ausmacht, abtrat. Der Friede währte nur kurze Zeit. Ovo hatte noch mehrere Bedingungen dieſes Friedensſchluſſes zu erfüllen und dachte weiter nicht daran. Der Kayſer erneuerte mithin den Krieg, worinnen er die Hungarn förmlich (1044) ſchlug und den vertriebenen König Peter wieder einſetzte. Damit waren jedoch die hungariſchen Stände nicht im mindeſten zufrieden, denn ſie erkannten (beſſer als der Kayſer) den abgeſetzten Peter für einen einfältigen und unüberlegten Regenten, der ſich am Ende (wie ſie meynten) von dem Kayſer als Oberherrn zu viel würde gefallen laſſen.

*) Die Leitha entſpringt in Niederöſtreich, und fällt in Hungarn bey der Stadt Altenburg in einen Arm d. Donau.

Wenzel. Warum glaubten ſie das?

Paſtor. Weil Peter in der Freude ſeines Herzens, die er über ſeine neue Thronbeſteigung empfand, vom Kayſer alles und ſogar bayerſche Geſetze annahm, nach welchen von nun an die Hungarn regiert werden ſollten. Sie ſtieſen ihn im Jahr 1046 abermahls vom Throne und wählten ſeinen Vetter Andreas zu ihrem König. Dieſer verſprach zwar, wie ſeine Vorgänger, dem teutſchen König Tribut und Abhängigkeit, allein er erfüllte ſein Verſprechen keine Stunde lang und war klug genug, ſich in dem Beſitze ſeiner königlichen Würde und Unabhängigkeit zu behaupten.

Achter Abend.

Im Jahr 1056 ſtarb Heinrich III. in einem Alter von 39 Jahren und von allen ſeinen Zeitgenoſſen auf das tiefſte betrauert, da er, ſo groß, wie ſein adler Vater, auch alle ſeine herrlichen Tugenden beſaß. Die Teutſchen verſtand er nach weiſen und mit groſſer Einſicht entworfenen Geſetzen zu regieren. Er führte einen vollkommnen Gottesfrieden (Treuga dei) ein, und beſtimmte daneben, daß beſonders Kirchen, Geiſtliche, Weiber, Kaufleute, Jäger, Wallfahrer und auf dem Felde arbeitende Bauern geſchont werden ſollten. Seine Strenge gegen die, welche von veſten Schlöſſern aus, die Reiſenden auf den Straſen anfielen und beraubten, war beſonders unerbittlich. So ſehr ihn die Franken liebten, ſo ſehr haſten ihn die Sachſen, denn unter ſeiner Regierung wurden ſie am heftigſten gedrückt. Sein Tod war alſo wenigſtens dieſen willkommen.

Heinrich hinterließ einen einzigen und obendrein minderjährigen Sohn, denn als er starb, war Heinrich IV. erst sechs Jahr alt. Seine Mutter Agnes, eine überaus weise und fürtreffliche Fürstin, übernahm Vormundschaft und Erziehung. Sie betrug sich dabey mit so viel Klugheit und Erfahrung, daß sie allgemeine Bewunderung erregte und Niemand es wagte, auch nur die geringsten ihrer Handlungen zu tadeln. Dadurch beherzt gemacht, vergab sie alle Herzogthümer nach ihrem Kopfe. Otto von Nordheim erhielt Bayern, Rudolf von Rheinfeld, ihr Tochtermann, nahm Schwaben, ihr Vertrauen aber schenkte sie dem Bischof Heinrich von Augsburg. Die Fürsten misbilligten dies, und beschuldigten die (vielleicht ganz schuldlose) Agnes, eines unerlaubten Umgangs mit dem Bischof. Deshalb beschlossen sie einmüthig, ihr alle Gewalt zu entziehen. Dies, behauptete Erzbischof Anno von Kölln hauptsächlich, sey zum Frommen des jungen Königes höchst nothwendig. Um einen solchen Entschluß desto sicherer auszuführen, hielt er eine Trennung zwischen Heinrich IV. und Agnes für das beste Mittel. Zu dem Ende bat er den jungen König, ein neu gebautes Schiff auf dem Rheine in Augenschein zu nehmen. Heinrich flog neugierig in das Schiff und sah sich erst betrogen, als die Schiffer auf Annos Wink dem jenseitigen Ufer zusegelten. Erschrocken sprang er ins Wasser, um dem vermeynten Unglück zu entgehen, aber der Graf Ekbert von Braunschweig stürzt' ihm nach, und bracht' ihn ins Schiff zurück. Durch Schmeicheleyen und goldene Versprechungen gelockt, wußte der schlaue

Anno ihn bald wieder zu beruhigen. Sie kamen glücklich nach Kölln, wo Anno ausmachte, daß allemal der Biſchof, in deſſen Sprengel ſich der junge König aufhalten würde, die Reichsgeſchäfte beſorgen ſollte. Auf dieſe Art ſah ſich Agnes genöthiget, auf die Führung aller Reichsgeſchäfte Verzicht zu thun. Anno, der nun alle Gewalt in Handen hatte, ſuchte ſie ſo viel wie möglich zu nützen, er verſchaffte ſeinem Bruder Hecilo das Erzſtift Magdeburg, ſeinem Neffen Burchard das Bisthum Halberſtadt, und ſein andrer Neffe Cuno wurde Biſchoff von Trier. Bey alledem aber war Anno der Mann nicht, ſich jemandes Zutrauen zu erwerben. Er verſtand die Kunſt des Hofmanns eben ſo wenig, als Adelberth, Erzbiſchof von Bremen, darinnen Meiſter war. Dieſer ein feiner, geſchmeidiger Prieſter, der das menſchliche Herz mit allen ſeinen Schwächen kannte, wußte ſich bald in die Gunſt des jungen Heinrichs ſo veſt zu ſetzen, daß dieſer mit Leib und Seele an ihm hieng. Er ſchmeichelte Heinrichs Eitelkeit, und geſtattete ſeinem jugendlichen Leichtſinn alle nur erſinnliche Ausſchweifungen. Heinrich hörte dies gern und ſein Stolz nahm täglich zu, zumahl da ihm Adelberth verſicherte, daß ein König, wenn er nur ein guter catholiſcher Chriſt ſey, alles thun könne, was ihm beliebe. Seine Herſchſucht kannte keine Grenzen, ſein Eigendünkel überſchritt alle Schranken und ſein Eigennutz hieß alle Verfügungen gut, die ſein Beutel wagte. Daher ſchenkt er ſich, ohne darnach zu fragen, das reiche Kloſter Corvay und Lorch. Aber die Mönche des letztern nahmen den Eingriff in ihre Rechte dermaßen

übel, daß sie ihr Kloster verließen, und, nachdem sie alle Kostbarkeiten bey Nachtzeit mit sich hinweggenommen hatten, mit Hülfe ihrer Lehnsleute ein vestes Schloß bezogen, von wo aus sie die Besitznehmung des Erzbischofs zu hindern suchten. Adelberth hätte sich sehr gut zum Papst geschickt, denn er haßte die weltlichen Fürsten und lebte mit ihnen in unaufhörlichen Streitigkeiten.

Die Aussichten, die Adelberth durch die Erziehung des jungen Heinrichs über das teutsche Reich verbreitete, waren für die Sachsen, welche von den Franken gehaßt wurden, traurig genug. Schon Heinrich III. suchte sie zu unterdrücken, was hatten sie nun vollends erst von seinem Sohne zu fürchten? Gleich nach Heinrich III. Tode waren sie bemühet, einen König aus ihrem Volke zu wählen. Sie wünschten dies um so sehnlicher, da ihnen die neue Regierung höchst beschwerlich fiel; sie versagten am Ende dem Könige die jährliche Lieferung ihrer Pferde und Lebensmittel. In diese Unzufriedenheit stimmten die übrigen Erzbischöffe mit ein, denn da Adelbert den jungen König zu lange bey sich behielt und sie also von der Regierung ausgeschlossen wurden, so wuchs ihr Mismuth bald zu einem so hohen Grad, daß der Groll in aller Herzen kochte.

Mittlerweile entsprang ein neuer Zwist. Ein gewisser Eacnus beschuldigte den Herzog Otto von Bayern, daß er ihm einen heimlichen Auftrag zu Ermordung des jungen Königs gegeben habe. Obgleich Otto seine Unschuld durch einen Zweykampf beweisen wollte

wollte, ſo ſchlug er ihn doch einige Zeit darauf aus, nicht etwa weil er kein gutes Gewiſſen gehabt hätte, ſondern weil er bey dieſem Zweykampf eine Hinterliſt vermuthete. Seine Feinde hielten dieſe Weigerung für die höchſten Beweiſe ſeiner Schuld, raubten ihm ſein Herzogthum und tödteten ſeine Leibeigenen. Magnus, der Sohn des Herzogs Otto von Sachſen ſchlug ſich auf ſeine Seite und ergriff mit ihm gemeinſchaftlich die Waffen, aber beide geriethen in Gefangenſchaft. Welf, ein Sohn des Markgrafen Azo ward nun Herzog in Bayern. Bald nachher ſtarb Adelbert. Der Erzbiſchof von Cölln übernahm die Verwaltung der Geſchäfte und ſtellte ſo viel als möglich Ruhe und Eintracht wieder her. Das Einzige, was ihm bekümmerte, war die Vernachläßigung des jungen Königes, den Adelbert im höchſten Grad verdorben hatte. Er war nicht im Stande, dieſen Unfug länger mit anzuſehen und forderte ſeine Entlaſſung, die ihm Heinrich von Herzen gern bewilligte, da ſein heiterer Scherz nicht zu dem Ernſt des biſchöflichen Geſichts paßte. Inzwiſchen wand er doch mehr Zeit und Nachdenken auf die Regierung und um ſie zu ſichern, glaubt' er, ſey es nöthig, die Großen, die ihn mit tadelſüchtigen Augen betrachteten, allmählig zu unterdrücken. Beſonders richtete er ſein Augenmerk auf die Sachſen und Thüringer, die er, ſo wie ſein Vater, herzlich haßte. Die beſte Gelegenheit bot ſich ihm in einer Forderung des Erzbiſchofs von Mainz dar, der von den Thüringern den Zehenten forderte, welchen ſie doch nach den Geſetzen nie zu geben ſchuldig waren. Heinrich berief

(im Jahr 1073) zu Erfurth eine Kirchenverſamm-lung, wobey die vornehmſten Thüringer erſchienen, und auf das reine Recht ihrer Freyheit pochten. Als man ſie dennoch trotz dem allen zur Abgabe verdammte, be-riefen ſie ſich auf den Papſt und deſſen Entſcheidung, aber Heinrich drohete, daß, wenn ſie dieſen Weg einzuſchlagen verſuchten, er ſie mit den härteſten Stra-fen belegen würde. Hierüber erſchrocken ſchloſſen ſie einen Vergleich, durch den ihnen ein kleiner Theil der Zehenten von ihren Gütern genommen ward. Da Hein-rich ſeinen Endzweck nur halb erreicht hatte, ſo glaubt' er ihn auf einer andern Seite näher zu rücken. Er bauete eine Menge Bergſchlöſſer und beſſerte die alten aus. Die Beſatzung darinnen zog des Nachts aus und plünderte Lebensmittel zuſammen, die Sachſen und Thüringer aber wurden gezwungen, dabey allerley Frohn-dienſte zu thun, und einen Theil der aufgelaufenen Koſten zu bezahlen.

Säuberlich. Aus was für Völkern beſtand denn die Beſatzung dieſer Bergſchlöſſer?

Paſtor. Aus Schwaben, Franken und an-dern Anhängern des Königs – Heinrich ſchien nun auf ſeine Macht zu trotzen und ſcheuete ſich nicht, ſelbſt die Großen ſeines Reichs zu beleidigen. Er entfernte die Rechtſchaffenſten und beſetzte die erledigten Stellen mit ſchlechten, nichts würdigen Menſchen, die ſeinen Aus-ſchweifungen das Wort redeten. Die Klagen des ge-drückten Volks wurden immer lauter, beſonders dran-gen (1073) die Sachſen mit Drohungen auf die Los-laſſung ihres jungen Herzogs Magnus, der noch immer im Gefängniß ſchmachtete. Allein weder Drohungen noch

Strenge fruchtete; Heinrich, der dieſe Erbitterung, dieſes Mißvergnügen unter dem ſächſiſchen Volke mit geheimer Schadenfreude zu bemerken ſchien, that nicht als wenn er es fühlte.

Er ging immer weiter, um ſeinen ſchändlichen Vorſatz, ein treues und unabhängiges Volk auf die drückenſte Art zu unterjochen, recht bald und glücklich auszuführen. Zu dem Ende verband er ſich mit dem König von Dännemark, dem er ein groſſes Heer, aus Sachſen und Thüringern geworben, gegen die Pohlen zu ſchicken verſprach, um ſie, gleich dem Urias, ihrem unvermeidlichen Tode zu überliefern. Die Sachſen weigerten ſich bey dieſen bedenklichen Zeitumſtänden und ſchienen ihm die Unrechtmäßigkeit dieſes Feldzugs beweiſen zu wollen. Da ließ ſie Heinrich fragen: Ob ſie ſich denn etwa für beſſer als Sclaven hielten, die auf den Wink ihres Herrn gehorchen müßten? Sie wären ja verbunden, die ihrer Geburt angemeſſenen, Dienſte zu leiſten. Wahrſcheinlich deutete er bey dieſen Worten auf den Tribut, den die Sachſen Karl den Groſſen und ſeinem Vater Pipin den Kurzen geben mußten, ohne zu bedenken, daß nicht nur ſeit dem Selzer Friedensſchluſſe dieſer Tribut aufgehoben, ſondern ſie ſelbſt zum freyen Beſitz ihres Eigenthums und zur Ausübung gleicher mit den Franken erhaltenen Rechte, gelangt waren. Die Unglücklichen — jetzt blickten ſie in eine öde, ſchreckliche Zukunft! Es mußte ein Entſchluß gefaßt werden, der dem Hohne, den Heinrich ihrer Freyheit ſprach, augenblicklich Schranken ſetzte. Dies geſchah.

Am Altar einer Kirche faßten der Bischof Bucco von Halberstadt und Otto, Herzog von Sachsen, (Magnus Vater,) den feyerlichen Entschluß, die Sachsen zur Empörung gegen den teutschen König zu reitzen. Das Volk nahm die Gesinnungen dieser beyden Verfechter der alten sächsischen Freyheit mit Wonn' und Jubel auf. Schnell warben sie ein Heer von 60000 Mann, aus Sachsen und Thüringern bestehend, mit welchem sie dem König entgegen zu ziehen dachten. Alle die, welche diesem Bunde des Rechts und der Freyheit nicht beytreten wollten, jagten sie als feige Königsdiener aus dem Lande. Vorher aber versuchten sie noch einmahl den Weg der Güte; sie schickten einige der Vornehmsten ihres Volks an den König, der diesmahl in Goslar (im Herzogthum Wolfenbüttel) Hof hielt, und beschworen ihn um Abstellung ihres Elends. Aber Heinrich hörte die Gesandten kaum an und wieß sie höhnisch zurück. Eine so verächtliche Aufnahme reitzte die überdieß ergrimmten Gemüther vollends zum brennendsten Zorn, und nichts konnte sie nun mehr länger abhalten, die empfindlichste Rache zu nehmen. Heinrich schien sein Unglück zu ahnen und warf sich in das veste Schloß Harzburg, welches zwey Stunden von Goslar lag. Die Sachsen umzingelten die Burg, und würden den König wahrscheinlich gefangen genommen haben, wenn er sich nicht durch einen verborgenen Ausweg, der in den nahgelegenen Wald führte, bey Nacht und Nebel gerettet hätte. Als er nach Hirschfeld kam, traf er auf das gegen die Pohlen ziehende Heer. Sein Unglück hatte die harte Rinde seines Herzens so weich geschmolzen, daß er dem

Anführer dieſes Zugs zu Füſſen fiel und ſie flehendlich bat, ſie möchten ihm doch jetzt beyſtehen und nicht verlaſſen.

Dagegen überlieſſen ſich die Sachſen und Thüringer nun ganz ihrer Wuth. Sie zerſtöhrten viele königliche Schlöſſer und ſetzten den in der Haft ſchmachtenden Magnus in Freyheit. Da ſie das Glück begünſtigte, ſo fielen ſie endlich auf den Gedanken, einen neuen König zu wählen; der Erzbiſchof von Mainz, der Heinrichen nicht geneigt war, ſchlug den Herzog Rudolf von Schwaben vor und ſchon war die Wahlverſammlung durch den Erzbiſchof Siegfried ausgeſchrieben, als Heinrich die Verſammlung noch glücklicherweiſe hintertrieb.

Perls. Aber wie vermogt' er das?

Paſtor. Durch einen ſchnellen Vergleich, den er den Empörern antrug. — Aber ein neuer Zufall erbitterte die Gemüther wie zuvor. Der König hatte einen Liebling, der ſich Regingen nannte, ein Menſch, der die Ausſchweifungen des Königes gut hieß, und ihn auf alle Art ſchmeichelte, ohne ihm wirklich ergeben zu ſeyn. Dieſer entdeckte dem Herzog Rudolf von Schwaben, daß er von dem König beauftragt ſey, ihn heimlich aus dem Wege zu ſchaffen und um dieſe Beſchuldigung zu beweiſen, unterwarf er ſich einem Gottesgericht, dem Zweykampf. Rudolf beſchwerte ſich laut über die ſchlechten Geſinnungen Heinrichs — dieſer aber, der von Regingers Erdichtung nichts wußte, meinte, daß dies Mährchen blos von dem ſchwäbiſchen Herzog erſonnen ſey, um ſich deſto leichter den Pfad zum Throne zu bahnen. Um ſeine Behauptung zu be-

weisen, erbot er sich, so wie Reginger, zum Zweikampf. Allein das letztere ließ ein gewisser Ulrich von Cosheim, den Reginger ebenfalls als Mitschuldigen angegeben hatte, nicht zu, weil er dafür hielt, daß ein solcher Kampf der königlichen Würde zuwider laufe. Heinrich billigte dies Urtheil, und bestimmte, daß Ulrich von Cosheim an seiner statt mit dem Reainger kämpfen sollte, welches auch geschehen seyn würde, wenn nicht der Tod den letztern daran verhindert hätte.

Diesen kleinen Aufenthalt benutzten die Sachsen und Thüringer — sie verheerten alles, was königlich hieß und setzten den Heinrich in nicht geringe Furcht. Dieser suchte bey allen teutschen Fürsten Hülfe, fand sie aber leider nicht, weil keiner von allen schlecht genug dachte, die unterdrückte Unschuld noch mehr zu unterdrücken. Als er keinen weitern Ausweg zum Kriege sah, so macht' er mit den Sachsen Friede, versprach die neu erbaueten Bergschlösser niederreissen zu lassen, und ihre alten Gebräuche wieder herzustellen; auch ihre Freyheiten ferner nicht anzutasten. Nach diesen Bedingungen unterwarfen sich die Sachsen aufs neue. In der Reihe der Burgen, welche zerstört werden sollten, befand sich auch die schöne Harzburg, die Heinrich vorzugsweise liebte, weil er die glücklichsten seiner Jugendtage darauf verlebt hatte. Er hätte sie so gern gerettet — aber sein Wunsch ward nicht erfüllt; man sprach auch über sie das Verdammungsurtheil aus. Nach langem Zaudern befahl er den zur Schleifung bestellten Soldaten, daß sie nur die obere Mauer des Schlosses abreißen sollten — die Soldaten würden

ſeinen Befehl pünktlich erfüllt und nichts weiter berührt haben, wenn ſie die Arbeit ſelbſt verrichtet hätten: aus Faulheit aber übertrugen ſie ſelbige einem Theile der nicht weit davon wohnenden Bauern, welche auf Heinrich erbittert, mit ſo zerſtöhrender Fauſt darüber herfielen, daß kein Stein auf dem andern blieb. Damit noch nicht einmahl zufrieden, riſſen ſie ſogar die in den Gewölben der Burg ruhenden Leichen aus ihren Särgen, *) zerſtöhrten die Kapellen, ſtürzten die Altäre um und ſchleppten das Kirchengeräth mit fort. Der hier verübte Gräuel war ſo groß, daß ſogar die ſächſiſchen Fürſten, welche die Niederreißung der Harzburg verlangt hatten, mißbilligend die Köpfe ſchüttelten und dem König zu bedeuten ſuchten, daß ſie daran keinen Theil hätten. Aber in dem Herzen des Königs ſprühete Rache Er hielt nicht nur die Bauern für ſchuldig, ſondern glaubte auch ganz gewiß, daß alle Große der ſachſiſchen und thüringiſchen Lande davon unterrichtet geweſen ſeyn müßten. Er verklagte ſie beym Papſt als Kirchenſchänder und ſammelte ein groſſes mächtiges Heer von Franken, Bayern, Schwaben und Böhmen, mit dem er in Thüringen einfiel. Bey ſo furchtbaren Anſtalten ließen die Sachſen und Thüringer den Muth ſinken, die Meiſten von den Anführern zogen ſich erſchrocken zurück und bedeuteten die Menge, daß ſie eine Geſandtſchaft mit Friedensvorſchlägen an Heinrich abgehen ließ, worinnen ſie ſich zu

*) Ein ähnliches Beyſpiel in der neuern franzöſiſchen Geſchichte zeigt uns das Verfahren des Ungeheuers Robespierre, als er die Gräber der Könige zu St. Denis und dann St. Denis ſelbſt verheerte.

der härteſten Buſſe anheiſchig machten. Aber Heinrich hörte ſie nicht an und rückte im Monat Junius des Jahres 1075 mit ſeinem Heere nach Thüringen. Bey dem Städtchen Langenſalza kam es zur Schlacht. Beyde Theile fochten mit Erbitterung und groſſer Tapferkeit, beſonders zeichnete ſich Herzog Otto aus. Lange blieb der Sieg unentſchieden — endlich neigt' er ſich auf Heinrichs Seite. Die Sachſen flohen auf ihren Pferden vom Kampfplatz und 20000 Tode deckten das Schlachtfeld. Nun hatte Heinrich gewonnenes Spiel; mit leichter Mühe konnt' er jetzt die Hartnäkligkeit des Sachſen- und Thüringerlandes unter ſein ſtolzes Szepter beugen. Sie verſprachen ihm Unterwürfigkeit und Gehorſam, nur mit der einzigen Bedingung, daß ihr Vermögen und ihre Freiheit unbetaſtet gelaſſen werden möchte. Heinrich konnte ſeiner Schadenfreude einen kleinen Triumf dabey nicht verſagen. Er gedachte die Unterwerfung ſo feyerlich als möglich zu begehen und rief die Sachſen und Thüringer in die Gegend des heutigen Dorfes Spira (im Gebiete des ſchwarzburg-ſondershäußiſchen Fürſten) wo er ſich auf einen Thron niederließ, deſſen beyde Seiten von ſeinem Heer umſchloſſen wurden. Es bildete eine weite offene Gaſſe, durch welche nun die Groſſen des Sachſen- und Thüringerlandes mit Demuth gehen, und dann vor dem Throne niederfallen mußten.

Die Fürſten der überwundenen Völker glaubten, mit kurzen Gefängniß davon zu kommen, aber Heinrich, der noch immer nicht ausgeſöhnt war, übergab ſie den Fürſten von ſeiner Parthey, die den einen in dieſes, den andern in jenes Schloß einſperrten. Ueberdieß

verlohren die mehresten ihre Güter und erfuhren, zur schreklichern Pein ihres Arrestes, daß Heinrich schon wiederum anfange, die zerstöhrten Bergschlösser aus ihrem Schutte hervorzurufen. Gewiß — den Sachsen und Thüringern stellten sich abermahls die traurigsten Bilder der Zukunft dar, welche furchtbar für sie geworden seyn würde, wenn Heinrich nicht durch einen weit mächtigern Mann, als er selbst war, auf das entsetzlichste und entehrenste gedemüthiget worden wäre. Und wer glaubt ihr wohl, lieben Freunde! wer dieser Mann war?

Einige. (gespannt) Nun? — Sie machen uns neugierig genug!

Pastor. Der Papst!

Viele. Wie? der demüthigte den tapfern Heinrich? das ist doch fast nicht möglich!

Pastor. Und doch sagt uns die Geschichte, daß es nur allzumöglich — daß es leider gewiß war. Ja! Freunde die nun kommende Begebenheit ist eine der auffallendsten in der ganzen Teutschen Historie. Um euch dies klar zu machen, muß ich etwas weit ausholen.

Victor II, der letzte von Heinrich III. erwählte Papst, starb im Jahre 1057. Nach seinem Tode wählten die Stände einen Bruder des Herzogs von Lothringen Stephan IX., der durch mancherley Verordnungen den päpstlichen Stuhl fester zu gründen suchte. Unter andern rügte er die Mißbräuche bey Besetzung der geistlichen Stellen, die man Simonien nannte. —

Säuberlich. Wo kommt denn das Wort her?

Pastor. Simonie heißt, wenn man geiſtliche Stellen oder Güter um Geld verkauft und überhaupt mit geiſtlichen Dingen wuchert. Der Nahme kommt her von Simon dem Zauberer, der laut der Apoſtelgeſchichte dem Apoſtel Petrus Geld anbot, daß er ihm die Gaben des heiligen Geiſtes, die er für Zauberey hielt, dafür verkaufen ſollte.

Als Stephan ſtarb, kam zwar Benedikt IX auf den päpſtlichen Stuhl, allein er blieb nicht lange bey ſeiner Würde, indem man ihn, ohne die Kayſerin Agnes, Heinrichs IV. Mutter, zu befragen, dazu verholfen hatte. Sie ließ ihn abſetzen und ernannte Nikolaus II. zum wirklichen und rechtmäßigen Nachfolger Stephans. Daß Nikolaus II. die Schlüſſel Petri empfieng — daran war nicht ſo wohl Agnes, als ein gewiſſer Hildebrand ſchuld, der als Geſandter des römiſchen Stuhls an ihrem Hofe lebte — ein Mann, der mit einem weit ſehenden Scharfſinn eine ungemeine Klugheit und Herrſchſucht verband. Der Geburt nach war er der Sohn eines Erobſchmiedts in Sloana, einer kleinen florentiniſchen Stadt, der ſeiner großen geiſtigen Gaben halber, den Vorſatz, ein Mönch zu werden, faßte und deshalb in die franzöſiſche Abtey Cluany ging, wo er ſich bildete. Schon im Jahr 1054 befand er ſich als Subdiaconus bey einer Geſandtſchaft, die nach Teutſchland ging. Dort erwarb er ſich die Freundſchaft vornehmer Geiſtlichen, welche zu beſitzen er für durchaus nothwendig hielt, wenn er mit Glück den Plan ausführen wollte, den er ſich vorgeſetzt hatte. Nikolaus II. wußte, als er Papſt ward, recht gut, daß kein anderer ihm dieſe

Würde verſchaft hatte, als Hildebrand. Aus Dankbarkeit macht' er ihn zum Archi- (Ober-) diakonus und that alles, was Hildebrand ihm ins Ohr blies. Ueberhaupt hatte dieſer Menſch die Zügel des politiſchen Regiments ſchon ſo ganz in Händen, daß Nikolaus nichts thun durfte, was er nicht für gut befand. Unter andern gab er die Verordnung, daß von nun an die Päpſte nicht mehr von den Kayſern ſondern von den oberſten Geiſtlichen, den Cardinälen (wie es noch heut zu Tage iſt) gewählt werden ſollten. Ein anderes Unternehmen war auf die Prieſterehe gerichtet. Bis jetzt war es der Cleriſey erlaubt geweſen, zu heyrathen. Das ſollte von nun an nicht mehr ſtatt finden. Man hatte dieß ſchon unter den letztern Papſten ſo weit bringen wollen, doch hatten ſich dagegen die teutſchen Prieſter heftig geſträubt und die Päpſte, Tyrannen genannt, weil ſie durch Geſetze der Art der Unkeuſchheit und Unzucht Thor und Riegel öfneten. Dieß Wageſtück gelang jezt dieſem Hildebrand, der mit unermüdetem Geiſte den römiſchen Stuhl ſo mächtig zu machen ſuchte, daß keine Gewalt der Erde ihn zu erſchüttern vermögen ſollte — und das alles um deßwillen, weil er ſich die gegründeſte Hofnung machte, ihn bald ſelbſt zu beſteigen. Die Prieſterehe wurde verboten. Wer ſich davon ausſchloß, wurde von dem Pöbel verfolgt. Kein beweibter Prieſter durft' es wagen ein Kind zu taufen oder eine kirchliche Handlung vorzunehmen, wenn er nicht geſteinigt zu ſein wünſchte.

Säuberlich. Aber ich ſehe doch die Urſache nicht ein, warum dies alles geſchah? Was konnt' es

denn dem Papſte ſchaden, wenn ſeine Geiſtlichen verheyrathet waren?

Paſtor Mich dünkt, viel. Durch die Eheloſigkeit der Geiſtlichen gewann der Stuhl Petri augenſcheinlich, denn der Geiſtliche, der auf Nachkommenſchaft von jezt an nicht weiter rechnen durfte, hatte nun weiter keinen andern Gedanken, als den: für das Papſtthum alles zu thun, was ſeine Kräfte vermochten. Für wem ſollt' er arbeiten und ſorgen? — Für ſich und den Papſt!

Hildebrands Abſichten zeigten ſich noch deutlicher, als er im Jahr 1073, in einer Prälatenverſammlung wirklich zum Papſt gewählt ward und er, ohne jemand im Reiche Rechenſchaft abzulegen, thun konnte, was ihm beliebte. Mehrere Biſchöffe und Herren widerſetzten ſich zwar dieſer Wahl, weil ſie von Hildebrand, den ſie ſchon als einen gefährlichen Menſchen kannten, nichts gutes hoffen durften und beriefen ſich dabey auf den teutſchen König, ohne deſſen Bewilligung die Wahl nicht vollzogen werden könnte, aber man hörte nicht auf ihr Geſchrei, am allerwenigſten Hildebrand. Heinrich hörte das Murren der Geiſtlichkeit und verlangte Verantwortung. Gregor entſchuldigte ſich damit, daß er ganz gegen ſeinen Vorſatz von den Prälaten gewählt worden ſey und daß er ſich nicht eher für den Papſt erkennen werde, bis auch der König und die teutſchen Fürſten ihre Einwilligung dazu gegeben hätten. Durch dieſe Schmeicheley gewann er Heinrichs Herz. Er beſtätigte die Wahl. Kaum ſah ſich Hildebrand (der nun als Papſt den Nahmen Gregor VII.

annahm,) im Besitz der päpstlichen Würde, als er seinen geistlichen Arm waſnete und als unumschränkter Beherrscher der ganzen Welt auftrat. Daß dieß seine Absicht sey, bewieß er in folgenden Sätzen:

1) Kein weltlicher Fürst darf einen Bischof mit der bischöflichen oder geistlichen Amtsgewalt durch Uebergebung des Bischofstabes und des Ringes belehnen, weil kein Weltlicher die Weihe verrichten und einen Priester zum Seelsorger geschickt machen kann, da das Kayserthum selbst nur ein Lehen des römischen Stuhles ist: 2) Alle geweiheten Oerter, Kirchen und Klöster sind von aller weltlichen Gerichtsbarkeit ausgeschlossen und unverletzbare Freystädten für flüchtige Verbrecher. Der Arm des weltlichen Richters kann sie hier nicht fassen, nur der Arm der Kirche vermag es. Diesem zu folge kann auch kein Geistlicher von einem weltlichen Richter gerichtet und verdammt werden, nur allein der Papst darf dies.

Ihr seht selbst, daß sich in diesen wenigen Worten eine ungeheure Macht für den päpstlichen Stuhl darbot. Hildebrand — oder wie ich ihn nun nennen will — Gregor VII. nannte sich auch zuerst Papst (Vater) und entriß diesen Nahmen den Bischöffen, die ihn bisher gemeinschaftlich geführt hatten. Um seinen Grundsätzen einen sichern Grund zu verleihen, verfügte er ein Jahr nach seiner Wahl (also 1074) eine Kirchenversammlung zu Rom, wo er alle jene Beschlüsse bekannt machte und sie von den anwesenden Erzbischöffen und Bischöffen feyerlich bestätigen ließ. Dagegen wider-

ſetzte ſich der teutſche König mit allen ſeinen Fürſten ſtandhaft, indem ſie behaupteten, daß der Papſt ein von dem teutſchen und italiſchen Reiche ganz abhängiger Geiſtlicher, wie jeder anderer Erzbiſchof und Biſchof ſey und daß dem Könige keine Macht der Erde das Recht der Inveſtitur durch Stab und Ring entreiſſen könne. Der Papſt hörte Heinrichs Weigerung und beſchloß, den Uebermüthigen zu ſtrafen. Er ſchickte zu dem Ende im Jahr 1076 Legaten (Geſandten) an ſeinen Hof zu Goslar, mit einer Vorladung, nach der er ſich innerhalb einer beſtimmten Friſt zu Rom ſtellen ſollte, damit er ſich hier wegen der Verbrechen, deren man ihn beſchuldigte, vor dem Oberhaupt der Kirche vertheidigen könnte; wo nicht, ſo würde der Stuhl Petri über ihn den Bannfluch ausſprechen.

Säuberlich. Unerhört!

Paſtor. So nannten es auch Heinrich und ſeine Räthe. Eine ſo beyſpielloſe Frechheit war noch nie im teutſchen Reiche erfunden worden. Gregor war der erſte, der mit eiſerner Stirne ſie bieten konnte. Heinrich verſammelte ſogleich eine Reichsverſammlung zu Worms, auf der alle die ihm noch ergebenen Prälaten erſchienen und welche einmüthig Gregors Anmaſſungen ſo unſchicklich und toll fanden, daß ſie ihn gleich einem Wahnſinnigen des päpſtlichen Stuhls für unwürdig erklärten. Dieſen Beſchluß ſandte Heinrich an den Papſt, ſtatt ſelbſt in Rom zu erſcheinen, worauf Gregor ſchon ſehnlich gehofft hatte. Der Bann war nun nach Gregors Grundſätzen unvermeidlich. Er wurde wirklich über den armen Heinrich ausgeſprochen.

Marx. Wie lautete denn so ein Bannspruch?

Pastor. Ungefehr so: „Von Seiten des allmächtigen Gottes untersag' ich, Gregor VII. Papst zu Rom dem Könige Heinrich, der sich mit unerhörtem Hochmuth gegen die Kirche Gottes aufgelehnt hat, die Regimentsführung des ganzen teutschen und italienischen Reichs und spreche alle Christen von dem Bande des Eides los, den sie ihm geleistet haben oder noch leisten möchten. Ich verbiete, daß ihm Niemand als seinem König gehorche, und statt deiner, heiliger Petrus! binde ich ihn mit dem Bannfluche, im Vertrauen auf dich, also, daß alle Völker es wissen und überzeugt seyn sollen, daß du wirklich Petrus (der Fels bist) und daß auf deinem Felsen der Sohn des lebendigen Gottes seine Kirche erbauet hat, gegen welche die Pforten der Hölle nichts vermögen werden u. s. w.

Perls Der Papst aber wagte doch gewiß sehr viel, da er dies that.

Pastor. Er irrt sich, Meister Perls. Er wagte gerade nichts, denn dieser Bann, der Heinrichen aller seiner Würden entsetzte, kam niemand gelegener, als den sächsischen und thüringischen Grossen, die seine Thronentsetzung schon lange herzlich gewünscht hatten. Selbst die Herzoge von Schwaben, Bayern und Kärnthen warteten mit schnlichen Verlangen auf diesen Zeitpunkt, der nun auf einmahl all' ihre Wünsche erfüllte. Ein teutscher Landgraf sagte unter andern: „den Haß dieses Heinrichs bringen wir Gott als ein grosses Opfer dar und sagen mit dem Psalmisten: „Herr! hab' ich nicht diejenigen gehaßt, welche dich hassen? Ich haßte sie

mit vollem Haß, ſie ſind deine Feinde!“ Schon berathſchlagten ſich die teutſchen Fürſten zu Oppenheim (in Churpfalz) über Heinrichs Thronentſetzung. Rudolf von Schwaben war unter denſelben das Oberhaupt; er haßte den König und ſuchte ſich an ſeiner ſtatt den teutſchen Thron zu erwerben. Zu eben der Zeit kam der Erzbiſchof von Trier Udo von Rom und ermahnte im Geiſte Gregors VII. alle teutſchen Fürſten und beſonders das Volk, daß ſie alle Gemeinſchaft mit Heinrich aufgeben und ihn nicht mehr für ihren König anerkennen möchten, weil auch ſie ſonſt in Bann und Strafe fallen und ſich ihrer ewigen Seeligkeit verluſtig machen würden! Dieſe Vorſtellungen brachten den erwünſchten Erfolg hervor — alle Anhänger Heinrichs flohen und ſelbſt die, welche ihn bis auf den letzten Augenblick geſchützt hatten, wurden kleinmüthig und ſchlichen ſich gleichſam davon. Des Papſtes Freude mehrte ſich, als die meiſten Biſchöffe, die bey ſeiner Wahl wider ihn geweſen waren, an ihn die allerverbindlichſten Briefe ergehen lieſſen und ſich ſeinem geiſtlichen Schutz empfahlen. Heinrichs Verlegenheit wuchs, ſeine Angſt leidet keine Beſchreibung. Von Menſchen und gleichſam von Gott verlaſſen, wußt' er nun nicht mehr, was er beginnen, wohin er ſich wenden ſollte? Er wagte das letzte, was ihm übrig geblieben war — er demüthigte ſich gegen die Groſſen ſeines Reiches und verſprach ihnen, daß er alles, was er ſonſt zu ihrem Schaden gethan hätte, verbeſſern, daß er ihnen ihre Rechte und Güter wieder zurückgeben, daß er ihnen ſogar ſein Reich abtreten und nur den Königstitel

titel behielten — ja! daß er ihnen zur Sicherheit für das alles Geiſſeln liefern wolle, wenn ſie ihm nur das mahl gegen die päpſtliche Kühnheit beyſtehen wollten. Doch — ſeine Bitten wurden verworfen, weil er bey allen Teutſchen ſchon lange Glauben und Vertrauen verlohren hatte.

Mit Mühe erhielt er ein Jahr zur Bedenkzeit, während dem es ihm vergönnt ſeyn ſollte, ſich, ohne ſein Recht als König zu verliehren, aller Regierungsangelegenheiten zu entſchlagen und ſich mit dem zürnenden Vater der Kirche wieder auszuſöhnen. Würde er aber dies nicht thun, ſo ſollte er nach Ablauf dieſes Jahres der Krone und ſeines Reiches verluſtig ſein. Heinrich ſah ſich genöthiget, ſich dieſem Spruche (den er ſo gern für einen guten Rath gehalten hätte) zu unterziehen und gieng nach Speier (am Rhein) wo er als Privatmann zu leben gedachte, bis die Sache eine andere Wendung nähme, allein nirgends hatt' er Ruhe, überall verfolgte ihn die Angſt ſeines Herzens, überall bemerkte er höniſche Blicke, überall glaubte er die Schadenfreude über ſein Unglück lächeln zu ſehen. Um ſich nun auf einmahl und ſchnell dieſer gräßlichen Lage zu entbinden, faßte er endlich den Entſchluß, nach Rom zu reiſen und dem Papſte nicht nur ſeine Vergehungen auf das aufrichtigſte abzubitten, ſondern ſich auch vor ihm ſo zu demüthigen, wie noch kein teutſcher Fürſt ſich gedemüthiget hatte. Er reiſte ab; ſeine Gemahlin und ſein kleiner Sohn begleiteten ihn. Niemand von allen ſeinen ſonſtigen Verehrern und Anhängern war bey ihm; doch nicht blos an Freun-

den, sondern auch an dem Allernothwendigsten, am Gelde litt der unglückliche, tiefgebeugte Mann Mangel. Niemand unterstützte die hülflose Familie! Ueberdies reist' er im Winter 1076, der sehr streng war. Der Weg, den er über die mit Eis und Schnee bedeckten Alpengebirge nehmen mußte, war so beschwerlich und pfadlos, daß er mit seinen wenigen Begleitern bald auf Händen und Füßen, bald auf dem Bauch von der Höhe in die Tiefe hinab rutschen mußte. Die Königin und ihre Kammerfrauen wurden auf Ochsenhäuten hinabgezogen.

In Italien war man indessen gegen den teutschen König und den Papst ganz anders gesinnt, als in Teutschland. Hier wurde der erste gehaßt und der leztere geliebt, dort fand grade das Gegentheil statt. Die Italiener fühlten das drückende hierarchische (geistliche) Joch, das Gregor um ihren Nacken geworfen hatte und hofften nun sehnlich auf Heinrichs Ankunft, weil sie durch ihn Befreiung von demselben hofften. Das wußte Gregor recht gut; daher lag es in seinem Plane, nach Teutschland zu gehn und dem Könige dort seine Macht empfinden zu lassen, weil er wohl einsahe, daß er in Italien weit weniger zu hoffen hatte. Um sich, als Heinrich in Rom erschien, vor jedem übeln Ausgang zu sichern, verließ er die Stadt und besuchte seine Freundin, die Markgräfin Mathildis (Wittbe des Herzogs von Lothringen, Gozello) welche auf ihrem Guthe Kanossa (im Modenesischen) blos religiösen Betrachtungen lebte und dem Papste Gregor sehr ergeben war.

Sobald Heinrich in Rom eintrat, bot man ihm von Seiten der italiſchen Groſſen überall Truppen an, vermittelſt deren er den Papſt abſetzen ſollte, allein der gute König war viel zu muthlos und wollte ſich lieber der härteſten Demüthigung als noch einmahl dem Wechſel des blinden Glücks überlaſſen. Zudem kam noch, daß er aus der Geſchichte ſeiner Vorfahren gelernt hatte, wie unſicher es ſey, der italiſchen Nation zu trauen. Er bereitete ſich alſo auf einen Schritt vor, der in der teutſchen Geſchichte merkwürdig und einzig in ſeiner Art bleiben wird.

Hans. (neugierig) Nun? was geſchah denn?

Einige. Sie ſehen, Herr Paſtor! wie wir alle geſpannt ſind.

Paſtor. Da Heinrich mit der Markgräfin Mathildis verwandt war ſo wandt er ſich an dieſe, mit der Bitte, daß ſie den heiligen Vater bewegen möchte, den unglücklichen König vor ſich zu laſſen.

Peris. Wollte denn dies der Papſt nicht gleich anfänglich?

Paſtor. Nein! Er hatte die Abſicht, den Reuigen nach Teutſchland zurück zu ſenden und ihn dort auf den Reichstag zu Augsburg vorzuladen, damit ſeine Sache mit Hinzuziehung der Kläger unterſucht würde. Doch die Markgräfin, welche über den Papſt ſo viel vermogte, ſtimmte ihn bald dahin, daß Heinrich nach Kanoſſa berufen ward, um ſich durch Reue und Demüthigung von ſeinem Bann zu befreien.

Marr. Worinnen beſtand denn dieſe?

Paſtor. Hört und ſchaudert: Heinrich mußte drey Tage und drey Nächte lang, ſeines königlichen Schmucks beraubt, baarfuß und ohne Speis und Trank, in ein härnenes Hemde gewickelt, mit entblößten Haupte, bey der ſtrengſten Kälte, im Vorhofe des Schloſſes ſtehen, ohne zu wiſſen, was der heilige Böſewicht über ihn nun weiter verhängen würde. Gregor ſah den Unglücklichen verlaſſen ſtehen und weidete ſich an ſeiner Schmach, bis ihn endlich einige ſeiner Vertrauten und ſelbſt ſeine Lieblingsinn, die Markgräfinn, mit Gründen vorſtellten, daß ſeine Züchtigung, nunmehr faſt in Grauſamkeit übergehe. Dies wirkte. Gregor ließ den Büßenden endlich vor und unterhielt ſich lange mit ihm. Anfänglich konnten ſie ſich beyde nicht vereinigen, doch Heinrich gab, als der ſchwächere Theil, bald nach und erfüllte des Papſtes Bedingungen, die denn darinnen beſtanden, daß er ſeine ehemaligen Räthe abdanken, dem Papſt allein gehorſam ſeyn, ſich aller königlichen Ehrenzeichen und Rechte enthalten und ſeine Sache ganz der Entſcheidung des päpſtlichen Stuhles überlaſſen ſollte.

Philipp. Wer waren denn ſeine Räthe?

Säuberlich. Erinnert ihr euch denn das nicht mehr? Philipp! der Biſchoff Ulrich von Bamberg und Ulrich von Cosheim.

Paſtor. Ganz recht. — Dieſe harten Bedingungen, (die dem armen Heinrich Alles raubten, was er beſeſſen hatte,) war er gezwungen, einzugehen. Nachdem dies geſchehen war, erfolgte die Losſprechung vom Banne, durch eine ſehr feierliche Meſſe. Nach der Meſſe rief Gregor Heinrichen nebſt den An-

weſenden, die ſich in groſſer Anzahl verſammelt hatte, vor dem Hoch-Altar und beſchwor, beyde Hände auf die heilige Hoſtie legend, daß er an allen Verbrechen, deren Heinrich und ſeine Anhänger ihn ehemals beſchuldiget hatten, unſchuldig ſey; ſprächʼ er Unwahrheit, ſo ſtände es dem Himmel frey, ihn plötzlich von der Erde verſchlingen zu laſſen. Ein gleiches Geſtändniß forderte er nun von Heinrich mit der Forderung, ſeine Unſchuld ebenfalls auf dieſe Art zu erklären. Da jener dies zu thun ſich weigerte, und allerhand Ausflüchte machte, ſo ward Gregor mißtrauiſch und beſchoß ſogleich ſeine Maasregeln darnach zu nehmen.

Es war natürlich, daß einſichtsvolle und verſtändige Italiener die ſchändliche Verfahrungs-Art des Papſtes gegen den teutſchen König nicht mit billigenden Augen anſehen würden; ſobald alſo die Ceremonie mit Löſung des Bannes vorüber war, ſo drangen mehrere Groſſe Roms in Heinrich und ſtellten ihm vor, daß er es ſeiner Würde ſchuldig wäre, dieſen ſchimpflichen Mißbrauch des päpſtlichen Stuhles zu rächen. Sie tadelten ſeine Unterwürfigkeit ſehr hart, und meynten, daß er durch alle dieſe Demüthigungen dem teutſchen Reiche einen unauswetzbaren Schandfleck angehängt habe. Heinrich vertheidigte ſich ſo gut, als erʼs vermochte und betheuerte, daß er ſich nie unter das Joch des Papſtes gebeugt haben würde, wenn ihn nicht alle ſeine Anhänger in Teutſchland ſo zaghaft verlaſſen hätten. „Wollet ihr mich mit Hülfstruppen unterſtützen, redete er, ſo will ich keinen Augenblick ſäumen, um Gregorn zu beweiſen, daß Heinrich noch Kraft genug hat, ihm ſeine Macht fühlen zu laſſen.“

Kaum ward der Wille des Königs bekannt, als ihm von allen Seiten her Hülfstruppen zuströmten, die den Papst in Kanossa so veſt einschlossen, daß er nicht einmal nach Teutschland reisen konnte; so unterblieb denn auch der ausgeschriebene Reichstag zu Augsburg. Bey diesem schnellen Wechsel des Glücks sandte Gregor sogleich einen Legaten nach Teutschland an Heinrichs Feinde und berichtete diesen, daß Heinrich alle gemachten Bedingungen gebrochen habe, und daß es ihnen nun vollkommen frey stehe, einen andern König zu wählen.

Siegismund. Geschah denn das auch?

Pastor. Ja! Die Teutschen noch immer erbittert auf den unglücklichen Heinrich, kamen in Forchheim zusammen und wählten unter Aufsicht des päpstlichen Gesandten den Herzog Rudolf von Schwaben. Dabey bedung der Legat im Namen des Papstes, daß von nun an die königliche Würde der Teutschen nie mehr erblich, sondern durch Wahl entschieden werden sollte.

Hans. Dieser Rudolf war wohl Heinrichs Freund eben nicht?

Pastor. Das könnet ihr euch leicht vorstellen! Schon lange kochte bitterer Haß gegen ihn in seinem Herzen, besonders da sich jener gegen die Sachsen so feindlich betragen hatte. Der Papst hingegen ließ Rudolf aus doppelten Ursachen wählen, einmahl um seiner Rache gegen Heinrich freies Spiel zu lassen, dann aber auch um sich in Teutschland eine sichere Gegenparthey zu verschaffen, die er bey seinem durch

ganz Italien bestehenden Hasse in Rom nicht hoffen durfte.

Säuberlich. Was that denn nun Heinrich?

Pastor. Dieser brachte ein mäßiges Heer zusammen, das leider! mehrentheils aus Bürgern und Kaufleuten bestand, womit er freylich nicht sonderlich viel auszurichten vermochte; daher kam es auch, daß er anfänglich ein Treffen vermied, bis er nach und nach selbst von den Teutschen Hülfsvölker erhielt, denn Gregor unmenschliches Verfahren hatte auch in Teutschland manche sonst gegen ihn erbitterte Gemüther wieder mit ihm ausgesöhnt. Erst nach Verlauf eines Jahres griffen sich beyde Heere in der Gegend von Schmalkalden bey Mellrichsstädt (in Franken) im August des Jahres 1078 an; beyde Theile verlohren viele Grosse und Adle. Doch gewann Heinrich sichtbar, denn er nahm seinem Gegner Rudolf das Herzogthum Schwaben und gab es dem Grafen Friedrich von Hohenstaufen, den er besonders dadurch noch vester an sich zu halten suchte, daß er ihm seine Tochter Agnes zur Ehe gab.

Bis jetzt hatte sich noch immer der Papst zu keiner Parthey bekannt, weil er nicht wußte, wer über des Andern Sieger werden würde. So fein dachte Gregor! Auf jeden Fall suchte er sein Regiment zu sichern. Endlich aber entschied Rudolfs Glück. Er schlug seinen Gegner Heinrich bey Fladenheim (im Jahr 1080) welches denn den Papst bewog, Heinrich aufs neue mit dem Banne zu belegen, ihn seines Reichs und der Krone für verlustig zu erklären und Rudolf von Schwaben zum König der Teutschen zu er-

nennen. Ihm zu ſchmeicheln, ſendete er ihm auch eine goldene Krone mit der Innſchrift: Chriſtus hat dem Petrus den Felſen (die römiſche Kirche) und Petrus dem Rudolf die Krone übergeben *). So anmaaßend und ſtolz auch dieſe Worte klangen, ſo lieblich tönten ſie den Ohren des Aſterkönigs

Darüber entrüſtet, entſchloß ſich nun Heinrich, den Papſt Gregor völlig abzuſetzen. Er machte dieſen Entſchluß in einer Prälatenverſammlung zu Brixen allen anweſenden Fürſten und Herren bekannt und wählte hier einſtimmig den Erzbiſchof Guibert von Ravenna, den Gregor als einen Anhänger Heinrichs ebenfalls in den Bann gethan hatte, zum Papſt. Dieſer erhielt den apoſtoliſchen Namen Clemens III. Alle verabſcheueten nun den ſchändlichen Gregor und nannten ihn einen Menſchen, der ſich durch Betrug und Geld der Kirche aufgedrungen, den ganzen geiſtlichen Stand geſchändet, und das Reich in Verwirrung gebracht habe; man beſchuldigte ihn zugleich des Meineides und ſagte, daß er Gottesraub und Mordbrand predige. Kaum war dies geſchehen, ſo ſammelte Heinrich mit Hülfe Gottfrieds von Bouillon, Herzogs von Niederlothringen, ein großes Heer und griff im Oktober des Jahres 1080 ſeinen Gegner Rudolf bey dem Elſterfluſſe am Gronatiſchen Moraſte an. Gottfried wurde des Treffens Meiſter,

*) Dieſe Worte waren lateiniſch und dieſen:
Petra dedit Petro, Petrus Diadema Rudolpho.

hieb Rudolfen die rechte Hand ab und gab ihm einen Stich in den Unterleib, an welcher Wunde er nach wenig Tagen ſeinen Geiſt aufgab. Als er ſtarb, ſoll er geſagt haben: „das iſt die Hand, mit der ich Heinrichen, meinem rechtmäßigen König, den Eid der Treue geſchworen habe. Die Biſchöffe, auf deren Geheiß ich den Thron beſtieg, mögen nun zuſehen, ob ich Recht handelte!“ (Die ihm abgehauene Hand zeigt noch bis auf dieſen Tag der Domküſter zu Merſeburg; indeſſen entſteht billig die Frage: Iſt es auch wirklich die rechte?)

Als Rudolfs Anhänger dem Sterbenden jene bedenklichen Worte ſagen hörten, gingen ſie faſt alle zu Heinrichs Heer über. Dieſer gewann dadurch ſo viel Muth, daß er einen Zug nach Italien beſchloß, wohin ihn die Rache mit flammendem Schwerdte rief. Gregor zitterte nicht, als er dieſe Nachricht hörte, denn da die Normänner ſeine Freunde geworden, und überdies Mathildis, ſeine Lieblingin, auf den Einfall gekommen war, dem päbſtlichen Stuhle alle ihre Beſitzungen, nämlich Toskana, Mantua, Parma, Reggio, Piacenſa, Ferrara, Modena, das Herzogthum Spoletto, Verona und einen Theil der ankoniatiſchen Mark zu vermachen, ſo glaubte er nicht ohne Fug dem Heere Heinrichs und ſeiner Macht trotzen zu können. Um jedoch dem erſten Angriffe aus dem Wege zu gehen, warf er ſich in die wohlverwahrte Engelsburg; Heinrich nahete ſich Rom, belagerte und eroberte die Stadt und ließ ſich von dem neuen Papſt Clemens III. (im Jahr 1083) zum Kayſer krönen.

Niklas. Wie ſah es denn nun in Teutſchland aus?

Pastor. Schlimm genug. Die meisten Gemüther waren noch immer gegen den Kayser erbittert. Sie wählten, besonders auf Gregors Veranstaltung, der mehr im Verborgenen würkte und Heinrichen mit einem neuen Bannstrahl belegte, einen abermaligen Gegenkayser, den Herrmann von Luxemburg, welcher trotz seines Ansehens, dennoch in der Folge nur wenig galt. Prälaten hatten ihn gewählt, und da er in der Gegend von Eisleben in der Grafschaft Mansfeld hauptsächlich sein Wesen trieb, wo man viel Knoblauch bauete, so nannte man ihn nur spottweise den Knoblauchs- und Pfaffenkönig. Zum größten Unglück für seine Königswürde starb Herzog Otto (1083), an dem er seine höchste Stütze verlohr. Alle seine Anhänger verließen ihn nun und begaben sich zu Heinrich, welcher (im Jahr 1088) nach Teutschland zurückkam, ganz Sachsen wieder einnahm und seine Feinde vertrieb. Herrmann floh nach Dänemark, wo er eine Zeit lang flüchtig lebte, dann kam er zwar zurück, wurde aber auf seinen Gütern aus Versehen erschlagen.

Sauberlich. Sie sagten eben, daß Heinrich Sachsen erobert hätte? Demüthigten sich denn diese vor ihm?

Pastor. Sie mußten es allerdings, weil sie genöthiget waren, dem Gesetze der Nothwendigkeit nachzugeben. Heinrich söhnte sich mit ihnen vollkommen aus und versprach ihnen die Rückgabe aller ihrer Rechte, Gesetze und Güter. Dieß würde jedoch nicht sobald geschehen seyn, wenn nicht das Haupt der Sachsen, Ekbert, Markgraf von Meissen, Heinrichs

unversöhnlicher Feind, in einer Mühle ohnweit der Stadt Braunschweig, ermordet worden wäre.

Wecker. Nun stand's wohl mit Gregorn schlimm genug?

Pastor. Ja wohl! Heinrichs sich immer mehr verstärkende Macht trieb ihn dermaaßen in die Enge, daß er nach Salerno floh, wo er schon im Jahr 1085 von allen Italienern bitter gehaßt, eines elenden Todes starb.

Säuberlich. Wenn ich nicht irre, hat man in der Folgezeit diesen Unmenschen zum Heiligen erhoben?

Pastor. Richtig. Man verehrte ihn in der katholischen Kirche nicht nur als einen Heiligen, sondern man mahlte auch seine schönen (!) Thaten und stellte besonders ein Bild von ihm auf, auf dem er im päpstlichen Ornat erscheint, wie er mit dem linken Fuße auf Fürsten-Kronen steht, und den Heiligenschein ums Haupt und Strafgluth im Auge, in der emporgestreckten Rechten eine Geissel mit Sporen führt.

Heinrichs Feinde wählten nach Gregors Absterben den Papst Victor III. (einen Mönch aus dem Kloster Kassino) und als dieser, kaum den päpstlichen Stuhl betretend, ebenfalls aus der Welt schied, Urban II. der ein eben so listiger und verschlagener Kopf war, als Gregor VII. Auch trat er sogleich in seines großen Vorgängers Fußtapfen und that nicht nur Heinrichen sondern auch den von ihm gewählten Papst Clemens III. in den Bann. Seine Bosheit gieng so weit, daß er sich mit der Markgräfinn Mathildis verband und den jungen Conrad, Heinrichs Sohn, gegen seinen eigenen Vater aufhetzte. Dies Beginnen blieb jedoch oh-

ne Frucht, denn als Heinrich dieſe Greuelthat erfuhr, ließ er ſogleich den Friedensſtöhrer nach Florenz (im J. 1101) in Verhaft bringen, wo er kurz nachher ſtarb. Man hatte in Teutſchland, wo man noch immer gegen Heinrich komplottirte, dieſen Conrad zum teutſchen König als Nachfolger ſeines Vaters ernannt. Heinrich war nicht im mindeſten dagegen, wenn er ſich nur beſſer gegen ihn betragen hätte. Daß ſich dieß ſo verhielt, bewieß er dadurch, daß er ſogleich an Conrads Stelle ſeinen jüngern Sohn Heinrich wählte und ihn zu ſeinem Nachfolger erklärte.

Hans. War der redlicher geſinnt, als ſein Bruder?

Paſtor. Leider nein! Er war vielmehr noch ſchlechter, als jener. Ihr werdet ſogleich das Warum? erfahren. Heinrich nämlich hatte ſeinem Vater ſchwören müſſen, daß er ohn' Einwilligung deſſelben ſich bey ſeinen Lebzeiten nie eine Mitregentſchaft zueignen wolle. Dieß verbürgte der junge Heinrich mit einem feyerlichen Eide. Kaum aber war dieſer geleiſtet, als er von den Feinden des Kayſers ermahnt ward, gegen ſeinen Vater die Waffen zu ergreifen, indem er keinesweges verbunden ſey, einem von der Kirche Verbannten den Eid zu halten. Hierzu trug beſonders der neue Papſt Paſchalis II, der nach Urbans II Tode auf den papſtlichen Stuhl kam, viel bey, denn auch dieſer verfolgte, ſo wie ſein Vorgänger, den Kayſer, und erneuerte den Bann, den man gegen ihn ausgeſprochen handeln. Heinrich V. war ſogleich willig, gegen ſeinen Vater feindlich zu halten, verließ ihn im Dezember des J. 1104, als er eben auf einen Zug

gegen den ſächſiſchen Grafen von Eimbeck begriffen war, und gieng heimlich nach Bayern, um ſich dort mit den auf ihn harrenden Misvergnügten zu vereinigen. Mehrere ſächſiſche Herren folgten dieſem Beyſpiele und ſtieſſen zu dem unerfahrnen Rebellen, der ſie mit offenen Armen aufnahm. Heinrich IV. ſuchte ſeinen abtrünnigen Sohn auf die freundſchaftlichſte Art von ſeinem Vorhaben abzuziehen und ſtellte ihm goldene Berge vor, allein der Widerſpennſtige lies ihm ſagen, daß es ihm ohnmöglich wäre, mit einem Manne zu leben, der auſſer Gemeinſchaft mit der Kirche lebe. Er behauptete dieß mit ſo großer Beharrlichkeit, daß nun auch der Erzbiſchof von Mainz und mehrere Aebte auf ſeine Seite traten und vom Kayſer abſprangen, die ihm bis jezt treu und ſein Schutz geweſen waren. Nun war er faſt von allen verlaſſen. Gedrängt durch die äuſern Umſtände ſuchte er Schuz in Böhmen. Bald darauf kam er wieder nach Mainz und bat ſeinen Sohn faſt auf den Knien, daß er ihm ſeine Hülfe nicht entziehen ſolle. Doch der wohlgerathene Sohn hatte keine Ohren und vermahnte den Vater vielmehr, daß er doch in den Papſt durch Nachgiebigkeit ehren und ſich in das Geſez der Nothwendigkeit fügen möchte. Als beyde Theile ſich durch Billigkeit nicht zu nähern vermochten, berief Heinrich V. die Fürſten nach Mainz, um ſich hier, durch die Hartnäckigkeit ſeines Vaters dazu veranlaſt, die ganze Regierung zuzueignen. Heinrich IV. ſelbſt hatte beſchloſſen, bey dieſer Verſammlung zu erſcheinen, aber ſchon auf dem Wege dahin beſann er ſich eines Beſſern und ſuchte ſich zurückzuziehen. Heinrich V. erfuhr dies und

ließ ihn in Ingelheim gefangen nehmen, um alle fernere Verzögerungen zu entkräften. Er ſelbſt wurde zu Mainz mit Einwilligung des Papſtes Paſchal II. zum teutſchen König gewählt. Dieß geſchah im Januar des Jahres 1106. Als der alte Heinrich ſeine Freyheit wieder erlangt hatte, begab er ſich zu dem Erzbiſchof Otbert nach Lüttich. Dieſer nannte ſich noch immer ſeinen unveränderlichen Freund, ſo wie auch die Stadt Cölln, die mit aufrichtiger Treue ihm zugethan war und Heinrich von Limburg, der nach Gottfrieds von Bouillon Tode, Herzog von Niederlothringen geworden war. Dieſe drey brachten bald ein zahlreiches Heer auf die Beine, mit dem ſie gewiß den Sohn förmlich zurückgeſchlagen haben würden, (denn er belagerte eben Lüttich) wenn nicht Heinrichs des IV. Tod, der am 27 Auguſt 1107 unvermuthet erfolgte, den unſeeligen Streitigkeiten plötzlich ein Ende gemacht hätte.

Siegismund. Der arme Mann hat viel Elend während ſeines Lebens ausſtehen müſſen.

Paſtor. Und ſelbſt im Tode war er davon nicht frey.

Niklas. Gewiß, weil er mit dem Banne belegt war?

Paſtor. Allerdings. Der Erzbiſchof zu Lüttich ließ die Leiche des edlen Dulders in ſeiner Domkirche beyſetzen, doch bald darauf zwang man ihn, ſelbige wieder ausgraben zu laſſen, falls er nicht ſelbſt in den Kirchenbann fallen wollte. Sein Sohn ließ den Leichnam endlich nach Speyer bringen, wo ihn die frommen Einwohner, die Heinrich IV. immer herz-

lich geliebt hatten, in die dasige Marienkirche aufbewahrten; aber schnell untersagte ihnen der Bischof allen Gottesdienst, und so mußten sie den Sarg in eine ungeweihete Kapelle setzen, wo er (es ist schrecklich) fünf Jahr über der Erde stand.

Heinrich IV. war ein großer Mann, von erhabenen Eigenschaften, der bey aller seiner Unbiegsamkeit und Strenge dennoch herrliche Tugenden in sich vereinte. Unüberfehbar war das Elend, unendlich der Kummer, drückend und schwer die Sorgen, die ihn während seiner Regierung zu Boden beugten, doch nie verließ ihn seine Geistesgröße, immer behielt er Muth, Kraft und Ausdauer selbst in den schrecklichsten Gefahren. Wenn er ja hier und da fehlte, so war es nicht Fehler seines eignen Nachdenkens, sondern irgend die Schuld eines verunglückten Plans, der sich von seinen falschen Rathgebern herschrieb, in deren Wahl er meistentheils höchst unglücklich war. Groß und durchdringend war sein Verstand, fein sein natürliches Gefühl, grenzenlos sein Muth und seine Unerschrockenheit, und tiefblickend seine Menschenkenntniß. Sein Aeußeres kündigte sich sehr empfehlend an, sein Blick war feurig, und sein Anstand mit einer Majestät und Güte gepaart, die jeden sogleich auf den ersten Anblick einnahm. Er war ein Wohlthäter seiner Unterthanen, er hatte Achtung gegen die Religion und erfüllte die Pflichten derselben nach den damaligen Begriffen seines Zeitalters, vor dem Papst aber konnt' er freylich sein Knie nicht beugen, so bald er mit Gregorn urtheilte und handelte.

Heinrich V. bestieg nun den teutschen Thron, und das erste, was er that, als er die Regierung antrat, bestand darinnen, daß er den Herzog Heinrich von Niederlothringen, der seinem Vater angehangen hatte, förmlich absetzte. Gottfried Graf von Löwen ward dessen Nachfolger. Aus allen seinen Handlungen ergab sichs indessen sehr bald, daß nicht Hang zur Frömmigkeit, sondern blos Herschbegierde ihn zu dem grausamen Verfahren, das er gegen seinen unglücklichen Vater ausübte, verleitet hatte, denn er bewies deutlich, daß er gerade in allen Stücken so dachte, wie jener. Ja! er war fast noch weniger geneigt, dem Papste die Rechte einzuräumen, die ihm der Vater gleichsam stillschweigend bewilliget hatte. Um sich mit dem Papste auf gewisse Punkte vest zu setzen, wodurch man künftighin alle Feindseligkeiten vermeiden wollte, lud er denselben zu sich nach Teutschland, um besonders den Investiturstreit aufs Reine zu bringen. Paschal hatte anfänglich wirklich die Absicht, Heinrichs Forderungen Gnüge zu leisten, allein bald darauf besann er sich anders und gieng nach Troyes in Frankreich, wo er auf den dort angestellten Concilium im J. 1107. die Investitur-Decrete Gregors VII. und Urbans II. erneuerte, und zugleich alle Lehnsverpflichtungen der Geistlichen gegen Weltliche aufs strengste verbot. Aber Heinrich kehrte sich nicht im mindesten daran, sondern fuhr nach wie vor fort, die Bischöffe zu belehnen, und, um den Papst seine freye, ungezwungene Stirn zu zeigen, gieng er sogar im Jahre 1110 in Begleitung von 30,000 geharnischten Reutern nach Italien,

lien, nachdem er vorher die Polen und Hungarn zur Ruhe verwiesen und sich durch die Vermählung mit der Tochter Königs Heinrichs von England so viel Geld verschaft hatte, daß er diesen Zug mit aller Gemächlichkeit vollziehen konnte. Diese Reise verschafte ihm grossen Anhang, denn er war ganz dazu gemacht, allen Ehrfurcht einzuflößen, selbst die bekannte Markgräfin Mathildis fiel von dem Papste ab und schlug sich auf seine Seite. Der heilige Vater (so wenig er auch gutes im Sinne haben mochte; studierte einstweilen die Kunst der Verstellung und nahm den einziehenden König sehr freundlich auf, ja! er gieng so weit, daß er sogar behauptete, die Kirchengesetze beföhlen, daß die Geistlichen sich nicht mit weltlichen Dingen abgeben und nicht einmahl nach Hofe kommen sollten, mithin sey er gar nicht abgeneigt, sich allen weltlichen Geschäften zu entschlagen, sobald Heinrich gewilligt sey, das Recht der Investitur an ihn abzutreten. Thäte das Heinrich, so sollt' er zum Lohne alle Güter und Rechte einziehen, welche die Stifter seit Carls des Grossen Zeiten vom Reiche bekommen hätten. Heinrich würde dieses Erbieten aller Wahrscheinlichkeit nach mit Freuden angenommen haben, wenn er nicht das Mißvergnügen der Bischöffe gefürchtet hätte, welche eben gegenwärtig waren, indem Paschal Heinrichen versprochen hatte, nach jener Einwilligung ihn sogleich zum Kayser der Teutschen zu krönen. Heinrichs Verlegenheit war unbeschreiblich groß. Er sah alle seine Ritter und Grosse der Reihe nach an und schien auf ihren Gesichtern Rath und Trost

ſchöpfen zu wollen. Eine allgemeine Stille herrſchte rings umher, der Papſt wartete auf Antwort und zögerte mit der Krönung. Da rief endlich ein wackerer teutſcher Ritter mit einer Löwenſtimme dem harrenden Papſte zu: „Nun? warum wartet ihr? denkt ihr denn nicht, daß unſer König ſo gut zum Kayſer gekrönt ſeyn will, als ehemahls Carl der Groſſe und ſeine Nachfolger?“ Als auf dieſe Aufforderung der Papſt noch immer Anſtand nahm, die Krönung zu beginnen, ſo umringte Heinrichs Leibwache auf den ihr gegebenen Wink den Papſt und ſeine Kardinäle und nahm ſie in Verhaft.

Hans. Bravo! Das war recht! das hab' ich dem Papſt ſchon längſt gegönnt!

Paſtor. Jubelt nicht zu früh, mein lieber Hans! Man weis nicht, ob ſich das Blättchen nicht wendet. Den Päpſten iſt nicht zu trauen.

Hans. Das ſollte mir doch nicht lieb ſeyn!

Paſtor. Die Römer griffen nach den Waffen, als ſie den Papſt und ſeine Kardinäle als Arreſtanten erblickten, aber es half ihnen wenig, indem die Gefangenen nicht eher ihre Freyheit wieder erhielten, bis Paſchal förmlich dem Inveſtiturrechte entſagte; übrigens aber verblieb den Geiſtlichen die freye Wahl der Biſchöffe und Aebte. Nun ward Heinrich ohne Anſtand zum Kayſer gekrönt und der Vertrag von dem Papſte feyerlich beſtätiget.

So weit ſchien alles vortreflich zu gehen; aber die Geiſtlichkeit, beſonders die Kardinäle, murrten gar ſehr, als der Papſt ſich ſo willig zur Abtretung der Inveſtitur verſtand. Dieſer fühlte die Wichtigkeit ih-

rer gerechten Vorwürfe und beſchloß, ſo bald Heinrich Rom verlaſſen haben würde, in einer im Lateran zu haltenden Prälatenverſammlung die Abtretung der Inveſtitur feyerlich zu widerrufen und den Kayſer Heinrich V. für einen Widerſacher Gottes und einen Knecht des Teufels zu erklären. Er trieb inzwiſchen ſeinen Groll noch weiter, indem er ihn auf einer andern Verſammlung, die er zu Vienne in Frankreich hielt, förmlich in die Acht erklärte.

Jetzt näherte ſich Heinrich V. den traurigen Schikſalen Heinrich des IV. Der Bann ward über ihn ausgeſprochen, ohnmächtig aber würden trotz dem allen ſeine Pfeile von ſeiner Bruſt obgeprallt ſeyn, wenn er das teutſche Reich zum Freunde gehabt hätte.

Niklas. Das war alſo nicht der Fall?

Paſtor. Nichtsweniger! Seine ſtrenge und eigennützige Regierung machte ihn bey vielen ſo verhaßt, daß ſogar ſein ehemaliger Canzler, der jetzige Biſchof Adelbert von Mainz (der ſelbſt ehemals von ihm die Inveſtitur erhalten hatte und mit Wohlthaten überhäuft worden war, jetzt aber mancherley Bedrückungen erfahren mußte) ſich an ihm zu rächen und den in Rom über ihn ausgeſprochenen Bannfluch durch das ganze teutſche Reich zu verbreiten ſuchte. Mehrere teutſche Fürſten hörten dieſe Nachricht mit innerm Vergnügen, denn auch ſie zürnten auf den Kayſer, weil er ſich ohn' Aufhören bemühete, die der Krone entzogenen Kammergüter wieder an ſich zu bringen. Ein vorzüglicher Feind Heinrichs war der Pfalzgraf Siegfried, den er aus bloßem Verdachte einer Verſchwörung gegen ihn

gefangen nehmen ließ. Als Siegfried die Freyheit wieder erhielt, verband er sich mit dem Grafen von Supplinburg, Lothar, der das Herzogthum Sachsen, so wie die Herrschaften Nordheim u. Braunschweig besaß, mit dem Markgraf Rudolf von Nordsachsen, dem sächsischen Pfalzgraf Friedrich und dem Graf Ludwig von Thüringen, welche es gar nicht geheim hielten, gegen den Kayser mit den Waffen in der Hand hervorzutreten. Heinrich lud sie vor, um sie deshalb zur Rede zu setzen und nach Befinden zu bestrafen, da sie sich aber nicht stellten, so zerstöhrte er einige ihrer vesten Schlösser und Burgen, und erhielt wenigstens den Vortheil davon, daß sich ihm mehrere von den feindlichen Fürsten freywillig unterwarfen, als der Pfalzgraf Siegfried starb.

Wenzel. Auf diese Art war also wohl der ganze Streit beygelegt?

Pastor. So konnt' es seyn, aber Heinrich handelte etwas voreilig, nahm den Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen ohne alle Ursachen gefangen und hetzte sich dadurch die meisten sächsischen Fürsten auf den Hals. Alle ergriffen nun die Waffen und Heinrich zog ebenfalls aus. Herzog Lothar führte die Sachsen an, und schlug Heinrichs Heer (1115) in dem Welfesholze bey Sondersleben in der Grafschaft Mansfeld, dermassen, daß es sich genöthigt sah, bis an den Rhein zurückzugehen.

Ein Jahr drauf starb die Markgräfin Mathilde, nachdem sie aufs neue alle ihre Besitzungen dem päpstlichen Stuhle vermacht hatte. Ohngeachtet nun Heinrich in seinem Reiche genug Noth und Kummer

hatte, ſo reizte ihn doch dieſe reiche Hinterlaſſenſchaft Mathildens, daß er einen Zug nach Italien beſchloß, um dem heiligen Vater wenigſtens einen Theil der Beute abzunehmen. Als er nach Rom kam, verjagt' er den Papſt, weil dieſer den Bannſtrahl nicht auflöſen wollte, den er über ihn ausgeſprochen hatte und ließ ſich, da er eine Krönung von dieſem Meineidigen als ungültig verwarf, von dem Erzbiſchof von Braga, Mauritius Bourdin zum zweytenmahl zum Kayſer krönen. Hierauf verließ er die Stadt und nahm die Markgräflichen Güter in Beſitz.

Müller. Da aber Heinrich viele Feinde hatte, ſo dächt' ich, müſt' es in ſeiner Abweſenheit bunt genug in Teutſchland zugegangen ſeyn?

Paſtor. Um dies zu verhüten, gab er den Söhnen ſeiner Schweſter Conrad von Hohenſtaufen und Friedrich Herzog von Schwaben einſtweilen Macht, das Reich zu verwalten. Indeſſen war dieß immer noch nicht hinlänglich, um die Ruhe ganz zu ſichern, weil die Zerrüttung, die ſich ſchon unter Heinrichs Vater angeſponnen hatte, immer weiter um ſich griff. Jeder that, was ihm beliebte, aber nicht was recht, und dem allgemeinen Beſten zum Vortheil gereichte. Man verwüſtete die Güter ſeiner Feinde, um ſich zu rächen, und plünderte ohne Schaam Bürger und Bauer. Ueberall rottirten ſich Räubertruppen zuſammen, die ohne Ahndung mordeten und brannten. Man bauete neue Schloſſer auf unüberſteigliche Felſen, und machte ſie zu Magazinen der begangenen Räubereyen; die alten aber von Carls des Großen Zeiten her, wurden zerſtöhrt, und auf dieſe

Art ganze Lande verheert; man nahm Reisende und Arme gefangen, plünderte sie aus und ließ sie dann halbnackend weiter ziehen, ja! man achtete nicht einmahl mehr der geschlossenen Verträge und des Gottesfriedens — kurz! lieben Freunde! in unserm lieben Vaterlande sah es damals höchst kläglich aus.

Säuberlich. Mit dem öffentlichen Gottesdienst gieng's wohl auch nicht viel besser?

Pastor. Allerdings! Denn da ganze Striche Landes zu Wüsteneyen gemacht wurden, so hörte der Gottesdienst von selbst auf. Die Geistlichen fanden keinen Unterhalt mehr, und flohen aus dem Lande. So gerieth zum Beyspiel das reiche Kloster Fulda in die größte Dürftigkeit. Dieses gräßliche Elend brachte endlich die Angesehensten im teutschen Reiche auf den Einfall, in Würzburg einen Reichstag auszuschreiben und auf diesem den abwesenden Kayser völlig zu entsetzen. Kaum hörte Heinrich diese Todespost, als er von Rom aufbrach und nach Teutschland zog, um noch Zeit genug das ihm drohende Wetter unschädlich zu machen. Der Vorsatz war gut; aber schon befand er sich in den Umständen eines Kranken, von dem bereits alle Kräfte gewichen sind. Dazu kam nun noch, daß er sich in Italien eben so viele Feinde als in Teutschland erworben hatte, besonders war der von der Gegenparthey gewählte Papst Calixtus II. (sein eigener Vetter) ihm zuwider, der ihn auch, als er Rom kaum den Rücken gewendet hatte, von aller Gemeinschaft mit der Kirche abschnitt und ihn abermals in den Bann that. Er schloß auch den vom Heinrich gewählten Papst Gre-

gor VIII. in ein Kloster und trotzte mit kühner Stirne den Anordnungen des Kayſers, die er als Befehle eines doppelt Gebannten auf ewige Zeiten verwarf. Nun ſah ſich dieſer endlich von allen ſeinen getreuen Anhängern verrathen und verlaſſen!!

In dieſer drückenden Noth erbot ſich Heinrich zu einem Vergleich. Die Teutſchen ſchickten deßhalb Geſandte an den Papſt und baten ihn, daß er, um den Frieden wieder herzuſtellen, eine allgemeine Kirchenverſammlung ausſchreiben und den Streit mit dem Rechte der Inveſtitur ſchlichten möchte. Calixtus ergriff mit Freuden dieſen Antrag und beſtellte eine Verſammlung von 300 Biſchöffen und 700 Aebten und ſo kam endlich nach langen Sorgen und Mißhelligkeiten (im Jahr 1122) der berühmte Vertrag (Concordat) zwiſchen Heinrich V und Calixtus II zu Stande, worinnen die freye Wahl der Biſchöffe und Aebte geſtattet und dem Papſt die Befugniß überlaſſen wurde, ſie mit Ring und Stab (welches man, wie ihr wiſſet, Inveſtitur nannte) zu belehnen.

Marx. Und was behielt denn der Kayſer für Rechte?

Paſtor. Sehr unbedeutende. Der Papſt nämlich erlaubte ihm, Abgeordnete zu den Wahlen zu ſchicken, bey ſtreitigen Wahlen die entſcheidende Stimme, doch wohlgemerkt mit Hinzuziehung eines Erzbiſchofs und der andern Biſchöffe, zu geben und die Prälaten wegen der vom Reiche herrührenden weltlichen Rechte und Güter, die man Regalien nannte, mit dem Scepter zu belehnen.

Heinrich sah nun wohl, daß seine Macht nichts als ein Schatten sey, und daß man ihm durch den päpstlichen Stuhl alle Selbstständigkeit entzogen habe. So sicher er davon überzeugt war, so unerträglich war ihm der Gedanke, daß seine Vorfahren mächtiger gewesen seyn sollten, als er. Er ließ deswegen mit Eifer alle ehedem mit der Krone verbundenen Güter, welche die teutschen Reichsstände an sich gerissen hatten, aufsuchen und einige davon durch bestellte Commissarien dem Schatze zusprechen. Bey dieser Handlung fragt' er keinen Menschen um Rath, er handelte ganz für sich und eigenmächtig. Dadurch zog er sich ein neues Gewebe von Cabalen und Empörungen zu, und vielleicht würde man mit ihm noch ärger umgegangen seyn als dies schon geschehen war, wenn nicht die Pest, die damals in Europa schrecklich wüthete, auch ihn (zu Utrecht am 22sten May d. J. 1125) hingerafft hätte. Die Charakteristik dieses Mannes ist ganz kurz: Er war ein grausamer Sohn, ein unruhiger Nachbahr, ein schlechter Kayser, ein Heuchler ohne Religion, ein unbeständiger Freund, und dennoch nicht selten ein Mann von großer Tapferkeit und Klugheit. Da er ohne Erben aus der Welt ging, so starb mit ihm der fränkisch-salische Stamm aus, der seit dem Jahr 1024 unter vier Kayserm von großen Fähigkeiten geblühet hatte.

Wenzel. Hat denn Heinrich V. außer den Streitigkeiten mit dem Papste sonst keine Kriege geführt?

Pastor. O! ja! Aber für ihn und sein Glück waren sie ohne alle Bedeutung. So beunruhigte Graf Robert von Flandern seine Nachbahren auf das heftigste, Heinrich wollte öfters diesem Unfug ein Ende machen, doch es gelang ihm nie, seinen Feind ganz zu bezwingen. Nicht minder suchte er den von seinem Bruder Colomann, dem König in Hungarn, vertriebenen Almo beyzustehen, er zog mit einem Heere vor die Stadt Pressburg in Hungarn und belagerte sie, aber vergebens; zum Lohne für seine Bemühung verwüsteten seine Feinde (1112) nach seinem Abzuge ganz Oesterreich, und der vertriebene Prinz Almo blieb nach wie vor, seiner Rechte beraubt.

Da wir diesen Zeitraum mit Heinrich dem V. beendigen, so sey es mir abermahls erlaubt, euch einige (vielleicht sehr wichtige) Bemerkungen mitzutheilen:

An Moralität und Sittlichkeit hatte die teutsche Nation in dieser Periode blutwenig gewonnen, indem überall die gröste Roheit sichtbar war; noch immer war der Trunk ihre Lieblingsleidenschaft, zu der sich nun sogar ein ziemlich starker Appetit zum Essen gesellte, denn ein alter italienischer Mönch sagt irgendwo: die Teutschen fressen wie die Wölfe. Der Hauptzug ihres bessern Charakters blieb, wie sonst, eine ungemeine Tapferkeit. Da dies aber auch alles war, was sie auszeichnete, so blieben die übrigen bürgerlichen Tugenden desto ungebauter. Der Knabe erhielt von Jugend auf keine regelmässige Erziehung; alles was man ihn lehrte, bestand

in dem Gebrauche der Waffen und ein Bischen Jagd. Zwar wurde unter Conrad II und Heinrich III manches zur Verbeſſerung der teutſchen Sitten gethan, beſonders hielten dieſe Fürſten auf die Aufrechthaltung guter Geſetze, die nachherigen innerlichen Kriege aber verſchlangen gleichſam dieſe Bemühungen wieder. Der Adel trieb ohne Schaam Straßenraub und Mord, beveſtigte Berge und Felſen mit Schlöſſern und trieb bey Tag und Nacht den ſchändlichſten Frevel. Heinrich III zerſtöhrte die meiſten derſelben, um jenen Frevel zu hindern, Heinrich IV ſchien ihn aber gleichſam begünſtigen zu wollen und ließ viele wieder aus dem Schutt hervorrufen, um ſich damit gegen die Sachſen, die ſich deshalb aufs neue empörten, zu waffnen. Kurz — ein allgemeines Fauſtrecht wüthete in Teutſchland, man hörte nicht mehr auf die Geſetze und die Anſprüche der Geiſtlichkeit, man that nur das, was ihnen billig hieß, und nicht, was recht war. Die alte Eintheilung Teutſchlands in Gaue hörte in dieſem Zeitraume (den 12ten Jahrhundert) auf. Die Grafen veränderten die Granzen der Gauen durch Theilungen und Verkauf; auch gaben ſie vielen derſelben die Nahmen der von ihnen bewohnten Burgen. Die Biſchöffe boten hierzu freywillig die Hand, und da ſie ebenfalls ganze Gauen beſaßen, ſo nannten ſie ſelbige Biſthümer. Aus den Unterabtheilungen der Gauen, aus Centen und Marken entſtanden Aemter, Schultheiſſereyen, Centämter und Voigteyen, in welchen Fürſten und Grafen die Vorſteher anordneten. Von hierher ſchrieben ſich denn auch die vorzüg-

lichsten Geschlechter der teutschen Nation, deren früheres Entstehen wenigstens in tiefes Dunkel gehüllt war, z. B. das Welfische Geschlecht, dessen Anherr Welf I. in Bayern war und von welchem sich der Ursprung des Braunschweigischen Hauses herschreibt; das Geschlecht Otto's von Ballenstädt, von dem die Fürsten von Anhalt herkommen; Eben so wurden die Geschlechts-Nahmen bey dem niedern Adel gewöhnlicher. Einige, z. B. die Kämmerer, Voigte, Kellner u. s. w. behielten gewisse Amtsnahmen; andere nahmen die Benennung starker Thiere an und nannten sich Löwe, Bär u. s. w. Nach andere entlehnten ihre Nahmen von den Städten und Schlössern, worinnen sie wohnten z. E. die Familie von Sachsenhausen, Lippe, Nassau u. s. f. Die meisten von dem niedern Adel waren jetzt Dienstleute der Fürsten, Bischöffe und Grafen, als solche waren sie genöthiget unter ihnen und für sie im Kriege zu dienen.

Der Heerbann galt nichts mehr, weil die Teutschen nicht so wie sonst unmittelbar, für ihre eigene Ehre und Sicherheit Kriege führten, sondern zum Vortheil ihrer Lehnsherren. Das Reichsheer bestand aus den Reichslehenmännern, welche ihre Vasallen mit in den Krieg führten. Jeder Fürst oder Besitzer eines Fahnlehens führte dabey eine große Fahne. Die Freyherren, welche Vasallen unter sich hatten, führten eine kleine Fahne, welche Panier hieß. Davon kommen her die Pannerherren. Wenn es nun in den Krieg gieng, so war jeder Lehnsherr darauf bedacht, seinen Vasallen Lebensmittel, Pferde und Geld zu geben. Wer das nicht konnte, hatte das Recht, den Dienst mit Geld abzukaufen.

wofür beſoldete Krieger geſtellt wurden. Ihr ſehet, liebe Freunde, daß ein König unmöglich zu Felde gehen konnte, wenn ihm die Einwilligung der Groſſen mangelte. Vormals war jeder freye Mann gezwungen, ins Feld zu ziehen, ihr Graf und Herzog mochte wollen oder nicht; jetzt thaten die Vaſallen nur dann Kriegsdienſte, wenn ihre Lehnherren ſie aufboten. Kriegeriſcher wurden in dieſer Periode die Bewohner der Städte, welche immerwährend zur Vertheidigung ihrer Mauern bewafnete Haufen halten mußten, welche denn auch in den Krieg mit zogen, falls es zu Hauſe nicht ſonderlich viel zu thun gab. Die Städte ſtanden demohngeachtet unmittelbar unter dem König, der ſie wiederum durch Vögte oder Schultheißen regieren ließ. Daher kommen noch heut zu Tage die Nahmen der Burgermeiſter in vielen Städten. So heißt z. E. der Burgermeiſter der Stadt Eißleben: Stadtvogt, und der zu Eiſenberg: Schultheiß. (oder Stadtſchultheiß) Unter den damaligen Städten zeichneten ſich hauptſächlich an Größe, Pracht und Bewafnung Goslar, (wo ſich die fränkiſchen Kayſer aufzuhalten pflegten) Cölln und Nürnberg aus.

Der Zuſtand der Kirche befand ſich in ſehr traurigen Umſtänden, und dennoch wurde nur durch dieſe die weltliche Macht faſt gänzlich zu Boden gedrückt. Den Payſt hielt man für das Oberhaupt der Welt, dem Aberglauben fröhnten alle Staaten und Reiche; Stolz, Herrſchſucht, Geitz, Ausſchweifung und Bosheit aller Art regierten die Zügel der Königreiche und ihre Enden gingen in die Hand der Geiſtlichkeit. Am mächtigſten that ſich (wie ihr ſchon gehört habt,)

Papſt Gregor VII. hervor, weil er die apoſtoliſche Gewalt auf den höchſten Gipfel ihrer Größe hob. Er behauptete mit kühnem Trotze die Unabhängigkeit der Geiſtlichen von aller weltlichen Gewalt und ſpiegelte den Biſchöffen und Aebten goldene Ausſichten vor, wenn ſie ihm beyſtünden. Allein er belohnte ſie nicht einmal dafür, ſondern drückte ſie ſelbſt auf alle nur erſinnliche Weiſe, befahl ihnen ſogar mit Strenge, dem Eheſtande zu entſagen. Trotz dieſen Ausſichten wuchs dennoch der Stolz der Geiſtlichkeit gar ſehr, beſonders traf dies bey den päpſtlichen Legaten ein, welche ſeit dem Ende des eilften Jahrhunderts in den Provinzen hauſten, und ſich zu Richtern über die Biſchöffe aufwarfen. Mit dieſem Stolze verbanden ſie alle Arten der Ausſchweifungen, denn da ihnen Gregor die Ehe unterſagte, ſo ſuchten ſie auf andere geſetzloſe Weiſe ihre Lüſte zu befriedigen, worinnen ihnen denn auch die Päpſte mit einem guten Beyſpiele vorzugehen pflegten. Die Könige und Kayſer, welche dieſen Unfug ſahen und fühlten, durften gleichwohl nichts dazu ſagen, weil der Papſt mächtiger war, als ſie, und ſie für jeden Eingriff in ſeine Strafmacht derb genug gezüchtiget haben würde, wie dies mehrere Exempel bewieſen.

Philipp. Wollen Sie uns wohl eins nennen?

Paſtor. O ja! Herzog Gottfried von Lothringen ward von den Kloſternönnchen zu Verdün beleidiget, er ſuchte ſich zu rächen und verbrannte ihre Kirche. Wollt' er nun ihrer Rache und hauptſächlich der Rache des Papſtes entgehen, ſo ſah er ſich genöthiget, den übereilten Schritt ſogleich wieder gut zu machen.

Was that er? Er gieng zu den Mönchen, beſchenkte ſie ſehr reichlich, ließ ſich öffentlich im Kloſter geiſſeln, bauete auf ſeine Koſten eine neue Kirche und verrichtete dabey die niedrigen Dienſte eines Handlangers. Dies war freylich den Geiſtlichen Recht, denn ſie durften nun mit den reuigen Sündern machen, was ihnen beliebte. Dieſer Meynung war der Papſt auch; ſein Stolz vergaß ſich ſo ſehr, daß er die Gewalt des römiſchen Stuhles mit der Sonne, die kayſerliche aber mit dem Monde verglich und hinzuſetzte, daß jener den letztern Licht und Wärme geben müſſe. Was hierbey das, allen weltlichen Fürſten eingeimpfte, Anſehen des apoſtoliſchen Stuhls nicht vermogte, wußte der Aberglaube vollends zu bewirken. Die Geiſtlichkeit erſann allerhand Mährchen und Fabeln von Fürbitten, Fegefeuern u. ſ. w. und ſchreckte damit das arme Chriſtenvolk dermaßen, daß ihr Geiz hinlängliche Nahrung erhielt, denn ſo nach vergieng faſt keine Woche, wo nicht die Klöſter Verſchreibungen und Geſchenke erhielten. Ermengard, eine vornehme Dame, trieb die Schwärmerei ſo weit, daß ſie ſich ſelbſt und ihre ganze Familie einer Kirche ſchenkte, denn, meynte ſie, die höchſte Freyheit des menſchlichen Geiſtes beſtehe in dem Dienſte Chriſti und ſeiner Knechte (Geiſtlichen). In eben dieſer Abſicht, (um ſich nämlich im Himmel eine goldene Stufe zu bauen,) beſchenkte die Gräfin Hildegard von Holland, eine Kirche mit einem koſtbaren Altarblatt, von Gold und Edelſteinen faſt überladen, und ein Evangelienbuch, welches, gleich dem Altarblatt, mit köſtlichen Steinen geſchmückt

war. Da nun die Klöſter täglich reicher wurden, ſo nahmen auch die Mönche und Nonnen an der Zahl zu. Man ſtiftete neue Orden und beſchenkte ſie mit Ländereyen und fetten Auen, weil man ſich einbildete, Gott geſchähe dadurch ein Dienſt. Zu dieſer Zeit entſtand der Ciſtercienſer- und Carthenſer Orden.

Wecker. Was machten denn die Mönche mit all' den Schätzen, die man ihnen ſchenkte?

Paſtor. Sie wandten ſie gröſtentheils zum Wohlleben und zur Ueppigkeit an. Statt auf das höchſte einfach und Gott gefällig zu leben, beſetzten ſie ihre Tafeln mit den leckerſten Speiſen und Weinen; und wenn die Biſchöffe eine heilige Wallfarth nach Jeruſalem unternahmen, ſo führten ſie viele goldene und ſilberne Gefäſſe bey ſich, zogen die reichſten Kleider an, prahlten mit groſſem Gefolge, und fetten Heerden Viehes; wie denn der Biſchof Wernherr von Strasburg, den Conrad II. nach Conſtantinopel ſchickte, ein ſo anſehnliches Gefolge bey ſich hatte, daß ſich deſſen ein Fürſt oder Kayſer nicht hatte zu ſchamen brauchen.

Ich habe euch ſchon vorhin etwas von den teutſchen Geſetzen geſagt. Sprechen wir jetzt noch etwas ausführlicher davon. Die Sachſen behielten ihre alten Geſetze und Gewohnheiten ſtandhaft bey. Doch gab es auch wiederum Städte, die ſich nach eigenen Verordnungen richteten, wie z. E. Mainz. Die Oberhand von allen behielten jedoch immer noch die Ordalien (Gottesgerichte) und Zweykämpfe, wenn eine Sache von Wichtigkeit auszumachen war. Die-

jenigen, die allenfalls auf den Nahmen eines Gelehrten Anspruch machten, studierten das alte römische Recht, wozu besonders ein teutscher Lehrer auf der italienischen Universität (hohen Schule) zu Bologna Nahmens Wernher (Irnerius) Veranlassung gab, denn er las öffentlich darüber und erklärte die schwürigen Stellen. Dies Recht gewann besonders bey den Päpsten in kurzem so viel Ansehen, daß sie es den teutschen Verordnungen der Könige vorzogen und bey ihren geistlichen Versammlungen darnach abartheilten.

Säuberlich. Wie sah es denn überhaupt mit den Wissenschaften aus?

Pastor. Besser als sonst, aber sonderlich viel hatte man demohngeachtet noch immer nicht gethan. Die Klosterschulen zu Lüttich, Paderborn, Bamberg, Würzburg, Fulda und Corvey hatten an Bildung ungemein viel gewonnen, doch übertrafen sie die ausländischen Schulen, zu Bologna und Paris bey weitem noch nicht. Waltram, Bischof zu Naumburg entwarf die erste bekannte Staatsschrift, eine Vertheidigung Kayser Heinrich IV. Dieß hielt jedoch die Dummheit, die bey weiten mächtiger war, als die Aufklärung, nicht ab, bisweilen Behauptungen zu führen, die ins Lächerliche fielen. Sie erstreckte sich besonders ins Reich der Geschichte, wo überal Roheit und Finsterniß herrschte, trotz dem, daß es auch Mönche gab, die uns über die teutsche Geschichte kostbare Werke hinterlassen haben. Weit weniger angebau-

gebauet war das Feld der Philoſophie, (oder Weltweisheit) ihr ganzes Gebaude beruhete auf nichts ſagenden Spitzfindigkeiten, die man nicht zur Erörterung der Wahrheit, (wozu ſie doch eigentlich geſchaffen war) ſondern zum Hülfsmittel brauchte, um den Gegner, mit dem man ſich herumſtritt, (disputirte) in Verwirrung zu bringen. Nicht viel mehr hatte die Mathematik, Naturlehre und Arzneywiſſenſchaft gewonnen, in eben ſo erbärmlich-ſchlechten Zuſtande befand ſich die Dichtkunſt (Poeſie) man ſchuf übel klingende Reime ohne Saft und Kraft und gab ſie beyfallsſüchtig für ſchöne Lieder aus. Da ich eine Probe zu mir geſteckt habe, ſo kann ich ſie euch mittheilen, wenn euch anders damit ein Gefalle geſchiehet.

Alle. O ja! Herr Paſtor! o ja!

Paſtor. Nun ſo hört:

Er zog ein Blatt Papier hervor und las:

Wir horten in Dike ſingen
von alten Dingen,
wi ſuelle Heliden vuchten,
wi ſi veſte Burge brechen,
wi ſich lieben winiſceſte ſchieden.
wi riche Künige al zu giengen.
Nu iſt Cit daz wir denken
wi wir ſelve ſulin enden!

Habt ihr das verſtanden? lieben Freunde!

Einige. (mit dem Kopfe ſchüttelnd) Das iſt mir zu hoch.

Paſtor. (lächelnd) Ich glaubs ſelbſt. So hört denn, wie es nach unſerer heutigen Mundart klingen würde.

Wir hörten oft ſingen
von alten Dingen,
Wie ſchnelle Helden fochten;
wie ſie veſte Burgen brachen,
wie ſich werthe Freunde ſchieden.
Wie reiche Könige untergiengen,
Jetzt iſts Zeit, daß wir denken
wie wir ſelbſt etwas vollenden!

Auſſer dieſen Geſängen hatte man auch noch andere kleinere, die man Spottgedichte nannte, welche gröſtentheils auf unedle, ſchlechte, treuloſe Handlungen gedichtet wurden, und die beym Abſingen den redlicher Geſinnten vor ähnlichen Handlungen zur Warnung dienen ſollten.

Säuberlich. Da waren dieſe Lieder wohl recht fein komponirt?

Paſtor. So nett freylich nicht, wie in unſerm Zeitalter, indeſſen muß ich ihnen doch ſagen, lieber Schulmeiſter! daß die Muſik in dieſem Zeitraume vor allen andern Wiſſenſchaften im Teutſchen Reiche viel gewonnen hatte. Sie ward nämlich wichtiger durch die erfundenen Zeichen, welche die Höhe oder Tiefe eines Tones angaben, und die einen gewiſſen Italiener Guido von Aretzo zum Erfinder hatten. In Italien bildete man überhaupt dieſe Kunſt zu einen vorzüglichen Grad aus, daher es auch kam, daß der Papſt Gregor VII. dem die Wiſſenſchaften nicht wenig zu danken

haben, eine besondere Aufmerksamkeit auf den Kirchengesang wendete. Er bildete die von Guido von Aretzo erfundenen Zeichen mehr aus, und bezeichnete den Stufenort des Tons erst mit Punkten und hernach mit durchgehenden Strichen. Diese Striche verwandelte Guido hernach selbst in 5 Linien, auf welchen er die Töne, statt der Buchstaben, durch Punkte ausdrückte. Daher die Noten. Mit der Musik hielt die Baukunst gleichen Schritt, man bauete jetzt nicht blos dauerhaft und vest, sondern auch mit Geschmack. Dieser Geschmack war freylich nicht einheimisch, denn im Vaterlande selbst gab es nur wenig oder fast gar keine schönen Gebäude, wo sollten also die guten Muster herkommen? Die teutschen Baumeister sahen sich mithin genöthiget, die Formen aus andern Ländern zu erborgen, wozu kein Land passender war als Italien, gleichsam das Vaterland des guten Geschmacks, sobald es auf Baukunst und Mahlerey ankam. Unter den in dieser Periode erbaueten Gebäuden zeichneten sich der Dom zu Bremen, die Kirche zu Harzburg ohnweit Goslar, (welche, wie ihr gehört habt, die Sachsen zerstöhrten) der königliche Pallast zu Nimwegen und der Münster zu Strasburg und Freyburg aus. Neben der schönen Baukunst legte man sich zugleich auf Bildhauer-Arbeit und Malerey. So befand sich z. B. auf dem Grabmahle der fränkischen Kayser zu Speyer die trefflichste Bildhauer-Arbeit von polirten Marmor. Die Fußboden der Kirchen legten die Künstler mit künstlich zusammengesetzten Steinen

aus, welches den Nahmen Mosaik erhielt, auf die Altäre stellte man Gemälde von Heiligen oder Anspielungen auf heilige, wunderbahre Geschichten.

Wenzel. Der Handel hatte sich wohl auch um vieles gebessert?

Pastor. Ja! die Stadt Cöln hielt in ihren Mauern über 600 sehr angesehne Kaufleute, und die Städte Bremen, Hamburg, Magdeburg machten sehr ansehnliche Geschäfte nach Italien, besonders nach Venedig. Die Ausfuhr bestand in natürlichen Produkten, Wollenfabrikaten, Leinen und Kleidern. Der Handel hatte grossen Einfluß auf den Luxus (Pracht) denn es kamen verschiedene Moden und Trachten nach Teutschland, die man vorher gar nicht gekannt hatte. Man trug Mäntel, die man Kappen; und lange Kleider, die man Faltinen nannte. Ein Kleid von preussischen Pelzwerk machte den größten Staat aus; viele trugen auch unten am Rande der Faltinen angeheftete Geldstücke. Die Einfuhr nach Teutschland bestand in Weinen, Oel, Früchten und Kunstwerken aus Italien; ädlen Steinen, Seide, Purpur und Gewürzen.

Müller. Wie sah es denn um den Bürgerstand aus?

Pastor. Die Handwerker standen noch wie ehedem in geringen Ansehen, ohngeachtet Carl der Grosse viel zu ihrer Aufnahme beygetragen hatte. Sie erfreueten sich noch immer keiner vesten Verbindung und Innung unter einander. Weit unglüklicher aber befand sich der Bauernstand. Dieser war unter allen der mühseligste und gedrükteste. Im Kriege wurde

er geplündert und sein mit Mühe und Sorgfalt gebauetes Feld das Opfer wilder Rosse, die es mit ihren Hufen zerstampften. Die Gutsherrn, unter denen der Bauer seufzte, waren zu einfältig, um den Vortheil einzusehen, den sie aus dem Fleisse dieses Standes ziehen konnten, und die Schutzvoigte der Geistlichen suchten sich oft durch Bedrückungen der Angehörigen derselben zu bereichern. Eben so gedrükt wurden die Juden. Diese verstossene und verlassene Nation zog sich durch den Reichthum, den sie sich in Handel und Gewerbe erwarb, nicht selten den Neid und die Mißgunst der Christen zu, (wie das leider! noch heut zu Tage oft der Fall ist) und deshalb wurde sie, unter dem Vorwande der Religionsverschiedenheit, die gewöhnlich dem Fanatismus zum Deckmantel dienen muß, auf das grausamste und unmenschlichste verfolgt.

Jetzt bleibt uns nun noch übrig, auch etwas über diejenigen Staaten zu sprechen, die mit Teutschland in Verbindung standen, um somit eine kurze Uebersicht über das Ganze zu gewinnen.

Die Slaven, dies äuserst unruhige Volk, das sich nie nach den Teutschen Verordnungen zu fügen Lust und Neigung zeigte, knüpfte sich unter den fränkischen Kayiern näher an die Teutschen an. Schon unter Conrad II zählte sich ihr Herzog unter die Fürsten, und unter der Regierung Heinrich IV. gab ihnen ihr Herzog Brezeslaus Gesetze, unter denen bey grossen Verbrechen Feuer- und Wasserproben die vorzüglichsten waren. Indessen hatte sich dem allenohngeacheet der Haß und die Geringschätzung des teut-

ſchen Volks gegen dieſe Nation noch wenig vermindert, weil man ſogar die Heyrath eines teutſchen Jünglings mit einer Slavin (und ſo umgekehrt) für eine Mißheyrath hielt. Dieſer Haß dehnte ſich vorzüglich auf diejenigen ſlaviſchen Völker aus, welche zwiſchen der Elbe und Oſtſee wohnten und ihre heydniſchen Opfer der einfachen chriſtlichen Religion vorzogen. Die, welche auf der Inſel Rügen wohnten, bezeigten ſich am hartnäckigſten, ſie gehorchten einem eigenen König, verheerten die benachbarten Küſten, und opferten mehrern Göttern, deren Oberprieſter in einem größern Anſehen ſtande, als der König ſelbſt. Dieſer hatte die Aufſicht über einen prächtigen Tempel, in welchen ſie die gemachte Beute niederlegten und damit ihren Göttern einen angenehmen Dienſt zu erzeigen glaubten.

Unter Heinrich V. machte ſich der König von Burgund außerordentlich mächtig, dennoch blieb ſein Reich dem teutſchen König unterworfen. Eben ſo die Herzöge von Zähringen, die einen groſſen Theil der heutigen Kantone Bern und Freyburg inne hatten. Italien und die Kayſerwürde waren mit einander veſt verbunden, die letztere aber hieng ganz von dem Papſte ab, welches denn auch die Urſach war, daß kein teutſcher König ſich Kayſer nennen durfte, wenn ihn nicht vorher der heilige Vater Papſt in Rom gekrönt hatte. Dieſes Recht wurde in der Folge durch die vielen Unruhen, die der apoſtoliſche Stuhl mit dem teutſchen Reiche hatte, etwas eingeſchränkt, bis es in der Folge ganz verloſch, wie uns ſpäterhin die teutſche Geſchichte melden wird.

Frankreich und England befanden sich in diesem Zeitraume noch in eben der Verfassung, wie in dem vorigen, nur mit dem Unterschied, daß England mit dem teutschen Kayser Heinrich V, der eine Schwester des Königs von England heyrathete, näher verbunden ward, wobey denn besonders der letztere ein Hauptaugenmerk auf den mächtigen Grafen Robert von Flandern richtete, dessen Macht und Nachbarschaft seinem Reiche mit Gefahren drohete. Desto unschädlicher war Dänemark dem teutschen Lande, weil es durch den Verlust Englands und Norwegens so geschwächt worden war, daß ihm zu auswärtigen Kriegen keine Kraft übrig blieb. Polen und Hungarn strebten bloß nach Unabhängigkeit und war hinlänglich zufrieden, wenn man ihnen diese gewährte. Das griechische Kayserthum verlohr seine besten Besitzungen in Asien durch die Türken und war auf diese Weise viel zu schwach, sich in Angelegenheiten zu mischen, die ausser seinem Kreis se lagen.

Säuberlich. Vielleicht irr' ich mich, lieber Herr Pastor! und ist es so, so bitt ich meiner Kekheit wegen um Verzeihung — ich dächte aber, ich hätte irgend einmahl gelesen, daß unter dem Papste Gregor VII. ein Kreuzzug nach dem gelobten Lande wäre gepredigt worden? Gleichwohl haben Sie uns davon noch nichts gesagt.

Pastor. Sie haben ganz Recht, lieber Herr Schulmeister! und eben war ich im Begriff, unsere Unterredung darauf hinzuleiten. Da es eben schon seit geraumer Zeit auf dem Kirchthurme zehn Uhr geschlagen hat, so muß ich die Erzählung dieser wich-

ligen Begebenheit bis auf den Sonntag verſpahren. — Mit dieſen Worten gieng die Verſammlung auseinander.

Neunter Abend.

Die Hauptbegebenheit (begann heute der Herr Paſtor) welche in dieſen Zeitraum fällt, iſt alſo die berüchtigte Geſchichte der Kreuzzüge, von der ich euch heute Abend, meine lieben Kinder! zu unterhalten gedenke. Ehe ich aber damit beginne, iſt es nothwendig, daß ich euch ein kleines Bild von dem Lande entwerfe, in deſſen Innern der Schauplatz lag, auf welchem jene Gräuelſzenen des Fanatismus und der Büberey geſpielt wurden.

Im Orient (Morgenlande) war die Türkiſche Religion die Herrſchende. Aber das Reich der Khalifen, oder der ächten Nachfolger des falſchen Propheten Mahomeds (von deſſen Leben ich ſchon manches erzählte, als ich euch die Geſchichte des General Bonapartes mittheilte *) war durch die Türken zerſtöhrt worden, welche ſonſt jenſeits des Taurus und des Imaus (zweyer Gebirge in Aſien) wohnten und zu den Tataren gehörten, welche in der alten Geſchichte mit dem Nahmen Scythen belegt werden. Unter dieſen hob ſich beſonders der ſogenante ſeldſchukiſche Stamm empor, deſſen Stifter Seldſchuck war, welcher vorher mit einem kleinen Haufen zwiſchen den Flüſſen Irtiſch und Syr-Darja wohnte. In

*) S. Bonapartens Leben S. 105.

der Folge wandt' er ſich nach Süden. Sein Sohn Mikail drang (im J. 1040) in die perſiſche Provinz Chorafon ein, und machte ſeinen Sohn Togrul ſo machtig, daß er bald darauf das gewaltige ſeldſchukkiſche Kayſerthum ſtiftete, welches das Khalifat und die von ihm eroberten Länder an ſich riß und ſeine Grenzen von Indien bis an das ſchwarze und mittländiſche Meer erweiterte. Die Hauptſtadt dieſes neuen Kayſerthums hieß Ispahan, die Reſidenzſtadt der Khalifen, Bagdad, aber auch dieſe kam (im J. 1055) in ſeine Gewalt. Unter Togruls Sohne, Malek-Schah, der von 1072-1092 regierte, erreichte der ſeldſchukkiſche Staat den höchſten Wipfel ſeiner Gewalt. Einer von ſeinen Hauptleuten unterwarf dem Staate das zum Khalifat gehörende Syrien bis nach Antiochien, und ſo herrſchte Malek-Schah von der kleinen Bucharey und vom Indus an bis nach Jeruſalem und Nicaea. Eilf Jahre nach Malek-Schahs Tode zerſpaltete ſich das ſeldſchukkiſche Kayſerthum in zwey beſondere Staaten, nämlich in das öſtliche und weſtliche Reich. Maleck's Vetter, Soliman, ſtiftete (ſchon im J. 1074) das Sultanat zu Ikonium, welcher das Land Laodicäa bis an den Helleſpont vom griechiſchen Kayſer eroberte und das ſich in der Folge nicht nur über den größten Theil von Klein Aſien, ſondern auch über einen Theil von Syrien und Meſopotamien, ausbreitete. Ein Bruder des Malek aber, Tutuſch, der von demſelben (1078) eine Statthalterſtelle in Syrien empfieng, gründete das beſondere Sultanat zu Aleppo. Auſſer dieſen zwey Reichen gab es indeſſen noch zwey andere in Syrien. Die

Ismaeliter, eine arabische Regentenfamilie traten zuerst (1090) in dem am kaspischen Meere liegenden, gebirgigten Theil von Persien auf, wo sie sich verschiedener dortiger Städte bemächtigten. Den Regenten derselben nannten die Nachbarn den Alten vom Gebirge. In dem westlichen Theil von Syrien endlich, besonders in Palästina (dem gelobten Lande) herrschten die Nachkommen des Türkischen Emirs Ortok.

Allen diesen nun, (also den Sultanen zu Ikonium, Haleppy (Aleppo) Damaskus, dem Alten vom Gebirge und dem Sultan zu Jerusalem) war der griechische Kaiser ein Dorn im Auge, sie lagen mit ihm in ewigen Zwiste, wozu freylich die Religion die meiste Veranlassung gab. Und dies ist endlich das Ziel, von dem ich bey meiner Schilderung der Kreuzzüge ausgehen muß.

Seitdem nämlich die Geistlichen der damahligen Zeit einen hohen Werth auf Ueberbleibsel der Heiligen, z. B. auf ihre Gebeine, auf den heiligen Speer, die Dornenkrone Jesu, das Kreutz desselben, u. d. gl. setzten, um dadurch das Volk in Zügel zu halten, und ihren Seckel zu bereichern, machte man in Begleitung mehrerer Schwärmer öfters Reisen ins gelobte Land nach Palästina, um auf dem Grabe Christi zu beten, den Oelberg zu besteigen und Reliquien von dort her nach Europa zurückzubringen. Anfänglich heftete man auf diese Wanderung kein besonderes Augenmerk, nach und nach aber wurde man geneigt, sie verdienstliche Handlungen zu nennen und die Geistlichkeit behauptete sogar, daß sich ein solcher Pilgrimm geradezu den Himmel erwerbe, und wenn er auf dem Grabe Christi gebetet habe,

ſich aller Sünden entbinde. Es iſt leicht einzuſehen, daß ſolche Vorſtellungen auf den Aberglauben der damahligen Zeit mächtig wirken, und ſich nun ganze Heerden ſchwärmeriſcher Menſchen zuſammen finden mußten, die einen Zug in das heilige Land in Werk zu unternahmen.

So lange Paläſtina unter der Vormäßigkeit des arabiſchen Khalifats ſtand, konnte jeder Chriſt, der aus fernen Landen hierher zog, auf dem Grabe Jeſu ſeine Andacht verrichten; Carl der Groſſe ſchloß um deswillen ſogar mit dem ſanftmüthigen Khalifen Haruun al Raſchid einen Vertrag, daß er den nach Jeruſalem wallfarthenden Pilgrimmen Schutz und Sicherheit gewähren möchte. Dies geſchah auch. Viele Chriſten reißten zu Waſſer und zu Lande, ohne die geringſte Gefahr dahin, doch in der Folge (ungefehr 30 Jahr vor dem erſten Kreuzzug) als die ortokiſchen Türken im Beſitze des heiligen Grabes waren und ein Hauſe von 7000 Mann, an deren Spitze ſich der Erzbiſchof Siegfried von Mainz befand, eine ähnliche Farth unternahm, erregten dieſe Wallfahrten zum erſtenmahl Aufſehen, und man beſchloß alſo von Seiten der Türken, ſich dieſer unbefugten Pilgerſchaft heftig zu widerſetzen.

Wenzel. Ehe ſie weiter fortfahren, lieber Herr Paſtor! muß ich ſie doch vorher etwas fragen. Sie erwähnten eben des heiligen Grabes — iſt denn dies das wirkliche, ächte Grab, in welchem unſer Heiland lag?

Paſtor. (lächelnd) Die Frage fällt mir aufs Gewiſſen, lieber Meiſter Wenzel. Indeſſen kann ich ſie aus Gründen faſt beruhigend beantworten, nämlich

mit: „Wahrscheinlich nicht?" Dieſes von den europäiſchen Chriſten ſo häufig beſuchte Grab, iſt in Rückſicht ſeiner Aechtheit ſchon deshalb vielen Zweifeln unterworfen, weil nach der groſſen Zerſtöhrung und Verwüſtung dieſes Landes faſt alles ein anderes Anſehen erhalten hat. Wer will nun genau wiſſen, wo das Grab Chriſti gelegen war? Aller Wahrſcheinlichkeit nach iſt daſſelbe eine Erfindung Conſtantin des Groſſen und ſeiner Mutter Helena, die es vermittelſt ihrer Frömmigkeit in einen ſo heiligen Ruf brachten, (ohne es jedoch für das wahre und ächte Grab Chriſti ausgeben zu wollen) daß nach der Zeit mehrere Schwärmer aus heiligen Wahnſinn behaupteten, es müſſe das ächte, es könne kein nachgemachtes ſeyn. Ueberdieß hat das Grab ſich an Geſtalt ſo verändert, daß es eines hohen Grades von Täuſchung bedarf, um in demſelben einen Schatten des vorigen zu erkennen. Da wir einmahl davon ſprechen, ſo ſoll es mir nicht darauf ankommen, euch eine kleine Beſchreibung deſſelben zu geben.

Auf dem Platze, auf dem ſich das heil. Grab befindet, ſind eine Menge Palmen gepflanzt, in deren Mitte eine Kirche ſteht. *) Dies Gebäude iſt nicht allzugroß, es hat eine runde Form und iſt drey und zwanzig Fuß breit; das Dach iſt mit Bley gedeckt und die Mitte, die gleichſam drey kleine Kapellen bildet, von denen die beyden an der Seite Flügelpforten

*) Dieſe Beſchreibung iſt wörtlich aus meinem Roman: „die Auferſtehungskirche zu Jeruſalem" S. 219 gezogen.

haben, schmückt ein runder Thurm von Holz, auf dem eine silberne Glocke hängt. Auf beyden Seiten der Kapellen sind 7 Fenster, 3 zur rechten und 4 zur linken, die mittelste Kapelle hat weder Eingang noch Fenster und in dieser befindet sich das h. Grab, welches der Finsterniß wegen, von 18 Lampen, die an der Decke hängen, unabläßig erleuchtet wird. Das Grab ist viereckigt, acht Fuß lang und eben so viel breit, auswendig mit weissem Marmor, inwendig mit Felsenplatten geschmückt. Der Raum, der das Grab umfängt, ist nicht sonderlich groß, er faßt kaum fünf Personen, dagegen können in den Nebenkapellen, wo die Franziskaner-Mönche Messe und Hochamt halten, mehr als 100 Personen neben einander knieen. Auf beyden Seiten stehen Altäre und Beichtstühle, und in der Mitte erhebt sich eine Erhöhung, die die Kanzel vertritt. In der Kapelle links, gegen Morgen, liegt die eine Hälfte des Steins, den die Engel vom Grabe Christo wälzten, die andere befindet sich auf dem Berge Golgatha in einer armenischen Kapelle. Ueber diesen Stein führt eine Treppe von 8 Stufen, welche in das heilige Grab leitet.

Jetzt zu unserer Geschichte zurück. — Die ortokischen Türken mishandelten die Geistlichen und Wallfahrer, die, um das heil. Grab zu besuchen, nach Palästina kamen, auf das heftigste. Man beklagte sich von Seiten der letztern darüber in Europa laut und öffentlich und hielt es für eine sehr verdienstliche Handlung, die heiligen Gestade von diesen unsaubern Gesellen, den Saracenen, zu reinigen. Gregor VII. machte schon sehr ernsthafte Anstalten, um jenen ge-

gebenen Klagen zu lindern und das heil. Land von diesem Ungeziefer zu reinigen; er suchte mit Eifer die abendländischen Christen zu einem gewafneten Zug nach Palästina zu bereden und versprach sogar, sich an ihre Spitze zu stellen, doch nicht lange darauf sah er sich genöthigt, seinen Vorsatz, an welchem freylich der Ehrgeiz den meisten Theil hatte (denn er hofte zwey Kirchen, die griechische und lateinische mit einander zu vereinigen, und sich zum Oberhaupt derselben zu machen) wieder aufzugeben, weil seine Streitigkeiten mit Heinrich IV ihn daran verhinderten.

Was Gregor VII nicht vermogte, gelang dem Papst Urban II und zwar durch einen ganz eigenen Zufall, der den Grundstein zu diesen Greuelscenen legte. Die Geschichte dieses Zufalls ist diese:

Im Jahr 1093 pilgerte ein dummer einfältiger Mensch, der schon Kriegsdienste unter dem Vater des Gottfried von Bouillon, aber ohne sonderlichen Erfolg gethan hatte, in der Absicht nach Palästina, um die — Langeweile zu kurzen. Er kam hier an, besuchte alle heiligen, ihm bekannten, Oerter, bildete sich auf diese Art, von schwärmerischer Andacht durchglüht, zum vollkommnen Narren, hörte mit Wuth die Klagen der von den Saracenen gedrückten Christen und unterredete sich mit dem Patriarchen zu Jerusalem, dem h. Simon, von welchem er nun sehr eifrig ermuntert ward, sogleich nach Europa zurück zu reisen, und die ganze christliche Welt zu einem Zug nach Syrien zu wafnen.

Niklas. Wo schrieb sich denn dieser Mensch eigentlich her?

Paſtor. Er war ein gebohrner Franzos und 1053 zu Chatillon (Schatilljong) an der Marne gebohren. — Simon gab ihm eine Menge Empfehlungsſchreiben an Urban II und andere hohe Geiſtliche mit, die dem Peter (ſo hieß dieſer Menſch) das Wort reden ſollten. Der fromme Mann erreichte glücklich Rom, übergab ſeine Briefe und ſtellte dem Papſte zugleich mündlich die große Noth vor, welche die gläubigen Chriſten in Paläſtina unter dem Joche der Ungläubigen erdulden müßten. Urban las, und jubelte laut in ſeinem Herzen, denn ſeine Feinheit, die ſo ſchlau als die des Papſtes Gregor VII war, durchblickte ſogleich die ſchönen Früchte dieſes noch ſchöneren Planes. Er lobte Petern ſeiner Frömmigkeit wegen, ertheilte ihm den apoſtoliſchen Segen und ermahnte ihn ſelbſt Hand ans Werk zu legen und die Herzen der europäiſchen Chriſten durch Predigten zu rühren. Peter ließ ſich das nicht zweymahl ſagen, ſondern zog nun aus und predigte nicht nur in Italien, ſondern auch in Frankreich in Kirchen, auf Heerſtraßen und Kreutzwegen, ja! nicht ſelten aus den Fenſtern der Häuſer. Jedermann hörte ihm mit groſſer Andacht zu, verehrte ihn als einen heiligen Mann und verſagte ſogar ſeinem Eſel, auf dem er ritt, dieſe Ehre nicht. Als er nach Bari in Unteritalien kam, wo man dieſerhalb eine Verſammlung hielt, trat er mit bloſſen Kopf und Füßen, einen Strick um die Lenden geſchlungen nebſt einem groſſen Crucifix in den Händen in die Mitte der Rathſchlagenden, fieng auch hier an zu predigen und behauptete, daß Gott ihn ſende, um die Gemüther der Heiligen zu rühren. Schon ſein

Anblick war hinreichend, die Aufmerksamkeit der damahls so abergläubischen Menschen zu fesseln; was dieser übrig ließ, vollendete jedes Wort seines Mundes, das er zum Besten der unterdrückten Christen im gelobten Lande sprach. Urban II hörte mit innerer Freude, wie Peters Predigten so fruchtbahr wirkten. Um aber das schon gelingende Wagstück, ganze Nationen zu begeistern, seiner Vollendung ganz nahe zu bringen, veranstaltete er (im Jahr 1094) eine Kirchenversammlung zu Piacenza in Oberitalien unter freyem Himmel, wo mehr als 200 Bischöffe, 4000 andere Geistliche und über 30,000 weltliche Personen zusammen kamen. Zum Ueberfluß erschienen hierbey noch Abgesandte des griechischen Kayserß Alexius, die aufs demüthigste gegen die Ungläubigen um Hülfe baten. Peter unterstützte ihre Bitte durch wortreiche Ermahnungen so glücklich, daß die Gemüther der Anwesenden, durch diese trostreichen Zusprüche erhitzt, endlich nur eine Stimme hatten. Ein Jahr darauf wurde diese Versammlung zu Clermont in Auvergne (Owerne) erneuert. Hier kamen abermahls aus Frankreich, Spanien und Italien 14 Erzbischöffe, 225 Bischöffe, über 80 Aebte und eine unübersehbare Menge anderer Geistlichen zusammen. Der Papst Urban war diesmahl selbst gegenwärtig, auch sein treuer Peter stand an seiner Seite. Urban hielt eine feyerliche Rede, worinnen er bewieß, daß sich die Stadt Gottes, das h. Land in den Klauen der Ungläubigen und die Erbschaft Jesu Christi in den Händen seiner Feinde befinde; die heiligen Ortschaften, wo sonst seine Verehrer die Wunder angt-

ſtaunt hatten, die er zum Beſten der Menſchheit verrichtet, und wo er ſein Blut vergoſſen habe, wären nun den Mißhandlungen eines rohen, abſcheulichen von Gott verworfenen Volkes ausgeſetzt; es ſey alſo Verdienſt, dieſem Unheil zu ſteuern, denn Gott ſelbſt habe ihn beordert, die geſammte Chriſtenheit dazu aufzufordern. Es ſey ferner gar kein Zweifel, daß ihnen der Sieg bleiben müſſe, da Chriſtus ſelbſt ſein Kreutz und ſein Panier aus dem Grabe hervorſtrecke; wer alſo Neigung und Trieb ſpühre, ſich zu einem Zug nach dem gelobten Lande zu bequemen, dem wolle er, an des heiligen Petrus Statt, Ablaß für alle begangene und zukünftige Sünden ertheilen.

Dieſe Rede wirkte Wunder. Kein Auge blieb trocken, man hörte nur das Schluchzen der Verſammlung. Als Urban endete, rief alles was eine Stimme hatte: „Auf nach dem heiligen Lande, es iſt Gottes Wille! Gott will es ſo haben!“ Nun ſo laßt, verſetzte der Papſt, dieß euer Feldgeſchrey ſeyn, denkt und glaubt, daß es Gottes Wille ſey; das Kreutz, deſſen Schmach ihr rächet, ſey euer Panier!

Nach dieſen Worten ſank die ganze ehrſame Verſammlung auf die Kniee, ließ ſich von dem heil. Vater einſeegnen und den Ablaß ertheilen, nachdem ſie laut eine allgemeine Beichtformel nachgeplärrt hatte. Der Biſchof Adhemar, päpſtlicher Geſandter, ein Mann, der mit einem beſchränkten Verſtande eine groſſe Portion Aberwitz und Keckheit verband, bat den Papſt um die Erlaubniß, an dem Zuge Antheil neh-

men zu dürfen; und als er dieſe empfieng, ſo war er der erſte, der, um den andern mit einem guten Beyſpiel vorzugehen, ein Stück rothes Tuch in der Geſtallt eines Kreuzes auf den Rücken heftete, daher kommt es, daß alle diejenigen, die ein ſolches Kreuz trugen, Kreuzfahrer und ihr Feldzug nach Paläſtina ein Kreuzzug genannt wurde.

Wenzel. Auf dieſe Art fanden ſich wohl Menſchen genug, die in das heil. Land zogen?

Paſtor. Allerdings. Ganze Haufen, viele Tauſende kamen zuſammen, um mit vereinigten Kräften das heilige (faſt möcht' ich aber ſagen, das teufliſche) Abentheuer zu beſtehen. Jeder trug zur Vollbringung das ſeinige dazu bey, denn jeder handelte nicht ohne Nutzen; jeder wollte gewinnen. Der Papſt gewann am meiſten, denn gerade die Kreuzzüge füllten ſeinen Schatz und mehrten ſein Anſehen.

Einige. Wie ſo?

Paſtor. Einmahl gab er den teutſchen Königen und Kayſern vollauf zu thun, wenn ſie ins heilge Land zogen, ſie hatten alſo keine Zeit, ſich um das zu bekümmern, was mittlerweile in Europa geſchah; denn (kam es anders ſo weit,) war ja ein ſolcher Zug mit ſo viel Gefährlichkeiten verknüpft, daß es höchſt zweifelhaft war, ob je von den vielen Tauſenden nur Einer wieder zu ſeinen väterlichen Heerd zurückkommen würde. Da nun beſonders ganze Familien, Mann, Weib und Kind mit auszogen, ſo war es natürlich, daß dieſe, im Fall ſie nicht wieder nach Europa zurückkehrten, dem oder jenem Kloſter ihren ganzen Reichthum und ihre Güter verſchrieben, um ſich auch damit eine Stufe in dem Himmel zu erbauen.

Indeſſen nahmen die Groſſen des Reichs, als Könige und Kayſer an dieſem erſten Zuge noch keinen Theil, deſto gröſſer war die Anzahl ihrer Vaſallen. Der erſte, der das Kreutz auf ſeinen Rücken heftete, war ein reicher, begüterter Mann, der Graf Raymund von Toulouſe, (in Frankreich) welcher ſchon einmahl gegen die Türken gefochten, und nun aus ſchwärmeriſchen Eigenſinn wirklich die Abſicht hatte, ſeine letzten Kräfte der Ehre Gottes zu widmen. Ihm folgte der bekannte Herzog von Nieder-Lothringen, Gottfried von Bouillon, deſſen Bruder der Graf Balduin von Flandern, Graf Hugo von Vermandois (Vermandoa) (Bruder Königs Philipps I. von Frankreich,) Herzog Roberd von der Normandie, (älteſter Sohn des engliſchen Königs Wilhelm des Eroberers) der dieſes Zuges wegen ſein ganzes Herzogthum verpfändete, um Geld zu kriegen, der Graf Stephan von Blois (Bloa) und endlich der normänniſche Fürſt Bohemund von Tarent und deſſen Bruder Tankred (beyde Söhne des berühmten Herzogs von Apulien und Calabrien, Robert Guiskard). An jeden von dieſen Fürſten ſchloß ſich eine ungeheure Zahl von Lehnsleuten und andern Herren an, welche alle mit Leib Blut und Leben, jeder nach ſeinen Abſichten und Kräften, für die Ehre Chriſti und ſeines Reiches zu kämpfen gelobten.

Der fromme Peter war mittlerweile (nach ſeiner Art) nicht minder thätig geweſen. Die Hofnung zur Eroberung des h. Landes ebenfalls ſein Scherflein beizutragen, hat-

te ihn so sehr begeistert, daß er auf seine eigene Hand eine Armee von 15000 Menschen warb, die aus lauter losem Gesindel bestand. Gottfried von Bouillon, ein überaus erfahrner Krieger, der den Zug der Kreuzritter anführte, sah die Ohnmächtigkeit dieses undisziplinirten Haufens voraus und wünschte Petern nebst seiner Armee von sich zu scheiden. Peter nahm dieses Anerbieten gar nicht unwillig auf, sondern stillte sogleich Gottfrieds Wunsch dadurch, daß er mit seinem Haufen voranzog. Ihm gesellte sich ein teutscher Mönch Gottschalk mit 12,000 Teutschen (aus den Rheingegenden) und ein anderer, Volkmar, mit einer eben so starken Zahl, (Sachsen und Thüringer) zu. Inzwischen verstand Peter sich allenfalls wohl auf seine Reliquien, desto weniger aber auf Schild und Lanze. Da er dies lebhaft fühlte, so ernannte er einen gewissen Walther von Perejo (den man in der Folge nur spottweise Walther von Habenichts nannte) zu seinem Generallieutnant und vermehrte seinen Zug überall wo er durchmarschirte, dermaaßen, daß er bald auf hundert Tausende anschwoll. Die armen Juden (die freylich in der Stille über diesen Unsinn gespottet haben mochten) mußten leider! das meiste dabey leiden, denn als ein Anführer von diesem rohen Haufen, Graf Emrich von Leiningen, erfuhr, daß die Juden über seinen Zug ins heil. Land gelächelt hätten, so ließ er, unter dem Deckmantel der Religion, neunhundert Juden in Mainz als Feinde des Kreuzes Christi erbärmlich ermorden. Peter nahm seinen Marsch nach Hungarn, Als es ihm hier an Lebensmitteln zu mangeln anfieng, erlaubte er seiner Manschaft, zu rauben und zu plün-

dern, wie es ihr beliebte. Alle Heiligkeit schwand; doch, dachten sie, dem Reinen ist alles rein und plünderten und raubten, was ihnen unter die Hände kam. Dieß nahmen die Hungarn und Bulgaren sehr übel auf, sie fielen über das Lumpengesindel her und hieben 12,000 von ihnen zu Boden, nahmen ihnen alles Gepäcke und sogar die Weiber und Kinder. Der Schwarm zerstreuete sich und kroch vor Angst in die Wälder, hier überfiel sie der Hunger und verzehrte sie, viele starben auch an der Pest und an Krankheiten, die sie theils in den Ländern fanden, durch die sie zogen, theils schon mit von Hause gebracht hatten. Dem Mönche Gottschalk gieng es nicht viel besser.

Peter lief nun mit seinen Getreuen in den Wäldern umher, und suchte die verlohrnen Schaafe zusammen. Auch gelang ihm dies in so weit, daß er wenigstens mit Ehren bis nach Constantinopel kam, wo die Lücke seiner Armee mit einem herbeyeilenden Trupp von Lombarden, Genuesern, Piemontesern u. a. m. wieder ausgefüllt wurde. Der Kayser Alexius empfieng ihn anfänglich mit Freuden und theilte mit eben so viel Vergnügen allerley Lebensmittel aus; da aber die Undankbahren anfiengen, mit diesen unverdienten Gaben unzufrieden zu seyn und die vor Constantinopel gelegenen Schlösser und Burgen zu plündern, lies er sie schnell nach Kleinasien übersetzen, um sich ihrer zu entledigen. In Bithynien wurden sie von den Türken überrumpelt, welche sie denn so entsetzlich zurichteten, daß von dem ganzen ungeheuren Haufen, der Hunderttausende stark ausgezogen war, etwa 3000 am Leben blieben. Zum Glück oder Un-

glück für die heilige Wallfarth blieb der fromme Peter am Leben, obschon die Verzweiflung über das Alles ihn so heftig schüttelte, daß er in kurzen die Reise nach Constantinopel zurücklegte, und dort dem Kayser Alexius wieder erzählte, was seine heiligen Augen gesehen hatten. Der Kayser konnte ihm freylich keinen bessern Rath geben, als daß er Gottfried von Bouillons Ankunft erwarte, um das Weitere zu berathschlagen, worinn sich auch Peter fügte. Dieser erschien endlich mit einer Armee von 90,000 Mann, worunter sich 10,000 zu Pferde befanden. Alexius, der Peters Armee zu taxiren Gelegenheit gefunden hatte und sich noch wohl erinnerte, was sie ihm kostete, trauete nun eben so wenig dem neuen Haufen, der sich jetzt den Thoren seiner Hauptstadt näherte. Um vor Unfällen ganz zu sicher zu seyn, erbat er sich von dem Niederlothringischen Herzog Gottfried den Graf Hugo als Geisel mit der Forderung ihm als Herrn von Palästina den Eid der Treue zu schwören. Gottfried wollte davon nichts hören, rückte mit 80000 Mann vor die Stadt, und verwüstete, um den Kayser Furcht einzujagen, die Gegend um Constantinopel, indessen schlossen doch beyde Partheyen, um keines Absicht zu vereiteln, im Januar 1097 einen Vertrag mit einander, in welchem sich der Kayser anheischig machte, der Armee alle erforderlichen Lebensmittel zu liefern, dagegen versprachen die Kreuzfahrer, alle Städte, die sie im heil. Lande erobern würden, dem Kayser Alexius als sein errungenes Eigenthum einzuräumen.

Philipp. Ward denn dies Versprechen auch erfüllt?

Paſtor. Nichts weniger als das; keine von beyden Partheyen empfand die geringſte Neigung, es jemahls zu erfüllen. — Das Kreutzheer rückte mittlerweile aus und langte nach langen Unruhen und ausgeſtandenen Gefahren in Kleinaſien an, wo es im May (1097) gemuſtert ward. Die ganze Anzahl belief ſich nun auf 300,000 ſtreitbahre Männer ohne den Troß von Mönchen, Nonnen, Weibern, Kindern und loſem Geſindel, das ſich mit hinzu geſchlagen hatte.

Säuberlich. Da der Kayſer Alexius bey dieſem Zuge ſo intereſſirt war (denn es galt doch die Eroberung ſeiner verlohrnen Länder) ſo wunderts mich, daß er nicht auch einen Theil ſeiner Mannſchaft beyſteuerte.

Paſtor. O! das that er allerdings. Ich hab' es nur vergeſſen, zu erinnern. Er ſtellte 2000 Mann und lieferte auch im Anfange die verſprochenen Lebensmittel, welche durch die reichen Spenden der Genueſer und Piſaner, ſo wie der Venetianer, ſehr reichlich vermehrt wurden.

Die Armee rückte vorwärts nach den Grenzen des alten Sultans von Rum, Solimann, welcher in Nicaea (Isnick) ſeine Reſidenz hatte. Nicaea ward belagert, und im Monat Junius glücklich erobert, ohngeachtet der Sultan mit einer großen Heeresmacht ſich den Belagerern entgegenſtellte. Es kam zur Schlacht, worinnen die Kreutzfahrer viele Leute verlohren. Unter den ſchrecklichſten Kämpfen mit Hunger und Durſt rückten ſie endlich in Antiochien ein, denn da es in dieſen wilden Gegenden öfters gar keine Bäche und keine genießbahren Lebensmittel gab, ſo ſtieg öfters die Noth auf den höchſten Gipfel, und Gottfried

hatte nur immer auf ſchöne Worte zu ſinnen, um ſeine Leute von der Verzweiflung zu retten. Sie kamen vor Antiochien an und belagerten es ſieben lange Monathe. Da die Witterung grade ſehr übel war, (denn es regnete Tag und Nacht,) ſo verwandelte ſich die Gegend ihres Lagers bald in einen ſtinkenden Moraſt, der ſo viele Krankheiten erzeugte, daß Menſchen und Vieh haufenweiſe ſtarben. Von den 10,000 Pferden die ich vorhin erwähnte, blieben etwa noch 2000 übrig.

Marx. War denn die Stadt Antiochia ſo mächtig, daß ſie die Kreuzfahrer ſo lange vergeblich belagern mußten?

Paſtor. Ja! es war eine der mächtigſten Städte der alten Welt, ſie hatte vier Meilen im Umfang und hielt wenigſtens 300,000 Einwohner in ihren Mauern. — Da die Belagerung ſich in die Länge zog und Krankheiten aller Art unter den Kreuzfahrern zu wüthen begannen, ſo verlohren viele von den Anweſenden den Muth (worunter ſich, wer hätt' es denken ſollen! ſelbſt der fromme Peter befand) und verließen heimlich das Lager, auch Peter ſchlich ſich mit guter Manier bey Nacht und Nebel davon, und überließ die Eroberung des h. Landes denenjenigen, die ſein frommer Eifer hierher gelockt hatte.

Peter. Mein Nahmens-Vetter dauert mich doch! Ließen ihn denn die Kreuzfahrer ſo geduldig fort?

Paſtor. Nein! Tankred ſetzte ihm nach, brachte ihn glücklich zurück und forderte ihm einen

Eid ab, vermöge deſſen er ſich anheiſchig machen mußte, das Heer nicht eher zu verlaſſen, bis die heilige Stadt Gottes und das Grab Chriſti erobert ſeyn würde. Peter gelobt' es und blieb nun, weil er bleiben mußte.

Perls. Wurde denn die Stadt endlich noch erobert?

Paſtor. Ja, doch nicht durch die Kraft der Kreuzfahrer, ſondern durch die Verrätherey eines gewiſſen Phyruz, der den Chriſten in der Nacht vom 2 bis 3ten Junius 1098 eine Pforte öffnete, durch die ſie in die Stadt einzogen. Hier gieng es nun abermahls gräßlich zu. Die ſanftmüthigen Kreuzfahrer, (welche in der Abſicht auszogen, um das Grab ihres Herrn, des ſo frommen Dulders, der einſtmahls allen ſeinen Feinden vergab, trotz der Schmerzen, die er am Kreuze litt, wieder zu erobern), erlaubten ſich die ſchändlichſten Grauſamkeiten, ſteckten unmündige, lallende Kinder an Spieſen ins Feuer, ſchändeten Weiber und Mädchen und mordeten Alt und Jung. Nach kurzer Zeit ging die Noth von neuem an. Es begannen abermahls die Lebensmittel zu mangeln, und die Hungersnoth riß bald dermaaßen ein, daß man ungekochtes Leder verſchlang und die vor mehrern Wochen verſcharrten Leichname der Saracenen ausgrub, um ſie zu braten und den Hunger zu ſtillen. Ausgemergelt an Körper und Geiſt, durften es die Kreuzfahrer nicht wagen, die Stadt zu verlaſſen und weiter zu ziehen, noch weniger aber die veſte Burg anzugreifen, welche vor Antiochien auf einem

Berge ſtand, und in die ſich ein groſſer Theil der Türken geworfen hatte. Endlich ſchlug ſich der Aberglaube und die fromme Raſerey aufs neue ins Mittel. Ein Schwärmer fand eine Lanze, die er wohlweislich für den Speer ausgab, mit dem der römiſche Soldat die Seite Chriſti durchſtochen hatte. Dies (meint' er nun) bedeutete, man ſollte keck die Ungläubigen angreifen, Gott woll' es ſo haben.

„Gott will es ſo haben!" rief das ganze Heer, welches faſt vor Hunger nicht mehr ſchreyen konnte, und ſtürmte, alle Kräfte zuſammenraffend, das Schloß. Es ergab ſich nach einem langwierigen Widerſtande mit Verluſt. Mit eben ſo glücklichen Erfolg ſchlugen ſie das Lager des Sultans auſſer der Stadt in die Flucht. Man hatte ſich nun den Weg nach Paläſtina geöfnet, und das Heer der Kreuzfahrer, das durch die errungene Beute den Hunger aufs neue bezwungen hatte, marſchirte vorwärts, eroberte Tripolis (in Syrien), Tyrus, Sidon, Acre, Cäſarea nebſt andern veſten Oertern und erreichte (den 6 Juny d. Jahrs 1099) Jeruſalem. Acht Tage wurde die Stadt vergeblich belagert, am neunten ging ſie über und Gottfried von Bouillon zog als Sieger ein. Alle die Schriftſteller, die uns von den Folgen dieſes Sieges ein Bild entworfen haben, ſind nicht fähig, den Greuel zu beſchreiben, den die frommen Männer hier verübten. Die Blutſcenen in Antiochia nennen ſie gegen die in Jeruſalem nur Kinderſpiel, alles, was Odem hatte, Säugling und Mutter, Vieh und Menſchen (ſo bald ſie ſich nicht

zu den Haufen der Kreutzritter zählten) wurden das grauſame Opfer ihrer chriſtlichen Barbarey, die mit unmenſchlicher Härte alles niedermachten, was ſich ihnen in den Weg ſtellte. Dieſer Sieg verſchaffte dem frommen Peter den halb erloſchenen Ruhm wieder, man nannte ihn nun einſtimmig einen Propheten von Gott geſchickt. Peter lehnte aus frommer Demuth dieſe Lobſprüche ab und meynte, daß ſich der Nahme eines Propheten für ihn nicht wohl ſchicke, indem Gott nur durch ihn geſprochen habe, wie ehedem durch den Eſel Bileams. Das hieß die Demuth ein wenig weit treiben!

Der geſammte Haufe bot dem Ueberwinder, Gottfried von Bouillon, die Krone von Jeruſalem an, allein ſeine Beſcheidenheit lehnte dieſen Titel mit der Entſchuldigung ab, daß es ihm als einem ſchwachen Menſchen nicht gezieme, auf die Würde eines Königes Anſpruch zu machen, wo einſt Gott als ein ſolcher gewandelt habe. Er wolle nichts ſeyn, als ein Beſchützer des h. Grabes. Inzwiſchen fand ſich bald ein anderer, der nicht ſo beſcheiden dachte, wie Gottfried, es war ein päpſtlicher Legat, Nahmens Damberto, der nachher Patriarch in Jeruſalem ward, und dieſer übernahm im Nahmen des apoſtoliſchen Stuhls das neue Reich.

Müller. Nun? und Alexius gieng leer aus?

Paſtor. Nicht ganz, er bekam allerdings einen großen Theil des in Kleinaſien verlohrnen Landes wieder, aber die Hauptſache entgieng ihm dennoch. Die Eroberungen des h. Landes fielen nun in verſchiedene Hände. Edeſſa, welches Gottfrieds

Bruder Balduin erobert hatte, wurde der Hauptsitz eines besondern Staates, den er, nach seines Bruders Absterben (im Jahr 1106) mit Jerusalem vertauschte. Bohemund stiftete in Antiochia ein eigenes Reich, und Rhaymund herrschte zu Tripolis, und Tankred zu Tyberias.

So, lieben Freunde! endete der erste Kreuzzug. Ihr seht wohl, daß ich (ohngeachtet derselbe eigentlich nicht mit zur teutschen Geschichte gehört) etwas weitläuftig geworden bin, aber ich habe dies mit allem Bedacht gethan, weil die übrigen Kreuzzüge in die teutsche Geschichte sehr tief eingreifen; deshalb war es durchaus nöthig, gleichsam eine kleine Vorrede vorauszuschicken, damit ihr, wenn künftig davon die Rede ist, nicht, wie Blinde, im Dunkeln tappet.

Lasset uns nun zum sechsten Zeitraum fortgehen, der uns das teutsche Reich zeigt, wie es unter

Lothar den Sachsen vom Jahr 1125 bis auf Rudolf von Habsburg im Jahr 1272

aussah.

Unter den Regierungen Heinrichs IV und seines Sohnes Heinrich V hatte das teutsche Reich leider! weit mehr verlohren, als gewonnen. Die teutschen Fürsten wünschten daher mit Recht einen Mann auf den Thron, der in bessern Grundsätzen erzogen, zugleich auch Kraft und Stärke hätte,

um dem verwilderten Staate ein Retter zu seyn und ihm die längst ersehnte Ruhe wieder zu geben. Zwey Heinriche hatten hintereinander kein Glück gehabt und besonders die Sachsen heftig gedrückt, die letztern waren also besonders hoch erfreut, als Heinrich V ohne Erben starb. Sonst war das Volk bey der Wahl eines Königes allemahl gegenwärtig gewesen, diesmal kamen blos Fürsten, Prälaten, Grafen und Edle in einem Hofe zu Mainz zusammen und übertrugen (um ganz unpartheysch bey dieser neuen Wahl zu Werke zu gehen) zehn Personen, welche unter der Aufsicht des Mainzer Erzbischofs Adelbert standen, dieses schwere Geschäft. Nur dem Würdigsten sollte die Krone zugedacht werden. Zum Vorschlag kamen Herzog Friedrich von Schwaben, der Markgraf Leopold von Oesterreich und der sächsische Herzog Lothar. Friedrich und Leopold schienen gleich anfänglich nicht die geringste Neigung zur Regierung zu bezeigen, und ließen es sich auch gar nicht undeutlich merken, daß sie damit nicht gern etwas zu thun haben möchten; mithin ward Lothar (am 30 August d. J. 1125) einstimmig zum König gewählt, und, als er diese Würde so wie die übrigen abzulehnen suchte, mit Versprechungen dazu überredet. Zum Unglück für die Unabhangigkeit der teutschen Krone befand sich ein päpstlicher Legat bey der Wahl, der durch sein Ansehen so viel gewann, daß Lothar heilig versprechen mußte, seine Wahl in Rom vom päpstlichen Stuhl bestatigen zu lassen, daß er ferner die Kirche ehren und die Freyheit bey

den Wahlen der Prälaten nicht durch ſeine Gegenwart einſchränken wollte. Ueberdies kannte der Mainzer Erzbiſchof, der für das Wohl und die Ehre des Papſtes arbeitete, ſeinen Mann zu gut als daß er's nicht hätte keck wagen wollen, Lotharn zu allem zu miſsbrauchen, was ſeinen Planen gemaß war. In dieſer Rückſicht beſtätigte Lothar mit Freuden der Kirche ihre Vorrechte und Freyheiten; eine Schwachheit, die ihn noch tiefer erniedrigte, als ſeine Vorfahren, die Heinriche.

Niklas. Auf dieſe Art ſtand alſo wohl Lothar bey dem Papſte ſehr gut angeſchrieben?

Paſtor. Nur kurze Zeit, denn gleich im Anfange ſeiner Regierung begieng er einen Streich, der dem Papſte und allen teutſchen Fürſten nicht ſonderlich wohlgefiel.

Philipp. Ih! was war denn das?

Paſtor. Lothar nämlich hatte keine männlichen Erben, für die er einſt die Würde der teutſchen Reichskrone hätte aufſpahren können; um ſie alſo wenigſtens bey der Familie zu laſſen, verheyrathete er ſeine Tochter an den ſtolzen und mächtigen Herzog Heinrich von Bayern *), und gab ihm auch, um ſich denſelben ganz geneigt zu machen, das Herzogthum Sachſen. Herzog Heinrich ward durch dieſe Schenkung ungemein mächtig und erregte, ſeines ſchnöden abſprechenden Charakters wegen, bey den teutſchen Fürſten und dem

*) Man nennt ihn auch den Prächtigen, ſeiner Vermählung wegen, die außerordentlich prächtig gefeyert ward.

Papſte die gröſte Beſorgniß. Daß Lothar ſeinen Schwiegerſohn zum Freunde zu haben wünſchte, hatte noch überdies einen beſondern Grund, denn er hofte ſich dadurch eine Gegenmacht zu verſchaffen, weil die Herzöge von Franken, Conrad (welcher überdies nach der teutſchen Krone ſtrebte) und Friedrich von Hohenſtaufen vermittelſt des Erbes der Stamm- und Erbgüter der fränkiſch-ſaaliſchen Kayſerfamilie, welche in Heinrich V den lezten Beſitzer verlohren hatten, mit ihrer Macht ſeiner Sicherheit drohten. Conrad verdroß jene Schenkung heftig; er gieng nach Italien, wo ihn der Mayländiſche Erzbiſchof Anſelmus zum König der Lombardey krönte. Damit war jedoch der Payſt Honorius II nicht zufrieden, er that ihn in den Bann und hetzte ihm ſo viele Feinde auf den Hals, daß Conrad, ohne ſeine Macht beveſtiget zu haben, nach Teutſchland zurückkehren mußte. Inzwiſchen hatte Lothar (im Jahr 1130) den Sitz der Hohenſtaufiſchen Brüder, die Stadt Speyer (am Rhein) belagert und erobert und auch die Stadt Ulm (in Schwaben an der Donau) und Nürnberg (in Franken) weggenommen. Da auch bald darauf die Stadt Augsburg (in Schwaben) unter Lothars Bothmäſſigkeit kam, ſo wurde die Macht der Hohenſtaufe dermaſſen gedemüthiget, daß ſie (im Jahr 1135) zum Frieden genöthiget wurden. Conrad entſagte allen ſeinen Anſprüchen auf die Krone, behielt jedoch den ungeſtöhrten Beſitz ſeines Herzogthums und ſeiner Güter. Lothar that auch einen Zug nach Böhmen, wohin ihn der Prinz Otto rief, der mit dem Herzog Sobieslaus

in einer Erbfolgſtreitigkeit verwickelt war. Dreytauſend Sachſen befanden ſich in ſeiner Armee, welche er nach Böhmen führte, ſie wurden aber dergeſtallt geſchlagen, daß ſich Lothar mit einem unerſetzbaren Verluſte zurückzog, wozu noch kam, daß Otto im Gefechte ſein Leben verlohr. Lothar ſah ſich deshalb genöthiget, den Sobieslaus als den rechtmäſſigen Herzog des Böhmerlandes anzuerkennen. Während dieſer Unruhen ſtarb Honorius II und Innocentius II wurde mit Beyſtimmung von acht Cardinälen zum Papſt gewählt. Fünf andere widerſtritten dieſer Wahl und ernannten einen Gegenpapſt, Anakletus II (ſonſt Peter Leo genannt,) der noch überdies aus einem jüdiſchen Stamme gebohren war. Lothar nicht nur, ſondern auch der franziſche König Ludwig VI (der Dicke genannt) ſtimmten für den erſtern, den Innocenz. Lothar ſah ſich genöthigt, nach Rom zu ziehen, um ihn als den rechtmäſſigen Papſt zu beſtätigen. Für dieſe Gefälligkeit forderte der König die Abtretung der unter den letztern Heinrichen ſo beſtrittenen Rechte der Inveſtitur; aber Innocentius wollte davon durchaus nichts hören und meynte, daß ſolch' eine Nachgiebigkeit eine Verſündigung an der Kirche ſeyn würde. Da er hier nichts ausrichtete, ſo verſchob er dieſe Forderung auf eine gelegenere Zeit und gieng mit dem Papſte, der ihm bis Lüttich entgegen gekommen war, nach Rom. Hier fand er denn, daß Anaklets II. Parthey ſehr weit um ſich gegriffen, und daß er die äuſſerſte Behutſamkeit

nöthig

nöthig habe, um den Juden aus ſeiner in Beſitz genommenen Würde zu verdrängen. Sechs Wochen lang mußte Innocentius harren, eh es ihm gelang, ſich des Vaticans, der Peterskirche und der päpſtlichen Inſignien zu bemächtigen. Kaum aber war dies geſchehen, als Lothar von Papſt Innocentius zum Kayſer gekrönt, und noch überdieß mit den Gütern der Markgräfin Mathildis belehnt wurde, wofür jener (wie die Geſchichte verſichert) dem Papſte auf den Knieen den Eid der Treue geſchworen haben ſoll. Dieſe Demüthigung erregte den Spott der Römer, ſie behaupteten einſtimmig, Lothar habe den Papſt, nicht als Beſitzer der Mathildiniſchen Güter, ſondern als Kayſer den Eid der Treue geſchworen und ſo ſuchten ſie ihn durch ärgerliche Gemählde und Spottgedichte bey den Teutſchen verhaßt zu machen. Sie ließen ſogar den Kayſer in dieſer Stellung mahlen und fügten die Innſchrift bey:

„Rex venit ante fores, jurans prius urbis honores;
Post homo fit Papae, sumit quo dante coronam."

Marr. Was heißt denn das auf Teutſch?

Paſtor. Es heißt: der König kommt vor die Thore Roms, und beſchwört die Rechte dieſer Stadt, wird aber, um die Kayſerkrone aus ſeinen Händen zu empfangen, eine Creatur *) (oder ein Spielwerk) des Papſtes.

---

*) Homo kann auch hier heißen: Vaſall.

Lothar hatte Rom kaum verlaſſen, als Anaklets Parthey ſo mächtig wurde, daß ſie den vom Lothar beſtätigten Papſt ſeiner Würde entſetzte. Dieß machte einen neuen Zug nach Italien nothwendig, und da ſich Anaklet mit dem normänniſchen Fürſten Roger verbunden hatte, dem er aus Dankbarkeit für ſeine Hülfe den Titel eines Königes von Sicilien einräumte, ſo nahm Lothar dem Roger einen groſſen Theil ſeiner Beſitzungen weg und ſuchte ſogar das ganze Volk aus den italiſchen Staaten zu verbannen. Dagegen leate ſich aber der Papſt. Nach langen Unterhandlungen kam es endlich dahin, daß ein Herzog von Apulien von dem Kaiſer und dem Papſte gemeinſchaftlich ernennt und belehnt werden ſollte. Lothar marſchirte, als die Teutſchen anfingen, ſeine öftern Züge nach Italien mit bittern Tadel zu belegen, wieder nach Hauſe, ward aber noch auf dem Wege in den Alpenthälern vom Tode überraſcht und ſtarb den dritten Dezember 1137. Sein Leichnam wurde in Königslutter, einem von ihm geſtifteten Kloſter in Sachſen zur Erde beſtattet.

Lothar wird durchgehends als ein Mann von vielen ſehr liebenswürdigen Tugenden, die ſelbſt der Neid ihm nicht abſprechen kann, geſchildert. Er war tapfer, redlich und klug, nie kam Stolz oder Uebermuth in ſeine Seele, Gerechtigkeit ſchmückte ſein Scepter; nie ging ein Klagender ungehört von ſeinem Throne. Er liebte die Wiſſenſchaften mit warmen Eifer und entzog nie dem Gelehrten ſeinen Schutz. Auch war er nach den damahligen Begriffen ſehr fromm; denn manches Kloſter und mehrere

Abteyen haben ihm ihr Daseyn zu verdanken. Der einzige Fehler, der seinen liebenswürdigen Charakter in etwas entstellte, war jäher Zorn und eine fast zu grosse Nachgiebigkeit gegen seine Gemahlin, welche allerdings einen beträchtlichen Einfluß auf seine Handlungen hatte.

Als Lothar die Augen schloß, machte sich sein Schwiegersohn, Heinrich der Stolze die gröste Hofnung zur Krone und nahm die Reichskleinodien in Verwahrung, weil er seiner Macht gemäß bey sich selbst behauptete, daß ihm das Reich gar nicht entgehen dürfe. Aber er irrte sich gewaltig; die teutschen Fürsten haßten ihn seines Stolzes wegen, und zwar nicht mit Unrecht, da er es nicht einmahl der Mühe werth hielt, ihr Vertrauen und ihre Liebe zu gewinnen. Man zog ihm den fränkischen Herzog Conrad vor, der seit seiner erlittenen Demüthigung unter dem Kayser Lothar II, viel von seinem rauhen Betragen und Uebermuthe verlohren und eine fein gebildetere Seite angenommen hatte. Um den Anhängern des Herzog Heinrichs vorzukommen, versammelten sich die Stände in Coblenz (im Trierschen) und wählten hier einstimmig Conrad von Hohenstaufen zum teutschen König, womit Heinrich und seine Freunde freylich sehr unzufrieden waren, da man ihnen gar nichts davon gesagt hatte. Indessen sah sich der letztere gezwungen, die Reichskleinodien herauszugeben, zur Huldigung des neuen Königes aber wollt' er sich durchaus nicht verstehen. Conrad ward darüber äußerst unruhig, denn er fürchtete nicht mit Unrecht sei-

nes Gegners Macht und um diese zu mindern, lud er ihn auf den Reichstag nach Augsburg, wo er den Ständen bewieß, daß Heinrich nach den Reichsgesezzen nicht Besitzer von zwey Herzogthümern bleiben dürfe. Statt sich ohne Waffen dem Befehle des Königs zu fügen, erschien Heinrich mit einem sehr ansehnlichen Gefolge in der Ebene vor Augsburg. Dieß nahm Conrad übel und erklärte den Rebellen (wie er ihn nannte) auf einem andern Reichstag zu Würzburg (Hauptstadt des Bisthums im fränkischen Kreise) (im Jahr 1138) in die Reichs-Acht.

Niklas. Dadurch verlohr wohl Heinrich ziemlich?

Pastor. Ey wohl; Man nahm ihn in einer Versammlung zu Goslar seine Herzogthümer. Bayern empfing Leopold V. von Oesterreich; und Sachsen kam an Albrecht den Bären von Ballenstädt. Heinrich schwieg dazu nicht still, sondern griff nach den Waffen, allein der Tod überraschte ihn in Quedlinburg (am Harz) im Jahr 1139, wo er wahrscheinlich an Gift starb. Sein Bruder Welf nahm sich seines unmündigen Sohnes, Heinrich des Löwen an (der damahls sechs Jahr alt war) und führte den Krieg in Bayern fort, nachdem man ihm Sachsen freywillig ließ. Inzwischen war er gegen den oesterreichischen Leopold glücklicher, als gegen den König Conrad, der zu eben der Zeit die Stadt Weinsberg belagerte und einnahm. Conrad hatte den Einwohnern unversöhnliche Rache und den Tod geschworen, nur ein glücklicher Einfall rettete der Besatzung das Leben. Der verstorbene Dichter Bür-

ger hat diesen seltenen Zug teutscher Frauenliebe in einem Gedichte besungen. ...

Säuberlich. Ach! so eben besinn' ich mich. Es ist ja wohl die Romanze: Wer sagt mir an, wo Weinsberg liegt?

Pastor. Ganz Recht.

Einige. Was ist denn das für eine Geschichte?

Pastor. Ich will sie euch erzählen. Als nämlich die Stadt an Conrad übergieng, so ließ ihn die Herzogin von Bayern bitten, daß er ihr und allen weiblichen Einwohnern erlauben möchte, so viel auf ihren Rücken aus der Stadt zu tragen, als ihnen möglich sey. Der König, der im Grunde über diese Bitte lachte, erlaubte dieß um so williger, weil er wohl einsah, daß man auf den Rücken eben nicht viel fortschaffen könnte. Was geschah? Alle Weiber der Stadt trugen das Kostbarste, was sie hatten, ihre Männer auf den Rücken heraus, worüber Conrad so gerührt ward, daß er ihnen nicht nur alles, was noch in der Stadt war, schenkte, sondern ihnen auch volle Vergebung zusicherte.

Während dieser Kriege gieng es in Italien toll genug her. Die Römer entzweyeten sich mit dem Papste Innocentius (der sich nach Anaklets Tode auf dem päpstlichen Stuhl erhalten hatte), versagten ihm allen Gehorsam und wählten sich einen Patritius und Rathsherrn, denen sie gehorchen wollten. Zu gleicher Zeit luden sie den König Conrad zu sich ein, damit er bey ihnen wohnen und den erloschenen Glanz des alten römischen Kayserthums (wie es unter Augustus, und seine bessern Nachfolger

blühete) wieder herſtellen möchte. Dazu ſchüttelte aber der vernünftige Conrad ſehr weislich den Kopf, weil er die Unbeſtändigkeit und den Wankelmuth der Italiener recht gut kannte und es daher nicht einmahl der Mühe werth geachtet hatte, einen Zug nach dieſem Lande zu unternehmen.

Sigismund. Wo bekamen denn die Römer auf einmahl den Muth her, eine ſolche Revolution mit dem Papſte zu wagen?

Paſtor. Ein gemeiner Mönch, Arnold von Brescia, war die Veranlaſſung dazu. Er trat, als ein Schüler des groſſen Philoſophen Abelard's in Frankreich, öffentlich gegen die politiſche Gewalt des Papſtes auf und behauptete frey und unbefangen, daß, ſo lange der Papſt und die übrige Geiſtlichkeit im Beſitz unbeweglicher Güter und bey der Ausübung weltlicher Rechte bliebe, keine Einigkeit und kein Friede ſtatt finden könnte. Die Römer ſahen die Wichtigkeit und Wahrheit dieſer Vorſtellungen ein und machten mit den Innocenz einen Verſuch, der anfänglich glücken zu wollen ſchien, aber leider! nur zu bald ſeine Endſchaft wieder erreichte, denn Eugenius III. der klüger und einſichtsvoller war als Innocentius, fand bald Mittel, das alte Joch, welches die Römer zu zerbrechen wagten, aufs neue zu ſchmieden und ſie mit der beſten Art zu Sklaven des blinden Gehorſams zu machen. Hauptſächlich war es ihm nur darum zu thun, Conrads Auge von dieſen Szenen abzuwenden, denn wie leicht konnt' es geſchehen, daß er trotz des Eckels, den er bis jetzt vor einen Zug nach Italien geäuſert hatte, noch auf

den Einfall kam, das Andenken der ehemaligen römischen Kayser durch sein Beyspiel zu erneuern, und dann sah es freylich mit dem Ansehen des heil. Vaters schlimm genug aus. Dazu fand Eugen bald Mittel und Wege, in einem neuen Kreuzzuge, den er gegen die Sarracenen auf die Bahn brachte.

Peter. Wie kam er denn darauf?

Pastor. Auf die natürlichste Weise. Die Christen in Palästina wurden abermahls von den Sarracenen so heftig gedrückt, daß sie von den Abendländern, ihren Brüdern in Christo, Hülfe erfleheten, sie stellten zugleich die rührendsten Klagen an und meynten, daß sie sich nicht länger halten könnten und leider! das Grab Christi und die heil. Stadt bald in den Händen der Ungläubigen sehen würden. Eugenius gerieth in Feuer und schrieb einen beweglichen Brief an alle europäische Fürsten, worinnen er sie bey den Heiligsten der Religion beschwor, die bedrohete Ehre des Erlösers zu retten und (wenn sie dieß anders wollten) einem jeden Vergebung seiner Sünden auf lange Zeit zusicherte. Um seinen Ermahnungen die volle Kraft der Ueberredung einzuimpfen, schuf er sich einen neuen Peter in der Person des Abts Bernhard von Clairvaux (Clarwe) den er als einen schlauen und beredten Priester kannte, und welcher nun wohl unterrichtet durch Frankreich und Teutschland zog, um die Gemüther in Feuer zu setzen. Bernhard kam auch zu dem teutschen König Conrad und hielt, die Noth der armen Christen zu Palästina betreffend, eine so rührende Salbungsreiche Predigt, daß sich der König, dadurch aufs innigste gerührt, noch vor geendeten Got-

lebdienſt das Kreuz auf den Rücken heften ließ und ſeine Perſon willig und in chriſtlicher Geduld zum Kreuzzug herab. Das Beyſpiel des Königs machte auf die andern Fürſten groſſen Eindruck, diejenigen aber, welche nicht von der Parthie waren, legten wenigſtens ihre Fehden bey, um die frommen Kreuzritter in ihrem heiligen Zuge nicht zu ſtöhren. *) Dadurch ward mancher Frieden geſchloſſen, deſſen Gewisheit vorher nicht abzuſehen war. Der Friede ward ſo allgemein, daß man es für äuſſerſt ſchändlich gehalten haben würde, eine Fehde fortzuſetzen oder wohl gar anzufangen. Das Heer nun, welches Conrad nach Aſien führte, beſtund in 70,000 geharniſchten Reutern, ohne die Knechte, Weiber und Kinder, zwei andere Heere folgten ihm nach, welche aber gar nicht einmahl an den Ort ihrer Beſtimmung kamen, denn das eine bekriegte die benachbahrten Slaven, welche ſich wieder einmahl unartig bezeigten, das andere, welches aus Engländern, Flamändern und Rheinländern beſtand, eroberte die von den Arabern beſetzte Stadt Liſſabon, welche die Hauptſtadt des vor kurzem geſtifteten und noch bis auf dieſen Tag beſtehenden Staats Portugall war.

Dieſer heil. Zug begann mit einer neuen Grauſamkeit gegen die Juden als Feinde des Glaubens, für den er unternommen wurde. Mehrere wurden in der

*) Dies entſtand aus einer alten Gewohnheit; ſobald der König eines Landes auswärts Krieg führte, mußten alle innern Kriege aufhören bis auf die Zeit, wo er wieder zurück kehrte.

Stadt Nürnberg und auf den veſten Schlöſſern umher, wohin ſie ſich geflüchtet hatten, niedergehauen.

Der Marſch ging durch Hungarn nach Conſtantinopel, denn auf die Hülfe des griechiſchen Kayſers Emanuel hofte Conrad viel, weil er ſein Schwager war; dieſer that auch alles, was in ſeinen Kräften ſtand und ſchafte die Soldaten über die Meerenge und verſorgte ſie mit Lebensmitteln. Doch dies dauerte nur kurze Zeit, es gebrach bald der Armee an den Nothwendigſten, die Kreuzfahrer ſchrieen über Verrätherey, (weil ſie fanden, daß die Griechen die ihnen verkauften Lebensmittel mit Kalk und Gips vermiſcht hatten) die Griechen aber, über Raub und Mord; und endlich ward das Heer in den tiefen Gebirgen und Wüſteneyen ſo gar von ſeinen Wegweiſern verlaſſen. Ueberdem wurden ſie von der umherſchwärmenden leichten türkiſchen Reuterey von allen Seiten geneckt und gemißhandelt, ſo, daß in kurzem von den ausgezogenen 70,000 herrlichen Leuten nur noch 8000 Mann übrig waren. In Ptolemais (heut zu Tage Acre in Paläſtina) vereinigte ſich der König von Frankreich mit den Teutſchen, und beyde beſchloſſen Damaskus zu belagern. Allein auch damit glückt' es nicht, denn der König von Jeruſalem, der ſich nicht minder mit den Kreuzfahrern vereiniget hatte, ſuchte dieſe Abſicht auf alle Art zu vereitein, weil er befürchtete, daß einer von den abendländiſchen Prinzen ſich der Stadt unumſchränkt bemächtigen und ſeinem Reiche dadurch Abbruch thun möchte. Conrad bewieß jedoch bey dieſer Belagerung, wie tapfer er ſey. Man ſagt, daß er einen von Kopf bis

zu Fuß gepanzerten Türken von der rechten Schulter bis zur linken Rippe aus einander gehauen habe. Die Expedition kam nicht zu Kräften, und Conrad beschloß nach Hause zu gehen, ohne weiter etwas gethan zu haben.

Tobias. Ich dächte aber, da hätt' er sich schämen müssen.

Pastor. O! nein! er wußte sich und sein noch kleines Gefolge trefflich zu trösten.

„Wenn wir, sagt' er, diesen Kreutzzug auch nicht für das zeitliche Wohl unternommen haben, so ist er doch unserm Seelenheil zu statten gekommen!"

Auf diese Grundsätze sich stützend, beabsichtete er schon einen zweyten Kreutzzug, doch der Tod überraschte ihn; er starb zu Bamberg am 15 Februar des Jahres 1152.

Noch auf dem Todtbette hatte Conrad III. seinen Vetter Friedrich von Hohenstaufen, Herzog von Schwaben, zu seinem Nachfolger in der Regierung vorgeschlagen. Friedrich (nachher der Rothbarth, oder Barbaroſſa *) genannt) machte auch in der That diesem Vorschlag Ehre, denn er war an Geist und Körper ein schöner edler Mann, in welchem sich alle Tugenden eines Ritters vereinigten. Seine Wahl geschah zu Frankfurth, wo mehrere Fürsten, Aebte, Bischöfe, Grafen, Edle und Ritter aus allen Theilen Teutschlands zusammenkamen und auch nicht ein einziger widersprach der Wahl, weil Friedrich die größten Hoffnungen erregte.

*) Von barba (Barth) und ruber (roth)

Wecker. Erfüllt' er sie denn auch?

Pastor. Bey weitem nicht so, als man erwartet hatte, denn da er sein Augenmerk gröſtentheils auf Italien richtete, so zog das teutsche Reich daraus mehr Schaden als Nutzen. Er glaubte den römischen Kayser in dem hohen Umfange seiner Würde darstellen zu müssen und dieser Vorsatz, den er nach allen seinen Kräften auszuführen strebte, verwickelte ihn in eine Menge unangenehmer Händel, die ihn zwar hinlänglich beschäftigten, für sein Reich hingegen ohn' allen Nutzen blieben. Er zog nach Italien und entstellte hier seinen schönen Charakter durch Grausamkeiten, die man ihm gar nicht zugetrauet hatte. Als er nach Verona kam, ließ er die Gesandten, die man ihm aus der Stadt entgegenschickte, sogleich (ganz gegen alles Völkerrecht) an den nächsten Bäumen aufknüpfen. In Mayland, Caira, Asti und Tortona raubte und sengte er und den wahrheitliebenden Mönch Arnold von Brescia, der dem päpstlichen Stuhl so offen und wahr die Meynung gesagt hatte, überlieferte er dem Papste Hadrian IV. der ihn als einen Ketzer verbrennen ließ.

Marr. Pfui! das war von Friedrich schändlich genug!

Pastor. Urtheilt nicht zu früh. Wir wollen erst sehen, ob er nicht eines Theils zu diesem Betragen gezwungen ward.

Einige. So? wie ging denn das zu?

Pastor. Arnolds Grundsatze hatten bey den Einwohnern von Rom und den nahliegenden Staaten groſen Eingang gefunden. Der Bürgerstand strebte

besonders nach Unabhängigkeit und suchte, auf eine solche Umformung vorbereitet, der städtischen Verfassung die Bildung eines Freystaates zu verleihen. Man ernannte deshalb in jeder Stadt drey Consuln, welche die ausübende Gewalt hatten. Jeder Bürger genoß die Würde eines Ritters und übte sich in den Waffen; natürlich war diese Einrichtung ganz Friedrichs Planen zuwider, der jetzt die Absicht hatte, das ganze Italien unter sein unumschranktes Scepter zu bringen. Als er sich der Stadt Mayland näherte, (1153) erschienen zwey Abgeordnete von Lodi, welche Kreuze auf ihren Rücken trugen und ihn flehendlich baten, sie von dem Joche der mayländischen Regierung zu befreyen, von der sie heftig gedrückt würden. Friedrich schickte also ein sanftmüthiges Schreiben nach Mayland, in welchem er dem Magistrate eine billigere Behandlung gegen die Einwohner zu Lodi anempfohl. Aber was thaten die Mayländer? Sie warfen das Schreiben auf die Erde, traten es mit Füssen und stiessen gegen den teutschen König die schändlichsten Reden aus. Nun sann er freylich auf Rache, und übte sie schrecklich, wozu ihm Heinrich der Löwe (durch seinen männlichen Muth und seine Grosmuth so genannt) hülfreiche Hand bot; denn dieser, welcher sich durch die freywillige Wiedergabe seines Herzogthums Bayern dankbahr an Friedrich gefesselt fühlte, hieng von dieser Zeit an mit seltner Treue an ihm. Er führte seinem Wohlthäter ein ziemlich rüstiges Heer zu und rückte mit ihm (im Oktober 1154) durch die engen Pässe der Alpen und das Thal von Trident, in die Ebene von Verona vor. Zwischen Cremona und

Piacenſa auf den ronkaliſchen *) Feldern hielt er unter freyen Himmel einen Reichstag, auf den von allen Seiten Abgeordnete erſchienen, um ihm ihre Noth zu klagen; Friedrich brach auf und ſättigte ſeinen Durſt nach Unternehmungen, wie ich euch ſchon geſagt habe. In Pavia ließ er ſich zum Könia der Lombardey krönen und gieng von hier aus grade nach Rom, um ſich die Kayſerkrone aufſetzen zu laſſen. Bis Viterbo kam ihm der Papſt Hadrian IV. entgegen. Friedrich verſäumte, ihm (nach alter hergebrachter Gewohnheit) den Steigbügel zu halten. Dies nahm Hadrian ſehr hoch auf und weigerte ſich ihm den Friedenskuß zu geben. Friedrich gab nach und die Sache war ins Reine gebracht. Vor Rom erſchienen Abgeſandte des Senats, welche in einem ſehr gebietriſchen Tone von ihm verlangten, daß er die republikaniſche Regierung beſtätigen, ſie von der päpſtlichen Macht ganz befreyen, und um als Kayſer gekrönt zu werden, funfzig tauſend Pfund zahlen ſollte. Ueber dieſe Keckheit ohne Beyſpiel erſtaunte Friedrich nicht wenig; zürnend blitzt' er die Geſandten an und ließ durch ſie dem Senate melden, daß er dieſer Forderung lache, daß er ihr Herr und Kayſer ſey und daß es noch Geſetze gäbe, ſie zum Gehorſam zu bringen. Die Römer erhoben, über dieſe Rückantwort hoch entrüſtet, einen Aufſtand und empfingen den König, als er mit ſeinem Gefolge einzog, in den Waffen. Von beyden Seiten kam es zum Handge-

*) Roncaglia (Roncalaa) ein Ort in einer weiten Ebene nicht weit vom Fluſſe Po, wo die teutſchen Kayſer, wenn ſie ſich in Rom wollten krönen laſſen, alle lagen und Gericht hielten.

menge, die Römer aber zogen den Kürzern, indem 1000 Mann getödtet und 200 gefangen wurden. Nach dieser Niederlage ließ er sich am 18 Junius zum Kayser krönen, und kehrte, da dieß seine Krieger herzlich wünschten, nach Teutschland zurück. Hier übte er ein Beyspiel grosser Strenge. Es war nämlich (wie ihr wisset) hergebrachte Gewohnheit, daß, während der König abwesend und in andern Ländern in Krieg verwickelt war, keine Fehden statt finden sollten. Demohngeachtet war dieses Verbot von dem Erzbischof Arnold von Mainz und dem rheinischen Pfalzgrafen Herrmann übertreten worden. Der Kayser berief sie vor Gericht und verurtheilte sie mit unerbittlicher Strenge zur Strafe des Hundetragens, wovon jedoch der Erzbischof nachher ausgeschlossen ward, weil er ein sehr alter Mann war. Auch in Polen waren Unruhen entstanden. Dies Land ward damals von vier Brüdern gemeinschaftlich beherrscht. Uladislaus, (der älteste) wollte den übrigen dreyen die Herrschaft entreissen, ward aber, als er seine brüderliche Absichten zu deutlich merken lies, selbst verjagt. Der Vertriebene suchte Hülfe bey Friedrich I. Dieser gieng im Jahr 1157 nach Polen, brachte die Sache wieder ins Gleis und nöthigte zugleich die sämtlichen Brüder zu dem Versprechen, ihm zu dem nächsten Römerzug Hülfsvölker zu senden und ihrem vertriebenen Bruder Schlesien abzutreten.

Peris. Wars dem Kayser mit einem solchen Zuge Ernst?

Pastor. Allerdings!

Wecker. Das wundert mich doch, da er ja wohl ſahe, daß mit den Römern nichts anzufangen war.

Paſtor. Freylich, aber dieſer neue Zug hat eigene Urſachen, die ich euch jetzt mittheilen werde. Dieſe Urſachen lagen nämlich theils in neuen Empörungen, welche die unruhigen Römer veranlaßten, theils in einer Streitigkeit mit dem Papſte. Dieſer meldete nämlich dem Kayſer, daß der Biſchof von Lunden auf ſeiner Reiſe von Rom nach Dänemark in Lothringen beraubt worden und daß es nun des teutſchen Kayſers Pflicht ſey, dieſe Büberey zu beſtrafen, wozu er um ſo mehr geneigt ſeyn müſſe, da ihn die vielen Wohlthaten, die er von dem römiſchen Stuhle empfangen habe, dazu verpflichteten. Dem Kayſer mißfiel die letztere Bemerkung gar ſehr, auch allen anweſenden teutſchen Fürſten fiel ſie auf. Friedrich ſetzte deshalb die Ueberbringer dieſes Briefes ſehr heftig zur Rede und tadelte dieſen Ausdruck mit auffallender Bitterkeit. Darauf fragte einer von den päpſtlichen Geſandten, woher denn der Kayſer die Krone habe, wenn ſie ihm der Papſt nicht gegeben hätte? Das hieß Oehl ins Feuer gieſſen. Der Kayſer ergrimmte und der bayeriſche Pfalzgraf, Otto von Wittelsbach, (ein junger, feuriger Mann) zog das Schwerdt, mit dem er wahrſcheinlich dem Frechen den Kopf geſpalten haben würde, wenn es der Kayſer nicht verhindert hätte. Die Geſandten mußten binnen vier und zwanzig Stunden abziehen, ohn' Antwort und Friedrich meldete dieſen Vorfall ſogleich allen Fürſten ſeines

Reichs, mit dem Zusatze, daß er völlig überzeugt sey nicht der Papst, sondern die Wahl der teutschen Fürsten habe ihm die Kayserkrone verschaft, welche er nun auch mit Gottes Gnade vertheidigen wolle. Friedrich hielt es für nöthig, einen zweiten Zug nach Italien zu unternehmen, in welchem Vorsatze er um so mehr bestärkt ward, da der Papst in seinen stolzen Anmassungen immer weiter zu gehen drohete und Friedrich ein zu kluger Mann war, als daß er gesäumt hätte, sich diesen Kühnen so weit über den Kopf wachsen zu lassen, als etwa Heinrich IV. den Papst Gregor.

Mit einem mächtigen zahlreichen Heer unternahm nun der Kayser im Jahr 1158 den zweyten Zug nach Italien. Er bestand aus mehr als hundert tausend Mann, die meisten teutschen Fürsten mischten sich unter den Haufen. Sogar Professoren von der hohen Schule zu Bologna (Bolonga) befanden sich in dem Gefolge, die der Kayser in der Absicht mitnahm, um der trotzigen Mayländer willen, welche trotz seines Befehles, die von Friedrich abgebrannte Stadt Tortona wieder aufgebauet, und dagegen die von ihm geschützte Stadt Lodi abgebrannt hatten. Er belagerte Mayland und eroberte es nach fünf Wochen durch Hunger. Mit bloßen Füßen und den Schwerdtern auf dem Rücken, mußten die Consuln, der Adel und die Freyen, die übrigen aber mit Stricken um den Hals bey ihm im Lager um Gnade flehen; nun schworen alle Mayländer von 14 — 70 Jahren dem Kayser den Eid der Treue, nachdem der Magistrat

gistrat 9000 Mark Silber als Brandschatzung gelöset hatte. Nach der Einnahme der Stadt hielt Friedrich einen abermahligen Reichstag auf den roncalischen Feldern, um hier die Rechte auseinander zu setzen, die er als römischer Kayser auf Italien besitze. Hier kamen ihm die Professoren (welche Rechtsgelehrte waren) treflich zu statten, diese entschieden denn, daß alle Herzogthümer, Grafschaften, Gerichtsbarkeiten, Zölle, Münzen, Fischereyen, Mühlen, Weggelder und Steuern, Regalien (oder Rechte des Kayfers) wären und demselben ohne weiteres abgetreten werden müßten. Damit war denn der Kayser so sehr zufrieden, daß er aus Dankbarkeit alle Schenkungen seines Vorfahren an den Papst bestätigte. Die ihm zugesprochene Regalien trugen dem Schatze wenigstens 30,000 Pfund Silbers ein. Bey dieser Gelegenheit gab der Kayser auch einige Gesetze, die das Lehnwesen und die Erhaltung des Friedens in Italien zum Zweck hatten.

Der Papst Hadrian ward über Friedrichs Eigenmächtigkeiten immer unzufriedner, besonders tadelte er die wegen der Regalien, gemachten Verordnungen, wodurch den Bischöffen so viele Rechte entzogen würden. Er ließ deshalb dem Kayser in einem Schreiben seine Unzufriedenheit sehr bitter empfinden. Friedrich las dieses Schreiben mit dem größten Unwillen und befahl seinen Geheimschreibern, daß sie den Papst von nun an nicht mehr Ihr sondern Du nennen sollten. Das brachte den heiligen Vater aus aller Fassung. Um sich an dem verwegenen Kayser zu

rächen, ſchloß er mit den Mayländern und ſeinen Cardinälen ein Bündniß gegen den Kayſer. Die erſtern nahmen dieſes Erbieten mit Freuden auf, unter den letztern aber herrſchten verſchiedene Partheyen, einige waren auf des Papſtes, andere auf des Kayſers Seite. Der Kayſer erfuhr dies alles wieder, und ſchwor den Mayländern fürchterliche Rache. Ehe er aber noch zum Zweck kam, ſtarb Hadrian. Nun entſtanden neue Faktionen unter den Cardinälen wegen der neuen Wahl. Einige wählten den päpſtlichen Canzler Roland, der ſich Alexander III nannte, und ſich nach Frankreich flüchtete; die übrigen ernannten Victor III. Um den Streit zu entſcheiden, berief der Kayſer eine Kirchenverſammlung und beſchied die beyden Päpſte zugleich mit vor; allein Alexander ſtellte ſich nicht, aus Furcht, der Kayſer möchte mit ihm zu hart umgehen, und ſo wurde er in die Acht erklärt. Allgemein erklärte man nun Victor III. für den rechtmäſſigen Statthalter Chriſti.

Während dieſer Streitigkeit belagerte Friedrich (im Jahr 1192) Mayland und zerſtöhrte es. Er vertheilte die Einwohner in vier andere Städte und belegte ſie mit ungeheuren Abgaben. Die Gedrückten murrten darüber laut und verbanden ſich, daß ſie keinen Heller mehr oder weniger an den Kayſer bezahlen wollten, als was ſie vor Friedrichs Regierung gezahlt hätten. Dieſer Unwille gegen den Kayſer, der allgemein in Italien um ſich griff, wurde durch den Tod Victors III noch mehr erhöhet, denn Friedrich beſtätigte die Wahl Paſchal des III, den ſeine Anhänger zum Papſt ernannt hatten, ohne nach dem noch leben-

den Alexander III. zu fragen, oder nur einen Schritt zur Ausſöhnung mit ihm, zu thun.

Zehenter Abend.

Heute fuhr der Herr Paſtor in ſeiner Erzählung alſo fort:

Friedrich ſah wohl ein, daß ſeine längere Abweſenheit von Teutſchland in dem Innern deſſelben Unruhen erregen könnte; er zog alſo in ſein Reich zurück und hatte dabey beſonders die Abſicht, eine Macht auf die Beine zu bringen, mit der er allen fernern Empörungen in Italien trotzen könnte. Was die erſten betraf, ſo erregten beſonders die Unruhen zwiſchen dem Herzog Welf und den Pfalzgrafen von Tübingen ſeine Aufmerkſamkeit.

Peter. Warum lagen ſich denn dieſe beyden in den Haaren?

Paſtor. Aus keiner nicht ganz gemeinen Urſache. Der Streit betraf des Pfalzgrafen Partheilichkeit. Dieſer hatte nehmlich drey Straſſenräuber (deren es in dieſem Zeitalter in Menge gab) in ſeinem Gebiete auffangen laſſen. Zwey davon waren ſeine Unterthanen; dieſen gab er die Freyheit, der dritte gehörte dem Herzog Welf, und dieſen befahl er ſogleich aufzuhängen. Darüber nun bekriegt' ihn der Herzog. Mehrere Groſſe, die die Handlung des Pfalzgrafen tadelten, als z. B. die Biſchöffe von Speyer, Worms und Augsburg nebſt dem Herzog von Zähringen, traten aufs Welfs Seite; die Böhmen hingegen und Frie-

drich von der Rothenburg, Conrad III. Sohn, halfen dem Pfalzgrafen. Die Böhmen liessen ihrer Rache den Zügel schiessen und verheerten alles; darüber entrüstet, verurtheilte der Kayser den Pfalzgrafen, daß er als Urheber dieses ungerechten Streites den Herzog um Verzeihung bitten mußte, ihn selbst nahm er gefangen. Kaum war er mit der Ausübung seiner Gerechtigkeit zu Ende, als er mehrere teutsche Fürsten zu einen Zug nach Italien beredete und ihnen grosse Belohnungen verhies, wenn sie seinen Wünschen gemäß handeln und dem von Alexander unterdrückten Papst Paschal beystehen würden. Die Teutschen folgten seinem Befehl und zogen nach Rom, wo sie auch so glücklich fochten, daß der Gegenpapst Alexander nach Benevent (im Neapolitanischen) floh. Allein die Streiter genossen diesen Sieg nur kurze Zeit; eine verzehrende Seuche raste viele wackere Männer hinweg, und auf diese Art schmolz das Heer so sehr zusammen, daß Friedrich nach Teutschland zurückreisen mußte, um nicht der Rache zum Raube zu werden, indem alle Städte Italiens, die Friedrich durch eine Menge Abgaben (wie ihr bereits wisset) drückte, gegen ihn aufstanden und seinen Untergang beschlossen hatten. In Italien wurde der Arme gedrängt, in Teutschland gieng's ihm nicht viel besser; hier waren während seiner abermahligen Abwesenheit neue Zwistigkeiten zwischen den sächsischen Herzog Heinrich dem Löwen, dem Markgraf von Brandenburg und dem Landgraf von Thüringen entstanden. Diese nicht nur, sondern auch die Erzbischöffe von Cölln, Magdeburg und Bremen, die Bischöffe von Lübek und Hil-

desheim, und viele Grafen waren auf Heinrichs ungeheure Macht eifersüchtig und suchten ihn deshalb einzuschränken. Sie griffen ihn mit vereinigten Kräften an. Heinrich, der sich mit dem wendischen Fürsten Pribislaus verbunden hatte, vertheidigte sich so wacker, daß er den Beynahmen „der Löwe" empfieng. Friedrich, der dieses tapfern Mannes Hülfe gar nicht entbehren konnte, suchte ihm nach allen seinen Kräften beizustehen und vermittelte auch, auf sein Ansehen gestützt (im J. 1186) einen Frieden, der dem Herzoge alle seine Besitzungen im ungestöhrten Genusse aufs neue zusicherte. Heinrich fühlte sich durch dieses ädelmüthige Betragen des Kayfers sehr geschmeichelt, und gelobte ihm im Herzen treu und innig an ihm zu hangen; allein dieser Vorsatz wurde sehr bald vernichtet und ein Zufall stiftete die unversöhnlichste Feindschaft zwischen beyden.

Wenzel. Warum denn?

Pastor. Heinrich hatte (wie ich euch schon am vergangenen Sontag gesagt habe,) einen Oheim, den alten Graf Welf, der keine Kinder hatte. Um sein Leben gemächlich zu genieſsen, faſste dieser den Entschluß, seinem Neffen alle seine Güter gegen die Bezahlung einer gewissen Summe schon bey Lebzeiten abzutreten; doch Heinrich, welcher glaubte, daß diese Güter nach Welfs Tode überdies an ihn fallen müßten, weigerte sich, die Zahlung zu leisten. Welf fand sich dadurch nicht wenig beleidiget, und, um sich an Heinrich zu rächen, überlies er alle seine Besitzungen in Italien dem Kayser und setzt' ihn zum Erben der

übrigen ein, nachdem dieser seiner Forderung Genüge geleistet hatte.

Tobias. Das nahm Heinrich wohl ziemlich hoch auf?

Pastor. Allerdings. Wir werden bald erfahren, auf was für Art er sich an dem Kayser zu rächen strebte.

Jetzt zu einem neuen Zug, den der Kayser nach Italien unternahm. Seine Feinde waren immer mächtiger geworden, besonders suchten die Verehrer des Papstes Alexanders alle nur ersinnlichen Gelegenheiten auf, um Friedrich zu kränken; unter andern bauten sie dem Papste zu Ehren eine Stadt, die sie Alessandria (nach seinem Nahmen Alexander) nannten, welche die Gegenparthey zum Spott die Strohherne nannte, da die mehresten Häuser mit Stroh bedeckt waren. Friedrich belagerte gleich nach seiner Ankunft diese Stadt, fand aber so wichtige Gegenanstalten, welche ihm die Einnahme derselben unmöglich machten. Dieß schwächte jedoch seine Beharrlichkeit nicht im mindesten, um indessen sein Heer ansehnlich zu verstärken, hielt er an dem Comersee *) eine Zusammenkunft mit Heinrich dem Löwen, den er fast fußfällig bat, ihn bey dieser Belagerung mit Leuten zu unterstützen. Heinrich, der bey dieser demüthigen Bitte Welfs Güter im Auge behielt, blieb zwar kalt

*) Der Comersee (Lago di Como) ist der größte See in Italien, der zwar nicht breit, aber 12 teutsche Meilen lang ist, und die Schweitz und Italien von einander scheidet. Er hat 3 Busen, an dem einen liegt die Stadt Como, von der er auch den Nahmen erhalten hat.
A. d. V.

dabey, jedennoch versprach er dem Kayser, ihm seinen Wunsch augenblicklich zu gewähren, so bald er ihm die Stadt Goslar zum Eigenthum überlassen wolle. Friedrich schüttelte dazu den Kopf und Heinrich zog mit seinem Gefolge eben so kalt wiederum ab, als er gekommen war. Dies war die Ursache, daß der Kayser kurz darauf (am 29. May 1176) die Schlacht bey Lignano am Flusse Tessino verlohr, wo er nicht nur getödtet zu werden, in Gefahr kam, sondern auch seine Casse einbüßte. Dieser Verlust an Geld und Leuten machten den stolzen Friedrich so demüthig, daß er um Frieden bat und den Papst Alexander III. (dem er sich zu Füssen warf, um ihm den Pantoffel zu küssen) für den ächten Statthalter Christi erkannte. Alexander freuete sich innerlich über seinen Sieg und ertheilte ihm Seegen und Kuß. Nachdem sich nun der Kayser mit seinen Feinden in Italien verglichen hatte, eilte er unaufhaltsam nach Teutschland, um an dem Herzog von Sachsen, Heinrich den Löwen Rache zu üben. Kaum erfuhr man dies, als sich eine Menge Ankläger fanden, um Heinrichen zu stürzen. Die Bischöffe beschuldigten ihn der gröbsten Verbrechen und der Beraubung ihrer Kirchen und Klöster, und die weltlichen Herren schrieen über Schmälerung ihrer Rechte. Der Kayser ließ ihn demnach auf einen Reichstag vorladen. Heinrich war trotzig und erschien nicht. Dieß veranlaßte Friedrichen, ihn (1180) zu Würzburg in die Acht zu erklären und ihm alle seine Lehnsländer zu nehmen, ausser Braunschweig und Lüneburg, die man ihm als Erbländer nicht füglich rauben konnte. Ueberdies sah sich Heinrich genöthigt

auf drey Jahre Teutschland zu verlassen und nach England zu seinem Schwiegervater zu gehen. Auf diese Art stillte der Kayser seine Rache und gewann dadurch ausserordentlich viel, da er sich durch die Wegabe der eingezogenen Länder neue Freunde und Anhänger erwarb.

Hans. Wer waren denn diese?

Pastor. Das Herzogthum Bayern erhielt Otto von Wittelsbach, der Stammvater des pfalzbayerschen Hauses, doch mit Ausnahme der Stadt Regenesburg, die von dieser Zeit an eine freye Reichsstadt ward. Von dem Herzogthum Sachsen kam ein Theil, nämlich Westphalen, an den Erzbischof von Cölln; Ostphalen aber erhielt Bernhard von Anhalt, jüngster Sohn Albrecht des Bären, der die Städte Lauenburg und Wittenberg bauete und sie zu Hauptstädten erhob, nebst dem Titel eines Herzogs von Sachsen. Viele Grafen und Herren in Sachsen und Bayern machten sich bey dieser Gelegenheit unabhängig und entzogen sich der Herzoglichen Gewalt; Mainz, Magdeburg, Bremen, Verden, Paderborn, Hildesheim und Minden griffen bey einzelnen Stücken zu; die wendischen Fürsten in Meklenburg und Pommern waren nun nicht mehr sächsische Vasallen, indem sie unmittelbahr das Reich als ihren Oberherrn erkannten. Dadurch hörten die Herzogthümer, d. h. der Gewalt nach, nicht aber dem Nahmen nach, auf, sie waren alle zerstückelte Glieder, die nun Ein Haupt, den Kayser, hatten.

Friedrichs Freude über Heinrichs Demüthigung wurde noch vergrößert, als er erfuhr, daß sein mäch-

laster Feind, Papst Alexander (1181) die Welt verlassen habe. Seine Anhänger (oder der sogenannte lombardische Bund) verlohren ihre Kraft, und Friedrich athmete freyer. Dies hielt ihn nicht ab, den Frieden zwischen ihn und den lombardischen Städten zu Kostnitz zu gründen. Diese behielten alle von ihm bestätigten Gerechtsame, besonders das Recht, Bündnisse zu machen, Vestungen und Kriegsheere zu haben und ihre Obrigkeiten zu wählen, dagegen waren sie genöthiget, dem Kayser zu huldigen und sich aller der Rechte zu begeben, die ihm eigenthümlich zugehörten. Auf diese Art wurde die Verfassung Italiens regulirt und bestätiget. Er reiste selbst nach Italien, um diesen Frieden zu vollstrecken und vermählte dort seinen Sohn Heinrich (den man schon vor mehrern Jahren zum teutschen König ernannt hatte) mit einer Prinzessinn von Sicilien, Constantie, die schon ziemlich bey Jahren war und Heinrichs Mutter seyn konnte. Indessen was erlaubt sich die Politik nicht alles?! Friedrich stiftete diese Heyrath, um sich den König von Neapel zum Freunde zu machen und zwey Königreiche an die teutsche Krone zu erwerben.

Friedrich hatte sein siebzigstes Jahr angetreten, als die Nachricht aus Palästina in Teutschland erscholl, daß der tapfere Sultan Saladin von Aegypten, (1187) Jerusalem erobert habe. Der Papst (Gregor VIII) schickte einen Legaten nach Teutschland, um die Noth der morgenländischen Christen dem Kayser und den teutschen Fürsten ans Herz zu legen. Friedrich hörte mit Entzücken, trotz seines grauen Kopfes, diese Botschaft, denn sie reichte ihm neue Gelegenheit dar, sei-

nen Ruhm zu vergrößern. Er veranſtaltete ſogleich zu Nürnberg eine Reichsverſammlung und erhielt aus den Händen des Biſchofs von Würzburg das Kreuz. Seinem Beyſpiele folgten mehrere Grafen und Herren, z. B. der Herzog Friedrich von Schwaben, der Landgraf Ludwig von Thüringen, der Graf Poppo von Henneberg und andere mehr, dem ſich noch eine ganze Menge Biſchöffe und Mönche beygeſellten. Die Zahl der übrigen Edelleute belief ſich auf 4000. Kurz — es kam ein Heer von wenigſtens 150,000 Mann zuſammen. Friedrich ging bey dieſem Kreuzzuge behutſam und mit wahrer Klugheit zu Werke. Um ſeines Reiches Sicherheit während ſeiner Abweſenheit hinlänglich zu ſichern, entwarf er einen ſogenannten Friedebrief.

Säuberlich. Was verſteht man denn darunter?

Paſtor. In einem Friedebrief wurde ausgemacht, daß niemand bey ſchwerer Strafe einen Krieg führen (wenn er ihn nicht drey Tage vorher angekündigt habe) und Gebäude, Wein und Obſtgärten verheeren ſollte. — Nächſt dieſem Friedebrief befahl der Kayſer auch, daß jeder von den Kreuzfahrern (um alles liederliche Geſindel zu entfernen) wenigſtens drey Mark Silber aufzeigen müßte, wenn's ihm erlaubt ſeyn ſolle, die Reiſe mit zu machen.

Zu Anfang des Aprils des Jahres 1188 trat er endlich ſeinen Marſch an. Er ſuchte ſich den griechiſchen Kayſer zum Freund zu machen und ſchickte vorläufig Geſandte an ihn, die ihn von ſeiner Ankunft benachrichtigen ſollten. Die Geſandten kamen an, wur-

den ſehr gut aufgenommen, aber nach zwey Tagen mit Ketten und Banden belaſtet.

Einige. Ih! warum denn?

Paſtor. Dieſe Härte, die gegen alles Recht ſtritt, ſchrieb ſich von einem gemeinen Mönch her, der den griechiſchen Kayſer Friedrichs Abſicht auf eine ſehr unfreundliche Art vorzuſtellen ſuchte. Er meynte nämlich, daß der teutſche Kayſer Anſpruch auf ſein Reich machen und den Kreuzzug nach Paläſtina nur als Deckmantel gebrauchen wolle, daß er die Eroberungen des griechiſchen Kayſerthums ſeinem Sohne, dem teutſchen König Heinrich zugedacht und den Entſchluß gefaßt habe, ihn aus dem Reiche zu verjagen.

Hans. War denn dieſer Vorwand gegründet?

Paſtor. Vielleicht, vielleicht aber auch nicht. Indeſſen hörte der grichiſche Kayſer dieſe Warnung ſehr aufmerkſam an, und gelobte ſich ſelbſt, des Mönches Einſicht zu nützen. Sein Vorſatz gedieh vollends zur Reife, da der Sultan Saladin von freyen Stükken an ihn ſchrieb, daß er ihm Paläſtina abtreten wolle, wenn er den Teutſchen den Durchzug durch ſeine Staaten verböte. Mit Freuden nahm Angelus (ſo hieß der Kayſer) dieſes Erbieten an und erwartete nun die Teutſchen mit Verlangen. Als Friedrich ankam und ſich auf ſeine alte mit ihm geſtiftete Freundſchaft berief, verlangte Angelus, von ihm, daß wenn er ihm den Durchzug duech ſeine Staaten geſtatten ſollte, er ihm nicht nur Geiſeln, ſondern auch die Halbſchied ſeiner Eroberungen überlaſſen, und ſeine Lehnsherrſchaft anerkennen müſſe. Dazu wollte ſich, wie ihr leicht ermeſſen könnt, Friedrich

durchaus nicht verſtehen, er drohete, und Angelus, ein ſchwacher Mann, gab nach. Er verſtand ſich am Ende ſogar dazu, daß er ihm und ſeinem Heere 1500 Schiffe lieh, um es über die Meerenge von Gallipoli überſetzen zu laſſen; nicht zu gedenken, der reichen Geſchenke, die Friedrich von ihm empfieng. — Aber was glaubt ihr wohl, wenn dieſer Uebergang nach Kleinaſien geſchah?

Einige. Nun? Doch noch in dieſem Jahre?

Paſtor. Weit gefehlt! Erſt im Frühjahr 1190, alſo zwey ganzer Jahre ſpäter, als die Teutſchen ausgezogen waren; ſo lange lagen ſie in der Gegend von Conſtantinopel und kämpften mit Hunger, Elend, Krankheiten und den Schändlichkeiten der griechiſchen Chriſten, die ſie oft durch Mehl und Wein zu vergiften trachteten. Ihr Haß gieng ſo weit, daß der Patriarch von Conſtantinopel von der Canzel herab allen denen Ablaß für zwanzig Mordthaten gewähren wollte, die hundert Kreuzfahrer tödten würden. Und dies hörten noch obendrein die teutſchen Geſandten mit an, und mußten dazu ſchweigen, weil ſie Rache zu nehmen ohnmächtig genug waren.

Niklas. Das wundert mich doch. Nach Ihrer Verſicherung waren ja die Kreuzritter hundert tauſende ſtark.

Paſtor. Ihr habt Recht, Nachbar Niklas! Aber erinnert ihr euch nicht, daß das mächtige Heer ſchon ſo ſehr zuſammengeſchmolzen war, daß deren nur noch wenige Tauſende übrig blieben? Friedrich ſah ſich ſo gar genöthiget, ſeinen Sohn Heinrich um Hülfstruppen zu bitten. Doch auch das glückte nicht

ſonderlich. Er fand überall, wo er hin kam von Seiten der Griechen und Türken mächtigen Widerſtand. Als er (1101) endlich bis Armenien vorgedrungen war, raubte ihm ein kaltes Bad (am 10 Junius d. J.) in dem Fluſſe Saleph das Leben, nachdem er 39 Jahr über Teutſchland regiert hatte. Ein groſſer Theil ſeines Heeres kam um, oder ward in alle Welt zerſtreuet, Jeruſalem aber blieb unerobert. Der Eifer der abendländiſchen Chriſten (für die Ehre Jeſu zu kämpfen) erloſch jedoch nicht, es bildete ſich ſogar zu der Zeit eine Geſellſchaft (Orden) Ritter, welche dieſen Kampf fortzuſetzen gelobten und ſich beſonders anheiſchig machten, kranke und verwundete Chriſten in Paläſtina zu pflegen.

Niklas. Erhielt dieſer Orden einen Nahmen?

Paſtor. Ja! Er nannte ſich in der Folge der Orden der teutſchen Ritter vom Hauſe der Jungfrau Maria.

Friedrich war ein groſſer Mann von vortreflichen Eigenſchaften, der ſich nach Carl d. G. unter allen Kayſern am vortheilhafteſten auszeichnete. Der Hauptzug ſeines Charakters war Tapferkeit und Gerechtigkeit die er ſtreng und ohne Beyſpiel übte. Er war freygebig ohne grade ein Verſchwender; mäſſig ohne ein Geizhals zu ſeyn. Auch als Hausvater erſcheint er dem Forſcher ſeiner Geſchichte ehrwürdig, denn er liebte ſeine Gattin mit aller Zärtlichkeit und hieng an ſeinem Sohne mit liebenswürdiger Huld. Er ſchätzte die Gelehrſamkeit, ohne grade ſelbſt ein Gelehrter zu ſeyn, wozu ihn ſeine immerwährenden Kriege ohnedies nicht kommen lieſſen.

Er beſchenkte Kirchen und Klöſter, ohne grade ein Frömmler zu heiſſen, wie er denn davon mehrere Beyſpiele an den Tag gelegt hat. Demohngeachtet war er nicht frey von Fehlern und im Ganzen hat das teutſche Reich nicht viel durch ihn gewonnen, beſonders da er ſein Augenmerk zu ſehr auf Italien wandte, und mithin ſeine beſten Kräfte dem Vaterlande entzog.

Heinrich VI., Friedrich des Rothbarths Sohn, befand ſich eben auf einer Reiſe nach Italien, um dort das ſeiner Gemahlin Conſtantie zugefallene Reich der beyden Sicilien in Empfang zu nehmen, als er die Nachricht von dem Tode ſeines Vaters hörte. Da er ſchon König von Teutſchland war, ſo fehlte ihm nichts als die Kayſerkrone, die er auch erhielt, nachdem er dem Papſte Cöleſtin III. die ihm eben nicht getreue Stadt Tuskulum (Tivoli) und mehrere Güter überließ. Die Uebergabe der erſtern lieferte einen Beweiß von Heinrichs Blödſinn oder Niederträchtigkeit (ich weiß nicht, wie ich es nennen ſoll, denn ſie verrieth ſeinem Feinde einen Freund, der dieſes Stückchen um das teutſche Kayſerthum wahrlich nicht verdient hatte) Kaum hatte ſie Cöleſtin in ſeiner Gewalt, als er die Einwohner Tivolis ihrer Anhänglichkeit an dem Kayſer Friedrich wegen erbärmlich ermorden, und die Mauern ſchleifen ließ.

Als Heinrich gekrönt war, gieng er nach Apulien um das Erbe ſeiner Frau in Beſitz zu nehmen. Doch das gieng nicht ſo leicht, als er anfänglich vermuthete. Die Einwohner widerſetzten ſich mit den Waffen in der Fauſt und wählten ſelbſt einen König, den Sohn eines unehligen Sohnes des erſten Königs, Roger II. einen

gewissen Grafen Tankred. Zum Glück für ihn lebte dieser Tankred nicht allzulange, er hinterlies einen unmündigen Sohn, Wilhelm III. der leider! durch üble Rathschlüsse geleitet zaghaft genug war, Heinrichen die Krone der beyden Sicilien zu Füssen zu legen und sich seiner Barmherzigkeit zu empfehlen; allein Heinrich dachte schlecht genug, diese Ergebenheit auf das schändlichste zu mißbrauchen, er ließ den unglücklichen Wilhelm die Augen ausstechen und ihn in ein Kloster sperren. Mehrere Grosse, die er des Hochverraths beschuldigte, verwies er in Ketten nach Teutschland, andere ließ er aufknüpfen, spiessen und verbrennen; Genueser und Pisaner, welche treu an ihm gehangen und ihm die Stadt Neapel durch ihre Bischöffe erobert hatten, belohnt' er mit dem schnödesten Undank und die grossen Schätze der sicilianischen Könige, welche in Palermo aufgehäuft lagen, ließ er nach Teutschland bringen. *) Kurz, Heinrich zeigte sich hier als einen der maassen schändlichen Menschen, daß ihn die Italier nur den Bluthund nannten.

Einige. Nun! wahrlich, dieser Nahme gebührte ihnen nicht mit Unrecht.

Pastor. Als er durch dergleichen Grausamkeiten seine Herrschaft in Sicilien hinlänglich begründet hatte, so sucht' er auch in Teutschland sein Ansehen zu mehren. Schon vorher hatt' er einen kleinen Zwiespalt mit Heinrich dem Löwen gehabt. Es ist euch bekannt, daß sich dieser sonst so

*) Man sagt, daß er 160 mit lauter Kostbarkeiten beladene Rosse nach Teutschland gesendet habe. Wahrlich! eine (den damahligen Zeiten angemessene) höchst fruchtbare Aussteuer!

mächtige Mann von Heinrichs Vater nach England verwieſen ſahe. Er litt dies geduldig, hoffte aber, daß man ſeine übrigen ihm in Teutſchland überlaſſenen Beſitzungen in Ruhe laſſen würde; da dies jedoch nicht geſchah, ſo kehrt' er ſchon bey Friedrichs Lebzeiten nach Teutſchland zurück und erfochte beträchtliche Vortheile gegen ſeine Feinde. Heinrich VI hielt dies für unerlaubt und bekriegte ihn, indeſſen ward ein Vertrag vermittelt, worinnen Heinrich der Löwe ſich anheiſchig machte, die Mauern von Braunſchweig niederzureiſſen, und alle eroberten Beſitzungen zurückzugeben, auch ſeinen älteſten Sohn Heinrich dem Kayſer mit nach Italien zu ſenden. Dieſer vermählte ſich, um das Band noch veſter zu ſchlingen, mit der Erbtochter des rheiniſchen Pfalzgrafen Conrads, der ein Oheim des Kayſers war.

Säuberlich. Wie beveſtigte denn Heinrich ſeine Gewalt in Teutſchland? Etwa auch durch eine Folge von Grauſamkeiten?

Paſtor. Ih nun, wenn auch nicht durch Grauſamkeiten, doch durch eine Gewalt, welche die teutſchen Fürſten ohnmöglich billigen konnten. Er gelobte nämlich, das Königreich Sicilien auf immer mit dem teutſchen Reiche zu vereinigen, die Erbfolge der Weiber, und entfernten Verwandten im Reichslehen zu geſtatten und ſeinem Rechte auf die Verlaſſenſchaften der Biſchöfe zu entſagen, wenn die Stände — Teutſchland ſeinem Geſchlechte erblich überlaſſen wollten, denn wie euch bekannt iſt, lieben Freunde! ſo war Teutſchland bis auf dieſen Zeitpunkt ein Wahlreich geweſen.

Hans.

Hans, Giengen denn die Teutſchen dieſe Bedingungen ein?

Paſtor. Einige allerdings, doch die Erzbiſchöffe von Mainz und Cölln, ingleichen die ſächſiſchen Fürſten, ſetzten ſich derſelben ſo ſtandhaft entgegen, daß Heinrich von ſeinem Entſchluſſe ablaſſen und weiter nichts erhalten konnte, als daß ſein Sohn Friedrich zu ſeinem Nachfolger ernannt wurde.

Perls. Wie ſah es denn in Sicilien aus?

Paſtor. Ach! ſchlimm genug! Die Sicilianer, welche ihren Oberherrn auf das bitterſte haßten, konnten ſich nicht an Heinrichs Grauſamkeiten gewöhnen und erregten neue Unruhen. Um dieſe zu ſtillen, war er eben entſchloſſen, einen Marſch dahin zu unternehmen, als die morgenländiſchen Chriſten, aufs neue von den Türken jämmerlich gedrückt, die Abendländer um Hülfe anflehten. Heinrich ſuchte die teutſchen Fürſten zu einem neuen Kreutzzug zu bereden und bat ſie faſt dringend, ſie möchten ihren Weg über Sicilien nehmen, damit die Einwohner dieſes Landes vor der großen Anzahl erſchräcken und um Friede bäten. Auf dieſe Art hoft' er mit einer Klatſche zwey Fliegen zu tödten! Trotz dem, daß die Kreutzzüge eine unglaubliche Menge Menſchen gekoſtet hatten, ohne die Ehre des Grabes Chriſti gerettet zu haben, ſo ließ ſich doch ein groſſer Theil der teutſchen Fürſten beſchwatzen, nochmahls ein ſolches gefährliches Unternehmen zu beginnen. In Lübeck allein nahmen 400 Mann das Kreutz, und der Erzbiſchof Konrad von Mainz, war der Anführer des Heeres, welches nach einem kur-

gen und fruchtlosen Aufenthalt in den sicilianischen Gefilden nach dem gelobten Lande abseegelte. Die Früchte, die die Kreuzfahrer hier erndeten, waren, wie alle andere vorher, nicht der Mühe werth, wie schon die Belagerung eines vesten Schlosses, Nahmens Chlorut h, bewieß, welche gänzlich mißlang. Noch waren die Fürsten nicht zurück in ihr Vaterland gekommen, als Heinrich in Sicilien, wahrscheinlich durch die Vergiftung seines eigenen Weibes im J. 1198. starb; denn es mußte sie natürlich sehr schmerzen, daß er das Land, in welchem sie gebohren war, auf so eine empörende Weise mißhandelte; Heinrich starb unbeweint, denn fast keine einzige gute That begleitete ihn ins Grab, indem sein Charakter stolz und grausam war. Wer hätt' ihn lieben sollen? Von seiner Grausamkeit zum Beschluß nur noch ein einziges Beyspiel, welches mich aller andern überhebt: Als er nämlich nach Sicilien kam, um den Ausbruch zu stillen, der hier ausgebrochen war, so sucht' er sich besonders eines Grafen Jordan zu bemächtigen, welcher ihm als der Anführer der Rebellen genannt wurde. Er erhielt ihn auch wirklich gefangen und bestrafte ihn auf eine Art, die alles menschliche Gefühl empört. Jordan wurde nämlich, trotz allen Vorbitten, die man an das unmenschliche Herz des Kayſers wagte, auf einem eisernen glühenden Sessel nackend niedergesetzt und ihm eine Krone von Gold mit eisernen Spitzen tief in den Kopf gedrückt!

Alle. Das ist abscheulich!

Pastor. Ja! wohl! lieben Kinder! und das um so mehr, da Heinrich kein Kannibale sondern ein Christ war, dessen Priester und Religion, Duldung und

Barmherzigkeit lehrten. Hinweg von dieſem Greuelmenſchen, der ſeinen erhabenen Vater noch im Grabe beſchimpfte!

Als er tod war, athmeten die Italiener zum erſtenmahl wieder freyer, denn ſie hatten ihn, wie billig, als einen grauſamen Tyrannen gehaßt, der Papſt Innocentius III. benutzte dieſe Stimmung und ſuchte die Gluth des Haſſes, die jetzt in allen Herzen gegen die Teutſchen ohn' Ausnahme loderte, noch mehr anzufachen. Es dauerte auch nicht allzulange, ſo war Teutſchlands verhaßte Herrſchaft in Italien ganz aufgelöſt und viele Herzogthümer, Grafſchaften und Städte erkannten den päpſtlichen Stuhl von neuem als ihre Oberherrſchaft an. Auf dieſe Weiſe bildete ſich der damahlige groſe und wichtige Kirchenſtaat!

Indeſſen war es nöthig, daß die Teutſchen einen neuen König wählten. Die Stände hatten zwar ſchon bey Heinrich des VI. Lebzeiten verſprochen, ſeinem Sohne Friedrich die Crone zu geben, aber man empfand jetzt nicht die gemindeſte Luſt, ſein Verſprechen zu erfüllen, zumal da der junge Friedrich erſt 3 Jahr alt war und ſich noch überdies in Italien befand. So wenig nun ſeine Wahl in Betrachtung kam, ſo entſtanden dennoch zwey Partheyen. Eine davon wählte Heinrichs Bruder, den Herzog von Schwaben Philipp, die andere hingegen ernannte Heinrichs des Löwen zweyten Sohn, Otto. Auf dieſe Art entſtanden zwey Beherrſcher des teutſchen Reichs, den erſtern krönte ein päpſtlicher Legat zu Mainz, den andern der Erzbiſchof von Cöln zu Aachen.

Sieglsmund. Kamen sich denn da die beyden Herren nicht ins Handgemenge?

Pastor. Allerdings! Jeder suchte den andern zu entthronen, zu buhlen, mithin jeder um die Gunst des Papstes der hier allein Richter seyn und entscheiden sollte. Papst Innocentius III. ein äuserst kluger und feiner Kopf, wandte gleich Anfangs auf diese Zwistigkeit sein besonderes Augenmerk. Seine Wahl fiel auf Otto.

Hans. Warum denn?

Pastor. Der Grund, den er angab, lag in der Mehrheit der Wahlstimmen, welche Otto vor sich hatte, denn selbst ganz Moyland erklärte sich mit allen seinen Bundesgenossen für ihn. Inzwischen lag wohl eine ganz andere Ursache zu Grunde, nämlich die, daß der Papst die Hohenstaufen herzlich haßte und sie vom Kayserthrone zu entfernen gelobt hatte. Dies war auch das Motiv, warum er den jungen Friedrich von der Regierung ausschloß. So vortheilhaft dieser Ausspruch des Papstes für Otto IV. auch immer seyn mochte, so wenig erhielt dieser dadurch in Teutschland Anhänger, denn er war grade so arm, als Philipp (Erbe von Heinrich VI. unermeßlichem Vermögen) reich war, welches ihm denn sehr zu statten kam, um über Otto IV. die Oberhand zu gewinnen! Nun wurde das arme Teutschland zehn Jahre lang ein Schauplatz des Jammers und der Verwüstung, beyde Kayser geriethen in die heftigste Erbitterung gegen einander und bekriegten sich auf die hartnäckigste Art, ohne dabey etwas sonderliches zu gewinnen. Endlich neigte sich auch der Papst, dem Philipp einen Beytrag zum

Kreuzzug geboten hatte, auf des letztern Seite, und rieth dem Otto, daß er sich mit Philipp versöhnen sollte. Philipp lieh diesem Ausspruche willig sein Ohr, und bot Otto'n, um ihn zu festen, seine Tochter Beatrix und das Herzogthum Schwaben, zur Aussteuer an; doch dieser wollte davon durchaus nichts hören und rüstete sich aufs neue, um seine Kayserwürde mit gewafneter Faust zu vertheidigen. Otto gewann aber nicht durch seine Tapferkeit sondern durch das Spiel des Zufalls, das hier die Karten mischte.

Einige. (neugierig) So? Philipp trat wohl zurück?

Pastor. Er selbst nicht, aber der Tod war Ursach, daß er zurücktreten muste — und zwar ein schimpflicher, gewaltsamer Tod. Philipps wärmster Freund nämlich war zu der Zeit der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, ein Mann von ungemeiner Tapferkeit und seltenem Geiste, wie er denn das schon unter Friedrich des Rothbarths Regierung hinlänglich bewiesen hatte. Aber der Wittelsbacher war zugleich bey allen seinen Tugenden sehr stolz, aufahrerisch und ungemein ehrgeizig. Es schmeichelte ihm, daß ihn Philipp, als er ihm einst einen groſsen Dienst erwiesen hatte, eine von seinen Töchtern versprach. Da aber Otto von Zeit zu Zeit auf die Erfüllung dieses Versprechens vergeblich harrte, so erinnerte er den Kaiser bald darauf in einer freundschaftlichen Unterredung daran; Philipp besann sich, aber trotz dem allen sucht' er auf alle Art Ausflüchte zu machen. Otto, darüber äuſserst misvergnügt, wollte nicht länger bey ihm bleiben und bat ihn deshalb um ein Empfehlungsschreiben

an den König von Polen, unter deſſen Fahnen er Kriegsdienſte zu nehmen, und durch wackere Thaten ſein Schwiegerſohn zu werden meynte. Philipp, der dieſen zornigen Mann, welchen er von dieſer Seite recht gut kannte, nicht trauete, verſprach ihm zwar das Schreiben, ließ es ihm auch vorleſen, wußt' es aber mit einem andern zu verwechſeln, worinnen Ottos Charakter in ſehr ſchwarzen Farben geſchildert ſtand. Otto merkte dieſe Verrätherey und erbrach das Schreiben, worinnen er freylich die gute Meynung, die Philipp dem König von Polen in dem erſtern Schreiben beygebracht hatte, mit einer ſehr ſchlechten abgelöſt fand. Er war auſſer ſich und flog wie auf Flügeln des Windes nach Bamberg, ſetzte Philipp ſehr heftig zur Rede und ſtieß ihn in der Wuth, in die ſein ganzes Selbſt aufgelöſt war, am 21. Junius 1208 das Schwerd in den Nacken. Auf dieſe Art ſah ſich Otto IV. auf einmahl von ſeinem königlichen Nebenbuhler glücklich befreyet. Man erkannte ihn nun einſtimmig als König der Teutſchen, nur verband man mit dem Antritt ſeiner Regierung die ausdrückliche Bedingung, daß er den Tod ſeines Nebenbuhlers rächen müſſe. Er that dies willig und erklärte den überdies flüchtigen Otto von Wittelsbach in die Reichsacht, welcher denn bald darauf von dem Reichserbmarſchall von Kalatin getödtet wurde. Otto IV. vermählte ſich mit des ermordeten Philipps Tochter, die ihm als Brautſchatz 350 Güter (ein ſchönes Erbtheil!) mtbrachte. Papſt Innocentius unterſtützte ihn ſehr eifrig und verſprach ihn ſogleich zum Kayſer zu krönen, wenn er einige Bedingungen eingehen würde.

Müller. Aha! das hab' ich gedacht, damit ist der h. Vater immer gleich da!

Pastor. Er hat Recht, denn niemand weis sein Interesse besser zu beobachten, als der Papst. In unsern Zeiten ist es jedoch etwas anders geworden.

Wekker. In was bestanden denn die Bedingungen?

Pastor. Otto mußte sich anheischig machen, die freye Wahl der Prälaten nicht zu stöhren, die Berufungen an den Päpstlichen Stuhl in Kirchensachen zu gestatten, sich niemahls in geistliche Dinge zu mischen, den Papst in Sachen der Ketzerey (denn damahls waren in Savoyen die sogenannten Waldenser entstanden, von welchen ich euch in Luthers Leben erzählt habe) kräftig beizustehen, und ihm die Länder in Italien von Ludwig des Frommen Zeiten an, als alleinigen Besitz zu lassen. Otto IV. versprach alles und die Kayserkrönung erfolgte von Seiten des Papstes in der gröfsesten Freundschaft. Aber diese letztere währte nur kurze Zeit, denn als Otto die Güter zurückforderte, die sich der päpstliche Stuhl in neuern Zeiten zugeeignet hatte, so verwandelte sich das heitere Wetter am päpstlichen Himmel. Innocentius Huld schwand; sein Herz kochte Groll und Rache. Er schleuderte über Otto den Bannstrahl aus, als dieser eben in Apulien war, um seinen Vetter Friedrich, der ihm Feinde erwecken wollte, zu bekriegen. Otto liefs sich durch den Bann in seinen Unternehmungen nicht stöhren, sondern eroberte (1210 und 1211) einen groſsen Theil dieses Reiches. Als der Papst sahe, daſs sich Otto IV. an seinen Bannstrahl nicht kehrte, so sucht' er es auf eine andere Art

anzuarreiſen; er überredete den Erzbiſchof Sieafried von Mainz, daß er den Kirchenbann in Teutſchland bekannt machte und gab ſich alle Mühe, die Fürſten dahin zu bringen, den neapolitaniſchen König Friedrich (Heinrich VI. Sohn) zum teutſchen König zu wählen. Nun ſah ſich Otto genöthiget, nach Teutſchland zurückzugehen, um den Schaden zu verbeſſern, den Sieafrieds Bosheit angerichtet hatte. Friedrich, dem der Landgraf von Thüringen und Schwabenland ergeben war, zog ihm nach, um ſich Otto'n als Gegenkayſer aufzuwerfen. Otto würde wahrſcheinlich über ihn den vollkommenſten Sieg erfochten haben, wenn er ſich nicht unterdeſſen in andere Händel gemiſcht und dadurch ſeine Macht geſchwächt hatte. So bekriegt' er den König von Frankreich, der Friedrichs Freund war (im Jul. 1214) griff ſeine Truppen bey Bovines (Bovine) in Flandern an, ward aber, trotz ſeiner groſſen Tapferkeit, die er hierbey bewies, gänzlich geſchlagen. Auf dieſen Verluſt verließen ihn mehrere ſeiner Anhänger, und die Stadt Cöln, ſein Bruder Heinrich aber genoß die Kränkung, um ſeinetwillen in die Acht erklärt zu werden. Otto zog ſich entkräftet und von allen ſeinen Freunden verlaſſen, auf ſeine Erbgüter zurück. Hier lebt' er in der gröſten Einſamkeit wie ein Mönch und erlaubte ſich allerhand ſonderbare Bußmethoden, um Gott zu verſöhnen, worunter denn auch die gehört, daß er ſich von ſeinem Küchenjungen mit Füßen treten ließ. Er lebte noch einige Zeit und ſtarb im Jahr 1218. auf ſeinem Schloſſe Harzburg ohnweit Goslar.

Friedrich II. ward in Goslar gleich nach Ottes Tode von den Groſſen des Reichs einſtimmig zum König erwählt. Der Papſt ſuchte, wie immer, auch hierbey zu gewinnen, und hatte ſchon vorher den teutſchen Thron zur Bedingung gemacht, nämlich, daß Friedrich ſeinem Sohne Heinrich (den er im 16 Jahre gezeugt hatte) das Königreich Neapel abtreten und dies Reich von Teutſchland auf immer ſondern wolle.

Sauberlich. Ich ſehe aber doch nicht recht ein, warum der Papſt Innocentius dem König Friedrich ſo wohl wollte, da ich doch weis, daß er die Hohenſtaufen nicht leiden konnte.

Paſtor. Gewiß! es iſt dies auffallend genug, inzwiſchen kann ich dieſe Sonderbarkeit nicht anders erklären, als durch Innocentius eigene Argliſt. Da er über Friedrich die Vormundſchaft verwaltet, und ihn ganz ſo gebildet hatte, wie er wünſchte, ſo glaubt' er jenen ihm gewidmeten Haß dadurch füglich auswetzen zu können, daß er ihn ganz zu ſeinen Abſichten zu mißbrauchen gedachte. Ob ihm dies nach ſeinen Wünſchen gelang, wird uns der Verfolg der Geſchichte lehren!

Kaum ſtand Friedrich als teutſcher König da, als er dem Papſte einen groſſen Strich durch die Rechnung machte.

Peter. Ach! du armer Innocentius, das kommt früh!

Paſtor. Er wuſte die Liebe und das Zutrauen der teutſchen Fürſten ſo bald zu gewinnen, daß ſie ſeinen Sohn, Heinrich VII. zu ſeinem Nachfolger im

teutſchen Reiche ernannten. Die Geiſtlichkeit hatte an dieſem Verfahren den meiſten Antheil und dafür erhielt ſie von Friedrich aus Dankbarkeit einen Freyheitsbrief, der ſie bey ihren Rechten zu ſchützen, ihren Ländern alle Zollbeſchwerniße zu entziehen, ſie aller weltlichen Herrſchaft zu entladen und alle, welche unter dem Vorwand der Schutzvogtey ſie drücken würden, hart zu beſtrafen, die Prälaten in Einziehung und Verleihung der Lehen nicht zu hindern, kurz alles das zu leiſten verſprach, was ganz ihren Abſichten und Wünſchen gemäß ſey! Freylich mit ſolchen Freygebigkeiten wurde es dem König nicht ſchwer ſich überall Freunde zu verſchaffen, wohin denn auch manches Schloß zu rechnen iſt, das er den Rittern und Herren ſchenckte, um ihre Liebe zu gewinnen — ſo hoffte er mit kühner Stirne dem Haſſe des heil. Vaters zu trotzen. Doch — das alles hätt' er kaum nöthig gehabt, da Innocentius im Jahr 1226 ſtarb, und Honorius III den päpſtlichen Stuhl beſtieg.

Es ſey mir erlaubt, hier noch Etwas über den Papſt Innocentius III. zu ſagen, denn er war nach und vor Gregor VII. der berühmteſte unter allen, welche je die dreyfache Krone trugen. Innocentius war kein gemeiner Menſch, wie ſo manche vor und nach ihm, ſondern ein Graf von Segni (Sengni), ein überaus feiner und liſtiger Mann, welcher in den damahligen Zeiten eine ungemein groſſe Rolle ſpielte. Er entzweyete aus Staatspolitik die Könige von Portugall, Caſtilien und Navarra; ſchuf Arragonien zu einem Königreich um, und herrſchte, wenn auch nicht öffentlich, doch ins geheim und um ſo veſter

über Hungarn, Polen, Schweden, Dänemark und Norwegen, predigte, nicht um die Ehre des Grabes Christi zu retten, sondern um Constantinopel und das griechische Kayserthum zu zerstöhren, einen Kreutzzug, führte den Hexenprozeß ein, stiftete das schreckliche Inquisitionsgericht, und erfand das Interdikt. Es ist nöthig, daß ich euch die drey letztern Gerichte der päpstlichen Gewalt erklärend darstelle:

1) Hexenprozeß. Alle diejenigen, welche, nach den dunkeln Begriffen des Zeitalters sich der Zauberey schuldig machten, nannte man Hexen. Diese Benennung erhielten nicht nur Weibs- sondern auch Mannspersonen, ohne Unterschied des Standes und Ansehens. Wurde ein solcher Unglücklicher eingezogen, so verdammte man ihn entweder zum Scheiderhaufen, oder, wenn man seine Unschuld Gott überlassen wollte, zum Wasser, man warf ihn nämlich in einen stehenden See. Sank er unter, so hielt man ihn des Verbrechens überwiesen, hielt er sich aber über dem Wasser, so glaubte man, daß sich dadurch Gottes Urtheil für seine Unschuld offenbahre. Diese schreckliche und höchst unsinnige Gewohnheit hat sich bis in die spätesten Zeiten erhalten. Man findet noch vor 200 Jahren ähnliche Prozesse, ja! noch zu Anfange des vorigen Jahrhunderts wurde in Halle an der Saale eine Hexe dem Feuer übergeben.

2) Die Inquisition schreibt sich eigentlich von einem gewissen Dominikus von Guzmann her. Dieser böse Mensch kam als Canonicus (Geistlicher) zu Osma, im Jahre 1215 nach Rom, stellte dem Papste Innocentius III. die Gräuel der

Waldenser *) vor, und gab den christlichen (?) Rath, einen Orden einzuführen, der ohn' Ausnahme den Ketzern entgegen handeln sollte. Diejenigen nun, welche die Ketzer aufsuchten, nannte man Inquisitoren (Nachspührer). Ein solches Schandgericht, welches die ärgsten Grausamkeiten ausübte, befand sich nicht nur in Italien, sondern auch in Spanien, wo es jedoch strenger war, als dort. Das Kleid der unglücklich Verdammten wurde, so wie die Mütze, mit rothen Flammen und Teufeln bemahlt, und hieß Sanbenito. Die Exekution der Verurtheilten geschah gröstentheils unter grossen Feyerlichkeiten, welche den Nahmen Auto da Fe (Feuergericht) erhielten.

3) Interdikt. Diese päpstliche Gewalt dehnte den Bann, in dem sich ein Fürst befand, über dessen ganzes Land aus. Aller öffentliche Gottesdienst hörte auf, Glocken, Orgel und Gesang verstummten. Nur stille Messen durften gelesen werden, doch nie anders, als hinter veſt verschlossenen Thüren. Kein Sakrament fand statt, ausser die Taufe und die Beichte, wenn sie in der Todessstunde verlangt wurde. Keine Leiche erhielt ein ehrliches Begräbniß, man scharrte sie weit entfernt von dem gewöhnlichen Begräbnißorte in einem abgelegenen Winkel ein. Ehen wurden auf dem Todtenacker geschlossen.

Jetzt zu unserer Geschichte zurück.

---

*) Die Waldenser, eine Sekte, welche den päpstlichen Ablaß, die Privatmesse, das Fegefeuer, die Seelenmessen und dergleichen Lehren mehr, verwarfen, wohnten in den Thälern des flachen Landes von Savoyen, Laug Languedoc.

Heinrichs VII. Wahl zum teutschen (oder wie man sich auszudrücken pflegte: römischen) König nach seines Vaters Tode misfiel dem Papst Honorius III. weil Friedrich nicht hielt, was er versprochen hatte, doch dieser entschuldigte sich damit, daß die teutschen Fürsten dies ohne sein Wissen und Willen gethan hätten. Auf diese Entschuldigung sich stützend, unternahm Friedrich (im November d. J. 1220) einen Zug nach Italien und liess sich, nachdem er einige Bedingungen des Papstes bewilligt hatte, zum Kayser krönen. Unter diesen Bedingungen war dies eine der hauptsächlichsten, daß er einen Kreuzzug nach Palästina unternehmen sollte. Durch seinen Aufenthalt in Teutschland schadete sich Friedrich in Italien sehr viel, denn in Apulien hatten sich die grossen Herren fast unabhängig gemacht; in den Gebirgen der Insel Sicilien war ein eigner Staat entstanden, und die Stadt Syrakus befand sich in der Gewalt der Genueser. Allein es kostete dem tapfern Friedrich nur wenig Mühe, seine erloschene Herrschaft wieder herzustellen, in kurzen hatte er seinen Zweck vollkommen erreicht.

Da Friedrich schon dem vorigen Papste einen Kreuzzug gelobt hatte, so ermahnte ihn der Papst Honorius aufs neue an sein Versprechen. Anfänglich schien er dies zu erfüllen, wenig Lust zu haben, indessen fürchtete er das gräßliche Interdikt und machte sich endlich bereit sein gegebenes Wort zu lösen. Inzwischen lößte ers nicht so, wie der Papst wünschte;

Die morgenländischen Christen hatten nämlich den Entschluß gefaßt, das Land Aegypten anzugreifen.

Sie erwarben ſich dadurch, wenn ſie es eroberten, mancherley Vortheile für Paläſtina, weil ſie das letztere durch die fruchtbahren Gefilde Aegyptens mit Lebensmitteln verſehen konnten. Schon vorher hatten ſie eine veſte Stadt an der Küſte, Damiette erobert, welche der Mittelpunkt des Handels zwiſchen Europa und Oſtindien war, und die der Sultan Saladin mit Jeruſalem zu vertauſchen wünſchte. Allein dies verweigerten die Chriſten. Indeſſen hoften ſie auch Cairo wegzunehmen und rückten aus Damiette. Saladin ſchnitt ſie ab, indem er einige Schleuſen des Nils öfnete. Auf dieſe Art verlohren ſie Damiette. Um dieſen merkwürdigen Ort wieder zu gewinnen, baten ſie den Papſt dringend um Truppen. Als dieſer nun hörte, daß Damiette für ſie verlohren ſey, maß er den Verluſt deſſelben blos der Langſamkeit des Kayſers bey. Friedrich machte ſich endlich fertig, den Zorn des Papſtes zu verſöhnen. Es kamen daher in Apulien mehrere Ritter und Herren zuſammnn, welche unter ſeinem Commando die Reiſe nach Paläſtina anzutreten bereit waren. Unter dieſen befanden ſich auch der Landgraf Ludwig von Thüringen, und der Biſchof Siegfried von Augsburg, aber kaum waren ſie aufgebrochen, als Friedrich eiligſt zurückkehrte, weil eine anſteckende Krankheit in der Armee ausgebrochen war, welche auch ſchon bereits den Landgraf von Thüringen hinweggerafft hatte.

Honorius war (1227) geſtorben und Gregor IX ſas auf dem Stuhle Petri. Dieſer nahm Friedrichs eilige Rückkehr ſehr übel. Er beſchuldigte ihn der Ketzerey, des Ungehorſams und that ihn in den

Bann. Friedrich beklagte sich öffentlich über den Papst, fand aber wenig Eingang bey dem Volke, weil dieses selbst an seiner Frömmigkeit zu zweifeln anfieng. Um diesen Glauben zu vertilgen, machte er sich aufs neue fertig, einen Zug nach Palästina zu beginnen. Dies geschah ein Jahr nach Honorius Tode, also 1228. Indessen meynte Gregor, daß der Kayser als ein Verbannter keinen Zug nach dem gelobten Lande unternehmen könnte, weil eine solche Ehre dem Geächteten, als einen von der Kirche Ausgeschlossenen, nicht zukomme. Daher kam es auch, daß er den Veronesern und Mayländern streng gebot, alle diejenigen zurückzutreiben, welche die Absicht hätten, in dem Zuge des Kaysers nach Palästina zu gehen. Etwas half den Papst dieser Befehl zwar, (denn die Genueser gewannen, wenn sie ihn erfüllten, mancherley Vortheile für ihre Handlung) im Ganzen aber fruchtete er um so weniger, weil Friedrich glücklich in Jerusalem anlangte. Seine Ankunft wurde jedoch nicht so gefeyert, als sich's seine Wünsche versprochen hatten; die morgenländischen Christen kannten ihn als einen Geächteten und versagten ihm nicht nur den Gottesdienst, sondern auch die Krone von Jerusalem. Friedrich wußte sich sogleich zu helfen, und setzte sich die Krone selbst auf, ohne dabey eines Mönchs oder eines Ritters zu bedürfen. Als der Papst erfuhr, daß Friedrich glücklich nach Jerusalem gekommen sey, suchte er sich auf eine andere Art an ihm zu rächen; er fiel mit einem berüchtigten Empörer, den man schon einmahl aus dem Lande gejagt hatte, einem gewissen Grafen Celano und Andern in Apulien ein, und, um bey den Einwohnern sel-

nen Zweck um ſo ſicherer zu erreichen, verbreitete er die Nachricht, daß Friedrich auf ſeinem Zuge geſtorben wäre. Friedrichen ward dieſe Verratherey kund; er machte ſogleich Anſtalt zur Rückreiſe und ſchloß, um ſich auch in Paläſtina auf einen feſten Fuß zu ſezzen, mit dem Sultan Saladin einen Vertrag, worinnen ihm dieſer Jeruſalem, Bethlehem und Nazareth gegen einen Waffenſtillſtand von 10 Jahren übergab. Als der Papſt hörte, daß der Kayſer auf Flügeln der Rache zurückkehre, ſo bot er alles auf, um die Einwohner des Landes gegen ihn zum Zorn und Aufruhr zu reizen, doch vergebens. Schon einmahl hatt' er ſich durch Friedrichs erdichteten Tod verdächtig gemacht; man ließ ſich alſo nicht ſo leicht zum zweytenmal täuſchen. Er ſah nun wohl, daß er ferner mit ſeinen Donnerſprüchen nicht durchdringen werde, er gab alſo nach und ſprach den Geächteten im Jahr 1230 vom Banne los.

Als Friedrich zurückkam, ſuchte er die noch immer höchſt unruhigen Lombarden zu demüthigen. Um dies mit Hinzuziehung der teutſchen Fürſten zu thun, hielt er in Udine (in Friaul) einen Reichstag, auf welchem er, nach dem Beyſpiel ſeines wakkern Grosvaters (Friedrich I. oder des Rothbarths) nach dem Recht zu erringen ſtrebte, nach den Grundſätzen der römiſchen Geſetze unumſchränkt oder deſpotiſch herrſchen zu können. Allein ſein Sohn Heinrich VII. der wahrend ſeines Vaters Abweſenheit den teutſchen Fürſten als römiſcher König manche Freyheiten und Rechte eingeraumt hatte, handelte ihm

hier

hier ganz entgegen. Friedrich sah ein, daß, wenn er diese Rechte nicht bestätigte, ihm kein teutscher Fürst gegen die Lombarden dienen würde. Ihr könnt euch leicht vorstellen, lieben Freunde, daß Friedrich darüber höchst zornig wurde und den Vorsatz faßte, seinen voreiligen Sohn auf immer von allen politischen Händeln auszuschliessen. Er ließ Heinrich plötzlich gefangen nehmen (im Jahr 1235); dieser starb im Kerker, ohne daß jemand Mittel und Kraft gehabt hätte, ihn zu befreyen.

Unter Heinrichs VII. Regierung als römischer König war besonders ein Freyheitsbrief für alle Fürsten (den nachher der Kayser bestätigte,) besonders bemerkenswerth. Die hauptsächlichsten Stücke in demselben sind folgende:

„Niemand soll in dem Gebiet einer Kirche ein Schloß anlegen; niemand gezwungen werden, Märkte zu besuchen oder die alten Landstrassen zu verlassen; die Centgrafen sollen von den Landesherren ernannt werden; keiner Stadt soll erlaubt seyn, die Unterthanen der Fürsten als Pfahlbürger aufzunehmen; alle Fürsten sollen ihre Freyheiten, Gerichtsbahrkeit, Grafschaften und Centen ungestöhrt behalten; die Städte sollen angehalten werden, die den Fürsten, Geistlichen und Rittern entzogenen Güter zurückzugeben; alle Missethäter und Aechter fortzuschaffen und ihre Gerichtsbahrkeit nicht auserhalb des Stadtgebietes auszudehnen; der Kayser soll in dem Lande eines Fürsten keine Münzen prägen lassen, damit dessen eigenen Münzen kein Abbruch geschehe u. s. w.

Marr. Sie nannten, lieber Herr Pastor! vorhin das Wort Pfahlbürger; was bedeutet denn das?

Pastor. So nannte man damahls alle Bürger, weil sie in umpfahlten Vorstädten wohnten.

Im Jahr 1235 hielt Friedrich einen Reichstag zu Mainz, der sich durch die ansehnliche Versammlung der Fürsten und Freyherren sehr zu seinem Vortheil auszeichnete, denn von der erstern Gattung waren gegen 60 und von der letztern wohl 12000 beysammen.

Peter. Und der Zweck dieses neuen Reichstags —

Pastor. War, einen allgemeinen Landfrieden herzustellen, vermöge dessen allen Fehden, Räubereyen und Bedrückungen unter Edlen, Pfaffen, Pfahlbürgern u. s. w. gesteuert werden sollte. Dem Kayser legte man einen sogenannten Hofrichter zu, der die nämliche Pflicht hatte, wie sonst die Pfalzgrafen; ihm kam es nämlich zu, alle Rechtssachen, die minder wichtig, nicht von dem Kayser selbst entschieden wurden, zu entscheiden. Als dieß geschehen war, gieng Friedrich nach Italien, um seinen Entschluß wegen Bezwingung der Lombardey auszuführen. In Ezzelin de Romano (ein in der damahligen Geschichte sehr bekannter gräflicher Räuber, der mehrere Schlösser in Friaul besaß, wo er die allergräßlichsten Schandthaten beging, fand Friedrich einen tapfern Anhänger, nicht minder an seinem Bruder Almerich. Dieser Ezzelin wußte sich des Kayserts Vertrauen in einem so hohen Grade zu erwerben, daß ihm dieser sogar eine von seinen unehelichen Töchtern zur Gemahlin gab und ihn auch zum Vikar in Italien ernannte. Als solcher war

es ihm leicht, ſich die Städte Verona, Padua, Vicenſa u. a. zu unterwerfen; er machte ſich dabey ſo furchtbahr und mehrte ſeine Macht dermaßen, daß ihn der Kayſer unumſchränkt regieren laſſen mußte, um ſich ihm nur nicht zum Feinde zu machen. Aber eben dieſer Ezzelin war Schuld, daß die Italiener die Regierung des teutſchen Kayſers haſten und ihr Joch abzuſchütteln ſuchten, indem er Grauſamkeiten und Verbrechen aller Art im Nahmen des Kayſers ausübte. Friedrich wurde von dieſem Schauplatze aufs neue ab- und nach Teutſchland geruffen, weil hier neue Unruhen entſtanden waren.

Der öſterreichiſche Herzog, Friedrich der Streitbahre, deſſen Schweſter die Gemahlin Heinrichs VII. war, tadelte nämlich Friedrichs unväterliches Betragen gegen ſeinen unglücklichen Sohn ſehr laut, und verband ſich mit den unruhigen Mayländern, mit denen er den König von Böhmen und den Herzog von Bayern bekrieate und überhaupt im ganzen teutſchen Reiche raubte und plünderte, was ihm vorkam. Der Kayſer griff ihn in Verbindung mehrerer benachbahrter Fürſten und öſterreichiſchen Ritter, die von ihm beraubt worden waren, ſehr heftig an und verwies ihn endlich zur Ruhe. Kaum war dies, wie wohl nur zur Noth, geſchehen, als er nach Italien zurückkehrte. Vorher aber ließ er noch ſeinen zweyten Sohn Conrad (IV. auf einem Reichstage zu Speyer (i. J. 1237.) zum römiſchen König krönen. Nun eroberte er Mantua und nahm den Mayländern ihren Panierwagen ab, ja! er würde noch weit ſieg-

reichere Fortſchritte gemacht haben, wenn er ſein Glück beſſer benutzt und ſeinen kriegeriſchen Charakter nicht durch Hochmuth und Uebermuth entſtellt hätte. Papſt Gregor IX. verfolgte Friedrich (wie ihr alle ſchon wiſſet) auf eine ſehr harte Weiſe, jetzt bot ihm die Unterdrückung in Sicilien, deren man den Kayſer anklagte, einen guten Vorwand dar, um ihn ganz zu Boden zu beugen. Dabey ſucht' er zu beweiſen, daß er die Römer gegen den Papſt aufgewiegelt habe. Der Kayſer vertheidigte ſich, ſo gut er dies nur vermogte, doch immer nur ſchwach, ja! man glaubte ihm endlich kein Wort, als Gregor ſogar Gründe anführte, Friedrich ſey ein abgeſagter Feind der Religion und habe ſich öffentlich verlauten laſſen, Moſes, Chriſtus und Mahommed wären die größten Betrüger geweſen; zwey davon wären in Ehren, und einer (Chriſtus) an dem Kreutzgalgen geſtorben. Auch ſollte er laut geäußert haben, daß derjenige wahnſinnig ſey, welcher noch glauben könnte, ein Mädchen könnte einen Gott gebähren.

Niklas. Waren denn dieſe ſchrecklichen Beſchuldigungen gegründet?

Paſtor. Das mag der Himmel wiſſen, der Kayſer behauptete freilich allemahl das Gegentheil. Indeſſen half ihm das alles nur wenig, denn der Papſt wiederhohlte (im J. 1239) den ſchon über ihn ausgeſprochenen Bann aufs neue, nannte den Kayſer grade zu eine wilde Beſtie, die keines Menſchen Mitleid verdiene, beſchuldigte ihn des Verwandten-Mordes, des Kirchenraubes, der Gottloſigkeit, und erklärte ihn auf ewig für unwerth, über Chriſten zu herrſchen. Darüber gerieth der Kayſer in den brennendſten Zorn; er

ſchwur dem Papſte Rache, nannte ſeinen Bann Tyrannen und ihn ſelbſt den Antichriſt. Auf dieſes Bekenntniß ſchritt er zu Ausführung ſeines Vorhabens. Ezzelin führte nun auf ſein Begehren das Heer gegen die Lombarden, (die noch immer nicht gedemüthigt waren) ſein natürlicher Sohn Entius fiel in Ankona ein, er ſelbſt aber gieng auf den Kirchenſtaat los. Der Papſt ſah ſich bey dieſem dreyfachen Heere auf allen Seiten bedrohet, er bat die teutſchen Fürſten um Hülfe, aber keiner hörte auf ſeinen Angſtruf, ſelbſt die Cardinäle verlieſſen ihn. In dieſer Verlegenheit, welche täglich wuchs, berief er (1241) eine Verſammlung von denjenigen Prälaten, die Friedrichs Feinde waren, nach Rom, ließ auch das Kreuz gegen den Kayſer predigen, wie ſonſt gegen die Sarazenen und befahl den Teutſchen, daß ſie einen andern König wählen ſollten. Wider ſeine Vermuthung aber antworteten ihm dieſe ziemlich kurz, daß es ihm wohl zukomme, einen König zu krönen, aber keinesweges, einen König zu wählen. Geſchmeidiger gegen ſeine Befehle würden ſich die feindſeligen Prälaten bewieſen haben, wenn ihnen nicht Friedrich den Paß verrennt hätte. Und ſo war dem heil. Vater auch von dieſer Seite alle Hülfe entzogen.

Gregor IX. fühlte ſich über das Mißlingen ſeiner That ſo tief gekränkt, daß er ſich hinlegte und ſtarb; ſein Nachfolger Cöleſtin IV. folgte ihm in eben dieſem Jahre (1241). Nun blieb der päpſtliche Stuhl ſehr lange verwaißt, denn die Cardinäle zögerten, vielleicht nicht ganz ohne erhebliche Gründe, mit einer neuen Wahl, bis ihnen Friedrich ſtreng befahl, einen andern

Papſt zu ernennen. Dieß geſchah endlich im Jahr 1243 und ein gewiſſer genueſiſcher Graf Simbalo Fieſko, Graf von Lavagno beſtieg unter dem Nahmen Innozentius der IV. den Stuhl Petri, als ein abgeſagter Widerſacher des Kayſers.

Doch — ehe dies geſchah, trug ſich noch eine andere Begebenheit in Teutſchland zu, die einen ſehr wichtigen Einfluß auf dieſen Staat hatte. In der Mitte von Aſien nämlich hatte Dſchingis Chan, einer der gröſten mogoliſchen Eroberer, ein Reich geſtiftet und daſſelbe ſeinem Sohne Otkar hinterlaſſen. Dieſer kam ſeinem mächtigen Vater an Tapferkeit und Muth vollkommen bey. Er faßte vielleicht durch Langeweile dazu aufgefordert, den kühnen Entſchluß, ſich die ganze Welt zu unterwerfen. In dieſer Abſicht ſandt' er zwey Heere aus, jedes von ungefähr 600,000 Mann und ließ eins davon nach China, das andere in die Abendländer marſchiren. Das eine eroberte einen groſſen Theil von Hungarn, das andere verheerte die Stadt Breslau, ſchlug die Polen bey Liegnitz (1241) und verwüſtete ganz Mähren. Die Könige von Hungarn und Böhmen riefen in dieſer Angſt den teutſchen Kayſer und ſeine Fürſten zu Hülfe mit dem Verſprechen, ihre Staaten den Teutſchen zinsbahr zu machen. Friedrich ſelbſt fürchtete zu verliehren, wenn er den italieniſchen Krieg unterbräche und nahm alſo keinen Antheil an dieſen Unruhen, Conrad IV. aber verſammelte in Eßlingen (in Schwaben am Neckar) ein Heer von Kreutzrittern, um die Mogolen aus Teutſchlands Nachbarſchaft zu jagen.

Als Innozentius IV. auf dem Stuhle Petri saß, hielt ers für rathsam, nach Lyon zu gehen, um dem Kayser auszuweichen. Hier hielt er eine Kirchenversammlung und that Friedrich II. aufs neue feyerlich in den Bann, nachdem er eben die Beschuldigungen gegen ihn hervorbrachte, welche schon sein Vorgänger, Gregor IX. gegen ihn gewagt hatte. Der Haß des Papstes gegen den Kayser gedieh jetzt weiter, als unter Gregor, denn mehrere teutsche Fürsten, wie z. B. die Bischöffe zu Strasburg, Würzburg, Speyer, Metz nebst den Erzbischöffen zu Mainz, Trier und Cölln traten auf seine Seite und ließen sich so heftig wider den Kaiser einnehmen, daß sie ihn des Reichs für verlustig erklärten und am 22 May 1246 den mächtigen Landgrafen von Thüringen, Heinrich Raspe zum Gegenkönig ernannten. Innocenz freuete sich hoch, als er sah, daß seine Plane durchdrungen und scheuete keine Geldsummen, um alle Große damit zu erkaufen, welche nun auf einmahl gegen den gebannten Kayser hervortreten sollten. Auf diese Weise erhielt der Landgraf von ihm gegen 25,000 Mark Silbers zur Werbung, die auch so glücklich ablief, daß er bald ein grosses Heer zusammenbrachte, mit welchem er den römischen König Conrad IV bey Frankfurth schlug. Aber das Blättchen wendete sich sehr bald und schnell. Heinrich war eben auf einem Zuge nach Aachen begriffen, um sich dort krönen zu lassen, als ihn Conrad aufs neue sehr ungestümm angriff und in die Flucht schlug. Halb ausser sich über diesen unersetzlichen Verlust eilt' er nach Thüringen zurück, wo er (1247) starb.

Tobias. Nun besserte sich wohl Friedrichs Lage?

Pastor. Man hätt' es meynen sollen, aber es geschah dennoch nicht. Zwar setzte Heinrichs Tod den Papst in Verlegenheit, doch dieser wußte sich schnell genug zu helfen. Mit schönklingenden Worten verstand er die Kunst, die teutschen Fürsten, welche dem Kayser nicht ergeben waren, zu einer neuen Königswahl zu überreden. Dies geschah, und Wilhelm, Graf von Holland und Seeland, erhielt die Krone im Jahr 1247. Ein so junger Mann, wie Wilhelm (denn er stand eben im zwanzigsten Jahre), hatte den Thron von Teutschland wahrscheinlich für ein Rosenbett gehalten, jetzt als er die mannigfaltigen Unruhen überschauete, die ihn umringten, wölkte sich seine Stirne mächtig. Er ging nach Aachen, um sich hier zum erstenmahl als teutscher König zu zeigen, als er aber anrückte, sperrten die Einwohner alle Thore, erst im folgenden Jahre eroberte er die Stadt. Das Ansehen Friedrich II, Conrads IV und Wilhelms von Holland, nahm während dieser Belagerung ausserordentlich ab, weil sie mit zu verschiedenen Partheyen zu kämpfen hatten; der Mishelligkeiten wurden täglich mehr; die Streitigkeiten der Oesterreichischen und Thüringischen Erbfolge wegen, dauerten fort und die schwäbischen Herren nöthigten sogar Conrad IV. sein Herzogthum zu verlassen. Die rheinischen Städte suchten sich, so gut sie konnten, gegen die Gewaltthätigkeiten der teutschen Fürsten und des Adels zu schützen und errichteten den rheinischen Städte-Bund; Hamburg und Lübek folgten ihrem Beyspiele, nahmen die Stadt

Braunſchweig mit in ihren Verein und legten auf dieſe Art den Grund zu der nachher ſo mächtig gewordenen Hanſee, von der ich in der Folge euch mehr zu erzählen hoffe.

Friedrich II. überließ Teutſchland dem Schikſal und ſeinem Sohne, da er ſich ſelbſt viel zu ſchwach fühlte, um ſich gegen das Verhängniß zu ſtemmen. Sein Heer verringerte ſich täglich, der Papſt hingegen wurde immer mächtiger, erhielt ſeinen Sohn Entius gefangen und ſuchte ſogar den treueſten ſeiner Anhänger, den Ezzelin, von ihm abwendig zu machen, welches ihm auch ſpäterhin gelang.

Voll Lebensüberdruß ſtarb Friedrich endlich am 13ten December 1250 in Capitanata (in Apulien) nicht an Gift, wie einige Schriftſteller verſichern, ſondern an den Folgen ſeines kränklichen Zuſtandes, im 38ſten Jahre ſeiner thatenvollen Regierung. In ihm gieng ein bewundernswürdiger Geiſt unter — Friedrich war klug, tapfer und ſogar gelehrt, aber kein Wohlthäter ſeines Landes, da die beſſern Eigenſchaften ſeines Charakters durch Wolluſt, Treuloſigkeit und einen unüberwindlichen Hang zum Deſpotismus verdunkelt wurden.

Nach Friedrich II. Tode arbeitete der Papſt mehr als jemahls daran, das hohenſtauffiſche Geſchlecht zu vertilgen und Wilhelm von Holland, auf alle möchliche Art zu unterſtützen. Dieſer gewann alle ſächſiſchen Fürſten durch eine Vermählung mit einer Tochter des Herzogs von Braunſchweig, und erklärte, auf dieſe Macht geſtützt, alle die, welche binnen Jahresfriſt nicht die Reichslehen von ihm empfangen hät-

ten, ihrer Würde verluſtig. Um dieſer Erklärung einen deſto gröſsern Nachdruck zu geben, ließ er ſelbige von dem h. Vater beſtätigen. Natürlicher Weiſe mußte auch Conrad darunter mit begriffen ſeyn, allein er und ſeine Anhänger waren nicht geneigt, ſich dieſem Geſetz zu unterwerfen. Um wenigſtens (wenn alles verlohren gänge) ſein Erbreich Sicilien zu ſichern, reiſte Conrad nach Italien und ließ ſeine Gemahlin in Teutſchland zurück, die ihm bald nach ſeiner Abreiſe einen Sohn, Conradin, gebahr. Als er hier ankam, erwarb er ſich die Liebe und Achtung der Sicilianer bald in einem ſo hohen Grade, daß er nicht nur eine ſehr anſehnliche Menge Anhänger, ſondern auch ein ſo mächtiges Heer erhielt, daß er mit ſelbigen dem Papſte zu trotzen und alle ſeine Feinde in Teutſchland zur Ruhe zu verweiſen hoffte. Leider! aber ſtarb ſeine Hoffnung in der Blüte. Man ſagt, ſein unehelicher Bruder Manfred (ein Günſtling des Papſtes) habe ihn kurz vor ſeiner Abreiſe Gift beyzubringen geſucht — kurz Conrad ſtarb am 23 May d. Jahres 1254. Manfred, von dem ich ſo eben ſprach, war von Geſichtsbildung ein ſchöner, blühender Mann, auch konnte man ihm Muth und Tapferkeit nicht abſprechen, deſto laſterhafter war ſein Herz. Nach Conrads IV. Tode bemächtigte er ſich Neapels und Siciliens, indem er ausſprengte, der zweyjährige von Conrad IV. hinterlaſſene Sohn, welcher am Hofe des Herzogs von Bayern erzogen ward, ſey geſtorben. Als man nachher fand, daß er gelogen habe, ſtützt' er ſich auf ſeine Waffen. Conradins Mutter hatte ſolchergeſtalt Mühe, nur ein Stück von Schwaben für ihren unmündigen Sohn zu behaupten.

Marx. Da Conrad nun todt war, ſo gewann wohl Wilhelm von Holland weitern Spielraum?

Paſtor. Man hätt' es denken ſollen, aber nichts weniger als das. Da der Papſt zu vielen Einfluß auf alle ſeine Unternehmungen hatte, ſo nannt' ihn dieſer nur die durch ſeine Hand geſäete und getriebene Pflanze. Die Erzbiſchöffe, welche ihren Oberherrn in allem treulich folgten, mishandelten ihn und ſeine Leute, ſobald ſie es für gut befanden, und der Erzbiſchof von Cölln wollte ihn ſogar nach einer leichten Beleidigung in dem Pallaſt zu Neuß verbrennen laſſen; kurz Wilhelm machte ſich durch ſeine Abhängigkeit von dem römiſchen Stuhle bey allen Teutſchen ſo verhaßt, daß man ſeinen Nahmen nur mit den gröſeſten Spöttereyen ausſprach, und ſeine Würde bald gar nicht mehr achtete. Dieß war die Urſache, warum abermahls mehrere Städte, der ſchlechten königl. Gewalt lachend, in einen veſten Bund zuſammentraten, um die Abgaben der Zölle zu vernichten, die Raubſchlöſſer zu zerſtöhren, und gegen die Straſſenräuber zu ſtreifen. — Drey Ungebührniſſe, die unter Wilhelms Regierung ſo ſehr über Hand nahmen, daß nur ein ſo wackrer Mann als Pfalzgraf Ludwig von Bayern, der ſich an dieſes Bundes Spitze ſtellte, auftreten konnte, um dem Unfug zu ſteuern. In einer ähnlichen Abſicht verbanden ſich die Städte Münſter, Dortmund, Söſt und Lippe.

Wilhelm nahete ſich ſeinem Ende in einer Streitigkeit mit der Gräfin Margaretha von Flandern. Er hatte ihr nämlich die Grafſchaft Hennegau, die eigenthümlich ihr gehörte, abgeſprochen. Sie ſuchte ſich alſo dadurch

zu rächen, daß sie gewisse Ansprüche auf Seeland erneuerte. Noch mehr, sie beredete ihre jüngern Söhne, Guido und Johann von Dampierre, einen Einfall in die Grafschaft zu thun. Florentin, Wilhelms Bruder, schlug sie bey Weskappel (Stadt auf der Insel Walcheren in der niederländischen Provinz Seeland) und erhielt sie gefangen; allein Margaretha, eine feurige und rachsüchtige Frau, ließ sich dadurch nicht abhalten, die Feindseligkeiten trotz dem allen fortzusetzen. Nun machte sich Wilhelm selbst auf und trieb die Franzosen, welche sich mit dem gräflichen Heere verbunden hatten, vor Valenciennes (Valanallenne) in die Flucht, worauf man Friedensbedingungen machte. Das Glück schien ihn hier einigermaassen zu lächeln, aber die Friesen bließen auch (so zu sagen) den letzten Funken davon aus, woran er selbst schuld war. Denn da diese Nation ihm bey seinen Kriegen immer sehr tapfer beygestanden hatte, so erwartete sie nun mit Recht einen ihren Diensten angemessenen Lohn; doch Wilhelm dachte nie ans Vergeltungsrecht, sondern behandelte sie, nach wie vor, mit grosser Strenge. Sie fielen darüber erzürnt mit vereinigter Macht in seine Staaten ein, um mit gewaffneter Faust das zu nehmen, was man ihnen verweigerte. Wilhelm wollte sie zurücktreiben und versank mit seinem Pferde in einem Moraste, in welchem ihn einige herumstreifende Friesen (doch ohne ihn zu kennen) erschlugen. Dies geschah am 28 Januar 1256. Nach dem Tode dieses Mannes sah es im teutschen Reiche betrübt genug aus. Ein jeder that und handelte, was und wie es ihm beliebte, viele

Partheyen entſprungen, und keinem Groſſen gelüſtete es bey dieſen traurigen Ausſichten nach der teutſchen Krone; daher kam es, daß ſich lange Zeit die teutſchen Fürſten zu keiner neuen Wahl entſchlieſſen konnten; es fand ſich Niemand, der Kraft und Muth genug beſaß, dieſe fürchterlichen Zerrüttungen, in welchen das Reich ſchmachtete, auf eine geſetzmäſſige Weiſe auszugleichen. Der einzige Conradin war zwar noch da, aber dieſes noch unverſtändige Kind, dem es überdieß an entſcheidenden Anſehen mangelte, fand nicht die geringſten Anhänger. Dazu kam noch, daß der Papſt als ſein mächtigſter Feind auftrat und den Ständen bewies, daß ſie die Wahl eines ſolchen Königes in der Kürze gereuen würde, der, wie ſeine Vorgänger aus dem hohenſtaufiſchen Geſchlechte, herrſchſüchtig, ſtolz und despotiſch ſeyn würde. Die Teutſchen ſahen dies ſelbſt ein und gehorchten diesmahl dem Papſte mehr, als ihr rechtliches Gefühl es erheiſchte. Nun fiel man auf den Gedanken, einen Fürſten zu wählen, der zwar Geld genug, um ſein Anſehen zu behaupten, aber nicht Kraft genug beſäſſe, um den teutſchen Fürſten und dem Papſte einen Zügel anzulegen. Dies ſchien zwar ein Widerſpruch zu ſeyn, er war es aber dennoch nicht, ſobald man einen ausländiſchen Fürſten zum teutſchen König ernannte. Es fanden ſich zwey, die man dazu für würdig hielt. Der eine war Richard, Graf von Cornwallis, Bruder des Königs von England, welchen ſchon Innocentius IV. die ſicilianiſche Krone angeboten hatte und Alphonſus X, König von Caſtilien. Beyde hatten ſehr groſſen Anhang; trotz dieſem allem aber behielt Richard die Ober-

hand, weil er freygebiger war, als der minder begüterte Alphonsus.

Wenzel. Es ist schrecklich, wenn eine solche Würde erkauft werden muß.

Pastor. Leider! hat Er Recht, Meister! Und was glaubt' Er wohl — an wen Richard seinen Reichthum am meisten verschwenden mußte, um seinen Zweck zu erreichen?

Wenzel. Nun doch an die teutschen Fürsten?

Pastor. Mit nichten. An die Geistlichkeit! Mehrere Schriftsteller versichern, daß er dem Erzbischof Conrad von Cölln 12000 und dem Erzbischof Gerhard von Mainz 8000 Mark zahlte, um sich in diesen beiden Männern Fürsprecher zu erwerben. Alphonsus ward darüber eifersüchtig und floh nach Rom, um den Papst für sich zu gewinnen, aber der heilige Vater, der Richards reichen Seckel so sehr liebte, als seine Erzbischöffe, ließ ihn ohne Trost abreisen und schlug sich zu Richards Parthey.

In Frankfurth komen endlich die teutschen Stände zusammen! Unter ihnen befanden sich der Herzog Albrecht von Sachsen und der triersche Erzbischof Arnold, welche Richard im Monat Januar 1257 zum teutschen König ernannten. Darüber entrüstete sich die zweyte Parthey, welche dem Alphonsus zugethan, nicht wenig, sie murkte, daß man ihr von dieser Wahl nichts gesagt habe; um nun ihr Ansehen als gültig zu erklären, wurde zwey Monden darauf Alphonsus ebenfalls von ihr zum König der Teutschen erklärt.

Niklas. Welcher von beiden war nun wohl beſſer? Richard von Cornwallis oder Alphonſus von Caſtilien?

Paſtor. Der erſtere, lieber Niklas, denn ihm war es wirklich Ernſt, für Teutſchland alles zu thun, was nur in ſeinen Kräften ſtand. Nicht gleiche Geſinnungen hatte der caſtiliſche König, ohngeachtet man ihn, ſeiner großen Einſicht in der Sternkunde wegen, den Weiſen zu nennen pflegte. Er verſprach, nach zwey Jahren nach Teutſchland zu kommen, hielt aber leider! ſein Verſprechen nicht, ſondern blieb aus, da hingegen Richard gleich nach ſeiner Wahl nach Aachen gieng, um ſich nicht nur krönen zu laſſen, ſondern auch zugleich die erſten Vorbereitungen zur beſſern Geſtalt des teutſchen Reiches zu entwerfen. Merkwürdig ſind die Worte, die er bey dieſer Gelegenheit hören ließ und welche als Muſter guten Willens jedem Fürſten zu empfehlen ſind.

Wenzel. Wie heiſſen denn dieſe Worte?

Paſtor. „Das ewige Feuer, ſagt' er, mag mich verzehren, wenn es nicht mein veſter Vorſatz iſt, euer Reich in einen beſſern Zuſtand zu verſetzen und denen, die mich als ihren Oberherrn freywillig wählten, mit wahrer Beſcheidenheit und Gerechtigkeit vorzuſtehen!" Er erſchien in Aachen mit einem prächtigen Gefolge und wurde hier in Anweſenheit von 42 geiſtlichen und weltlichen Fürſten und Grafen und 3000 Rittern (am 17 May d. J. 1257) gekrönt.

Nach der Krönung wandt' er, so wie alle seine Vorgänger, sein Augenmerk auf Italien; der Graf von Würtemberg, der König von Böhmen, der Erzbischof von Trier, der Herzog von Brabant und der Markgraf von Brandenburg traten auf seine Seite, und warum? — um des leidigen Goldes willen, das Richard allerdings im Ueberflusse hatte. Man sagt, daß er allein 700,000 Mark mit nach Teutschland brachte. Aber was geschah? Durch seine fast übermäßige Freygebigkeit schmolz sein Reichthum bald so sehr zusammen, daß er, sobald man den Mangel in seiner Schatulle bemerkte, in Teutschland fast alle seine Anhänger verlohr, und auf einem andern Wege nach England zurückzukehren gezwungen war. So sehr man ihm vorher geschmeichelt hatte, so unbescheiden betrug man sich jetzt gegen den unglücklichen Mann. Viele giengen so weit, daß sie ihm ganz trocken ins Gesicht sagten, sie hätten nicht seine Person, sondern sein Gold geliebt. Kaum hatte Richard dem neuen Vaterlande den Rücken gewendet, als überall Unruhen ausbrachen, jeder that, was ihm beliebte, und nahm, was er vermochte. Kein Gericht galt mehr, überall entschied, wie sonst, die Gewalt des Stärkern. Zudem kam noch, daß in Oesterreich und Thüringen der Krieg wegen der Erbfolge mit gleicher Erbitterung fortgesetzt wurde.

Perls. Welche Bewandtniß hatt' es denn mit diesem Erbfolgestreit?

Pastors

Paſtor. Folgende: In Thüringen hatte die Herzogin Sophie von Brabant nach dem Tode ihres Gemahles den Markgraf von Meiſen, Heinrich den Erlauchten als Vormund über ihren unmündigen Sohn, Heinrich das Kind, ernannt. Dieſer nahm Kraft ſeiner Pflicht nicht nur über Heſſen ſondern auch von allen thüringiſchen Gütern Beſitz. Als nun die Herzogin im Jahr 1254 dieſe Länder zurückforderte, ſo weigerte ſich der Markgraf, Thüringen herauszugeben. Sophie bat den Herzog von Braunſchweig, Albrecht, den Schwager ihres Sohnes, um Hülfe. Dieſer ſah das Unrecht ein, welches Heinrich der Erlauchte der Wittbe und ihrem Sohne zufügte, und ſchlug den Markgrafen bey Erfurt, ſo, daß er einige Jahre drauf (1263) Thüringen nicht länger behaupten konnte, ſondern es herauszugeben genöthigt war. Albrecht wurde dadurch ſo übermüthig, daß er ſogar in Meiſſen einfiel, welches ihm aber nicht glückte, weil er von des Markgrafen Söhnen bey Wettin (im Herzogthum Magdeburg) (am 28 Oktober 1263) überfallen und gefangen wurde. Erſt nach anderthalb Jahren erhielt er ſeine Freyheit wieder, nachdem er dem Markgrafen 8000 Mark Silber und die Abtretung der Schlöſſer Allendorf, Witzenhauſen, Eſchwege, Fürſtenſtein, Sonntra, Wanfried, Ziegenberg und Arnſtein zugeſichert hatte.

Eben ſo verwickelt und langwierig war der öſterreichiſche Erbfolgeſtreit. Die Markgräfin Gertrud von Baden, die Bruders Tochter des letzten Her-

zogs von Oesterreich, die mit ihrem Sohne Friedrich nach Meissen geflohen war, weil der König Ottokar von Böhmen in Oesterreich die Uebermacht erhielt, trat ihre Ansprüche dem König Bela von Hungarn ab. Um nun einen solchen Antrag nicht ungenützt vorüber zu lassen, so sucht' er wenigstens Steuermark für seinen Sohn Stephan zu erhalten, der nach langem Widerstand, auch wirklich in den Besitz desselben kam, von den Einwohnern aber vertrieben wurde. An seine Stelle kam der böhmische Herzog Ottokar. Dieser glaubte sich in dem Besitz der österreichischen Länder hinlänglich gesichert und schied sich von seiner Gemahlin Morgarethe, in welcher er (zu seiner Schande) nichts als ihre Ansprüche geliebt hatte.

Müller. Wie sah es denn aber in Schwaben mit dem jungen Herzog Conradin aus?

Pastor. Schimm genug! Die Schwaben wollten durchaus von keinem Herzog mehr wissen und trieben den jungen Conradin nicht wenig in die Enge. Man nahm ihm alles, was ihm von Gott und Rechtswegen zugehörte, und lies ihm weiter nichts, als einige sehr unbedeutende Dörfer und Städte, wo er unruhig und abwechselnd lebte Auf einmahl aber erhielt er, wie ein Verlassener in der Wüste, einen Ruf aus Italien, sein ihm zugehöriges Königreich Sicilien, das der Papst ehenmächtig dem Bruder des Königes von Frankreich, Carln von Anjou (Angschu) geschenkt hatte, mit den Waffen in der Faust zu erkampfen. Leute und Waffen, meldete man ihm, würde er in Ueberfluß erhalten.

Säuberlich. Nun? und Conradin gieng?

Paſtor. Allerdings, zumahl da er wahrſcheinlich um ihn los zu ſeyn, in Teutſchland, von allen Seiten dazu aufgefordert ward. Mehrere kühne Jünglinge, und ſtattliche Ritter, miſchten ſich in ſeinen Zug, unter dieſen war auch Friedrich von Oeſterreich, der mit dem armen Conradin, einerley Schickſal hatte. Als er nach Italien kam, wurde er allenthalben in Triumph empfangen, die Sicilianer und Calabreſen erklärten ſich einſtimmig für ihn, das Volk, ſelbſt in Rom, rief ihm ſchon laut den Kayſertitel zu, und nichts fehlte zur Erlangung dieſer Würde, als eine — Schlacht, die hier allein entſcheiden konnte. Dieſe erfolgte auch zwiſchen ihm und Carl von Anjou am 23 Auguſt 1268 ohnweit Palenza.

Wenzel. Und auf weſſen Seite war der Sieg? Ich bin begierig —

Paſtor. Das, lieber Meiſter! ſoll er auf den Sonntag erfahren. Wir wollen ſehen, ob er eben ſo veſt ſeine Wißbegierde beſiegen kann, als er ein wakkerer Handwerks-Mann iſt.

Lächelnd erhob ſich der Herr Paſtor und die Geſellſchaft gieng auseinander.

Eilfter Abend.

„Nun, lieber Herr Paſtor! fieng heute Meiſter Wenzel an, meine Neugierde ſteht in vollen Flammen; kaum hab' ich ſie unterdrücken können!

Paſtor. Wohlan! ſie ſoll ſogleich befriediget werden. —

Schon war Carls von Anjou Heer von allen Seiten zum Weichen gebracht, als eine Verstärkung aus dem Hinterhalt hervorbrach und Conradins Soldaten in die Flanken fiel. Die Folgen dieses Ueberfalls waren so gewiß berechnet, daß Conradin und seine Leute sich kaum fassen konnten, sie liessen ihre Beute fahren, über die sie schon hergefallen waren und nicht nur Conradin sondern auch sein Freund Friedrich ergriffen die Flucht. Beyde wählten Pisa zu ihren einstweiligen Aufenthalt, allein ehe sie noch, in fremden Kleidern (um sich ihren Feinden unkenntlich zu machen) die Stadt erreichten, wurden sie durch einige Kostbahrkeiten, besonders durch einen Ring, den Conradin am Finger trug, erkannt. Ein Fischer, in dessen Barke sich die beyden Flüchtlinge befanden, verrieth sie an den Besitzer des Ortes, einen Ritter, Nahmens Frangipiani, in dessen Gebiete sie sich befanden, welcher sie sogleich in gefängliche Haft bringen und an Karl von Anjou ausliefern ließ. Carl voll Rach' im Herzen, ließ sogleich ein Gericht über sie halten, welches sich in zwey Partheyen theilte. Die eine nannte Conradin einen unglücklichen Abentheurer; die andere meynte, er sey ein Majestäts-Verbrecher und verdiene den Tod. Dieser Meynung stimmte Carl bey. Man sprach das Todesurtheil über ihn und Friedrich aus. Beyde wurden, nebst mehrern Teutschen, auf dem öffentlichen Markte zu Neapel am 29. Oktober des Jahres 1269 enthauptet. Standhaft wie ein Held starb der ädle Conradin, der letzte Zweig des Hohenstaufischen Stammes, und noch im Tode zeigte er, wie lieb er seinen Freund, den Prin-

zen Friedrich, gehabt hatte. Er küßte das abgehauene Haupt seines Waffenbruders mit herabrollenden Thränen und entkleidete sich dann selbst, ohne den Tod zu fürchten. So standhaft und wacker starb der siebzehnjährige Jüngling.

Sigismund. Erreichte denn nun Carl von Anjou seinen Zweck?

Pastor. Ja! allein er genoß das Glück, das Königreich Neapel und Sicilien unter seinem Szepter vereinigt zu sehen, doch nur vierzehn Jahre, weil er und seine Franzosen sich gegen die Landeseinwohner so stolz und übermüthig betrugen, daß sie sich den Haß derselben unversöhnlich auf den Hals luden. Geschah irgend eine Ungebührniß, so klagte der Beleidigte deshalb vergeblich bey Carl und als die Italiener Gesandte an den Papst schickten, um Carls Herrschsucht und Grausamkeit einen Damm zu setzen, so ließ er den Gesandten auflauern und sie ins Gefängniß werfen. Darüber wurden die Sicilianer so erbittert, daß sie im geheim eine Verschwörung anspannen. An die Spitze derselben stellte sich ein unternehmender Arzt, Johann von Prozida, der, seiner Güter beraubt, nach Arragonien geflohen war, wo man ihn, auf Befehl der Prinzessin Constantia, sehr menschenfreundlich aufgenommen hatte. Aus Dankbarkeit hoffte er, wenn anders der Plan gelänge, das Königreich der beyden Sicilien an dieses Königreich zu bringen. Es gelang, und Carl verlohr seine Länder. Während der unglückliche Conradin gegen Carl zu Felde zog, war kein König in Teutschland, dessen Befehlen man gehorcht hätte. Denn Richard, der nach Verlust seiner Schätze nach Eng-

land zurückgegangen war, kam in einer unglücklichen Schlacht in Gefangenschaft, woraus er zwar bald wieder befreyet wurde, aber dennoch im Jahr 1268 das letztemahl auf teutschen Boden lebte. Der Papst wollte auch hier entscheiden und lud nicht nur Richard, sondern auch den andern (so genannten) teutschen König, Alphonsus vor seinen Stuhl; keiner aber kam; Urban IV. und Clemens IV. starben darüber. Selbst Richard gieng am 2 April 1272 aus der Welt, wo er eben keine beneidenswerthe Rolle gespielt hatte. Nun führte Alphonsus den Nahmen eines teutschen Königes zwar fort, nur Schade, daß ihn kein Teutscher dafür anerkannte.

Da wir mit dem Tode Richards diesen Zeitraum beenden, so muß ich noch bemerken, daß die Geschichtsschreiber denjenigen Zeitpunkt der teutschen Geschichte vom Jahr 1256 bis zum Jahr 1273, in welchem Richard und Alphons regierten, gemeiniglich das grosse Interregnum (Zwischenreich) zu benennen pflegen. Dieser Ausdruck aber ist unrichtig, man sollt' es vielmehr eine Reich-Throns-Erledigung nennen. Doch auch das ist nicht ganz richtig, weil Teutschland nie ohne einen rechtmässigen König blieb, denn beyde Ausländer, Alphons und Richard, waren ja von den teutschen Fürsten rechtmässig-gewählte Könige.

Säuberlich. Ueber diesen Zeitraum haben Sie uns wohl mancherley hübsche Bemerkungen mitzutheilen?

Pastor. Mehr als jemals. Das Vorzüglichste davon hoff' ich euch heute Abend noch zu erzählen. — Teutschland wurde jetzt, wie ich das schon durch meine Erzählung bewiesen habe, ein vollkommenes Wahl-

reich. In den frühern Zeiten nahmen nicht blos Herzöge und Erzbischöffe, sondern auch Prälaten und Ritter Theil an der teutschen Königswahl; dies wurde jedoch der Mehrheit der Stimmen wegen, welche man nicht alle sammeln konnte, dahin abgeändert, daß die Ritter und Edle (schon unter Lothar II) ausgeschlossen wurden. Nach der Zeit bildete sich ein gesetzmäßiges Wahlkollegium, welches aus 6 bis 7 Fürsten bestand, und welche man bis auf den heutigen Tag Wahl- oder Churfürsten nennet. Mit dieser Chur- oder Wahl-Würde waren gewisse Verrichtungen verknüpft, die zwar anfänglich nicht erblich waren, es aber schon am Ende des zwölften Jahrhunderts wurden. So erschienen 3 Erzbischöffe, nämlich von Mainz, Trier und Cölln, (welche man in den spätern Zeiten geistliche Churfürsten nannte) als Erzkanzler des Kayfers; diese besorgten die öffentlichen Angelegenheiten und Urkunden. Die vier weltlichen Churfürsten hingegen stellten die Erzhofbeamte vor; dahin gehören der König von Böhmen als Erzschenk, der Churfürst von der Pfalz als Erztruchsess, der Churfürst von Sachsen als Erzmarschall, und der Churfürst von Brandenburg als Erzkämmerer. Zu dieser Zeit wurde auch die Benennung römischer König gewöhnlich, die allemal derjenige erhielt, der noch bey Lebzeiten des regierenden Königs als zukünftiger Beherrscher des Reichs erwählt ward. Gemeiniglich waren es Söhne oder Brüder des regierenden Königes. Die königliche Gewalt verlohr immer mehr von ihrem Ansehen, zumahl nach dem Tode Heinrichs des V, ohngeachtet seine Nach-

folger ſehr tapfere Männer waren. Man nannte ſie zwar Herren der Welt, aber ſie waren es nur ſelten. Teutſchland und Italien in Verbindung hies das römiſche Reich, daher auch der Nahme römiſcher Kayſer. So wankend ihre Macht war, eben ſo ungewiß wurden ihre Einkünfte und Rechte. Sonſt beſaſſen ſie viele Kammergüter, die meiſten aber hatte man, ohne die Könige darum zu befragen, verſchenkt, andere waren auf unrechtmäßige Art in den Beſitz der Reichsſtände gekommen. Nur wenige Zölle und Münzen, die Abgaben der Reichsſtädte und Juden, und allenfalls die Einkünfte der noch übrig gebliebenen Domänen — das allein waren die Einkünfte, welche den Königen übrig geblieben waren.

Ueber die Reichstäge waltete der König. Er beſtimmte ſolche, wenn über eine wichtige Angelegenheit verhandelt werden ſollte. Bey dieſer Gelegenheit konnten alle Biſchöffe, Grafen, Freyherren und unmittelbahre Ritter erſcheinen, doch geſchahe dies nicht immer, weil eine ſolche Reiſe viel Geld koſtete. Alle die nun, welche ſich auf einem ſolchen Reichstage verſammelten, theilte man in 7 Stände, welche Heerſchilde genannt wurden. Den erſten mochte der König für ſich ganz allein, den zweyten die fürſtlichen Aebte und Biſchöffe, den dritten die weltlichen Fürſten und Grafen, den vierten die ädlen Herren, Freyherren oder Dynaſten, den ſechſten die Dienſtmänner oder weniger freie Edelleute, und den ſiebenten alle ehelig gebohrne nicht leibeigene Leute, aus. Wenn der Fürſt eines Landes nicht erſchien, ſo ward er um hundert Pfunde geſtraft. Sonſt mußten alle Fürſten

an den Kriegen des Kayſers Theil nehmen, jetzt nach Friedrich i Tode verlohr ſich auch dieſes Zwangsrecht. So eingeſchränkt dermahlen die Rechte der teutſchen Könige und Kayſer waren, ſo blieb ihnen doch noch immer manche Gewalt übrig, die kein anderer ausüben durfte. So genoſſen ſie z. B. das unausſchließliche Recht, Landfriedensbrecher zu begnadigen, Marktrechte und Freyheiten zu geſtatten, und Stadtgeſetze zu beſtätigen. Niemanden, auſſer dem König, war es erlaubt, Bergwerke, Münzen oder Zölle anzulegen, er müßte denn von dem Kayſer ein beſonderes Privilegium dazu erlangt haben. Da es nun öfters den Fürſten an hinlänglichen Einkünften zu mangeln anfieng, ſo erfanden ſie die Steuern, die anfangs ganz auf dem freyen Willen des Gebers beruheten und deshalb den Nahmen Beeden (precariae) erhielten. Davon ſchloß ſich aber der Adel aus, weil er meynte, daß er das Land mit den Waffen vertheidigen müſſe. Die Steuern blieben alſo auf den Unterthanen haften. Die Klöſter machten ſich auch davon frey und bezahlten ihre Steuern (wie ſie meynten) mit Gebet oder mit dem Verſprechen, den Landesherrn auf Jagd und Reiſen zu beherbergen.

Säuberlich. Ueberhaupt gewann der Adel wohl viel in dieſen Zeiten?

Paſtor. Ja! Er ſuchte ſich allerhand Rechte und Freyheiten zu verſchaffen und näherte ſich immer mehr dem Zuſtande der Unabhängigkeit. Seine Geſchlechtsnahmen waren ſchon jetzt allgemein. Er führte noch über des ein beſonderes Unterſcheidungszeichen, nämlich das Wappen ein, welches ſeinen Urſprung von Waffe

erhielt, indem ein Waffenträger ein Wappner hieß. Diese Warpen prangten auf Degen und Schilden, von hier kamen sie in die Siegel. Wer kein Edelmann war, durfte auch weder Siegel noch Wappen führen.

Philipp. Welches waren denn die Hauptbeschäftigungen der Edelleute?

Paſtor. Der Krieg. Zu diesem Handwerke wurde jeder Jüngling von Jugend auf angehalten. Wurd' er nun mannbahr, hatt' er sich in Schlachten und Feldzügen tapfer gezeigt und die Handlungen verrichtet, so wurde er mit groſſen Feyerlichkeiten zum Ritter geschlagen. Dann genoß er auch das Recht, in Friedenszeiten einen Degen zu tragen; da hingegen Kaufleute, wenn sie sich auf Reisen befanden, ihre Gewehre an die Sättel der Pferde hängen mußten. Wenn es in dem Lande selbst, das der Ritter sein Vaterland nannte, keinen Krieg gab, so gieng er in fremde Gegenden und diente dort unter den streitbahren Fahnen. Ihre Art, Krieg zu führen, hatte sich gegen die vorigen Zeiten nur wenig verändert, man bediente sich blos besserer und schönerer Harnische, Helme, Schilde und Schwerdter, Armbrüste und Pfeile waren noch eben so beschaffen, wie sonst, nur in den Belagerungswaffen fand einiger Unterschied statt. Man hatte z. B. Maschienen zum Steinschleudern (Margen genannt) und ein Werkzeug zum Niederreiſſen der Mauern erfunden, welches den Nahmen Tryback erhielt.

Das Fauſtrecht wüthete noch immer im teutſchen Reiche, so viele Einschränkungen es auch erlitt. Besonders stritt Friedrich II. dagegen. Um es zu hemmen, gab er mancherley Geſetze in dem von ihm geſtif-

teten Landfrieden, aber es ganz zu verbannen, war er nicht im Stande, zumahl wenn Könige auf dem Throne saßen, die sich um andere Dinge bekümmern mußten. Friedrich II. erlaubte das Faustrecht nur dann, wenn der Beleidigte auf keine andere Weise zu seinem Rechte kommen konnte. Trotz dem allen, war es gar nichts seltenes, daß reisende Kaufleute, Prälaten und Bauern, wenn sie etwa Geld bey sich führten, am hellen Tage auf offener Landstraße angefallen und geplündert wurden. Da diesem Unfuge nicht füglich gesteuert werden konnte, so erheiten nach der Zeit die Reisenden eine Begleitung von Rittern, welche der Landesherr besoldete, diese fanden sich dagegen mit einer vestbestimmten Summe ab, welche sie der Begleitung entrichteten. Auf diese Weise entstand das Geleitsrecht.

Viel gewannen in diesem Zeitraume die Städte; sie spielten eine große Rolle, weil sie nicht selten Beschützerinne.. ihrer Könige wurden. Sonst hatten die Fürsten ihr Augenmerk blos auf die Klöster gerichtet, und sie reichlich beschenkt; jetzt lenkten sie es auf die Städte, weil sie von ihnen Beystand gegen geistliche und weltliche Grossen zu erlangen hofften. Die beträchtlichsten Städte waren gemeiniglich unmittelbahre Reichsstädte und den Königen besonders nutzbahr, weil sie hinter ihren Mauern vor Ueberfällen gedeckt wurden. Durch solche Dienstleistungen erhielten sie von den Königen, Privilegien und Freyheiten, mit denen sie oft ihren Handel unterstützten, der sich sehr ausbreitete, wenn zumahl die Städte an Heerstraßen und Flüssen lagen. Daher kam es auch, daß viele Ritter vom Lande ihre Wohnungen in die Städte verlegten und das-

durch dem Gewerbe und dem Handel noch ein lebhafteres Interesse verschaften. Auf diese Art flößten sie auch den Bürgern eine größere Liebe zu den Waffen ein, sie lernten damit umgehen und übten das junge Volk darinnen. Die Magistrate der Städte empfiengen ebenfalls eine dauerhaftere Verfassung; schon damahls war ihr Ansehen sehr gros, aber doch noch nicht von dem Umfange, wie heut zu Tage. An die Bürger schlossen sich die Handwerker an; auch sie forderten als solche bürgerliche Ehre und Vorrechte. Jedes Handwerk verband sich dem andern und gestattete keinem dritten, das nämliche oder ein damit in Verbindung stehendes Gewerbe zu treiben; so bildeten sich Gilden und Zünfte. Diejenigen, welche aus einer wilden Ehe entsprossen waren oder sonst einen Bubenstreich begangen hatten, wurden ausgestossen. Unter den Handwerkern fanden so wie bey den Rittern, Grade statt, weil sie, wie diese, Ritter und Knappen, Meister und Gesellen hatten. Durch ihre engern Verbindungen fiengen sie bald an, dem Adel gefährlich zu werden. Friedrich II. verordnete deshalb schon mit Ernst, daß ohne ausdrückliche Erlaubniß keine neue Zunft errichtet werden dürfte.

Niklas. Wie sah es denn mit unserm, dem Bauernstande, aus?

Pastor. Die Bauern, welche man zu den Zeiten gewöhnlich arme Leute nannte, genossen noch immer kein besseres Schicksal; nur in einigen Gegenden behandelte man sie glimpflicher, weil die Fürsten und Grafen, seitdem sie selbst Landesherren geworden waren, mehr Nutzen davon hatten, dieselben zu schonen,

und weil diejenigen, welche zu sehr gedrückt wurden, leicht auswanderten und sich in den Vorstädten ansiedelten, wo sie unter dem Nahmen der Pfahlbürger wohnten. Die Leibeigenschaft, sonst so allgemein drükkend, kam ganz auser Gewohnheit, indem die Geistlichkeit behauptete, daß Leibeigenschaft und Sklaverey gegen die göttlichen Gesetze streite. Sie war auch überhaupt ganz unnöthig, da eine Menge Steuern, Zolle und Zinsen statt fanden, welche die Bauern entrichten musten: was hätte also der Adel mehr noch verlangen können? Wirkliche Leibeigenschaft traf man höchstens noch in Klöstern und Stiftern, denn hier übten leider! die Schirmvoigte und der benachbarte Adel nicht selten die unverantwortlichsten Grausamkeiten aus.

Der Handel stand in desto gröserm Flor! Ueberall regierte der Geist der Thätigkeit, man bearbeitete mehr wie jemahls die Erzeugnisse des Landes. Nicht nur in dem Innern des teutschen Reichs sondern auch ausserhalb desselben, in weit entferntern Staaten, hob sich der teutsche Handel. Die oberteutschen Städte handelten hauptsächlich mit Venedig; man fand hier teutsche Waaren, als Holz, Flachs, Wein, und von dort aus giengen Seide, Zucker, kostbahre Steine, Teppiche und Gewürze nach Teutschland. Noch reichere Früchte erzeugte der Handel mit England und den nordischen Reichen, wozu eigene Handlungsgesellschaften sich hergaben. Eine solche Gesellschaft, deren Hauptsitz die Stadt Wisby auf der Insel Gothland war, hatte ein Haus in London, welches Gildehalle hies. Zur Zeit Herzogs Heinrich des Löwen entspann sich der Handel mit Spezerey, Baumwolle und Seide, welcher

aus Italien nach Teutschland kam. Besonders wirkte der Handel auf das Seewesen, denn da die nördlichen Staaten keine ausgebreitete Schiffarth besaßen, so wurden ihnen die teutschen Produkte auf Schiffen zugeführt. Diese Schiffarthen waren manchmal sehr verwegen; Unter Heinrich III. beschiften die Ostfriesen die Orkneyinseln; *) sie giengen bis nach Island, besuchten Grönland und geriethen bis ins Eismeer. Und wenn man der Beschreibung trauen darf, so wagten sie sich sogar bis an die östliche Erdspitze von Sibirien. Wie unendlich groß war dies Wagestück; nehmlich es zeigt von einem unbezwinglichen Muthe unserer Verfahren, die ohne Compaß **) und Seekarten so viel, so etwas großes unternehmen konnten. Noch späterhin, im Jahr 1158 besuchten die bremischen, ham-

*) Orkney oder Orkadische Inseln sind 30 bis 40 kleine Inseln, welche sich auf dem schottländischen Meere von Norden gegen Süden bis an Schottland erstrecken. Sie gehören h. z. T. unter das Königreich Schottland; es sind aber nur 28 davon bevölkert. Sie haben Zinn-, Bley- und Steinkohlenwerke und auf den Küsten einen reichen Heringsfang. Die Anzahl der Einwohner wird auf 32,000 geschätzt.

**) Compaß ein den Schiffern höchst nützliches Instrument, ohne welches sie auf der See nicht wissen, wohin sie ihren Lauf richten sollen. Es sind auf solchem die 32 Winde gezeichnet und in der Mitte ist die Magnetnadel, deren mit dem Magnetstein angestrichene Spitze sich stets nach Norden kehrt, nach der sie sich richten müssen. Ein solcher Compaß ist eine Capsel (Büchse) worinnen eine auf einem Stifte ruhende Magnetnadel verwahrt wird. Oben am Rande werden die Weltgegenden und auch ein Cirkel samt seinen Eintheilungen beschrieben, wodurch man die Weltgegenden, und im Feldmessen die Größe eines Winkels finden kann, weil der Compaß auch außer der Schiffarth vielfältigen Nutzen stiftet.

burgischen und lübeckischen Kaufleute den livischen Meerbusen, fuhren die Düne (auch Dwinofluß in Rußland) aufwärts, stiegen an der Dünamündung ans Land und liessen sich mit ihren Waaren auf Tausch der Landesprodukte ein. Dieser Handel trieb erst an den Küsten sein Wesen, dann aber zog er sich tiefer ins Land hinein. Schon jetzt suchten die Teutschen ihre Kenntnisse in Rücksicht der Völkerkunde zu bereichern, woran sie einige Jahrhunderte vorher kaum gedacht haben würden. In dieser Absicht hatten sie einige Mönche mitgenommen, welche, als sie wieder zurück kamen, die Länder beschrieben, die sie bereist waren. Die Teutschen baueten nun, zum Vortheil ihres Handels, die Stadt Riga und machten Sorge so beträchtlich, daß sie sich von dem Könige von Dänemark eine Befreyung von dem Strandrecht auswirkten.

Peris. Was versteht man unter Strandrecht?

Pastor. Strandrecht (auch Grundrecht) nennt man dasjenige Recht, vermöge dessen der Landes- oder Strandherr die Güter derer, die Schiffbruch erlitten, sich zueignet. In Europa findet es grösstentheils gar nicht mehr statt.

Ehe man noch Liefland entdeckte, war die Handlung nach Gothland und Wisby sehr beträchtlich. Man führte hierher, nebst Kleinigkeiten an Messern, Stecknadeln, Beilen u.s.w. besonders eine Menge Salz und eine gemeine zeitigte Leinewand. Unter den neu angelegten Städten, die vermittelst der Handlung entstanden, erheben sich hauptsächlich im Jahr 1232 Thorn, Culm, Marienwerder und Elbingen, diese lieferten Theer, Pech, Eisen, Bauholz, Thauwerk u. a. Im Jahr 1252

wurde Memel erbauet und erhielt 1275 von der Reichsstadt Dortmund die Mittheilung ihrer Rechte. Merkwürdiger, als manches, war die Errichtung der teutschen Hanse, von der ich schon letzthin sprach. Es ist nöthig, daß ich euch jetzt einen deutlichen Begriff davon beybringe.

Einige. O! thun Sie doch dies ja!

Pater. Im Jahr 1241 schlossen Hamburg und Lübek einen Bund, daß sie auf gemeinschaftliche Kosten Kriegsschiffe ausrüsten und mit diesen die Fahrt von Hamburg in die Nordsee, so wie die Landstrasse zwischen der Elbe und Trawe mit der nöthigen Mannschaft gegen Räubereyen schützen wollten. Diese Verbindung blieb nicht lange so einseitig, sondern es traten noch eine Anzahl Städte hinzu, besonders solche, in welchen Fabriken und Manufacturen blüheten: dieser Verein breitete sich bald so sehr aus, daß er in der Kürze aus 64 Städten bestand, welche sich die teutsche Hanse (Handlungsgesellschaft) nannten. Da nun bey diesem Unternehmen die strengste Ordnung obwalten mußte, so bestimmte man Lübek als das Haupt der Hanse, und legte hieher das Archiv, die Canzley und die Casse der Gesellschaft; zu allgemeinen Marktplätzen ernannte man für England, Schottland und Irrland die Stadt London; für Dännemark, Norwegen und Schweden, die Stadt Bergen; für Preussen, Polen, Liefland, Rußland, Klein-Asien und Persien die Stadt Narva; für die Niederlande, Oberteutschland, Frankreich, Spanien, Portugall, Italien und Ungarn die Stadt Brügge, nachher aber

Ant-

Antwerpen. Diese Gesellschaft wurde bald eine der mächtigsten zur See, seit aber mehrere Fürsten einige von den mächtigsten dieser Städte zwangen, den Bund zu verlassen, so gerieth sie in Verfall. Nach und nach löste sich der Bund von selbst auf, nur Lübek, Hamburg und Bremen erneuerten im Jahr 1630 den alten Vertrag mit Beibehaltung des Nahmens Hanse.

Durch den Geist des Handels verbesserten sich auch die Fabriken und Manufacturen. Die besten Tücher und die haltbahrste Leinewand fertigte Friesland, in Regensburg machten sich einige Schariach- und Barchent-Fabriken berühmt. Man verstand auch (besonders in einigen niederteutschen Gegenden) in Wollenarbeiten Figuren künstlicher Art zu wirken. Dies alles aber hatte denn nun auf den Luxus und die Verschwendung ungemeinen Einfluß. Der teutsche Adel suchte sich vor andern auszuzeichnen und kleidete sich in kostbahres Pelzwerk; die Frauen scheueten kein Geld, um sich prächtig zu schmücken. Sie trugen Kleider von Seide, gestickten Taffet, und Pelzwerk mit Sammet und Atlas gefüttert.

Im Jahr 1241 wurden die böhmischen Bergwerke entdeckt, welche viel Zinn nach England lieferten. Eben so ergiebig waren die Bergwerke in dem Erzgebirge, welche in diesem Zeitraume entdeckt wurden, sie lieferten Gold und Silber, welches den damahligen Zeiten sehr zu statten kam, weil grosse Summen für Waaren (besonders in den Kreuzzügen und den italischen Kriegen) nach Venedig und in die Morgenländer giengen. Ueberdies brauchten die Gold-Ar-

beiter viel Silber und Gold zu den Kirchengeräthen, die man so schön und prächtig, als möglich war, verfertigte. Die Silberminen zu Kerstendorf wurden im Jahr 1167 entdeckt, und veranlaßten die Erbauung der Stadt Freyberg. Aus den Ströhmen dieser Gegenden wurde viel Gold gewaschen. Gegen das Ende des XII. Jahrhunderts nahm der Bergbau in der Grafschaft Mansfeld seinen Anfang, der allein jährlich 12000 Zentner Kupfer lieferte. Der jährliche reine Ertrag belief sich nach Abzug der Kosten auf 134,000 Goldgülden, hierher gehören auch die Zinn- und Silberminen zu Kuttenberg in Böhmen und Meissen, und im Jahr 1141 standen in Halle schon 2 Salzpfannen. Die Bergwerke in Franken am Fichtelgebirge gaben Gold, Kupfer, Zinn, Eisen, Alaune und Vitriol.

Säuberlich. Da es immer nur noch wenig Geld gab, so waren wohl auch die Preise der Lebensmittel nicht sonderlich hoch?

Pastor. Nein! Hier findet mit unsern Zeiten gar kein Verhältniß statt. Im Jahr 1223 kaufte man ein sehr beträchtliches Gut, welches ungefähr 20 Schweine und 33 Malter Früchte eintrug, um 40 Mark feinen Silbers. Das Geld war sehr rar, trotz der Bergwerke, welche doch sehr reichliche Ausbeuten gaben; nur mit Mühe konnte man Geld geliehen bekommen, weil man es gemeiniglich im Handel vortheilhafter anzulegen wußte. Wurden jedoch Capitalien aufgenommen, so nahmen die Wechsler zehn von Hundert. Oefters überstieg man noch diese Summe. Gemeiniglich gaben sich die Juden mit Wechselgeschäften

ab, die ſich aber dadurch ſehr verhaßt machten, weil ſie auf unerlaubte Art ihren Vortheil zu ziehen ſuchten. Die Mehrheit des Geldes machte den Münzfuß nothwendig. Am gemeinſten zählte man nach Marken. Die erſten ſilbernen und goldenen Dukaten wurden in Apulien geſchlagen, in Florenz kamen zuerſt die Gulden (oder die ſogenannten Florentiner) in Umlauf, und Friedrich II. ließ in Meſſina und Brindiſi Goldmünzen prägen, die unter dem Nahmen Auguſtalen nach Teutſchland kamen. Die kleinſte, (aber bekannteſte) Münze, die man zuerſt in Teutſchland ſchlug, waren die Heller, welche man in Halle in Schwaben münzte, daher ſie auch ihre Benennung erhalten haben.

Müller. Hörte man denn damahls auch ſchon von falſchen Münzern, wie heut zu Tage?

Paſtor. O! ja! denn die Gewinnſucht iſt allenthalben geſchäftig, alſo auch damahls. Wenn es nun auch keine falſche Münzer von Profeſſion gab, ſo ſpielten doch die eigentlichen Münzer ſehr unerlaubten Betrug, ſie prägten viel ſchlechtes Geld und pfuſchten das Gepräge anderer Städte nach. Die Handelsſtädte konnten allerdings dazu nicht ſtille ſchweigen und wandten ſich mit lauten Klagen an Friedrich II., der ihnen darauf das Recht ertheilte, keine andern Zahlungen, als in ihren eigenen Münzſorten, anzunehmen. Um dieſes Recht aufrecht zu erhalten und allen Betrug und Unterſchleif zu verhüten, beſtellte der Kayſer einige angeſehene Leute, die unter dem Nahmen Hausgenoſſen oder Münzer, in den Werkſtädten wohnten, um

darauf Acht zu haben, daß die Münzmeister kein zu leichtes und zu schlechtes Geld verfertigten. So entstanden die eingebildeten Münzen; man rechnete das einheimische Geld nach Cölnischen Marken, nach Hallischer, Frankfurther Währung u. s. f.

Peris. Was verstehen sie denn unter dem Ausdruck: Eingebildete Münzen?

Pastor. Wenn er, lieber Meister! z. B. für einen Thaler Seife verkauft, erhält er da von dem Käufer ein ganzes Stück oder mehrere?

Peris. Mehrere?

Pastor. Also! In Sachsen haben wir keine ganzen Thaler, sondern unser Thaler besteht aus 24 Groschen. In Preussen ist es schon anders, dort giebt es ganze Thaler. Bey uns in Sachsen ist mithin ein wirklicher Thaler eine nur eingebildete Münze.

Teutschland kennen wir zwar als ein sehr weit umfassendes Land, dennoch war die Bevölkerung sogar groß immer noch nicht. Dieß gieng aber sehr natürlich zu. Eines Theils nahmen die Kreuzzüge viele Menschen weg. Ich habe euch, dünkt mich, schon gesagt, daß viele Millionen Menschen in den Morgenländern ihren Untergang fanden. Nun rechnet noch hinzu, daß es in diesen rohen Zeiten, wo der Aberglaube so mächtig wirkte, Schwärmer genug gab, die sich dem Mönchsleben weiheten, welche nach Gregors VII. Befehl unbeweibt bleiben mußten — Dies alles minderte die Volksmenge über die Maassen.

Becker. Da das Zeitalter so viel gewann, so änderte sich wohl auch die Lebens-Art?

Pastor. Nicht merklich! lieber Meister! Essen und Trinken waren noch immer Lieblings-Neigungen

der Nation. Unter dem Adel riß Verderbniß der Sitten in hohen Grade ein, seine immerwährenden Beschäftigungen waren Jagd, Krieg und Straſſenraub. Eine Menge Spielleute, (sogar Schauſpieler), ſtrichen durchs Land, ſangen mit unter ſchmutzige Lieder ab, und führten Poſſen auf, die aber nicht geeignet waren, gute Sitten zu verbreiten. Aus dem weichlichen Italien zogen allerhand Laſter nach Teutſchland; die ſonſt ſo wackern und tugendhaften teutſchen Jünglinge ergaben ſich der Wolluſt und duldeten gewiſſe Häuſer, wo ſich lüderliche Mädchen aufhielten, die ihren Leib für Geld verkauften. Man nannte dieſe Häuſer Frauenhäuſer.

Die wenigſte Veränderung litten die Geſetze. Einige neue wurden zwar entworfen, aber dieſ waren bloſſe Stadtgeſetze, auf einzelne Einwohner anwendbahr, welche dann von dem Landesherrn beſtätiget wurden. Ein gewiſſer Epko von Repkow, ein ſächſiſcher Edelmann, ſammelte zu Anfang des 13ten Jahrhunderts alles, was er von alten ſachſiſchen Rechten und Gewohnheiten auffinden konnte, mit Fleiß. Dieß Werk, welches Spuhren der gröſten Mühe und Sorgfalt trägt, iſt bis auf unſere Zeiten gekommen und den Advocaten unter dem Nahmen: Sachſenſpiegel bekannt. Ein ähnliches Werk über die alten ſchwäbiſchen Geſetze erſchien ſpäterhin unter dem Titel: der Schwabenſpiegel.

Philipp. Was enthält denn dieſe Sammlung alles?

Paſtor. Sie enthält verſchiedene Auszüge aus den Capitularien der fränkiſchen Könige, aus päpſtlichen Verordnungen und Reichsſchlüſſen u. ſ. f. Bekannter aber, als alle dieſe Sammlungen, mach-

te sich das römische Recht, welches in diesem Zeitalter zu hohen Ansehen kam. Dies römische Recht gewann grosen Einfluß auf das eigentlich teutsche Recht, besonders in Rücksicht der Erbfolge und der Einführung der Todesstrafen, welche um so fürchterlicher wurden, da man mit diesen die mosaischen Gesetze aus der Schrift verband. Der Oberrichter blieb jedoch immer der Kayser, er gab Gesetze und Verordnungen und ließ sie von den Freyen und Ministerialen prüfen und bestätigen. Als ihm dies Amt aber zu beschwerlich fiel, gesellte man ihm (wie ich schon bemerkt habe einen Hofrichter bey, dem jedoch nur geringere Angelegenheiten, wozu man des Kayfers Ansehen nicht bedurfte, übertragen wurden. Dies Hofrichter-Amt war die erste Grundlage zu dem nachherigen Reichs-Kammergericht, welches noch heut zu Tage bestehet. Dem allen ohngeachtet behielten die teutschen ursprünglichen Gesetze immer die Oberhand. Auf Privatstreitigkeiten wurde das römische Recht nur selten angewendet.

Marx. Wie pflegte man denn bey den Gerichten zu verfahren?

Pastor. Jedes Gericht über freie Leute bestand aus einem Richter und einigen freygebohrnen, aber untadelhaften Männern, welche man Schöppen nannte. Dieser Nahm' ist bis auf unsere Zeiten gekommen. Wenn nun der Verbrecher verurtheilt werden sollte, so sammelte der Richter die Stimmen, welche die Schöppen gaben. Wenn über Könige, Fürsten und Edle Gericht gehalten wurde, so mus-

ten die Beysitzer auch Fürsten und Edle seyn. Keiner, der nicht Haus oder Ländereien besaß, durfte in irgend einer Sache ein Urtheil sprechen.

Am allerentsetzlichsten und grauenhaftesten betrugen sich die sogenannten Vehm- oder heimlichen Gerichte, die sich zu Anfange des XIII. Jahrhunderts zuerst in Westphalen zeigten und wahrscheinlich gegen die Religion, d. h. gegen die Ketzer *) gerichtet waren. Es ist also falsch, wenn man behaupten will, daß ihnen Carl der Große ihren Ursprung verliehen habe. Diese Gerichte wurden unter der Erde und meistentheils des Nachts gehalten. Die Schöppen benutzten, um Uebelthaten und Verbrechen zu erfahren, geheime Spione, welche sie überall, selbst in fremde Länder aussendeten. Wer von den Angeklagten und Geforderten nicht erschien, wurde heimlich, nicht selten in seiner eigenen Burg, ermordet. Nach der Zeit breiteten sich diese Gerichte auch durch andere Länder aus. Kayser Siegismund, Friedrich III und Maximilian I erneuerten sie, späterhin aber verlohren sie ihr Ansehen, weil man dasselbe nicht selten mißbrauchte.

Als Hauptbeweise bey wichtigen Beschuldigungen und Anklagen bediente man sich noch immer der Zwey-

---

*) Manchem von unsern Lesern wird der Ursprung des Wortes Ketzerey nicht bekannt seyn. Hier etwas, was ich in einer alten Schwitzer Chronik davon aufgefunden habe: „J. Jahr 1399 erhub sich eine seltzame Kätzerey vor und in der Stadt Bern, bettend eine Katze an und wann sie bett und Opfer verbrechtend, so küßend sie die Katz für den Ars. Demnach ward man der Sach innen, ward abgedon, mußend 300 Pfund zu Buß genn."

kämpfe und der Feuer- und Waſſerproben, doch auch dieſe wurden jetzt mehr eingeſchränkt als ſonſt, denn niemand hatt' es nöthig, ſein Leben im Zweykampf zu wagen, wenn die Sache nicht Leib, Ehr' und Leben betraf. War aber dies der Fall, ſo konnte die Sache auch durch nichts anders, als durch einen Zweykampf entſchieden werden.

Niklas. Wie wurde es denn bey einem ſolchen Zweykampf gehalten?

Paſtor. Der Richter, dem die Sache übergeben wurde, ließ jeden Theil vorher ſchwören, ob er auch das Recht habe, den Zweykampf zu wagen, dann unterſuchte er genau, ob kein Theil beſſere oder ſchlechtere Waffen oder Kleider trage, als der andere? Dieſe Kleider beſtanden aus Leder oder Linnenzeug und dünnen Handſchuhen. Ihren Arm bewafnete ein leichter, runder Schild, doch durften ſie ſich mehrerer Degen bedienen, im Fall, daß einer davon zerbrach oder unbrauchbar ward. Begann nun der Kampf, ſo ſtand neben jedem der Fechtenden ein Mann mit einer hölzernen oder eiſernen Stange, die er ſogleich über ſein Haupt hielt, wenn er fiel; ſodann fragt er ihn, ob er Recht oder Unrecht habe? Sagt' er Nein, ſo muſt' er verſuchen, ob er ſich an der Stange emporrichten konnte. Verſagten ihm dies ſeine Kräfte, ſo war es nach den Grundſätzen der Zeit klar, daß er ſchuldig ſey. Er wurde als ſchuldig verdammt.

Dieſe Zweykämpfe führen mich näher auf das Ritterweſen, das in dieſem Zeitraume ſehr ausgebildet ward. Es iſt nöthig, daß ich davon etwas ausführlich ſpreche.

In den Turnieren fanden die Ritter die schönste Gelegenheit, die Kräfte ihres Arms und ihre Tapferkeit zu zeigen. Man zog einer solchen Festlichkeit viele Meilen weit nach, und sogar Ritter aus fernen Landen stellten sich ein, nicht um sich zu üben, sondern um zu zeigen, daß sie schon Meister in Fechten und Rennen wären. Aber nur diejenigen, welche von ächtem Adel, und von adlen Aeltern und Grosältern abstammten, wurden bey den Turnieren zugelassen; diejenigen hingegen ausgeschlossen, die man einer schlechten überwiesenen Handlung zeihen konnte. Jeder Ritter hatte, sobald die Schranken des Turnirs geöfnet wurden, ein gepanzertes Roß und einen Waffenträger bey sich. Das Turnir wurde auf einem groſsen, ebenen Platze gehalten. Auf dieser Rundung, welche mit Rittern und Edeln und auch mit Zuschauern aus der Bürgerklasse umgeben war, suchte der Turnirende seinen Gegner mit einer stumpfen Lanze aus dem Sattel zu heben. Wenn man nicht zu Pferde saß, so geschah der Kampf zu Fuß mit dem Degen in der Faust, dann war derjenige Sieger, welcher den andern entwafnen konnte. Damit es nun aber während des Turnirs friedlich zugehen und die Ordnung gehandhabt werden möchte, sassen am Ende der Schranken alte ehrwürdige und erfahrne Ritter, welche Turnirkönige oder Kampfrichter genannt wurden, und für die strenge Beobachtung der Turnirgesetze sorgen musten. Auch adie Ha[illegible]zimmer befanden sich dabey, welche den Siegern gewisse bestimmte Preise austheilten, welche man da Dank nannte. Diese Preise waren verschiedener Art. Z. B. goldene Sporen,

ein schöner mit Federn gezierter Helm, eine vollständige Rüstung, eine Scherpe mit Gold und Silber gestickt u. s. w. An den Schranken des Turnirs stand gemeiniglich auch ein silberner Baum mit goldenen Blättern, welche diejenigen abzubrechen pflegten, die des andern Meister wurden, ohne grade den Hauptpreiß zu verdienen. Ich habe euch schon gesagt, daß kein Ritter turniren durfte, der nicht von ädlen Aeltern und Großältern gebohren war. Um dessen versichert zu seyn, fand der Gebrauch statt, daß jeder turnirende Ritter an den Schranken sein Wappen aufstellte. Nun naheten sich die Kampfrichter, welche die Aechtheit des Wappens untersuchten und den Ritter (fanden sie es für alt und ädel) als turnirfähig erklärten. Da gemeiniglich auch vieles Volk von nah und fern herbeyeilte, um dem Turnire zuzusehen, so waren wiederum eigene Leute angestellt, die auf Ordnung und Stille sahen. Diese nannte man Prügelknechte. Begann das Turnir, so erschienen die sogenannten Herolde, welche in ihren Trompeten nach allen vier Gegenden des Himmels stiessen und das Turnir (von dem oder jenem großen Herrn gegeben) für rechtskräftig erklärten und mit dieser Teremonie die turnirfähigen Ritter einluden. Diese nämliche Gewohnheit fand auch statt, wenn das Turnir beendiget wurde. Nach dem Turnir wurde gemeiniglich ein prachtvolles Nachtmahl und ein Ball gegeben.

Müller. Wurden denn aber bey einem solchen Turnire nicht bisweilen Ritter getödtet?

Pastor. O ja! das geschah leider! gar nicht selten. In Sachsen verlohren in einem Jahre mehr als

zwanzig Ritter das Leben. Dies war denn auch die Urſache, warum die Geiſtlichkeit ſehr heftig dagegen eiferte, und die Turnire ein Spiel des Teufels nannte. Der Erzbiſchof von Magdeburg ging noch weiter und belegte ſogar alle die, welche ſich zu einem Turnire einfanden, mit dem Banne. Sein Anſehen zwang in der Folge mehrere ſachſiſche Fürſten zu dem Verſprechen, kein Turnir von nun an mehr in ihren Landen zu geſtatten. Indeſſen achtete man in andern teutſchen Gegenden weniger darauf und turnirte immer noch ſehr fleiſſig. — Schon die Sache ſelbſt laßt errathen, daß es bey ſolchen Turniren ſehr hoch hergieng und daß man ſehr große Summen verpraßte, um es ſo feyerlich als möglich zu machen. Da ich nur noch geſtern ein Buch in der Hand hatte, worinnen eines ſolchen Turnirs (das man zur Luſt anſtellte) erwahnt wurde, ſo hab' ich mir eine hierhergehörige Stelle abgeſchrieben, die ich euch vorleſen will. Ihr werdet daraus ſehen, wie man bey ſolchen Luſtbarkeiten zu Werke gieng.

Bey dieſen Worten zog der Herr Paſtor ein Blättlein Papier hervor, auf welchem das Nachfolgende ſtand:

„Am 16 Junius 1585 feyerte der Prinz Johann Wilhelm von Jülich, Cleve und Berg gen mit der Prinzeſſinn Jakobine von Baden ſeine Vermählung. Dieſe Feyer wurde ſehr prächtig vollzogen, unter andern auch ein Turnir gehalten, von dem die Beſchreibung auf unſere Zeiten gekommen iſt, und welches ſich an Pracht vor den ſpätern des Zeitalters ſehr vortheilhaft auszeichnete. Am Tage vorher wurde durch Trompeten- und Paukenſchall von

der Gallerie über dem Schloßthor zu Düſſeldorf das Cartell (Aufforderung) bekannt gemacht und an die Burgpforten angeſchlagen, auch bey der Abendtafel den Rittern vorgeleſen. Eine gewiſſe Fräulein Anna von Haller ſtand dann mit einem Lorbeerkranze und weißen Federbuſche auf der linken Bruſt, und ließ die ſchönen Ritter die Muſterung gehen. Jeder, der geſonnen war, am folgenden Tage den Kampf zu wagen, trat hervor und berührte den Federbuſch auf des Mädchens Bruſt, um zu zeigen, daß dies Ritterſpiel den Damen zur Ehre gehalten werden ſollte. Das Cartell enthielt 21 Artikel, die mit den Turniergeſetzen gleichlautend waren. Drei Preiſe zu 200 und 100 Thaler ſetzte der Herzog aus, zu deren Erlangung drey Rennen verordnet wurden, das vierte geſchah den Damen zu Ehren und mithin war auch dieſen die Beſtimmung des Preiſes (oder Dankes) überlaſſen. Die Bahn zu dieſem Rennen wurde auf einem ſchönen Platze bey Pempelfurth vor Düſſeldorf abgeſteckt und betrug 240 Schritte in der Länge und 380 in der Breite. Innerhalb der Schranken war auf der rechten Seite eine Gallerie für die Damen, auf der linken aber für die Schiedsrichter, an welcher auch die Ahnenſchilder der Ritter aufgehangen wurden. In der Mitte des Platzes war ein Bogen aufgerichtet, auf deſſen Säulen die Göttinn Prudentia (Klugheit) und Spes (Hofnung) ſtanden; auf der Wölbung des Bogens zeigte ſich die Fortuna (Glück) auf einer Meermuſchel mit einem fliegenden Seegel in der Hand; an den Pfeilern hiengen die Wappen der Neuvermählten und in der Mitte der Ring, welchen

der Ritter im Rennen mit seiner Lanze abnehmen mußte. Wer ihn am öfterſten abnahm, der erhielt den Preiß *). Es war beſtimmt, daß die Ritter alle verkleidet erſcheinen mußten und der Herzog ſetzte ſogar auf die ſinnreichſte Erfindung einer ſolchen Verkleidung einen Preiß. Vier Marſchalle mit ihren Stäben und Feldzeichen waren beſtimmt, die Ritter aufzuführen und ſie den Richtern vorzuſtellen, welche dann nach dem Ahnenſchilde den Ritter für tüchtig erklärten, zum Rennen zugelaſſen zu werden. Die Ritter theilten ſich in 2 Klaſſen, nämlich in Menutenatoren und Avanturieres. Die erſtern übernahmen das Spiel und mußten mit einem jeden Avanturier (Abentheurer) die eigentlich die Fremden vorſtellten, den Preißkampf wagen. Beyde hatten ihre Patrinen (Beſchützer) die den Speer führten. Wenn bey einem ſolchen Ritterſpiel der Preißkampf geendet war, ſo ſtellten die Ritter unter ſich Preiße aus, wetteten oder tummelten ſich ihrem Mädchen zu Gefallen noch ein- oder ein Paarmal herum."

„Nachdem ſich nun die Damen auf ihre Plätze begeben und die Richter gleichfalls die ihrigen eingenommen hatten, erſchienen 3 Ritter mit ihren Patrinen am Thor und gaben ſich nach Inhalt des Cartells als Menutenatoren an, um mit einem jeden Abentheurer drey Rennen um den beſtimmten Preiß zu wagen. Die

*) Solche Ringelrennen, heut zu Tage unter dem Nahmen der Karouſſells bekannt, giebt es noch immer, beſonders in Wien und Petersburg, wie das unſern lieben Leſern aus den Zeitungen bekannt ſeyn wird.

Marschälle erschienen, um sie mit Erlaubniß der Richter auf die Bahn zu führen. Weil aber diese drey Ritter durch eine besondere Erfindung ihren Aufzug glänzend machen wollten, so wurde deshalb gepaukt und trompetet. Allmählich erhob sich nun unter einer schönen Musik ein Berg, dessen Heranwachsen man kaum bemerkte, und der doch, ehe man es noch vermuthete, in seiner vollen Pracht da stand. Wahrscheinlich war er von Holz und mit Erde bedeckt und wurde durch Schrauben in die Höhe gebracht; denn in dem Berge selbst hörte man musikalische Instrumente; auch wurde er fortbewegt. Die Gestalt dieses Berges war folgende: Auf einer Spitze desselben saß ein lebendiger Jüngling als Amphion *) gekleidet mit der Cyther in der Hand; auf seinen Gesang fielen Steine aus dem Felsen und ordneten sich so, daß auf einmahl die alte Stadt Theben **) mit ihren Thürmen und Mauern da stand. Auf der entgegengesetzten Spitze des Berges erblickte man einen andern Jüng-

*) Amphion kommt in der heidnischen Götterlehre vor und war der Sohn des Donnergotts Jupiter und der Antiope. Sie gebahr diesen Sohn am Meere, wo ihn ein Hirte fand, der ihn auch erzog. Der Gott der Musik, Apollo, gab ihm eine Leyer und die Musen (auch heidnische Göttinnen) waren seine Lehrerinnen.

**) Amphion erbauete die Mauern der alten Stadt Theben in Griechenland. Die Uebertreibungskunst, womit Amphion zu diesem Werke die rohen Einwohner zu ermuntern wußte, hüllt die Dichtung in die schöne Fabel ein, daß er durch die Töne seiner Leyer die Steine selbst bewegt habe, sich zusammen zu fügen und zu Mauern und Thürmen zu bilden.

ling als Orpheus ***) die Leyer in der Hand haltend und von Thieren und Bäumen, die seinem Gesange lauschten, umgeben; etwas weiter herunter stand Pan (der Hirtengott) mit 2 Böcken, die er beyden Hörnern faßte. Orpheus und Amphion sangen nun mit Begleitung der übrigen Instrumente die lateinische Verse, welche über den Thoren der künstlichen Stadt angebracht waren. Hinter dem Berge giengen 6 Trompeter, die Marschälle und die Schildträger der Ritter, welche die Ahnentafeln an dem Stande der Ritter anschlugen. Hierauf folgten die 3 Menutenatoren: Adlerherz, Weiserrath und Treuesblut, nebst ihren Patrinen: Wachhaftighaupt, Schwerergang, Liebtenbrand, Zungenzwang, Hauffendelob und Herzengans. Diese sonderbahren Nahmen hatten Bezug auf ihre Schilde. So trug z. B. Adlerherz auf seiner Sturmhaube einen Adler mit einem hängenden, silbernen Herzen, der eine graue Natter in seinen Klauen hatte. Dieß bedeutete eine ädle Herzhaftigkeit. Weiserrath trug einen Januskopf (oder einen Kopf mit 2 Gesichtern) auf seiner Haube, d. h. ein Fürst soll weisen Rath vorsichtig gebrauchen. Treuesblut trug zwey Hände, die einander so vest packten, daß das Blut in eine untenstehende Schaale träuf-

***) Orpheus war ein alter Fürst in Thrazien, der als ein Sänger der Vorwelt und als Meister in der Tonkunst für einen Sohn des Apollo gehalten wurde. Die Dichtung lauf von ihm, daß er durch sein Spiel und seinen Gesang selbst die wilden Thiere und die Bäume im Walde in Bewegung gesetzt habe.

feste d. h. der Fürst muß Treu und Glauben halten. Liebtenbrand trug einen Altar, auf welchem ein Herz mit einem Lorbeerkranz umgeben, geopfert wurde, das bedeutete das Symbol einer aufrichtigen Liebe des Fürsten zu seinen Unterthanen, u. s. w.

Der erste von diesen Rittern war der Bräutigam selbst; alle neune waren mit fliegenden Mänteln von Goldstof bekleidet, unter welchen ein grüner Rock mit einem Löwenkopf auf der Brust und fliegenden Ermeln, hervorleuchtete. Der goldene Sporn saß an weißen Stiefeln. Auf der Sturmhaube schwankte ein hoher Federbusch über der Hyroglyphe (geheimnißvolle Andeutung); ein antikes (aus der Vorzeit sich herschreibendes) Degenkoppel deckte die Seite; die Rosse waren mit goldenen Decken und bunten Federn geschmückt. Nach diesem Aufzuge sprengten andere Ritter an das Thor heran; es waren Abentheurer, die sich größtentheils italienische Nahmen gegeben hatten und nun mit den Mennitenatoren anzubinden suchten. Zwey waren verlarvt, wovon der eine auf einer Violine spielte und italienische Arien dazu sang. Der andere erschien in Bauertracht, in weiten Schifferhosen, großem Hut, und mit einem Rechen in der Hand. Auf diese Lustigmacher folgten 6 andere auf Sackeseln. Zwey andere waren als Syrenen (Meergöttinnen) gekleidet, mit einem Spiegel in der linken Hand; auf dem Rükken des Pferdes sassen Meerungeheuer mit aufgerichteten Schwänzen. Ueberdieß waren noch viele aus diesem Gefolge als Mädchen, Mohren u. s. w. gekleidet. Nun erst begann das Rennen. Ehr' und Liebe stärk-

ten

ten den Ritter, den verlohrnen Kampf zu erneuern. Nachdem mancher Ritt gewagt und manche Wette gewonnen war, wurde zu Hofe geblasen. Nach aufgehobener Tafel traten die Marschälle auf und forderten die Austheilung der Preiße nach alter fürstlicher Weise. Die Trompeter stiessen dreymahl an und die Kampfrichter riefen die Nahmen der Sieger aus. Anna von Haller erschien in ihrem vorigen Putze und überreichte den Rittern den Preiß. Zu solchen Turniren gesellten sich noch überdieß die Geld verzehrenden Hofhaltungen. An hohen Festtagen und bey andern feyerlichen Gelegenheiten hielten nämlich die Fürsten Hof, das heißt: An solchen Tagen beriefen sie ihre Hofbeamte, Dienstmannen und Vasallen, die gemeiniglich auf dem Lande zu wohnen pflegten, in die Stadt. Hier besprachen sie sich über das Wohl ihres Landes, gaben neue Gesetze, wenn dieß erforderlich war, und handhabten die Ordnung. Da dieß schon an und für sich selbst eine große Feyerlichkeit bezweckte, so fanden sich auch die benachbahrten Fürsten, Grafen und Herren dabey ein und liessen sich viele Tage lang, herrlich bewirthen. Nicht selten war die Zahl der Gäste so groß, daß man sie und ihre Dienerschaft in den Städten nicht alle unterbringen konnte, man schlug in dieser Hinsicht sogar Läger auf dem freyen Felde auf und speisete sie da. Es sey mir vergönnt, hier ein paar solcher Gastmähler (wie wohl aus der spätern Zeit) zu erwähnen, blos um euch einen kleinen Begriff von dem grossen Aufwande zu machen, der bey solchen Feyerlichkeiten statt fand. Bey der Hochzeit des Churs

fürſten Chriſtian II. von Schön, die im Jahr 1602 gefeyert ward, wurden, auſſer den eigentlichen Hochzeitsgaſten allein an 180 Tiſchen das gemeine Geſindel ganzer acht Tage lang geſpeiſet. Bey der Vermählung der Tochter des Churfürſt Moritz zu Sachſen, Anna, mit dem Prinzen Wilhelm von Oranien, waren über 6000 Gäſte gegenwärtig. Man muſſte 6000 Pferde füttern, wovon dem Bräutigam allein 1100 gehörten. Bey dieſer Hochzeit giengen auf: 4000 Scheffel Waizen, 8000 Scheffel Korn, 3000 Eymer Wein, 1600 Faß Bier und 13000 Scheffel Haſer.

Viele. Ey, was würde das in unſern Zeiten gekoſtet haben!

Paſtor. Noch ein Beyſpiel. Im Jahr 1500 hielt der Churfürſt Johann von Sachſen zu Torgau Beylager mit der Prinzeſſin Sofia von Meklenburg. Bey dieſer Gelegenheit wurden 8 Tage lang täglich 11000 Perſonen köſtlich tractirt und 7200 Pferde gefüttert. —

Da wir einmahl von den Turnieren ſprechen, ſo giebt mir dies zugleich Veranlaſſung, euch noch etwas über die in dieſen Zeiten entſtandenen Ritter-Orden zu ſagen. Es waren deren hauptſachlich drey. Der erſte hieß der Johanniter- oder der Hospital-Orden. In der Folge nannte man ſie auch Rhodiſer (von der Inſel Rhodus, weil dort ihr Oberer wohnte) ſpäterhin und noch heut zu Tage Maltheſer-Ritter (von der Inſel Maltha.) Die Pflicht dieſer Ritter beſtand uhrſprünglich in der Pflege und Wartung kranker Pilger, welche nach Jeruſalem wallfartheten, um

auf dem Grabe Chriſti zu beten, daher ſie auch den Nahmen Hospitaliter führten, weil ſie in Paläſtin das Hospital zum heil. Johannes, der ihr Schutzheiliger war, bewohnten. Bey dieſen einfachen Grundſätzen blieben ſie jedoch nicht ſtehen, ſondern ſie legten ſich auch Waffen zu, die ſie, wegen den Neckereyen der Türken, allerdings nöthig hatten.

Wenzel. Wer war denn der Stifter dieſes Ordens?

Paſtor. Ein gewiſſer Gerhard aus Frankreich. Er ſetzte ihn im Jahre 1100 ein und der Papſt Paſchal beſtätigte ihn 1113. Die Ritter legten das Mönchsgelübde der Keuſchheit und Mäßigkeit ab, und waren entweder Ritter, Prieſter oder Brüder. Ein ähnlicher Orden war der Tempel-Orden. Die Ritter deſſelben hatten die nämlichen Pflichten auf ſich, nur daß ſie ſich in Rückſicht ihrer Kleidung unterſchieden. Jene, die Johanniter-Ritter, trugen ein weißes, dieſe ein rothes Kreutz, jene giengen ſchwarz, dieſe weiß. Dieſer Orden exiſtirt jedoch nicht mehr. Der dritte geiſtliche Ritter-Orden iſt der teutſche, oder der Marien-Orden, von dem ich euch (dünkt mich) ſchon neulich etwas erzählt habe. Seine Stiftung fällt in die Zeiten nach den Kreutzzügen.

Jetzt wollen wir nun auch ſehen, wie viel die Wiſſenſchaften und Künſte in dieſem Zeitalter gewonnen hatten.

Es war für die Wiſſenſchaften ſchon ein ſehr gutes Zeichen, daß ſich die Fürſten mehr, als jemahls, damit beſchäftigten, ſie unterſtützten nicht nur die Gelehr-

ten auf eine adelmüthige Weise, sondern vermogten auch durch ihr eigenes gutes Beyspiel so viel, daß mehrere Grafen und Herren statt des immerwährenden Jagens und Kriegens ein Buch in die Hand nahmen und die Werke der alten Griechen und Römer lasen. Durch diesen Fleiß zeichneten sich besonders die schwäbischen Kayser, die Herzoge von Oesterreich und die Landgrafen von Thüringen aus. Mehrere von ihnen aber lasen nicht nur, sondern wagten sich sogar an Uebersetzungen und Umarbeitungen alter lateinischer Gedichte. Wieder andere fertigten Romane, und versuchten Heldengedichte zu machen.

Säuberlich. Ist davon etwas auf unsere Zeiten gekommen?

Pastor. O! ja! So haben wir z. B. den König Tyrol von Schotten und Friedebrand, sein Suhn, die Niebelungen und ein sehr weitläuftiges Gedicht über den Krieg Carls des Grossen gegen die Araber, welches ein gewisser Wolfram von Eschelbach gedichtet haben soll. Häufiger findet man in diesem Zeitraum die Minne- oder Liebesgedichte, welche man zugleich abzusingen pflegte. Auch die Schauspiele fengen an sich auf den teutschen Boden zu verpflanzen. Die mehresten davon fanden hauptsächlich in den Klosterschulen ihr Vaterland. Hier bearbeiteten sie die Mönche und liessen sie dann von ihren Schülern aufführen. Man nannte sie Osterspiele, und legte ihnen geistliche Texte unter, z. B. die Auferstehung Christi, die Ankunft des Antichrists und sein Untergang, die Leidensgeschichte Je-

ſu, die Schöpfung. Daß dabey viel Unfug getrieben und in den Stücken ſelbſt eine Menge Unſinn geſchwatzt wurde, könnt ihr euch denken, ſo bald ihr nur einen Blick auf das rohe Zeitalter werft, in welchem dieſe Stücke ausgeheckt wurden. Ich habe noch vor kurzem ein ſolches Meiſterſtück in Händen gehabt. Es handelte von dem Sündenfalle Adams. Es würde mich zu weit führen, wenn ich hier das ganze Stück zergliedern wollte, indeſſen kann ich mich doch nicht enthalten euch ein Pröbchen von der Schilderungsart des ungenannten Verfaſſers zu geben. Er ſtellt z. B. den Schöpfer der Welt als einen alten Greiß dar, der in einen Pelzſchlafrock gewickelt, mit der Uhr in der Hand, und einer langen Pfeiſe im Munde in den Garten des Paradieſes tritt und dem Adam ruft, der ſich mit ſeinen Weibe Eva hinter einem Stachelbeerſtrauche verſteckt, um dem zürnenden Richter aus dem Wege zu gehen. Er ſieht ſich mit blitzenden Augen nach dem Flüchtling um, ruft ihn dann mit lauter Stimme und als dieſer nun nicht erſcheinen will, bedient er ſich der Worte: „Adam! wo biſt du! Wenn du nicht gleich her kommſt, ſo jag' ich dich, ſo wahr Gott lebt! Stante pede! aus dem Paradieſe.“ In dieſem Tone geht es durchs ganze Stück.

Dennoch waren dieſe Kloſterſchulen die einzige, wenigſtens die Hauptwerkſtädte der Künſte und Wiſſenſchaften. Man trug hier die ſieben freyen Künſte vor und behandelte ſie in zwey Klaſſen! Eine begriff die lateiniſche Grammatik (Sprachlehre) die Dialektik (Vernunftlehre) und Rhetorik (Beredſamkeit; dieſe die Muſik, Arithmetik (Rechen-

kunst) Geometrie (Feldmeßkunst) und Astronomie (Sternenkunde.) Alchymie (Scheidekunst) und Medizin wurden besonders von den Juden bearbeitet, welche sie mit grossem Fleiß studierten, nicht minder thaten dieß die Araber in Spanien, wo eigen dazu besoldete Lehrer die Medizin Mathematik, Algebra *) und andere Künste vortrugen. Ein gelernter (zunftmäßig gelehrter) Mediziner in Teutschland hieß Artista, woraus wahrscheinlich das Wort Arzt entstanden ist. Die Lehrer titulierte man Magister (Meister) oder Doctoren (Gelehrtere, als andere) von diesem Magister oder Meister kommt auch der Ausdruck Meister bey den Handwerks-Innungen her, indem ein solcher das Recht hat, dasjenige, was er ehedem gelernt, jetzt wiederum andern zu lehren. Damit nun unter den Lehrern und Schülern eine gewisse, vestbestimmte Ordnung obwalten möchte, so wurden sie von den damahligen Fürsten, welche Künste und Wissenschaften vorzugsweise liebten, zu einer eigenen Gesellschaft erhoben, die man Universitas nannte. Das Wort, einfach so genommen, wie ich es jetzt aussprach, würde wenig andeuten, es heißt aber eine Allgemeinschaft, und man muß daher um es richtig zu verstehen, das Wort literarum (der Wissenschaften) hinzusetzen, um es auf diese Art deutlich zu machen.

*) Algebra (Alchiber) man nennt sie auch Analyse, oder die Auflösekunst, die Regel Coss. Sie lehrt, wie man durch Aequationen (Gleichungen) und Rechnen allerhand schwere Aufgaben auflösen und neue Wahrheiten erfinden kann.

Eine Universität (ein Wort, das noch heut zu Tage geltend ist) heißt also eine Gesellschaft von Lehrern und Schülern, welche in Verein die Wissenschaften treiben. Nach der Zeit erhielten diese Universitäten gewisse ausschliessende Rechte (oder, wie man auch zu sagen pflegt, Privilegien), welche einen so allgemeinen Beyfall fanden, daß man mehrere solcher Universitäten errichtete. So entstand die Universität zu Salamanca in Spanien im Jahr 1222, die zu Neapel 1224, die zu Padua (beide in Italien) 1227, die zu Toulouse (in Frankreich) 1228, die zu Montpellier (in Niederlanguedok in Frankreich) 1289, die zu Coimbra (in Portugall), 1290, und die zu Orford und Cambridge, beide in England, bald kurze Zeit darauf.

Die Hauptkunst, auf die es in den gelehrten Schulen und Universitäten ankam, war die sogenannte Disputirkunst, worein man den Werth eines gelehrten Mannes setzte. Um sich diese Kunst gehörig zu erwerben, mußte jeder junge Mensch nothwendig auf die Erlernung der Dialektik und der lateinischen Sprache bedacht seyn, denn verstand er diese nicht, so kam er in jener gar nicht fort. Dadurch erwarb er sich eine gewisse Fertigkeit über alle Gegenstände, die man ihm aufgab, zu disputiren d. h. pro (für) oder contra (gegen) dieselben zu sprechen. Einem Gelehrten der dahmaligen Zeit mußt' es z. B. leicht seyn (hatte er anders seine Dialektik richtig im Kopfe,) um zu beweisen, daß die Erde nicht nur rund sondern auch eckigt seyn könnte. Für beyde Meynungen hatt' er dann Beweise in Bereitschaft, ja! man trieb diese Disputirsucht

ſo weit, daß man in der Folge Dinge zu behaupten ſich nicht ſcheuete, die grade zu ins Lächerliche fielen, woraus auch nachher eine eigene Secte entſprang, die aber ſchon ehedem im griechiſchen Zeitalter ſtatt fand. Man nannte ſie die Sceptiker, welche an allem zweifelten, und mit Beweiſen (ſie mochten richtig oder unrichtig ſeyn) ihre Meynung verfochten. So war es dieſer Secte ein Kleines, den Ofen, den jedermann für ſchwarz hielt, für weiß auszugeben. u. ſ. w. Kurz, ſie behaupteten nicht ſelten Dinge, die ſchon in dem Munde eines Wahnſinnigen lächerlich geklungen haben würden. *) — Die Juriſten (weltliche Rechtsgelehrte oder Advocaten) und Canoniſten (auch Dekretiſten: — geiſtliche Rechtsgelehrte) zankten ohn' Aufhören mit einander. Die letztern behaupteten, daß der Papſt der alleinige Oberherr der Welt ſey, dagegen ſtritten die erſtern, welche meynten, daß nur der Kayſer das Szepter der unumſchränkteſten Herrſchaft führen könne. Die Naturlehre (gewiß eine der anmuthigſten und nützlichſten Wiſſenſchaften) blieb auch nicht unbebaut. Ein gewiſſer Gerraſius ſchrieb über dieſe Wiſſenſchaft ein Buch, dem er den ſonderbahren Titel: Otia imperialia (Kayſerliche Nebenſtunden) beylegte. Er beſtimmte nämlich dieſe Schrift für Otto IV. der dieſer Wiſſenſchaft hauptſächlich hold war. Es iſt indeſſen faſt unglaublich, was Gerraſius in die-

*) Scepticismus nennt man denjenigen Zuſtand des Gemüths, wenn ein Menſch den Grund der Gewisheit in der Erkenntniß der Wahrheit umſtößt, und daher auf einen unvernünftigen Zweifel gerath.

ſem Werke für ſonderbahre und ungereimte Meynungen zur Welt gebohren hat, welche er jedoch alle ſehr ernſthaft für Wahrheiten ausgiebt. So behauptet er zum Beyſpiel: daß ſich in Aegypten eine Gattung Menſchen befänden, welche 12 Schuh hoch, keinen Kopf, ſondern Augen und Mund auf der Bruſt trügen. Dergleichen lieblicher Sachen mehr erzählt er in dieſem Buche, welches einen deſto ſtärkern Beweiß giebt, wie groß die Unwiſſenheit und wie mächtig der Aberglaube der damahligen Zeit war.

Das Feld der Geſchichte fand in dem Biſchoff Otto von Freiſingen und andern ſehr tüchtige Arbeiter, ſie beſchrieben die Begebenheiten ihres Zeitalters, wenigſtens nach ihren Kenntniſſen und Kräften, ſo weit gut genug, trotz dem allen aber gewann die ältere teutſche Geſchichte gar nichts, weil man ſich immer nur mit der Gegenwart beſchäftigte, die alten Schriftſteller (ſtudierte man ſie ja) leider! nur der Formeln und nicht der Sache und des Innhaltes wegen, laß, und auf Denkmäler des Alterthums, auf Innſchriften und Münzen durchaus gar nicht achtete.

Es iſt nicht zu leugnen, daß ſelbſt die Kreutzzüge, welche in Teutſchland ſo groſſes Unheil ſtifteten, ſehr viel zur Bildung der Teutſchen beygetragen haben. Ich halt' es für nöthig, euch darauf aufmerkſam zu machen.

Man ſagt im Sprüchworte: Es iſt keine Sache ſo ſchlimm, die nicht auch für etwas gut wäre. Dieß Sprüchwort trift hier wirklich ein. Denn da bekanntlich die Kreutzzüge, auſſer den unermeßlichen Koſten, viele Millionen Menſchen verſchlan-

gen, so kann man leicht berechnen, welche Menge von Plagen diese Uebel noch überdieß hervorgebracht haben mögen. Unter den Früchten dieser Plagen und fast unübersehbaren Uebel standen entvölkerte Länder, verwilderte Felder, zügellose Sitten, Leib und Seele verderbende Krankheiten, rohe Denkungs- und Handlungs-Art u. s. f. oben an. Und dennoch sind auf der andern Seite wiederum die guten Folgen von dem allen unverkennbahr. Hier einige davon:

Die Kreutzsoldaten giengen auf ihrem Zuge nach dem gelobten Lande durch mehrere angebauete Länder, wo sie manches Nützliche lernten, was sie vorher kaum dem Nahmen nach kannten. Ihr erster Sammelplatz war gemeiniglich Italien, (Venedig, Genua, Pisa u. a. Orte) wo sie Begriffe weit reinerer Art empfiengen, als die waren, welche sie sich in ihrem Vaterlande zu verschaffen gewußt hatten; denn, wie bekannt, zeichneten sich schon zu der Zeit die Italiener, besonders in der Mahlerey, der Baukunst und der Musik, vor allen andern Völkern aus. Von hier aus giengen sie zu Schiffe, landeten alsdann in Dalmatien, von da aus sie ihren Weg nach Constantinopel (oder Byzanz) fortsetzten. Diese alte berühmte Stadt erfreuete sich noch immer der ehemaligen Ruhe und wurde jetzt nur bedrohet; in ihren Mauern blühte also noch unverfälscht die alte griechische Feinheit der Sitten, noch fand man hier ungetrübt die prächtigsten Denkmäler des Geschmacks und der schönen Künste. Unter den letztern zeichnete sich die Seekunde des morgenländischen Kayserthums besonders aus. Schon aus diesem reinen Quell einer sehr ergiebigen Wissenschaft

konnten die Teutschen so manchen Tropfen schöpfen, der für ihr besseres Wissen eine heilsame Bereicherung war! Von hier gieng ihre Kenntniß mit leichter Mühe auf den Handel über, den sie jetzt nach der schönsten Verfassung kennen lernten. Constantinopel war ja der einzige Marktplatz in Europa, wo man ostindische Waaren feil bot. Der Reichthum, der sich von hier aus in die Stadt ergoß, mehrte die Liebe zum Luxus zwar, aber auch die Neigung zu Künsten und Wissenschaften, welche ihr den Vorzug vor allen andern Städten der damaligen Zeit erwarben. Aber auch ausser ihr (sagt ein gewisser Schriftsteller) fanden die Kreutzfahrer in Asien noch beträchtliche Ueberbleibsel der Wissenschaften und Künste, welche das Beyspiel und die Aufmunterung der Kaliphen in ihrem Gebiete geschützt und ausgebreitet hatte. Selbst die eigenen Geschichtsschreiber der Kreutzfahrer müssen in ihre Erzählungen rührende Beweise von Menschlichkeit und Großmuth in dem Betragen des Sultans Saladin und einiger anderer Anführer der Türken, die uns auch einen hohen Begriff von ihren Sitten machen können. Es war nicht möglich, daß die unzählbare Menge der Kreutzfahrer das alles hätte sehen sollen, ohne vieles davon zu lernen und sich zu Nutze zu machen. Ihre Aussichten wurden erweitert, ihre Vorurtheile nach und nach geschwächt, neue Begriffe drängten sich haufenweise in ihre Seele und sie mußten bey manchen Gelegenheiten das Rohe ihrer eigenen Sitten fühlen, wenn sie dieselben mit der feinen Lebens-Art dieser Völker verglichen. Diese Eindrücke konnten bey der Rückkunft in ihre Heymath nicht sogleich vertilgt

werden. Die genaue Verbindung zwiſchen den Morgen- und Abendländern, welche die Kreuzzüge veranlaſt hatten, war auch nicht vorübergehend, ſondern dauerte zwey ganze Jahrhunderte hindurch; neue nach Aſien ziehende Kriegsheere begegneten den daher zurückkommenden Abentheuern, welche man von den Gewohnheiten des Orients (Morgenlandes) die ihnen durch einen langen Aufenthalt darinn eigen geworden waren, mit ſich nach Hauſe brachten. Dieſem gemäß finden wir auch kurz nach dem Anfange der Kreuzzüge eine gröſsere Pracht an den Höfen der Fürſten, gröſseren Pomp (Aufwand — Staat) in allen öffentlichen Cerewonien, einen feinern Geſchmack in Luſtbarkeiten und Zeitvertreiben und daneben einen romanhaften Unternehmungsgeiſt, welchen nicht nur das dieſen Feldzügen eigenthümliche Wunderbahre einflöſte, ſondern auch das Beyſpiel der erhitzten Einbildungskraft der Araber gar ſehr ſtärkte und nach und nach über ganz Europa verbreitete. Auf dieſe Weiſe haben wir dieſen thörichten, wilden Feldzügen unwiderſtreitlich den erſten Anbruch des Lichts zu danken, das die Barbarey und die Unwiſſenheit vertreiben ſollte.

Die Spuhren dieſer wohlthätigen Folgen der Kreuzzüge beobachtet man indeſſen in der Lebens-Art der Europäer nur langſam. Der Einfluſs deſſelben auf den Stand des Eigenthums und mithin auch auf die Macht der Regenten war ſchneller und bemerkbahrer. Die Veränderungen, welche bey dem Bauernſtande hervorgebracht wurden, und welche ſehr — ſehr beträchtlich waren, habe ich euch ſchon vorhin angedeutet. Der Adel, welcher damit ſchon viel von ſeiner bisher

rigen Gewalt verlohr, büßte noch mehr von seinem Ansehen dadurch ein, daß er zu Bestreitung der ungeheuern Kosten, welche diese Feldzüge erforderten, viele seiner Güter verkaufen mußte. Die Menge derer, die sich mit süssen Hofnungen von prächtigen Eroberungen in Asien schmeichelten, verminderte selbst durch das häufige Feilbieten seiner vaterländischen Besitzungen den Werth derselben und dieses gab den Regenten Gelegenheit, die größesten Ländereien für geringe Summen anzukaufen und in Domänen (der Regierung gehörige Güter) zu verwandeln, wozu dieselben um desto mehr im Stande waren, da im Anfang kein einziger Regent der europaischen Staaten für seine eigene Person auf diese abenteuerlichen Unternehmungen sich einließ. Auch erloschen oft ganze Familien vieler mächtigen Vasallen durch diese gefahrvollen Unternehmungen und dann fielen ihre Besitzungen an den Regenten als Lehnherrn zurück. Die Gewalt der letztern wurde dadurch immer unumschränkter, jemehr die bisherige aristokratische Verfassung (Volksregierung) abnahm. Wie denn auch ferner die lange Abwesenheit so mancher mächtiger Herren, die gewohnt waren, ihren Regenten vorzuschreiben, den Königen eine Gelegenheit gab, ihre Vorrechte auszudehnen und in der Regierung ein neues Gewicht zu gewinnen. Zu diesen Umständen kam auch noch, daß alle, welche das Kreutz nahmen, dadurch unter den unmittelbahren Schutz der Kirche versetzt wurden, welche allen denen, die diese heiligen Krieger und ihre Güter befehden oder ihnen Schaden und Unrecht thun würden, mit ihren schwersten Flüchen drohete. Hierdurch wurden die Privat-

händel und Feindſeligkeiten, welche ſonſt die öffentliche Ruhe ſtörten, ſehr gemindert und eingeſchränkt und eine allgemeinere und veſtere Gerechtigkeitspflege fieng dagegen an, eingeführt zu werden. Alles dies waren die erſten Schritte zur Errichtung einer regelmäſigern Regierung in den europäiſchen Staaten. So viel Gutes hatten neben dem vielen Böſen die Kreuzzüge.

Die teutſche Geiſtlichkeit wurde in dieſem Zeitraume noch mächtiger, als ſie geweſen war. Durch die Freyheitsbriefe Friedrich II erhielt ſie groſe und wirkliche Rechte und entzog ſich unter den folgenden Kaiſern beinahe ganz der königlichen Gewalt. Beſonders mächtig machten ſich die Domkapitel (geiſtliche Stifter). Sie maſten ſich die Wahlen der Biſchöffe allein zu. Die Schutzvogteyen in den Bisthümern wurden aufs ſchändlichſte gemisbraucht, wogegen die niedrige Geiſtlichkeit nichts ſagen konnte, weil ſie zu ſchwach war. Die geiſtlichen Waffen, z. B. der Bann und die Sendgerichte (geiſtliche Gerichtsbahrkeiten), welche den Sündern die Kirchenbuſe diktirten, wurden ſo kühn, daſ man vor ihren Ausſpruch zitterte. Dieſe Sendgerichte veranlaſten mancherley Streitigkeiten, denn da man den Feinden der Prieſterſchaft groſe Bussen auflegte, ſo wollten dies die weltlichen Fürſten nicht dulden und ſuchten ſich nicht ſelten, vermittelſt der Waffen, davon zu befreyen. Die allergröſeſten Misbräuche entſprangen jedoch aus dem päpſtlichen Ablaſ. Man ſchenkte oder verkaufte denſelben an alle die, welche in das heilige Land zogen, auf viele Jahre, und überredete ſie dabey, daſ ſie zur Ehre Chriſti rauben und morden könnten, ohne ſich dabey an Gott

zu versündigen. Das dadurch erlangte Geld würde allerdings Mistrauen gegen die Aechtheit der päpstlichen Gesinnungen erweckt haben, wenn nicht der h. Vater klug genug gewesen wäre zu behaupten, daß diese Summen zur Bestreitung der Kreuzzüge verwendet würden.

Schon seit Gregor VII mehrten sich die Klöster. Sein Verbot gegen die Ehe führte manchen Schwärmer in diese Einsamkeit. Es entstanden allmählig mehrere Orden, z. B. der Dominikaner-Orden, von dem ich bereits geredet habe. Dann der Franziskaner- (oder Minoriten-) Orden, welcher von einem gewissen Franz von Assisi*) gestiftet wurde. Dieser Franz war ein dummer und einfältiger Kaufmannssohn, der unter dem Haufen ähnlicher Taugediebe, wie er einer war, bald so viel Anhang fand, daß er eine eigene Gesellschaft bildete, die er nun unter dem Nahmen des Bettelordens (denn seine Jünger durften nur von Wohlthaten leben) in alle Welt ausschickte. Seiner eben so einfältigen Schwester, der h. Clara, gefiel diese Faullenzerey ihres lieben Bruders besonders aber der Strom von Berühmtheit, der ihn umfloß, so sehr, daß sie seinem Sinne und seinem Beyspiele folgte und im Jahr 1212 den Orden der Clarissinnen stiftete. Im Jahr 1098 schuf der Abt von Cistercium in Burgund, Robert, die Cistercienser. Ein anderer Narr, der h. Bernhard, suchte diesen Orden noch zu verbessern und von ihm kommen die Bernhardiner her. Als dies

*) Assisi ist eine kleine Stadt im Herzogthum Spoletto in Italien und liegt auf einem Berge.

ſer ſtarb (1153) hinterließ er in dem Kloſter Clairvaux (Clärwo) allein 700 Mönche. — Dem Bruno, einem Domherrn zu Cölln, verdankt der ſogenannte Carthenſer-Orden ſein Daſeyn, der bey Chartreuſe (Schartröſe) bey Grenoble ſeine Klauſe hatte, woher auch der Orden ſeinen Nahmen erhielt. Doch hat dieſer nur ſpährliche Nachahmer gefunden, weil er faſt zu ſtreng iſt. Den Mönchen iſt alles Fleiſcheſſen und ſelbſt das Schlafen in Betten verboten, ſie dürfen kein Wort mit einander reden und wenn ſie ſich begegnen, ſo iſt memento mori (gedenke an den Tod!) das Einzige, was man aus ihrem Munde hört. Statt des Hemdes tragen ſie eine hörnerne Kutte auf dem bloſen Leibe, den ein Gürtel umſpannt, und die Füſſe ſtecken in Latſchen ohne Strümpfe. Wahrlich es gehört viel Entſagung für die Freuden der Welt, für die uns Gott ſchuf, dazu, ſich zu einer ſolchen Lebensregel zu verdammen! Und dennoch hat es fanatiſche Schwarmer genug gegeben, die aus Liebe zur Tollheit ihr Leben in ſolchen Feſſeln vertrauerten.

Durch dergleichen Unfug ſtieg beſonders die päpſtliche Gewalt aufs höchſte. Um ihr auch genugſames Anſehen zu verſchaffen, behauptete der h. Vater mit geiſtlicher Kühnheit, Chriſtus habe dem Apoſtel Petrus zwey Schwerdter, die geiſtliche und weltliche Macht andeutend, gegeben. Die erſte ſey für ihn, die zweyte für den Kayſer; die letztere aber müſſe vorher von ihm erbeten werden, und ſo leitete er das Recht ab, bey ſtreitigen Königswahlen allein entſcheiden zu dürfen. Auf dieſe Art verſchlimmerte ſich der

Zu-

Zuſtand der Religion und der Kirche, denn der Papſt that nur das, was ihm beliebte und ſein Anſehen ſtützte. Man glaubte nicht mehr, was die Bibel ſagt, ſondern was der Papſt und die päpſtlichen Dekretalen verordnet n: man blickte nur auf äuſſere Vortheile und hielt alles für erlaubt, wenn es nur bezahlt wurde! Mönche und Nonnen erlaubten ſich unter dem Schirm der Heiligkeit die gröbſten Verbrechen! Alle Arten der Laſter giengen in Schwange — kurz es ſah in Teutſchland, ſowohl im weltlichen als im geiſtlichen Regimente, höchſt betrübt und kläglich aus.

Mit dieſen Worten ſchloß der Herr Paſtor für dießmal ſeine Erzählung und entließ die Geſellſchaft.

Zwölfter Abend.

Wir kommen heute, (begann der Herr Paſtor aufs neue) zu den letzten Zeitraum der ältern Geſchichte Teutſchlands, zum 7ten, welcher vom Jahr 1272 anhebt und bis 1519 fortläuft, alſo 247 Jahre in ſich begreift. Er erzählt uns die Geſchichte unſers teutſchen Vaterlandes unter

Rudolf von Habsburg bis zu Carl V.

Nach Richards Tode befand ſich das teutſche Reich gleichſam verwaiſt, mithin in einer ſehr traurigen Beſchaffenheit. Daran war leider, eine Reihe ſchlechter Kayſer ſchuld, welche in der letztern Periode über Teutſchland regiert hatten. Nicht nur ihre Schwäche und Nachläſſigkeit, ſondern auch die Abweſenheit ihrer Per-

ſen von Teutſchland mögen die Urſache ſeyn, daß das Reich immer tiefer ſank. Bey ſolchen Umſtänden fürchtete jeder, daß ſich das ganze Reich endlich in lauter unabhängige Fürſtenthümer und Herrſchaften auflöſen und zerſplittern würde. Dieß ſchien um ſo wahrſcheinlicher zu ſeyn, weil eine Menge Fürſten und Herren vorhanden waren, die es wünſchten, und deren Macht dem teutſchen Reiche gefährlich zu werden drohete.

Müller. Welche waren denn die?

Paſtor. Die mächtigſten Herren am Niederrhein waren der Erzbiſchof von Cölln und der Graf von Cleve, die Biſchöffe von Münſter und Paderborn, und die Grafen von der Mark. Am Oberrhein ſpielte die Hauptrolle der Graf von Habsburg, der mächtigſte und reichſte der damahligen Zeit, denn er beſaß ſehr anſehnliche Güter in der Schweiz und in Schwaben, ihm gehörten die Grafſchaften Habsburg, Kyburg, Lenzburg, Baden, Hohenberg u. ſ. w. Er war zugleich Landgraf in Oberelſas und am Hofe Friedrich II erzogen worden, wo er ſich zu einem ſehr ſtattlichen und tapfern Ritter gebildet hatte.

Schwaben gehorchte dem mächtigen Grafen von Würtemberg, ſo wie Heſſen und Thüringen dem Erzbiſchof von Mainz und dem Landgrafen dieſer Länder. In Bayern machten ſich die Herzöge und die Biſchöffe von Salzburg, Paſſau, Regenſburg und Augsburg furchtbar, ſo wie in Ober- und Niederſachſen die Herzöge von Braunſchweig und Sachſen, nicht weniger die Markgrafen von Brandenburg. In

Böhmen erhob sich König Ottokar. Dieser besaß ausser Böhmen noch Oesterreich, Stayermark, Crain und Cärnthen. In Bayern regierten Otto's von Wittelsbachs Nachkommen, welche sich die Pfalzgrafschaft am Rhein und die hohenstauffischen Güter erworben hatten. Das askanische Haus besaß Brandenburg, worinnen die Markgrafen Johann, Otto und Conrad regierten. Nach Otto, des Kindes Tode fiel Braunschweig an seine Söhne, Albrecht und Johann. Dieser erhielt Lüneburg, jener Braunschweig. In Lothringen war Friedrich II Herzog, und Meissen gehörte Heinrich dem Erlauchten, so wie Hessen Heinrich I (das Kind genannt), der von seiner Mutter Sophie von Brabant beherrscht wurde.

Das war eine Menge Herren, die dem guten Teutschland eben keine glückliche Zukunft versprachen, wenn nicht die Stände (unter sich selbst einig) auf Mittel gedacht hätten, dem verwaisten Lande einen König zu geben. Unterblieb dies, so nahete sich ein Sturm, der (um bildlich zu reden) die erhabene teutsche Eiche mit samt der Wurzel auszurotten strebte. Der Papst, welcher mit dem König von Sizilien, Karl von Anjou, in Zwist lebte, wünschte einen tüchtigen Kayser, um mit seiner Hülfe dem Frechen den Daumen aufs Auge zu setzen; die Fürsten forderten einen Mann von Ansehen, der Kraft hätte, um die kühnen Geister, welche Teutschland drueten, zu bezwingen — lange aber blickten sie

verächtlich umher; kein solcher Mann wollte sich finden, und war er ja da, so schien er entweder nicht geneigt zu seyn, das gefährliche Spiel zu wagen, oder er hatte mit seinen eigenen Besitzungen genug zu thun, um als ein ehrlicher Mann durchzukommen! Endlich fiel ein Burggraf von Nürnberg, ein Ahnherr des heutigen Brandenburgischen Hauses, auf den Graf Rudolf von Habsburg, den er auf einer Reise nach Rom als einen sehr wackern und durch seinen Edelmuth und seine Frömmigkeit bekannten Mann, hatte kennen lernen. Er ließ dies kaum den Churfürsten von Mainz merken, als dieser den übrigen Fürsten des Burggrafen Meynung vortrug. — Diese willigten sogleich ein und die Sache war richtig. Rudolf erhielt sogleich Nachricht davon und glaubte, es sey ein Mährchen, hob jedoch deshalb die Belagerung der Stadt Basel auf, schloß über Hals und Kopf einen Frieden und gieng mit seiner Gemahlinn nach Aachen, wo er am 24 Oktober d. J. 1273 gekrönt wurde. Der König Ottokar von Böhmen, der (wie ich schon vorhin bemerkte) einer der mächtigsten Fürsten dieser Zeit war, schien selbst Neigung zur teutschen Krone zu haben; allein man fand Bedenken, ihm seinen Wunsch zu gewähren und schloß sogar seine Gesandten von der Wahl aus. Dieß und der Gedanke, daß er nun dem ehemaligen Grafen von Habsburg (der gegen ihn ein so kleines Licht war) den Eid der Treue schwören sollte, reizte ihn zum heftigsten Zorn. Er verging sich gegen den neuen König auf alle mögliche Art durch Worte und Handlungen und ward dafür in die Reichs-Acht erklärt. Viele von seinen Anhängern verließen ihn und

Rudolf zog ihm mit gewafneter Hand entgegen. Im Oktober 1276 kam es endlich zum Vergleich, der freylich für den König von Böhmen nicht ſonderlich ausfiel, denn er ſah ſich genöthiget, alle öſtreichiſche Länder, welche ſich ſein Vater zu verſchaffen gewußt hatte, an Rudolf abzutreten. Sein Stolz wurde noch mehr gedemüthiget, als er ſich bald darauf auch zur Huldigung entſchlüßen mußte. Kurz vorher ſoll er über Rudolfs ſchlichten grauen Rock geſpöttelt haben — jetzt, als er in ſeiner königlichen mit Gold und Silber faſt überladenen Kleidung durch zwey lange Reihen von Kriegern gieng und ſich dem Throne Rudolfs nahete, ſagte dieſer nicht ganz ohne Schadenfreude: „Ottokar hat ſo manchmahl über meinen grauen Rock geſpottet; jetzt muß ihn dieſer ſogar beſchämen! Seine Soldaten haben über die meinigen gelächelt, bald aber ſollen dieſe beweiſen, was ſie als Rudolfs Krieger vermögen.“

Schon nach dieſen Geſinnungen konnte das Reich viel von Rudolf erwarten. Er ſchien auch alle Erwartungen, die man ſich von ihm machte, auf das beſte erfüllen zu wollen, zumahl, da er ſich veſt vornahm, nicht, wie ſeine Vorgänger das Reich nach Willkühr, ſondern nach einem veſten ſichern Plan zu regieren. Die Hauptperle in ſeiner Krone ſchien ihm die Liebe ſeines Volks zu ſeyn. Und wie richtig dacht' er da! Um dieſe jedoch zu gewinnen, ſucht' er den Frieden im ganzen Reiche herzuſtellen und den geringſten ſeiner Unterthanen ſo glücklich zu machen, als ers — verdiente. Daß dies nicht bloß Entſchluß blieb, ſondern veſter Wille ward — davon zeigen ſeine nachhe-

rigen Handlungen. So befahl er z. B. ausdrücklich, daß Niemand, der ihn zu sprechen verlange, abgewiesen würde. „Bin ich denn (sagt er hierbey) nur deshalb König geworden, um mich vor meinen Unterthanen zu verbergen?"

Freunde! welche entzückende adle, nachahmungswürdige Grundsätze! Möchten doch alle Könige und Kayser so denken!

Seine Klugheit, die ihm jenen Plan um so gewisser als erfüllt versprach, sagte ihm auch, daß nicht die Liebe des Volks allein, sondern auch die Liebe der Fürsten nöthig sey; um deswillen verheyrathete er eine von seinen Töchtern an den Herzog von Sachsen, die andere an den Herzog von Bayern. Auch sogar der Papst (Gregor X) befand sich unter der Schaar seiner Verehrer, und beredete den noch immer lebenden König Alfonsus von Castilien, daß er auf die teutsche Krone Verzicht thun sollte. Rudolf ging indessen in seinem Plane, den er, das Reich auf sichern Stützen zu sehen, entworfen hatte, immer weiter und verfolgte nicht nur die Straßenritter und Wegelagerer, als Feinde des Friedens und der allgemeinen Sicherheit, sondern zerstöhrte auch die Raubschlösser und Burgen. So ließ er z. B. in Thüringen gegen sechzig solcher Schlösser schleifen, zog im Lande umher, hielt, wo er hinkam, nicht selten unter freien Himmel Gericht, und erwarb sich durch seine schöne Gestallt und seinen treflichen Charakter überall Freunde und Bewunderer.

Der König von Böhmen, Ottokar, hatte zwar Rudolfen den Eid der Treue geleistet, doch Rudolfen

ſchien dieſer ſo unſicher, daß er ihm nicht trauete. Die Folge bewies, daß er ſich gar nicht geirrt hatte. Ottokar ließ ſich durch ſeine ſtolze Gemahlin überreden, viele von den Friedensbedingungen unerfüllt zu laſſen. Kaum merkte dies der teutſche König, als er die Stände des Reichs um Hülfe gegen den Hartnäckigen bat. Beyde Heere zogen aus. Bey Wien kam es zur Schlacht. Ottokar, der ſeine gehabte Demüthigung noch immer nicht verſchmerzen konnte, ſuchte den König gefangen zu nehmen, wahrſcheinlich um ihn dann gleichfalls nach Herzensluſt zu demüthigen, doch ſein böſer Wunſch ward nicht erfüllt. Rudolfs Krieger fochten ſo tapfer, daß Ottokars Heer theils niedergehauen theils in die Donau gejagt wurde. Er ſelbſt verlohr ſein Leben. Ottokar hinterließ einen Sohn, der ſich, nach Rudolfs Siege, glücklich ſchützte, ſeinen Erbſtaat Böhmen zu behalten. Frey waren nun aufs neue die öſterreichiſchen Staaten. Rudolf belieh ſeine Söhne Albrecht und Rudolf damit und legte auf dieſe Weiſe den Grund zu der nachher ſo gewaltig gewordenen öſterreichiſchen Monarchie. Rudolf, der ſchon mancherley Gutes zur Erhaltung des Friedens für Teutſchland gethan hatte, richtete nun auch ſein Augenmerk auf die Ergänzung der Güter des Reichs, welche während der vorigen unruhevollen Zeiten, da das Reich kein würdiges Oberhaupt hatte, von Teutſchland abgeriſſen worden waren, in der alleinigen Abſicht, auch von dieſer Seite die Macht des teutſchen Reichs veſter zu gründen.

Müller. Wollen Sie uns wohl einige von dieſen Gütern nennen?

Paſtor. Recht gern. Der Churfürſt von Mainz verlohr den Bachgau und der Churfürſt von Cölln das Schloß Strackenberg. Nicht minder muſte der Markgraf von Baden und der Graf von Freyburg alles herausgeben, was ſie ſich unrechtmäßiger Weiſe zugeeignet hatten, ja! Rudolf ſetzte auf einem Reichstag zu Nürnberg (im J. 1281) veſt, daß alle ſolche Veräuſſerungen der Reichs-Beſitzungen, welche in dem Kirchenbann geſchahen, für nicht geſchehen erachtet wurden, doch durfte und ſollte das nicht ohne Erlaubniß der Churfürſten geſchehen, woher denn auch die Gewohnheit entſtand, daß wichtige Anlegenheiten zwar ohne beſondere Einwilligung des Reichs, aber nie ohne die der Churfürſten vermittelt werden konnten.

Perls. Gieng denn Rudolf nicht auch, wie ſeine Vorgänger nach Italien, um ſich zum Kayſer krönen zu laſſen?

Paſtor. Nein! Er ſelbſt nicht. Schon daraus könnet ihr abnehmen, welch' ein edler, von aller Eitelkeit entfernter Geiſt, in dieſem treflichen Manne wohnte. Er war unter allen teutſchen Königen nach Carl d. G. der Erſte, der frey von dieſer Grille blieb und ſich nicht nach einem Schimmer ſehnte, den er mehr in wirkliche Tugenden ſetzte und dieſe hatte er ſich ja ſchon erworben. Indeſſen, um dem Anſehen des teutſchen Reichs nichts zu vergeben, ſchickte er Bevollmächtigte nach Italien, die in ſeinem Nahmen die Huldigung empfangen ſollten. Sein Hauptziel, nach dem er rang, war hauptſächlich der erbliche Beſitz des teutſchen Throns, denn bis jetzt war das teutſche

Reich noch immer ein Wahlreich. Allein dieſes Ziel konnte er trotz aller ſeiner Macht nicht erreichen, weil er hier und da Feinde hatte, die ſeinen Willen hemmten. Unter dieſen Feinden war der Erzbiſchof von Salzburg der mächtigſte. Wie gern hätte er noch bey ſeinen Lebzeiten ſeinen älteſten Sohn Albrecht zu ſeinem Nachfolger ernannt. Er reiſte auch in dieſer Abſicht nach Frankfurth, aber vergebens. Mißmuthig kehrte er zurück und nahm ſeinen Weg nach Strasburg zu. Auf der Reiſe wurde er krank (woran vielleicht die Zertrümmerung ſeiner Hofnungen das Meiſte beytrug) und als ihm ſein Arzt den Tod ankündigte, ſagte er ziemlich gelaſſen und als ein wahrer Weiſer: „So ſey es denn, ruhig und ſtill will ich nach Speyer reiſen und mich dort neben der Aſche meiner lieben Vorfahren begraben laſſen.“ Aber er kam nicht einmahl ſo weit. Schon in Germersheim (in der Unterpfalz) überraſchte ihn der Tod. Er ſtarb den 15. Jul. 1291. mit Bedauern des ganzen teutſchen Volks, das mit aufrichtigen Thränen ſein Andenken feyerte, denn er war ein großer, tapfrer, menſchenfreundlicher — kurz ein Mann, von dem man ſich, hätt' er länger gelebt noch viel — noch alles verſprechen konnte. Manche Schriftſteller, deren Feder Misgunſt und Neid führte, ſuchen Rudolfen faſt alle Verdienſte um Teutſchland zu rauben, aber nur die höchſte Undankbahrkeit darf ſo ſprechen. Es iſt allerdings wahr, daß ſich Rudolf durch Kriege und glänzende Siege nicht auszeichnete, wie Carl der Groſſe, deſto ſchöner aber glänzen ſeine bürgerlichen Tugenden, und dieſe ſind doch wahrlich mehr werth, als die Siegeskrone, die vom Blute der erſchlagenen Feinde

raucht. Rudolf hat viel gethan — er hemmte mit kühner Hand die allgemeine Zerrüttung, die über Teutſchland hereingebrochen war, er ſtellte den Frieden her, gab dem Bauersmann Ruhe, und Muſſe, um ſeinen Acker zu beſtellen; der Handelsmann konnte ohne Räuber zu befürchten, friedlich aus einem Lande ins andere ziehen und ſein Gewerbe treiben! Wahrlich! lieben Freunde! wer mit ſolchen Tugenden ſtirbt, der ſtirbt wohl.

Als Rudolf die Augen geſchloſſen hatte, bemächtigte ſich ſein Sohn Albrecht, des Schloſſes **Trivels**, worinnen ſich die Reichs-Inſignien befanden, indem er glaubte, daß ihm niemand den Beſitz des teutſchen Thrones rauben werde. Aber ſeine Entſchloſſenheit erhielt den Sieg nicht; ein Feind von ihm, der Churfürſt von Mainz, **Gerhard**, welcher in Albrecht ſeines Vaters Veſtigkeit fürchtete, wünſchte einen Mann zum teutſchen König, den er nach Willkühr leiten könnte. Die übrigen Churfürſten waren bald ſeiner Meynung. Sich dieſes kaum bewußt, ſchlug er ſeinen Vetter, einen gewiſſen Grafen **Adolf von Naſſau**, vor, der viele gute Eigenſchaften hatte, nur eine (die in den Augen der Welt am gültigſten war) fehlte ihm, er war — ſehr arm! Aber hier war dieß gerade eine Haupturſache, warum man ihn wählte, denn ohne Geld war Adolf nicht im Stande, die reichern Herren in Teutſchland zu unterdrücken. Seine Wahl geſchah im Jahr 1291 zu Aachen. Die übrigen teutſchen Fürſten wußten anfänglich nichts davon, und würden vielleicht auch aus mancherley Gründen der Wahl widerſprochen haben, aber Gerhard ließ ſie nicht zum

Worte kommen, sondern meynte, daß ihm der heil. Geist Adolfs Wahl eingegeben habe. In diesem Augenblicke, wo das Erstaunen der Menge Minuten lang ohne Worte blieb, ließ ihn Gerhard zum König ausrufen und den Ambrosianischen Lobgesang anstimmen. Adolf schwor, das Land nach Recht und Gerechtigkeit zu regieren und Albrecht, Herzog von Oesterreich, lieferte ihm geduldig die Reichs-Insignien aus.

Kaum stand die teutsche Crone auf Adolfs Haupte, als er in seines grossen Vorgängers Plan eingriff, um sich, da er selbst arm war, durch gewisse Verbindungen mit mächtigen teutschen Fürsten, reich zu machen. Dies konnt' ihm allerdings grossen Nutzen bringen, aber ob dies auch wirklich geschahe, ob er damit viel gewann, werden wir bald hören!

Adolf suchte besonders den von Rudolf erwirkten Landfrieden aufs neue zu bestätigen. Zu dem Ende gieng er (3ten Okt. 1292) nach Aachen und stellte ihn bis auf 3 Jahre hinaus. Von hieraus zog er in den Elsaß, wo er einen Brecher des Landfriedens, den Schultheissen zu Colmar, Walther Rösselmann, zur Ruhe verwies, und wandte sich dann durch die Schweiz nach Schwaben, wo er von allen schwäbischen Ständen zu Eßlingen den Landfrieden beschwören ließ. Kurz nach seiner Abreise aus dem Elsasse brachen dort neue Unruhen aus. Er kehrte mithin schleunigst nach Colmar zurück, nahm die Stadt nach einer kurzen Belagerung ein und verurtheilte den abtrünnigen Rösselmann zum ewigen Gefängniß. Auf solche Aussichten sich stützend, die ihm wenigstens eine friedliche Zukunft öfneten, zog er nun auch nach Itali-

er, machte den Statthalter zu Mayland, Matheus Viskonti zum Reichsverweſer in der Lombardey und beſtatigte die Stadt Mayland in allen ihren Rechten. Wahrend daß er ſich in Italien befand, bekam der König von Frankreich Philipp mit dem König Eduard von England Händel. Eduard, der den franzöſiſchen König bitter haßte, ſuchte nun, um ihn mit gewaltſamen Waffen anzugreifen, auch den teutſchen König in ſein Intreſſe zu ziehen und ließ ihn ein Bündniß antragen. Adolf überlegte die Sache ſchnell genug und hoffte mit Eduards Beyhülfe dem franzöſiſchen Reiche alle Länder zu entreißen, die es von dem teutſchen Reiche erobert hatte. Er gieng das Bündniß ein, ſchloß im Jahr 1294 den Vertrag und ließ ſich, da es ihm am beſten fehlte, von dem engliſchen König eine Summe von 100,000 Mark als Hülfsgelder zahlen. Als dies die teutſchen Fürſten hörten, geriethen ſie in heftigen Zorn — denn eine That der Art ſich bezahlen zu laſſen, ein ſolcher Eigennutz: — das war freylich mehr als ſie von Adolf gehofft hatten. Adolf fürchtete dieſen Zorn und zog gelindere Saiten auf. Da er aber das Geld einmahl hatte, ſo entſchloß er ſich, daſſelbe nicht zu ſeinem, ſondern zum Vortheil des Reichs anzuwenden.

Säuberlich. Er kaufte gewiß Beſitzungen?

Paſtor. Ja! Und zwar die Markgrafſchaft Meiſſen.

Peris Gieng denn das an?

Paſtor. Eigentlich nicht, aber — doch die Geſchichte davon iſt folgende: Albrecht, ein Sohn Heinrich des Erlauchten, war zu der Zeit Markgraf

von Meiſſen und Thüringen und hatte ſich mit einer Tochter Friedrich II. Margaretha, einer ſehr tugendhaften und frommen Frau, vermahlt, mit der er auch zwey Söhne, Friedrich und Diezmann, gezeugt hatte. Indeſſen trübte Kunigunde von Eiſenberg, ein buhleriſches, freches Frauenzimmer, den goldenen Frieden dieſer Ehe. Albrecht liebte ſie, wurde ſeiner Gemahlinn untreu und zeugte ſogar mit ihr einen Sohn, den er Apitz nannte. Dieſem natürlichen Kinde zu Liebe, ließ er ſich von ſeiner rechtmäſſigen Frau ſcheiden und heyrathete die Kunigunde, wodurch er ſich aber bey den Fürſten der damahligen Zeit ſo verhaſt machte, daß ſie ihn Albrecht den Unartigen (oder Böſen) nannten, welchen Nahmen die Geſchichte auch beybehalten hat. Mit dieſer Scheidung war jedoch Kunigunde nicht einmahl zufrieden, ſie ſuchte ihren unnatürlichen Gemahl dahin zu bewegen, daß er Margaretha auf dem Schloſſe (Wartburg bey Eiſenach) des Nachts ſollte ermorden laſſen. Margaretha erhielt von dieſer abſcheulichen That Nachricht und floh, biß aber vorher ihren älteſten Sohn aus Schmerz ihrer Trennung von ihm in den Backen, daher dieſer nachher den Nahmen Friedrich mit der gebiſſenen Wange erhielt. Friedrich und Diezmann ſuchten, als ſie mannich wurden, ihrer Mutter Tod, (der in Frankfurth erfolgte) zu rächen, und bekriegten ihren Vater, der dem Baſtard (Hurkind) Apitz noch überdieß alle ſeine Lande verſchaffen wollte. Dieſen Streit, der bis zur gröſſeſten Heftigkeit ſtieg, auf einmahl und ſchnell zu enden, bot Albrecht ſeine Länder öffentlich feil und Adolf von Naſſau kaufte ſie für 12,000 Mark Silber auf dem Reichstage zu Nürnberg

1293. Friedrich und Diezmann (Albrechts Söhne) fiengen darauf mit Adolf Händel an, aber dieser unternahm einen Zug nach Meissen und erklärte alle die, welche es mit den jungen Fürsten hielten, in die Reichs-Acht. Er bemächtigte sich nun zwar der Länder, aber doch nur auf kurze Zeit, denn die beyden Markgrafen hatten sich, trotz der Acht, so viel Anhang zu verschaffen gewußt, daß ihnen der teutsche König ein Stück von Meissen abtreten mußte.

Hans. Und aus dem Krieg mit Frankreich wurde nichts?

Pastor. Nein! Es war zwischen Frankreich und Engaland zum Waffenstillstand gekommen! Adolfen half dies alles nur wenig, er wurde bald in neue Händel verwickelt, die seinem Ansehen in Teutschland auf einmahl ein Ende machten.

Tobias. O weh! das kommt schnell.

Pastor. Und wer (denkt ihr wohl,?) war Schuld daran?

Perle. Gewiß ein Pfaffe!

Pastor. (lächelnd) Er hat kein sonderliches Zutrauen, Meister Perle! zur lieben Geistlichkeit der dasmahligen Zeit — aber leider! hat er sich nicht geirrt.

Es ist euch von Adolfs Thronbesteigung her bekannt, wer damahls sein Beförderer war — nämlich der Churfürst von Mainz. Er hatte diesem Manne zum Dank für seine Verwendung mancherley versprochen was er nun nicht hielt, er gieng sogar so weit, daß er ganz gegen des Mainzer Absichten, ihn in schwürigen Fällen nicht einmahl zu Rathe zog, was doch dieser besonders gefordert hatte, um nur überall die Hand im

Spiele zu haben. Der Churfürst (ein arglistiger, rachgieriger Priester) sann deshalb auf Mittel, Adolfen für diesen Ungehorsam zu strafen, und beschloß als eins der sichersten, — seine Absetzung. Er richtete, um seinen Plan durchzusetzen, besonders sein Augenmerk auf den österreichischen Herzog Albrecht, (der überhaupt Adolfs Freund nicht war) und auf den König von Böhmen, der sich sehr mißvergnügt bezeigte, weil er nicht Statthalter von Meissen wurde. Beyde traten sogleich auf seine Seite. So still nun aber auch diese heimliche Kabale verhandelt wurde, so erfuhr sie Adolf dennoch. Darüber entrüstet, zog er mit einem ansehnlichen Heere vor Mainz und belagerte den Churfürsten. Albrecht fürchtete das nämliche für seine Staaten, er spielte ihm daher das Prävenire (Zuvorkommen) und rückte mit 6000 Mann Truppen bis an die bayersche Grenze vor. Der Herzog von Bayern wollte dieß verhindern, aber Adolph war dagegen, weil er vor Begierde brannte, dem Herzog eine Schlacht zu liefern. Er hob einstweilen die Belagerung auf und marschirte ihm entgegen. Kaum gewann der Churfürst von Mainz Luft, als er die Fürsten in Mainz zusammenberief und ihnen die Sache gegen den König mit ziemlich schwarzen Farben vortrug. Bey dieser Zusammenkunft erschienen die Gesanden der Churfürsten von Sachsen und Brandenburg, des Königs von Böhmen und des Herzogs Ludwigs von Bayern, alle keine sonderlich guten Freunde Adolfs. Der Churfürst von Sachsen wurde Adolfs Ankläger und der von Mainz zu seinem Richter ernannt.

Peter. Nun da wird es ihm übel gegangen seyn!

Paſtor. Adolf wurde nach Mainz vorgeladen, um ſich gegen die über ihn verhängten Klagen zu rechtfertigen.

Hans. Und worinnen beſtanden denn die?

Paſtor. Man beſchuldigte ihn, er habe von dem engliſchen König Eduard Hülfsgelder angenommen und die dafür verſprochene Hülfe nicht geleiſtet; er habe ferner auf ſeinen Feldzügen alle Arten von Raub, Unzucht und Gewaltthatigkeiten nicht nur erlaubt, ſondern ſelbſt verübt, die Güter des Reichs veraußert, bey ſeinen Angelegenheiten, nicht, wie es ſeine Pflicht geheiſcht, die Churfürſten, ſondern andere fremde Männer, die ſich in ſolche Angelegenheiten zu miſchen nicht berechtigt wären, um Rath gefragt, falſches Geld geprägt, den Landfrieden vernachläßiget, und ſich überhaupt Dinge zu Schulden kommen laſſen, die einem teutſchen König nicht ziemten.

Peris. Stellte ſich denn Adolf?

Paſtor. Nein! er behauptete vielmehr, daß ein ſolches Gericht nicht gültig ſey und daß ihn (hierinnen mogt' er freylich nicht Unrecht haben) ein auf ihn erzürnter Geiſtlicher, wie der Churfürſt von Mainz ſey, gar nicht einmahl richten könne. Dieſes vorlaute Urtheil brachte die Fürſten noch mehr gegen ihn auf, ſie ſetzten ihn förmlich ab und ernannten an ſeiner ſtatt den öſterreichiſchen Herzog Albrecht, der ſchon lange nach dem Beſitz der teutſchen Crone geſtrebt hatte und nun dieſe Wahl mit Freuden billigte. Adolf ſuchte ſein Recht zu ſchützen und zog gegen den neuen König aus. Er traf ihn am 2. Julius d. J. 1298 bey dem Dorfe Gel-

len-

lenheim, ohnweit Worms, wo es zum Treffen kam. Beyde Partheyen fochten anfänglich mit der gröſsten Erbitterung, aber als Adolf von dem Schwerdt eines Raugrafen getroffen, vom Pferde ſank, und von den Roſſen der Feinde zertreten ward, ſo verlohren ſeine Soldaten den Muth und ergriffen die Flucht. Sein Sohn, der als ein Tapferer Jüngling an ſeiner Seite fochte, konnte den unglücklichen Vater nicht retten und wurde ſelbſt gefangen. So fiel Adolf von Naſſau! Seiner Regententugenden waren zwar nur wenige, ſein Betragen verrieth nicht ſelten Stolz, Habſucht und Grauſamkeit, aber Tapferkeit und hin und wieder auch Strahlen des klugen Feldherrn kann man ihm deſto weniger abſprechen. Das letztere bewies ſelbſt ſein ärgſter Feind, der Churfürſt von Mainz, denn als dieſer auf dem Schlachtfelde den Erſchlagenen fand, ſo ſagt' er: „An dieſem Tage fiel der Tapferſte der Teutſchen!"

Wenzel. Blieb denn nun der Gegenkönig Albrecht auf dem teutſchen Throne?

Paſtor. Ja! Um aber ſeiner Sache gewiß zu ſeyn, ließ er (am 9. Auguſt 1298) eine zweyte Wahl vornehmen. Das teutſche Reich würde dieſe Wahl mit Abſcheu betrachtet haben, wenn es hätte in die Zukunft blicken können?

Einige. Ih! warum denn?

Paſtor. Albrecht glich ſeinem groſſen und würdigen Vater auch nicht auf ein Haar, ſein Stolz, ſein Geiz, ſeine Habſucht wirkten ſo mächtig in ihm, daſs er alle ſeine Pflichten — die Pflichten des wahren Regenten, der Land und Leute beglücken ſoll, darüber ver-

gaß. Doch — laßt uns hören, auf was für Art? — Albrecht hatte groſſe und weitumfaſſende Pläne im Kopfe, die er alle durchſetzen wollte, und keiner gelang ihm, weil er es nicht klug genug anzufangen wußte. Einer von dieſen Plänen gieng auf Burgund, das er ſeinem Sohne Rudolf verſchaffen wollte. Er gedachte ihn zugleich zum römiſchen König zu erklären und ihn mit der Prinzeſſinn Blanka (einer Schweſter des franzöſiſchen Königes Philipps IV.) zu vermählen. Deshalb ſchloß er mit Philipp ein Bündniß und kam mit ihm auf einer Wieſe zuſammen, welche Teutſchland und Frankreich ſchied, zwiſchen Toul und Vaucouleur (Wokulör) um ihn hier zur Abtretung derjenigen Länder zu bewegen, die ſonſt zu Burgund gehört hatten. Aber die teutſchen Fürſten verwarfen einſtimmig dieſen Plan, weil ſie vorausſahen, daß, wenn dieſe Vereinigung zu Stande käme, Teutſchland von einer zu groſſen Macht bedrohet werden möchte. Auf dieſe Art wurde nichts aus der Sache. Da dieß nicht glücken wollte, ſo griff er die Sache an einem andern Ende an. Holland gab ihm hierzu die beſte Gelegenheit. Der letzte Graf von Holland und Seeland, Johann, war ohne Erben geſtorben. Albrecht machte daher (1300) ſogleich als auf ein erledigtes Reichslehen, Anſprüche darauf. Aber das Land ſtach ihm nicht als Reichslehen in die Augen, ſondern er hoffte daſſelbe für einen von ſeinen Söhnen zu gewinnen, deren er viele hatte, da er Vater von eilf lebendigen Kindern war. Er glaubte ſchon Hahn im Korbe zu ſeyn, als ſich plötzlich die Stände für den nächſten Anverwandten von der weiblichen Linie, für den Grafen Johann

von Hennegau erklärten. Albrecht ſuchte ſeine Gerechtſame mit den Waffen zu retten und zog mit einem Heer gegen den Grafen aus, fand jedoch ſo heftigen Widerſtand, daß er ohne Nutzen nach Hauſe zu ziehen genöthigt war.

Albrecht glaubte, daß ſeine Abſichten auf Holland durch die geiſtlichen Churfürſten vereitelt worden ſeyen. Den wahren Grund ſeiner Vermuthung wußt' er inzwiſchen wohl kaum ſelbſt anzugeben, — kurz aber, er glaubte es. Er ſuchte ſich deshalb zu rächen und gedachte die Rheinzölle wieder aufzuheben, die jene in den Zeiten der Zerrüttung an ſich geriſſen hatten. Die Churfürſten wollten dieß nicht leiden und meynten, Gewalt könne hier ohnmöglich entſcheiden, ſie wandten ſich daher, auf ihre gerechte (oder ungerechte?) Sache geſtützt, an den Papſt Bonifazius VIII. der ſchon lange mit Albrechts Wahl unzufrieden geweſen war, und arbeiten mit vereinigten Kräften an ſeiner Abſetzung. Der Churfürſt von Mainz, der ſchon von der Gewißheit dieſer Abſetzung im voraus überzeugt war, ſagte dabey lächelnd, er habe noch mehrere Kayſer in der Taſche. Bonifazius berief Albrechten nach Rom, wo er ſich vertheidigen ſollte. Ohngeachtet nun Albrecht nicht nach Rom gieng, um ſich vor den heilg. Vater zu demüthigen, ſo that er doch etwas nicht viel beſſeres, denn er ſchrieb einen ſehr demüthigen Brief an den Papſt, worinnen er verſprach: ihm gegen alle ſeine Feinde, ſelbſt gegen den franz. König, kraftig beyzuſtehen. Als dieß geſchehen war, kündigte er allen geiſtlichen Churfürſten den Krieg an, und war dar-

innen so glücklich, daß er sich einen nach dem andern unterwarf, jedoch behielten sie trotz dem allen die Zölle. Da auch dieser Plan mißglückte, wandt' er sein Augenmerk auf das Königreich Böhmen. Der minderjährige König von Böhmen Wenzel III. war (1306) als der letzte männliche Erbe seines Hauses gestorben. Man war wegen der neuen Wahl schwürig; Albrecht kam sogleich mit seinem Sohn Rudolf angezogen, und schlug ihn zum König vor, und um sein Recht recht sicher zu begründen, mußte sich dieser mit der Stiefmutter des letzten Königs, Elisabeth, vermählen. Aber diese Freude dauerte auch nicht lange. Rudolf starb bald darauf am 4ten Jul. 1307 und statt seinen andern Sohn als Nachfolger im Reiche zu sehen, erklärten sich die Böhmen für den Herzog Heinrich von Kärnthen, den Schwager Wenzel des V.

Perlz. Auf diese Art mißglückte ihm ja alles, was er unternahm?

Paster. Alles! Aber es kommt noch mehr! Er mischte sich in den Streit, den die thüringischen Prinzen Friedrich mit der gebissenen Wange, und Diezmann, mit ihrem Vater hatten, und lud (um dabey im Trüben zu fischen) beyde vor sein Gericht. Da sie nicht erschienen, so sandt' er ein Kriegsheer nach Thüringen, welches aber so unglücklich focht, daß es am 31 May 1307 gänzlich geschlagen wurde. Die beyden Markgrafen siegten überall, und obgleich Diezmann auf Albrechts Anstiften vor den Altarstufen der Thomaskirche zu Leipzig ermordet wurde, so machte sich doch sein Bruder Friedrich bald so furchtbar, daß ihm nicht nur diejenigen Länder, die seinem Bru-

der gehörten, sondern auch die, welche ihm bisher allen Gehorsam versagt hatten, den Eid der Treue schworen.

Trotz dem nun, daß Albrecht in allem, was er unternahm, unglücklich war, dachte er doch noch immer auf Vergrösserung seines Reichs und seines Nahmens. Dieß beweg ihn, daß er auch auf die freye Schweitz seine Augen richtete. Dieses Land bestand aus verschiedenen Stücken des alten Herzogthums Schwaben, Burgund und Italien. Es gab darinnen unmittelbahre Reichsgüter, aber auch hoher und niederer Adel. Unter dem erstern waren die Habsburger die allermächtigsten, denn sie besassen den Thurgau *) nebst einem grosen Theil des Aargaues, wie auch die Cantone Luzern, Glarus und Zug. Appenzell gehörte dem Abt von St. Gallen; Zürch, Bern, Fryburg und Solothurn waren Reichsstädte und Schwyz, Ury und Unterwalden wurden Waldstädte genannt und gehörten gleichfalls zum Reich. Diese Waldstädte suchten bey Albrecht um Bestätigung ihrer Reichsfreyheiten an. Der König schlug ihnen dieses Gesuch gar nicht ab, forderte aber von ihnen, daß sie sich auf ewige Zeiten dem Schutz seines Hauses Habsburg unterwerfen sollten. Diesem suchten die ädlen Schweitzer, welche dadurch ihre Freyheit geschmahlert glaubten, auf eine feine Art auszuweichen, allein Albrecht kam ihnen zuvor und schickte ihnen Reichsvoigte zu. Nach Schwyz und

*) Eine Landschaft in der Schweiz, die sich an den beyden Ufern des Flusses Tur von dem Zürchersee bis an den Bodensee erstreckt.

Uri ſetzte er einen gewiſſen Geßler und nach Unterwalden Beringer von Landenberg. Dieſe Voigte erhielten von ihm zugleich im geheim den Befehl, die Schweitzer zu drücken, wo ſie es nur vermögten, um ſie ſo nach und nach zu unterjochen. Dieß geſchah auch. Allein drey ädle und muthvolle Männer, Werner Stauffacher aus Schwyz, Walther Fürſt aus Uri, und Arnold Melchthal aus Unterwalden errichteten einen Vertrag unter ſich (den man nachher den Schweitzerbund nannte und gelobten, auf einer Wieſe in der Nacht des 13. Novembers 1307. dieſes verhaßte Joch abzuſchütteln. Es fanden ſich mehrere Unzufriedene, aus denen jene ein ziemlich ſtarkes Heer bildeten. Die drey ädlen Schweitzer ſtellten ſich dann an ihre Spitze und überfielen die Voigte in ihren Schlöſſern, verjagten ſie daraus und ſchleiften ihre Mauern. Geßler ſoll (wie man in der ſchweizeriſchen Geſchichte verſichert) von einem gewiſſen Wilhelm Tell, der ſich durch dieſe That berühmt machte, in einem Hohlwege erſchoßen worden ſeyn.

Philipp. Was ſagte denn der König Albrecht dazu?

Paſtor. Er wüthete, als man ihm dieſe Zeitung hinterbrachte, und machte ſogleich Anſtallten, ſeine (wie ers nannte) Rechte in der Schweitz wiederherzuſtellen, die Empörer zu beſtrafen und neue Voigte einzuſetzen. Er beſchäftigte ſich mit dieſem neuen Plane und würde ihn wahrſcheinlich mit etwas mehrern Glück als die übrigen ausgeführt haben, wenn nicht andere Begebenheiten ſeine ganze Rechnung verwirrt hätten.

Peter. Was war denn das?

Paſtor. Seines Bruders (Rudolfs) Sohn Johann beſaß in Schwaben und der Schweitz Güter, die Albrecht während deſſen Minderjährigkeit im Beſitz hatte. Als dieſe zu Ende war, forderte Johann ſeine Güter zurück, aber Albrecht wies ihn mehrmals und nicht ſelten mit ſpöttiſchen Antworten ab. Der Jüngling wurde darüber erbittert und verſchwor ſich mit vier Rittern, den König zu ermorden. Als nun Albrecht eines Tages, ganz ruhig und nichts böſes ahnend, zwiſchen Windiſch und Bruck ohnweit Rheinfelden (zwey Meilen von Baſel in der Schweitz) fröhlich auf ſeinem Pferde daher trabte, fiel Rudolf von der Wart (einer von den verſchwornen Edelleuten) ſeinem Roſſe in den Zügel, Johann aber ſprang auch aus dem Schlupfwinkel hervor und durchſtach Albrechts Gurgel vermittelſt eines Spieſes, mit den Worten: „Hier haſt du den Lohn für deine Treuloſigkeit!“ Ein anderer von den Verſchwornen, Ulrich von Palm, durchſpaltete ihm dann vollends den Kopf. Dieß alles geſchah am 1 May d. J. 1308.

Sigismund. Wurden denn die Mörder nicht beſtraft?

Paſtor. Sie flüchteten. Johann ſchlich ſich in Mönchskleidern nach Italien, wo ihn aber Kayſer Heinrich VII. einige Jahre darauf gefangen nehmen, und in ein Kloſter ſperren ließ. Auf dem Platze, wo Albrecht ermordet wurde, ließ ſeine Gemahlinn das Kloſter Königsfelde *) bauen. — König Albrecht

*) Das Kloſter iſt heut zu Tage für arme Unterthanen der Stadt Bern zum Aufenthalt eingerichtet worden, alſo ein Armenhaus.

war ein Fürſt von groſſen Gaben, er mißbrauchte ſie aber alle. Und ſo hat er dem teutſchen Reiche mehr geſchadet, als genützt. Er war in allen, was er unternahm, unglücklich, aber er hatte ſich's ſelbſt zuzuſchreiben, weil ſein Stolz unbiegſam und ſein Eifer zu heftig war. Niemand gewann zu ihm Zutrauen, ſein Geiz und ſeine Habſucht verdarben alles. So kommt es nicht anders kommen, er muſte ſchlimmer enden, als er begonnen hatte.

Man hätte nun denken ſollen, nach dem traurigen Ende Adolfs und Albrechts würde ſich kein teutſcher Mann auf der ganzen Erde nach der Kayſerkrone geſehnt haben; unvermuthet aber fanden ſich mehrere Fürſten ein, die darnach ſtrebten. Unter dieſen bemerkte man (und der Papſt nicht ohne geheimen Unwillen) den franzöſiſchen König Philipp IV. zwar nicht als einen Bewerber ſondern nur als Fürſprecher für ſeinen Bruder Carl von Valois (Waloa). Sein Plan dabey war ziemlich groß berechnet. Er gedachte das Kayſerhaus mit Frankreich auf ewige Zeiten zu vereinigen und ein zweyter Carl der Groſſe zu werden. Philipp war ein ſchlauer Kopf und hatte ſein Anſehen, nach dem Tode des Papſtes Bonifacius VIII. und deſſen Nachfolgers Benedict XI auf die neue Wahl des heil. Vaters gerichtet, ſo, daß er den Erzbiſchoff von Bordeaux (Bordo) vorſchlug und ihn unter der Bedingung mächtig zu unterſtützen gelobte, wenn er ſeinen Sitz nicht in Rom ſondern in ſeinen Staaten, und zwar zu Avignon (Awingnon) nehmen würde. Clemens V. gieng dieſe Bedingung ein und

Phi-

Philipp gewann dadurch ſo viel, daß er alle päpſtliche Gewalt in Staatsſachen in ſeine Hände bekam. Der Augenblick, wo er dies zu benutzen vermögend war, kam nun; er ſteckte ſich hinter den Papſt, und befahl ihm, als einem gleichſam von ihm Gefangenen und ſchuldigen Diener, d[illegible]r die Churfürſten dahin bringen möchte, ſeinen Bruder Carl von Valois zum teutſchen König zu wählen. Der Papſt verſprach zwar ſeinen Befehl pünktlich zu vollziehen, allein er hatte dieß gar nicht in Willens, ſondern bat die Churfürſten ins geheim, daß ſie mit der Wahl eilen möchten, damit ſich nicht Carl von Valois des teutſchen Thrones bemächtigte. Der Churfürſt von Mainz, ſchrieb ſogleich eine Zuſammenkunft nach Renſe *) (ein Städtchen am Rhein, nicht weit von Coblenz) aus. Die Fürſten erſchienen und wählten einſtimmig den Grafen Heinrich von Lützel, oder Luxemburg, einen Bruder des Churfürſten Balduins von Trier, zum teutſchen König, deſſen Wahl auch Papſt Clemens V. am 26. Jul. 1309 beſtätigte.

---

*) Auch Rens, Rees. Bey dieſem Orte ſteht noch ohnfern der Ufer des Rheins der berühmte Königsſtuhl, auf welchem ehedem die teutſchen Könige und Kayſer erwählt oder feyerlich ausgerufen wurden. Er beſteht in einem runden Gewölbe von Quaderſteinen, das auf 9 Säulen ruht. Man gehet eine ſteinerne Treppe von 28 Stufen hinauf, durch 2 ſtarke Thüren. Oben ſind 7 Sitze für die Churfürſten. Die Bürger zu Renſe ſind gezwungen, dieſes Denkmahl der grauen Vorzeit auf ihre Koſten in baulichen Weſen zu erhalten. Der Coblentzer Magiſtrat wählt heut zu Tage alle Jahre auf dieſem Königsſtuhl ſeine Rathsperſonen und Bürgermeiſter.

Säuberlich. Hatte denn Heinrich Fähigkeiten zum König?

Paſtor. O! gewiß. Schon als ein ſehr tapferer Turnierritter bekannt, war er zugleich ein ſtrenger, kluger und thätiger Mann, der mit dem feſten Entſchluſſe, das Reich wohl zu regieren und ſeine Rechte als Regent zu ſchützen, die Regierung antrat. Daß ihm dieſer Vorſatz wirklich Ernſt war, zeigte er ſehr bald dadurch, daß er, ſo viele ſcheele Geſichter auch von Seiten der Gewinner gemacht wurden, die übertriebenen Zölle, welche den Handel zu ſchmerzlich drückten, aufhob, überall Friedensrichter anordnete, die verpfändeten Reichsgüter wieder einlöſte und die Stände der Bürger und Bauern gegen den Uebermuth der Groſſen auf das wakkerſte ſchützte. Dieß ſchien ihm jedoch nicht genug. Er ſuchte auch ſein Haus zu vergrößern, wozu ſich jetzt die ſchönſte Gelegenheit in Böhmen zeigte.

Der Beſitzer dieſes Landes war, wie ich euch ſchon bey Albrechts Geſchichte geſagt habe, Heinrich von Cärnthen. Der Credit dieſes Mannes, der die böhmiſchen Gelder unabläſſig nach Cärnthen ſchleppte und überdies das Zutrauen der Landes-Einwohner durch mancherley Bedrückungen gemißbraucht, mithin verlohren hatte, ſank endlich ſo ſehr, daß ſich die Böhmen, über ihn höchſt unwillig, an den teutſchen König wandten und ihm für ſeinen Sohn Johann das Reich antrugen, nur machten ſie dabey zur unausſchließlichen Bedingung, daß ſich Johann mit des letztern böhmiſchen Königes jüngern Schweſter, Eliſabeth, vermählen müßte. Heinrich VII. gieng dieſen Vorſchlag ein, und erklärte auf einem Reichstag zu Speyer Heinrich

von Cärnthen der Crone von Böhmen für unwerth, besonders, da er seit 3 Jahren versäumt hatte, die Belehnung mit Böhmen beim Reiche zu suchen. Die Vermählung zwischen Elisabeth (die etwas dick auch viel älter als sein Sohn, aber noch recht hübsch war) und Johann, einem 14 jährigen Jüngling kam zu Stande. Der Herzog Heinrich wollte sich dagegen stämmen, doch Johann drang mit seinen Völkern in das Innere des Landes ein, eroberte den 3 December 1309 die Stadt Praq und ließ sich am 2 Februar des darauf folgenden Jahres von dem Churfürsten in Mainz zum böhmischen König nebst seiner Gemahlinn krönen. Das Königreich Böhmen blieb von der Zeit an über 130 Jahr bey dem Luxemburgischen Hause.

Säuberlich. Es wundert mich aber doch, daß die teutschen Könige Italien auf einmahl ganz ausser Acht liessen.

Pastor. Nur Geduld. Sogleich werden Sie hören, daß Heinrich VII. ganz anders dachte, als seine Vorgänger. — Da der König Reichstag in Speyer hielt, so fanden sich viele Große aus Tuscien und der Lombardey ein, die sich bey ihm über die harten und oft unmenschlichen Bedrückungen beklagten, welche sich verschiedene Factionen (Partheyen,) erlaubten, welche jetzt in Italien ihr Wesen trieben.

Peter. Was waren denn das für Partheyen?

Pastor. Gut! mein lieber Peter, daß ihr fragt! Ich will euch sogleich darauf Rede stehen. Es gab in Italien zwey Hauptpartheyen, die Guelfen und die Ghibellinen. Jene, waren auf der Seite

des Papſtes und die letztern hiengen an den Arragoniern in Sicilien, waren mithin deren Gegner, und verfolgten das Haus Anjou in Neapel unaufhörlich. Die Guelfen hatten beſonders an König Robert von Neapel eine beſondere Stütze, ſie ſuchten mit vereinter Macht die Ghibellinen aus ihren Beſitzungen zu verdrängen, doch hatten ſie noch die Oberhand in Mayland, Turin, Bergamo, Vicenſa, Mantua, Modena, Piacenſa und andern Städten Italiens. Der Papſt konnte ſich nicht wohl in dieſe ewigen Fehden miſchen, weil er fern von dem Schauplatz der Unruhe, (in Avignon) wohnte, aber jetzt ließ er ſelbſt den teutſchen König dringend bitten, einen Zug nach Italien zu unternehmen. Seit Friedrich II. Tode, alſo innerhalb 60 Jahren, war kein teutſcher König nach Italien gekommen. Heinrich VII. war vom Schickſal dazu erleſen, ein Pröbchen ſeiner Tapferkeit in dem Lande der Zwietracht zu liefern, wo ſchon ſo viele Proben unglücklich abgelaufen waren.

Säuberlich. Vorher muß ich doch noch etwas fragen: Welche Parthey rief ihn denn dahin? die Guelfen oder Ghibellinen?

Paſtor. Die letztere, denn ſie war die ungleich ſchwächere.

Heinrich übergab, mit Einwilligung der Stände, die dieſen Römerzug alle, ohne Ausnahme für nothwendig hielten, die Statthalterſchaft über das teutſche Reich ſeinem Sohne, dem böhmiſchen König Johann, und ſchickte Geſandten mit der Erklärung nach Italien voraus, daß er nicht komme, irgend eine Parthey zu unterdrücken, vielmehr eile er dem Schauplatz der

Verheerung in der alleinigen Abſicht zu, Frieden zu ſtiften, die Empörer zur Ruhe zu verweiſen, ſeines Reiches Rechte zu ſchützen und die Freunde deſſelben, königlich zu belohnen!"

In Lauſanne (in der Schweiz am Genferſee) zog er ſeine Völker zuſammen und marſchirte dann unter dem lauten Jubel der Volksmenge am 23 Dec. 1310 in Mayland ein, und ließ ſich nebſt ſeiner Gemahlin am 6 Januar 1311 die lombardiſche Krone aufſetzen. Sonſt war eine eiſerne da geweſen, welche man aber an die Juden verſetzt hatte, in der Geſchwindigkeit ließ Heinrich eine von Stahl verfertigen und ſelbige reich mit Brillanten beſetzen. Die Italiener hiengen mit vieler Liebe an ihrem neuen Beſchützer, dieſe Liebe aber verwandelte ſich bald in tiefen Unwillen, denn da Heinrichs Kaſſe leer war, ſo forderte er den Ständen eine ziemlich beträchtliche Kronſteuer ab. Was aber dem Faſſe den Boden ausſtieß und die Ghibellinen äuſſerſt erbittert machte, war, daß er in ganz Italien kayſerliche Vikarien (Leute, die in ſeiner Abweſenheit das Reich verwalten ſollten) einſetzte und dadurch freylich der Herrſchaft der Ghibellinen einen gefährlichen Stoß beybrachte. Zudem kam nun noch, daß in Mayland ein gewiſſer Guido (Quido) von Torre, (der, aber nur zum Schein, dem Kayſer ergeben war) die Summe, welche dieſer gefordert hatte, doppelt erhöhete und ſo das Mißvergnügen der Einwohner mehrte. Darüber kam es zu einer förmlichen Empörung. Dieſem Beyſpiele folgten mehrere italieniſche Städte. Man mordete, raubte und plünderte. Man ſcheuete kein Anſehen der Perſon und mittlerweile der Kayſer in Genua überwinter-

te, verjagten die Mayländer ihren Statthalter; die andern Städte thaten ein Gleiches. Am frechsten betrugen sich die Einwohner von Florenz. Diese Stadt hatte sich bereits so mächtig gemacht, daß sie Heinrichs Macht nicht fürchtete, ihn geradezu einen grausamen Tyrannen nannte und ihn ohne Bedenken für einen Feind des Staates erklärte. Heinrich hätte ihr gern seine Kraft fühlen lassen, wenn die ihrige nicht stärker gewesen wäre, als die seinige, indem sich das Florentinische Heer auf 3000 Mann zu Pferde und 40,000 Mann zu Fuß, hingegen Heinrichs Armee nur auf 1500 Reiter und 5000 Mann Fußvölker belief. Dieß alles nicht achtend, gieng er dennoch über Pisa nach Rom, um sich hier zum Kayser krönen zu lassen. Der Bruder des Königs Robert von Neapel lag im Capitolium verschanzt, auch hielt er diejenigen Gegenden der Stadt besetzt, die den Weg zur Peterskirche, wo sich Heinrich krönen lassen mußte, versperten. Dieß war denn auch der Grund, warum Heinrich der Krönung in der Peterskirche entsagen und selbige im Latera annehmen mußte. Dieß geschah am 29 Junius 1312 durch den Cardinalbischoff von Sabina.

Säuberlich. Hinderten denn dies die Neapolitaner nicht —?

Pastor. Wenn sie es vermocht hätten, o ja! Aber die römische Bürgerschaft, die mehr auf Heinrichs als Roberts Seite war, hinderte dies. — Mit der Kayserkrone auf dem Haupte stieg nun Heinrichs Muth. Er faßte den Entschluß, sich Thuszien, als den Mittelpunkt Italiens zu unterwerfen, um auf diese Weise den König Robert und die nun auch aufrüh-

reriſch gewordenen Lombarden von einander zu trennen In dieſer Rückſicht verlangte er Hülfsvölker aus Teutſchland. Der böhmiſche König Johann hielt deshalb am 6. Jan. 1313 einen Reichstag zu Nürnberg, und brachte die Stände in kurzem ſo weit, daß ſie des Kayſers Bitte zu erfüllen verſprachen. Johann ſelbſt gelobte dies Heer nach Italien zu führen. Er brach damit auf und gieng über die Alpen. Robert war inzwiſchen nach dem Urtheil der Rechtsgelehrten zu Bologna als ein Sohn der Bosheit und des Verderbens zum Tode reif und verurtheilt worden, ſeine Macht mithin ſo gut wie erloſchen, zumahl da der Kayſer, während dieß geſchah, auch mit dem König von Sicilien ein Bündniß geſchloſſen hatte und die Piſaner und Genueſer mit einer Flotte von 120 Schiffen heranrückten, um dem Robert das Garaus zu ſpielen! So ſtanden die Sachen, ziemlich gut und beglückend auf des Kayſers Rechnung, als er unvermuthet ſeinen Tod fand, und Robert, der ſchon heimlich davon zu gehen und zum König nach Frankreich zu flüchten ſich vorgenommen hatte, auf einmahl von allen ſeinen Beängſtigungen befreyete.

Niklas. Sie brachten dem Kayſer gewiß wieder einmahl etwas bey!

Paſtor. Leider ja! Heinrich hielt ſich eben in Buonkompagno (ohnweit Siena in Toskana) auf, als er eines Tages (am 24 Aug. 1313) das Nachtmahl empfieng. Bernhard, ein Dominikaner, von Monte Pulciano, gab ihm die Hoſtie, welche er vorher, auf Anſtiften der Florentiner, vergiftet hatte und ... der Unglückliche ſtarb unter den unſäglichſten

Schmerzen, aber wahrlich mehr aus Aberglauben. Denn als man ihm ein sicheres Gegengift bot, so schlug er alle Hülfe aus, weil er glaubte, daß die Hostie jede Wirkung des Giftes hindern werde. Er starb im 51 Jahre mit dem Ruhme eines der thatenvollsten Kayser, der je auf dem Teutschen Throne gesessen hatte, weil er keines Generals und keines Ministers bedurft, sondern nach dem Bilde Carls des Grossen für sich allein selbst gedacht und gehandelt hatte. Ein alter Schriftsteller sagt bey dieser Gelegenheit, in ihm sey die Säule aller Grosmuth und Gerechtigkeit und die adelste Blume Teutschlands gefallen!!

Nach Heinrichs Tode blieb Teutschland wieder 14 ganzer Monate ohne Oberhaupt. In Italien gewannen die unterdrückten Partheyen wieder Muth und auch im teutschen Reiche entstanden zwey solcher Partheyen, die luxemburgische und österreichische, welche das Land mit den gefährlichsten Kriegen bedroheten.

Wenzel. Was hatt' es denn mit diesen Partheyen für eine Bewandniß?

Pastor. Folgende: Die österreichischen Herzöge, Albrechts I Söhne (Leopold und Friedrich) bemüheten sich aus allen Kräften, die teutsche Krone wieder an das Haus Habsburg zu bringen. Sie hatten viele Stände auf ihrer Seite, denn beyde zeichneten sich durch vorzügliche Tugenden aus.

Säuberlich. Welche Stände waren denn auf ihrer Seite?

Pastor. Unter andern vorzüglich der Erzbischof (Churfürst) Heinrich von Cölln, der rheinische

Pfalzgraf Rudolf, Herzog Rudolf von Sachſen und Markgraf Heinrich von Brandenburg. — Auf der andern Seite ſtand der böhmiſche König Johann und ſein Oheim, der trieriſche Churfürſt Balduin, welche nicht mit Unrecht befürchteten, daß das Königreich Böhmen, wenn ein Luxemburger Kayſer würde, in Gefahr gerathen möchte. Sie wünſchten deshalb einen wachtern Mann, der mit entſcheidendem Anſehen gegen die öſterreichiſche Macht wirken möge und fanden dieſen in der Perſon des bayeriſchen Herzogs Ludwig. Dieſer weigerte ſich zwar anfangs, Friedrichs Anſprüchen auf die teutſche Krone entgegen zu ſeyn, weil er wohl wußte, wie ſehr er verdiente, König der Teutſchen zu werden, aber die beyden Churfürſten, der von Mainz und Trier, wußten ſeinen Entſchluß, nichts gegen Friedrich von Oeſterreich zu unternehmen, bald ſo wankend zu machen, daß er ganz auf die Luxemburgiſche Parthey übergieng, und verſprach, ſich um die teutſche Krone zu bewerben. Der Wahltag (19 Okt. 1314) rückte inzwiſchen heran und beyde Partheyen zogen mit einem ſehr anſehnlichen Gefolge nach Frankfurth. Die Luxemburger beſetzten vors erſte das Wahlfeld, welches in den Vorſtädten von Frankfurth lag. Sachſenhauſen hingegen, jenſeits des Mayns, wurde von den Oeſterreichern inne gehalten. Hier wurde am 19 Okt. 1314 Herzog Friedrich von Oeſterreich und des andern Tags darauf in Frankfurth Ludwig von Bayern gewählt. Kaum hatte ſich der letztere krönen laſſen, als er nach Aachen eilte, wo er am 26 Nov. d. J. dieſe Feyerlichkeit wiederhohlen ließ, Friedrich aber traf in Bonn

(churcölnische Residenzstadt am Rhein) ein und that das nämliche.

Säuberlich. Auf diese Art hatte also Teutschland wieder zwey Könige?

Pastor. Ja! — die Hauptsache war nun, wer von beyden die freundschaftlichste Unterstützung fand und den andern aus dem Felde schlagen würde. Es war natürlich, daß nun abermahls ein blutiger Krieg entspringen mußte. Dies geschah auch. Er wüthete acht volle Jahre! Friedrich fand in dem Churfürsten von Cölln und dem Pfalzgrafen Rudolf zwey mächtige Beschützer, überdieß besaß er im südlichen Teutschland große Länder, die ihm hiebey trefflich zu statten kamen. Ludwig hatte die Böhmen, Meißner und Thüringer, nebst einem großen Theil des Rheinstroms auf seiner Seite. Es fielen mehrere Unannehmlichkeiten zwischen beyden Partheyen vor, welche zu beschreiben, mich zu weit führen würde, da ich euch noch andere und wichtigere Begebenheiten mitzutheilen habe. Kurz — Ludwig trug den Sieg davon.

Säuberlich. Ich hoffe aber doch, daß Sie uns, lieber Herr Pastor, dies ein Bischen näher erzählen werden.

Pastor. Recht gern. Friedrichs Armee war über 20,000 Mann stark, worunter 5000 Reiter aus Hungarn waren; auf eine nicht geringere Zahl belief sich Ludwigs Macht. Beyde Heere zogen aus dem Elsaß herauf nach Bayern, und lagerten sich bey Mühldorf ohnweit Oettingen, wo es am 28 September 1322 zum Treffen kam. Die Streiter fochten mit

ungewöhnlicher Hitze: lange blieb der Sieg unentschieden; besonders kitzig und als ein erfahrner Feldherr betrug sich Ludwigs Feldherr (General) Siegfried Schweppermann, dem der Herzog Ludwig die ganze Anordnung des Treffens überlassen hatte, dabey; Friedrich hingegen führte seine Soldaten selbst an und war an den gefährlichsten Stellen in einer schimmernden Rüstung, die ihn auszeichnete, überall gegenwärtig. Schweppermann, der endlich wegen des unentschiedenen Sieges, die Geduld verlohr, fiel endlich auf eine List, die ihn zum Ueberwinder krönte. Er stellte nämlich sein Heer so, daß Wind und Sonne gegen die Oesterreicher kam. Diese waren nun nicht mehr im Stande, vor den Wolken von Staub und vor dem Flimmern der Waffen ihren Feind gehörig ins Auge zu fassen. Ueberdieß sprengte, um ihre Niederlage zu vollenden, der Burggraf Friedrich von Nürnberg mit 500 Reutern herbey, welche sie fälschlich für eine Verstärkung von Leopold hielten. Nun standen sie mitten inne und waren gleichsam von allen Seiten verrathen. Es blieb ihnen nichts übrig, als die Flucht. Friedrich selbst, sein Bruder Heinrich und viele von dem österreichischen Adel wurden gefangen. Der erstere wurde in gefängliche Haft nach dem oberbayerschen Schlosse Traunfels gebracht, Heinrich aber von dem böhmischen König Johann verwahrt.

Alle teutsche Herren erkannten den Sieger Ludwig nach diesem Treffen für den alleinigen Besitzer der Krone, um die man sich so lange gestritten hatte. Indessen fand dieser die Ruhe nicht, wie er gehofft hatte,

sie wurde durch den Herzog Leopold und den Papst Johann XXII unterbrochen. Jener bewegte Himmel und Erde, seinen gefangenen Bruder zu befreyen, würde aber kaum seinen Zweck erreicht haben, wenn Friedrich, seiner Gefangenschaft müde, nicht selbst die Hand dazu geboten hätte. Er versprach, daß, wenn ihm Ludwig die Freyheit gebe, er der Krone entsagen und ihm selbst gegen den Papst beystehen wolle. Ludwig gieng dies ein, machte aber zur Bedingniß, daß er, sobald sein Bruder Leopold diese Bedingungen verwerfen würde, er freywillig in sein Gefängniß zurückkehren wolle. Was er geahnet hatte, traf sehr wirklich ein. Leopold ging nichts ein, wozu sich Friedrich anheischig gemacht hatte. Dadurch wurde der edelmüthige Friedrich veranlaßt, von freyen Stücken in seine Gefangenschaft zurückzukehren. Dieser Edelmuth blieb von Ludwig nicht ohne Lohn. Er betrachtete den wackern Herzog nicht mehr als seinen Gefangenen, sondern als Bruder und errichtete mit ihm die zärtlichste Freundschaft. Ja! seine Liebe wuchs dermaßen, daß, als er im Jahr 1325 nach Italien zog, mit ihm die Regierung theilte und ihm die Staatsverwaltung von Teutschland übertrug.

Peter. Warum war denn der Papst böse auf den teutschen König? Er hatte ihm ja kein Leid zugefügt?

Pastor. Der Grund dieser Feindschaft lag in dem päpstlichen Sitze zu Avignon. Der heilige Vater war dieserhalb dem Könige von Frankreich zugethan, dem er auch den Besitz der teutschen Krone zu verschaffen strebte. Ueberhaupt war Papst Johann XXII ein gar kleiner Mann von Person, aber ein desto größerer von

Geiſt. Er ſuchte nach den Abſichten ſeiner Vorgänger ſich die Oberherrſchaft im geiſtlichen und weltlichen Regimente zuzueignen und beſonders bey den Kayſerwahlen ſeine Rechte geltend zu machen. Sein Augenmerk richtete er beſonders auf das italiſche Reichs-Vikariat. Er ſchickte auch deshalb einen Legaten nach Rom, der ſich, auf ſeinen Befehl, der ſtrengſten Mittel bediente, um das halb erloſchene päpſtliche Vikariat wieder zu erneuern und zu begründen. Dagegen bewaffnete ſich der mayländiſche Statthalter Galeazzo Viskonti und bat den König Ludwig um Hülfstruppen. Dieſer ſchickte ihm auch wirklich 600 Reuter zu. Darüber wurde der Papſt wütend. Er ließ, um Ludwig ſeine Rache entgelten zu laſſen, am 8 Oktober 1323 an die Kirchthüren zu Avignon öffentlich einen ſogenannten Prozeß wider ihn anſchlagen, worinnen er verlangte, daß er, indem er ohne Genehmigung des päpſtlichen Stuhls die Regierung angetreten habe, dieſelbe nicht nur binnen drey Monaten niederlegen, ſondern auch alles, was er in Reichsſachen gethan habe, förmlich widerrufen ſolle. Thät' er dies nicht, ſo ſollte er in den Bann gethan und alle Fürſten des teutſchen Reichs ihres Eides und ihrer Pflicht entlaſſen ſeyn.

Hans. Was that denn da Ludwig?

Paſtor. Er antwortete dem Papſt in den mildeſten Ausdrücken, nämlich, daß er dieſen ſeltſamen Forderungen ohnmöglich Genüge leiſten könnte, ſondern daß er ſich bey ſo bewandten Umſtänden lediglich auf eine Kirchenverſammlung berufen müſſe. Dieſe Antwort brachte den heiligen Vater, der doch nach dem Beyſpiele Jeſu ſein ſanftmüthig bleiben ſollte, vollends

in Harnisch. Er sprach sogleich den Bann über ihn aus, erklärte seine Königswahl für ungültig und ihn selbst seiner Erblande für verlustig. Dieß harte Benehmen des Papstes hinderte jedoch Ludwig nicht im mindesten, nach Italien aufzubrechen, sich in Mayland die lombardische Krone aufzusetzen und dann auch nach Rom zu gehen, wo er einen Franziskaner, Peter Reinalluccі von Corvara in Abruzzo, unter dem Namen Nikolaus V zum Gegenpapst ernannte, von dem er als Kayser gekrönt wurde. Dadurch erhielt er den ganzen Franciskaner-Orden auf seine Seite, der ihm auch in seinen Schriften, wo er den Papst Johann einen Ketzer und Antichrist nannte, treflich beystand.

Säuberlich. Hatte denn Friedrich seine Freyheit wieder erhalten?

Poſſer. Ja! den 7 September 1325 wurde zu München ein Vergleich geschlossen, nach welchem Friedrich auf freien Fuß kam, und den Titel eines römischen Königes erhielt. Da aber die Churfürsten in diesen Vergleich nicht willigen wollten, kam ein neuer zu Ulm (6 Jan. 1326) zu Stande, nach welchem Ludwig Italien, Friedrich hingegen Teutschland regieren sollte. Indessen starb der Herzog Leopold, an dem Friedrich nicht nur einen Bruder, sondern auch seinen Freund und seine Stütze verlohr. Friedrich überlebte seinen Bruder nicht lange, er starb schon im Jahr 1330.

Säuberlich. Was machten denn die Schriften der Franziskaner, worinnen sie Johann einen Ketzer nannten, für Eindruck auf den Papst?

Poſſer. Nicht den besten! Seine Wuth wurde nur vermehrt, wozu Ludwigs Betragen, das hier ei-

ner Erwähnung verdient, nicht wenig beytrug. Ludwig nämlich, den das römische Volk, als er in die Stadt einzog, mit lärmender Freude empfieng, ließ dasselbe auf den Platz vor der Peterskirche zusammenberufen. Hier saß er in der vollen Pracht seiner Würde auf einem Throne und ließ durch einen Herold eine Klage gegen den Papst Johann, den er schlechtweg den Priester von Cahors (einer Stadt in Gaskogne) nannte, erheben, zugleich wurde von eben diesem die Frage aufgeworfen, ob jemand vorhanden sey, der diesen Priester, welcher sich den Nahmen Papst Johann XXII beygelegt habe, zu vertheidigen gedenke? Aber niemand suchte dies. Hierauf verdammte Ludwig den h. Vater als einen Erzketzer und Majestätsverbrecher, erklärte ihn ferner des römischen Stuhls für verlustig und übergab ihn dem weltlichen Gerichte zur Strafe.

Wenzel. Konnte sich denn der neue Papst behaupten?

Pastor. Anfänglich gieng es ziemlich gut, aber sein Hofstaat griff bald so tief in Ludwigs Schatulle ein, daß dieser sich genöthigt fand, Rechte, Aemter und andere Privilegien um grose Summen zu veräußern. Aber er hatt es nicht blos mit dem Papst zu thun. der erschöpfte Geldvorrath hatte auch auf sein Heer den nachtheiligsten Einfluß, welches in kurzen nichts mehr zu leben hatte; mithin sah sich Ludwig gedrungen, Plünderungen im Staate zu erlauben, und um seine Härte zu vollenden, schrieb er sogar eine Kronensteuer von 30,000 Goldgülden aus. Darüber kam es zu einer allgemeinen Empörung, die bald so heftig um sich griff, daß Ludwig selbst seines Lebens nicht mehr

sicher war und sich am 4 Aug. 1328 plötzlich aus Rom flüchtete. Sein Papst folgte ihm. Die Noth trieb beyde verwärts, Ludwig schlüpfte in die Lombardey, wo er aber ebenfalls nicht lange sicher war.

In solchen verzweifelten Umständen sah er sich nothgedrungen, mit seinen Vettern, den Söhnen des Pfalzgrafen Rudolfs, deren Länder er bisher inne gehabt, zu Pavia (am 3 August 1329) einen Vertrag zu errichten, nach welchem er zwar Bayern ferner behielt, von den beyden noch lebenden Söhnen Rudolfs aber dem zweyten, Rudolf, die Oberpfalz, dem dritten, Ruprecht dem ältern, die pfälzischen Länder jenseits des Rheins und des verstorbenen ersten Sohnes einzigen Sohn, Ruprecht dem jüngern, die rheinische Pfalz nebst dem Heidelbergischen Gebiete zugetheilt wurden. Die Bedingungen dabey waren, daß kein Theil seine Besitzungen an andern verkaufen, verpfänden oder vertauschen dürfe; an der Churwürde sollte der bayerische Stamm mit dem pfälzischen wechseln und bey dem Abgange des einen der andere in dessen Länder nachfolgen.

Nach Friedrichs Tode bestand Papst Johann aufs neue darauf, daß Ludwig die Regierung niederlegen sollte. Ludwig weigerte sich, diesem Befehl nachzukommen, wie immer. Dies veranlaßte den Vater Papst, gegen ihn eine Bulle (ein päpstliches Schreiben) ergehen zu lassen, worinnen er alle diejenigen verdammte, die ihn als Kayser, seinen Sohn Stefan als Markgrafen von Brandenburg und Nikolaus V. als Papst anerkennen würden. Um seine Absichten durch-

durchzuſetzen, wiegelte er die Brüder des verſtorbenen Friedrichs auf, von denen Otto ein Heer von 20000 Mann zu Fuß und 1400 zu Pferde aufbrachte. Colmar (in Oberelſas) wurde belagert und Ludwig fing an, den Muth zu verlieren. Indeſſen ſchlug ſich der böhmiſche König Johann ins Mittel und brachte am 6 Aug. 1330 einen Vergleich zu Hagenau (in Niederelſas) zu Stande, der allen bisher obgewalteten Streitigkeiten zwiſchen Ludwig und den öſterreichiſchen Herzögen auf immer ein Ende machte. Die öſterreichiſchen Herzöge erhielten zur Entſchädigung die Reichsſtädte Breyſach, Schafhauſen, Rheinfelden und Neuburg.

Ludwig athmete freyer, als Papſt Johann ſtarb; die Hofnung, daß nun ſein Glück, nach langen ihn umringenden Gefahren, die er bisher unverſchuldet und zwar von Seiten der Kirche erduldet hatte, ungeſtöhrt genüßen würde, ſtärkte ihn um ſo mächtiger, da Johanns Nachfolger auf dem päpſtlichen Stuhle, Benedikt XII. ein gerechter, ädler, menſchenfreundlicher Mann war, von dem er alles, beſonders aber Ruhe und Frieden, mit Recht erwarten konnte. Er würde ſich auch gar nicht getauſcht haben, wenn der Papſt in Rom und nicht in Avignon gehauſt hätte, aber grade dieſer Ort, wo er nur ein Ball in den Händen der Könige von Frankreich war, die unermüdet auf den Beſitz der kayſerlichen Krone ſannen, vereitelte alle ſeine Hoffnungen. Anfänglich zwar ſchien alles gut ablaufen zu wollen; der Kayſer ſchickte Ge-

sandten nach Avignon, welche Benedikt sehr artig aufnahm und ihren Herrn als den ädelsten Regenten der Erde pries. Aber kaum hörten dies die Könige von Frankreich und Neapel, als sie den Papst so lange mit Schmeicheleyen und Ueberredungen zusetzten, daß er die Gesandten ohne die gewöhnliche Seegnungen nach Hause ziehen ließ. Der Kayser wurde dadurch nicht abgeschreckt, sondern schickte nochmahls (am 28 Okt. 1336) eine Gesandtschaft nach Avignon, ließ den Papst versichern, daß er die Reinheit seiner Grundsätze zu jeder Stunde vertheidigen, und, habe er anders gefehlt, seine Verbrechen durch jede Buße wieder gut machen wolle. Er hatte dies Schreiben so rührend und herzlich abgefaßt, daß sich der Papst bey Lesung desselben der Thränen nicht erwehren konnte. Gewiß, dieser menschenfreundliche Papst hätte gern alles gethan, um dem Kayser seine Liebe zu versichern; aber Philipp IV. (König von Frankreich) dachte nicht so wie er und verwarf alle milde Gesinnungen.

Ludwig schrieb nun eine Kirchenversammlung nach Speyer aus und übergab hier seine Sache den Bischöffen, welche über die besten Mittel zu seiner Aussöhnung mit der Kirche nachdenken sollten. Die Bischöffe stellten dieß alles dem Papste auf die wehmüthigste Art vor, aber sein Ausspruch blieb der alte: Ludwig sey der Ketzerey angeklagt u. s. w. Jedoch ließ der Papst den Gesandten sehr deutlich merken, daß er für seine Person nicht das geringste gegen den Kayser habe, daß er aber hier nicht handeln könne.

wie er wünſche, weil die Könige von Frankreich und Neapel anders dächten, als er!

Dieſe Antwort erregte allgemeinen Unwillen; Um kurz von der Sache zu kommen, wurde ein allgemeiner Reichstag nach Frankfurth ausgeſchrieben, zu dem alle Fürſten, und alle Edelleute, ſogar die Bürger des teutſchen Reichs geladen wurden. Der Kayſer erſchien ſelbſt und erzählte der Reichsverſammlung nicht ohne Rührung, welche Mishandlungen er ſeit dem Antritt ſeiner Regierung von den Päpſten habe erdulden müſſen. Zugleich legte er ſein apoſtoliſches Glaubensbekenntniß ab, um zu beweiſen, wie weit er von aller Ketzerey entfernt ſey. Am Ende forderte er alle Reichsſtände auf, mit ihm ſeine und des Reichs Rechte gemeinſchaftlich zu ſchützen. Man beehrte ſeine Offenherzigkeit von allen Seiten mit den verdienteſten Lobeserhebungen und nannte ihn einſtimmig einen wackern, edlen und vortreflichen Mann. Damit waren aber die Churfürſten noch nicht zufrieden. Sie fanden durch die Anmaſſungen des franzöſiſchen Königs ihre Würde beſonders gekränkt und begaben ſich 1338 nach Renſe, wo ſie ihre Vorrechte, einen teutſchen König ohne irgend jemandes, ſelbſt ohne Hinzuziehung des Papſtes, zu wählen, zu vertreten und aufs neue veſt zu begründen hoften. Hier wurde denn am 15. Jul. 1338 das berühmte Bündniß (das unter dem Nahmen des erſten Churvereins in der Geſchichte bekannt geworden iſt) zu Stande gebracht. Es galt als ein Reichsgrundgeſetz, wodurch das teutſche Reich für völlig unabhängig erklärt wurde. Dadurch war denn die päpſtliche Macht über das teutſche Reich auf einmahl dahin und iſt es auch geblieben bis auf den heutigen Tag!

Ludwig kam, nach diesen Vorfällen, durch seine eigene Schuld bald in neue Verlegenheit. Ihm hatte nämlich schon lange die Grafschaft Tyrol, die, wenn er sie besaß, ihm einen gebahnten Weg aus seinen Erblanden nach Italien öffnete, in die Augen gestochen. Die Innhaberinn derselben, Margaretha, eine Tochter Heinrichs von Kärnthen, in der Geschichte nur die Maultasche genannt (weil sie ein großes Maul hatte und ohne Aufhören plapperte) wollte von ihrem Gemahle, einem Sohne des böhmischen Königs Johann, geschieden seyn. Der Kayser ergriff, auf Tyrol denkend, diese Gelegenheit mit Freuden und schlug ihr seinen Sohn Ludwig, Markgraf zu Brandenburg zum Gemahl vor, der, ohngeachtet er ihr näher, eigentlich nie mit ihr verbunden werden konnte, weil sie im dritten Grade seine Verwandte war. Von dem Papste, der die alte Ehe trennen und die neue bestätigen konnte, war so etwas gar nicht zu hoffen, weil er auf den Kayser zürnte. Ludwig half sich also selbst, und schickte sich hinter einen Bischof von Freysingen, welcher auch wirklich nach Tyrol aufbrach, um jene Ehe zu trennen, allein dieser hatte auf dem Wege dahin, das Unglück, den Hals zu brechen. Dieser Unfall bestimmte den Kayser, das Ehepaar nach eigner Gewalt zu scheiden. Sein Sohn heyrathete nun Margarethen und kam unter dem Nahmen eines Herzogs von Kärnthen und Krain in den wirklichen Besitz von Tyrol. Durch dieses sich selbst verschaffte Recht verlohr der Kayser auf einmahl allen Credit, man tadelte seinen voreiligen Schritt mit bittern Ausfällen auf seine Würde, nannte ihn einen Störer der bürgerlichen Ruhe und einen Uebertreter der christlichen Gesetze, indessen die ganze kurembergische Parthey für einen solchen Schimpf und Verlust Rache und Genugthuung suchte. Zum Unglück für den Kayser starb Benedikt XII. am 25. April 1342 und sein Nachfolger, Peter Roger von Limoges, (Hauptstadt der franz. Landschaft Limosin) der unter dem Nahmen Clemens VI. als ein stolzer, willkührlicher und mit dem französischen Könige wohleinverstandener Mann die dreyfache Krone empfieng, wiederhohlte nun (am 12 April 1343) alle Processe Johannes XXII. belegte ihn neuerdings mit dem geistlichen Bannstrahle und lud ihn als den größten Verbrecher vor seinen Richterstuhl. Damit noch nicht zufrieden, wandt' er überdem alle Mittel und alle Beredsamkeit auf, die Churfürsten zu einer neuen Königs-Wahl zu bewegen. Die Churfürsten, durch jenen Schritt des Kayfers in Betreff der Ehescheidung Margarethens auf Ludwig aufgebracht, wollten sich dasmahl wirklich in des Papstes Absichten fügen und zu Rense eine neue Zusammenkunft veranstalten, aber

Ludwig, der in dieser ganzen Sache den Philippischen Haß erkannte, drohete dem Könige von Frankreich mit neuen Bündnissen, und dieser, dadurch muthlos gemacht, suchte den Papst zu einem gütlichen Vergleich zu bewegen. Clemens mußte hier freylich tanzen, wie der französische König pfif, er ließ sich also bereden, Ludwigen von dem Banne zu befreyen, entwarf aber so harte Bedingungen, daß dadurch nicht nur der Kayser sondern auch alle Freyheiten des Reichs sehr beschränkt wurden.

Ludwig hielt deshalb zu Frankfurth im September 1344 einen Reichstag, auf welchem die Stände einmüthig beschlossen, daß jene von dem Papst gemachten Bedingungen ohnmöglich erfüllt werden könnten, daß sie ihm aber den letztern übereilten Schritt in Margarethens Ehescheidung vergessend, aufs neue kräftig beystehen wollten. Auch die Churfürsten billigten diesen Beschluß und wollten, um ihn wirksam zu machen, in Rense zusammenkommen. Schon athmete Ludwig freyer, als auf einmahl der böhmische König erschien und ihm in Anwesenheit der Reichsstände die heftigsten Vorwürfe machte; ihn einen unbeständigen, schwachen, ehrgeizigen, ländersüchtigen Mann nannte, ihn der Zerrüttung des teutschen Reichs beschuldigte und endlich, seinen Sohn, den Markgrafen Carl von Mähren, zum König der Teutschen vorschlug. Was sollte Ludwig thun? Er sah ein, wie bey jedem Worte des böhmischen Königes seine Anhänger und auch die Churfürsten mehr von ihm abwichen, aber um nicht alles mit einem Streiche zu verliehren, verstand er sich nun zwar zur Niederlegung seiner Würde, schlug aber seinen eigenen Sohn, den Markgrafen Ludwig von Brandenburg zu seinem Nachfolger vor. Da nun hierinnen offenbahr sein Ehrgeiz zum Grunde lag, so verdarb er mit diesem Vorschlag vollends alles. Das Mißvergnügen der Churfürsten verdoppelte sich, sie schlugen sich völlig auf des böhmischen Königs Seite, und im Frühling des Jahrs 1345 fielen die Böhmen in des Kaysers Länder ein, wobey auch seines Sohnes Länder nicht verschont blieben. Von diesen traurigen Ereignissen suchte Ludwig Schutz in England und fand ihn. Eduard stand ihm, alle seine vorhergehende Handlungen vergessend, freylich bey, schloß zugleich mit den Polen und Hungarn und andern Fürsten Bündnisse und fiel ebenfalls in Böhmen ein. Die Aussöhnung blieb nicht aus. Der Markgraf Ludwig von Brandenburg behielt seine Gemahlinn und die Grafschaft Tyrol, trat aber dagegen die beyden Markgrafschaften Görlitz und Bautzen, wie es hieß, auf ewige Zeiten an Böhmen ab. Heut zu Tage gehören sie dem Churfürstenthum Sachsen.

Indessen ruhete der Papst immer noch nicht, sich an dem Kayser zu rächen. Die Gelegenheit hiezu fand sich bald. Der Kayser nämlich war immerwährend darauf bedacht, sein Haus zu vergrößern. Es glückte ihm dies auch, denn als sein Schwager Wilhelm IV. von Holland in einem Feldzuge wider die Friesen erschlagen wurde und keine Kinder hinterließ, so fielen an ihn Hennigau, Friesland, Holland und Seeland. Als nun aber nach der Ermordung des Königs Andreas von Neapel dessen Bruder, König Ludwig von Hungarn auf dieses Königreich Anspruch machte und sich deshalb mit dem Kayser und mehrern teutschen Fürsten verband, so gerieth der Papst in nicht geringe Unruhe, er fürchtete nicht ohne Grund, daß das kayserliche Ansehen zu einer fürchterlichen Höhe steigen und dagegen die päpstliche Macht in Italien, von jener bedrohet, sinken möchte. Dieß zu verhindern, beschloß er aufs neue die Absetzung Ludwigs und brachte an seiner Statt den Markgrafen Carl von Mähren, den einen Sohn des Königs Johann in Böhmen und den Neffen des trierischen Erzbischofs (Churfürsten) Balduin in Vorschlag. Um diesen Vorschlag mit allen Strahlen seiner gewaltigen Macht zu begleiten, belegte er den Kayser zugleich mit einem gräßlichen Bannfluche, den er am 13 April 1346 auf ihn niederschleuderte. Dieser Bannfluch ist einer der schaudervollsten, den je ein Heiliger auf dem päpstlichen Stuhle ausgesprochen hat.

Perls. Können Sie uns wohl etwas davon mittheilen?

Pastor. O! ja! „Wir bitten die göttliche Allmacht (heißt es unter andern darinnen) daß sie Ludwigs von Bayern Wahnsinn zu Schanden mache, seinen Stolz zerschmettre, ihn durch die Kraft ihrer Rechte niederdrücke und in die Hände seiner Feinde hingebe. Er fall' in einen Abgrund, wo er's am wenigsten glaubt: wenn er ausgeht, verfolg' ihn der Fluch und wenn er eingeht, nicht minder: Der Herr treff' ihn mit Raserey und Blindheit. Blitze müsse die Gerechtigkeit des Himmels auf ihn regnen, des allmächtigen Gottes Zorn und seiner Heiligen, deren Kirche er zerstöhren will, brenne über ihn jetzt und ewig, die ganze Welt waffne sich über ihn, die Erde öfne sich und verschling' ihn lebendig! Sein Nahme sterb' im ersten Glied, sein Andenken schwinde von hinnen! Alle Elemente seyen ihm feind! Sein Wohnung werde zur Wüste!"

Kaum vernahm der Markgraf Carl von Mähren des Papstes Wunsch, als er sich mit seinem Vater, dem böhmischen König nach Avignon verfügte und dort alles genehmigte, was Klemens von ihm verlangte. Darauf suchte der heilige Mann mit der schwärzesten Bosheit, deren er nur fähig war, den

unschuldigen Kayser bey dem Adel und Volke so verhaßt als möglich zu machen.

Dem Adel bewies er, daß der Kayser durch eine zu strenge Handhabung des Landfriedens alle seine Vorzüge aufgehoben habe. Die Städte wurden auf die drückenden Abgaben und Steuern aufmerksam gemacht; die andern Volksklassen aber faßte er bey der schwächsten Seite, bey ihrem Aberglauben und stellte ihnen vor, daß Ludewig ganz gegen den Befehl der h. Schrift, das von Gott verworfene Volk, die Juden, schütze. Es konnte gar nicht fehlen, er mußte seinen saubern Zweck erreichen. Zu dem kam noch, daß er allen denen, welche ihren Kayser verließen, den Ablaß auf viele Jahre und das Versprechen ewiger Seligkeit ertheilte. Man kannte ja auf keinem leichtern Wege zum Himmel gelangen. Demohngeachtet hatte der Kayser noch einen mächtigen Beystand in der Person des Churfürsten von Mainz. Aber auch damit war der Vater Papst bald aufs Reine. Er setzte ihn ab und ernannte an seiner Statt einen jungen Grafen von Nassau. Dieser mußte sogleich auf Befehl seines hohen Beschützers einen Wahltag nach Rense ausschreiben, auf welchem in Gegenwart mehrerer Fürsten Ludwig verworfen, seiner Würde völlig entsetzt und am 11 Jul. 1346 der Markgraf von Mähren, Carl, zum teutschen König erwählt wurde.

Kaum erfuhr der Kayser, daß die Reichsstände diesen Schritt des Papstes mit dem bittersten Tadel belegten, als er mit wachsendem Muthe einen Reichstag zu Speyer ausschrieb, auf dem er die Zusammenkunft in Rense für eine Zusammenkunft von Empörern gegen das Oberhaupt des teutschen Reichs erklärte. Selbst die Anhänger Carls sahen in der Folge seine Wahl nicht für rechtskräftig an und verließen ihn. Die Städte versprachen aufs neue, den Kayser zu schützen. Dieß war die Ursache, warum die Stadt Aachen, als Carl sich hier zum König krönen lassen wollte, die Thore verriegelte. Auch in Pärtich ging es ihm nicht besser, und da er endlich den Muth verlohr, je etwas auszurichten, so floh er gar aus Teutschland und nach Frankreich, wo er dem König Philipp gegen den König von England zu dienen versprach. Dieser nahm zwar seine Hülfe an, doch sie war für ihn ganz ohne Nutzen, da er in der Schlacht bey Crecy (kleine Stadt in der franz. Landschaft Brie) am 26 Aug. 1346, in welcher sein Vater getödtet wurde, drey Wunden empfing, die ihn zur Flucht zwangen. Nun kam er zwar nach Teutschland zurück und ließ sich von dem Churfürsten in Cölln in Bonn am 25 Nov. 1346 krönen, ging aber bald nach Böhmen, um von dort aus, nach Ludewigs Tode, Tyrol wegzunehmen. Mit

den päpſtlichen Kriegsvölkern nahm er Trident ein und belagerte, in Abweſenheit des Markgrafen, Margarethen in dem Schloſſe Tirol, unvermuthet aber zog der letztere herbey und Carl marſchirte ab, ohne etwas gewonnen zu haben. Auch gewann er nie etwas ſo lange Ludwig lebte, weil auf deſſen Seite immer die Oberhand blieb. Dieſer ſtarb endlich bey dem Kloſter Fürſtenfeld nicht weit von München am 11. Oct. 1347. in den Armen ſeiner Diener auf der Jagd, nachdem er von einer Dublerey wahrſcheinlich vergiftet worden war, im 63 Jahre ſeines höchſt unruhevollen Lebens. Ludwig war ein Mann von großen Eigenſchaften der Seele, um aber wirklich groß zu ſeyn, fehlte es ihm nicht ſowohl an Muthe, etwas zu wagen, als an Beharrlichkeit in ſeinen Unternehmungen. Er war der letzte unter den Kaiſern, den die Päpſte mit dem Bannfluche belegten.

Es thut mir leid, ſo endete jetzt der Herr Paſtor ſeine Erzählung, daß ich heute, lieben Freunde! unſere Unterhaltung abbrechen muß. Morgen iſt, wie ihr wiſſet, ein Feſttag, wo ich neuer Kräfte zur Führung meines heiligen Amtes bedarf. Ich muß alſo für diesmahl früher, als gewöhnlich, abbrechen. Zuletzt eure Neugierde bis zum nächſten Sonntag, dann ſollt ihr das Weitere erfahren.

Freundlich, wie immer, erhob er ſich und die Verſammlung eilte, als er ihr eine gute Nacht gewünſcht hatte, wehmuth auseinander. *)

---

*) Leider hindert mich der Raum, dieſen Bericht ganz zu beendigen. Ich muß deßhalb meine Leſer um Geduld bis zum vierten Bande bitten, der nicht lange aus bleiben ſoll.

Ende des zweyten Theils.

Geſchichte
unſers
Teutſchen Vaterlandes
von
ſeinem Entſtehen an bis auf unſere Zeiten.

Ein Leſebuch
zunächſt
für den Bürger und Landmann
dann
auch für Schulen brauchbar.

---

von
Ernſt Bornſchein.

Dritter Theil.

Subſcriptionspreiß 8 Ggr. Ladenpreis 14 Ggr.

Lobenſtein 1803
in der Illgenſchen Hofbuchhandlung.

Mehrere Amts-Arbeiten hatten den Herrn Paſtor Ehrlich auf ſechs Sonntage hinter einander abgehalten, ſeinen lieben Zuhörern den fernern Verlauf der teutſchen Geſchichte zu erzählen. Mittlerweile kam der Frühling mit ſeinen balſamiſchen Gerüchen und unſer Freund fand daher bald Gelegenheit, ſeinen Unterricht in der Schule abzubrechen und denſelben, wie das bei der Geſchichte Bonapartens und Luthers der Fall geweſen war, wiederum in ſeinen Garten zu verpflanzen.

Dreizehnter Abend.

Heute, als ſich die lieben Einwohner von Liebsdorf und ihre Freunde aus der Stadt wieder verſammelt hatten, fuhr der Herr Paſtor folgendermaaßen fort:

Ihr werdet Euch, trotz des langen Abbruchs unſerer teutſchen Geſchichte, noch erinnern, daß wir bis zum 7ten Zeitraume und zwar bis zum Tode Kayſer Ludwigs gekommen ſind. Kaum war er todt, als Carl von Mähren, der zugleich König von Böhmen war, nach Franken, Schwaben und Elſaß

eilte, um die Stände durch reiche Geschenke für sich zu gewinnen. Anfangs schien ihm dieß auch gelingen zu wollen, aber da bald hernach sein Schatz sich leerte, so verspottete man ihn als einen Pfaffenkönig. Ludwigs Parthei wuchs an Zahl und Kraft. Ueberdieß verbanden sich die baierschen Fürsten auf das engste mit dem Pfalzgrafen und dem von Clemens entsetzten Churfürsten Heinrich von Mainz, um diesem mächtigen Herrn alle Macht zu rauben. Auf solche Weise suchten sie einen neuen Gegenkönig zu wählen. Hiezu schien ihnen Niemand würdiger zu seyn, als König Eduard von England. Carl hörte diese Nachricht mit Entsetzen und ging über Hals und Kopf nach Böhmen zurück, weil er diesen gefährlichen Nebenbuhler fürchtete. Eduard nahm die Gesandtschaft, welche ihm von den Churfürsten zu Mainz, Pfalz und Brandenburg zugeschickt wurde, sehr freundlich auf und hielt sich durch den Antrag der teutschen Krone hoch geehrt; allein die Engländer wollten davon nichts hören und widerriethen ihrem Könige diesen Schritt aus einer Menge von Gründen, denen er endlich auch nachgab. Die baiersche Parthei ließ sich durch diese Weigerung nicht im geringsten abschrecken, sondern trug nun mit desto größerm Eifer, dem Markgrafen Friedrich von Meissen (dem Ernsthaften genannt, welcher ein sehr berühmter und tapfrer Mann und ein Urenkel Friedrichs II. war) die Krone von Teutschland an. Friedrich war nicht abgeneigt, die Krone anzunehmen. Dieß suchte Carl auf eine schlaue, listige

Weise zu hintertreiben und da der Markgraf Ludwig von Brandenburg die Seele der baierschen Parthei hieß, so glaubte er diesen vorzüglich durch eine eigenersonnene und ganz seltsame Gaukelei von seinem Vorhaben, dem meißnischen Markgrafen als künftigem König der Teutschen beizustehen, abwendig zu machen. Auf seine Veranstaltung nämlich erschien auf einmahl ein Mensch, welcher betheuerte, daß er der, wie man fälschlich glaube, vor 29 Jahren verstorbene letzte Markgraf von Anhalt, Waidemar sey. Er sey aber nicht gestorben, sondern damahls nach Jerusalem gezogen, um bei dem heil. Grabe seiner Sünden quitt zu werden. „Ich bin (sagte dieser Betrüger, der nichts, als ein Müller, Nahmens Rehbock, war) ein armer Sünder. Meiner Sü denlast los zu werden, entwich ich, um am h. Grabe als ein büßender Pilger mich von den Höllenstrafen loszuweinen; jetzt zeig' ich mich wieder, weil meine Stammsvettern ihres Erbeigenthums beraubt werden, weil die Baiern das brandenburgische Land auffressen!" Daß dieser Mensch wirklich ein Betrüger gewesen, ist gewiß, dennoch wurde er von den Anhältern und Sachsen als der wahre Waldemar erkannt. Carl that das nämliche und gewann dadurch so viel, daß er die baiersche Parthei eine Zeitlang im Zügel behielt. Dadurch aber denn ch nicht gedemüthiget, versuchten es die Baiern abermahls, Carln IV. einen Gegenkönig zu geben. Dieß war ein allgemein gefürchteter, tapferer und wirklich sich auszeichnender Mann, der Graf Günther von

Schwarzburg. Er ließ sich zur Annahme der teutschen Krone sogleich willig finden, sagt' aber dabei: wenn die Fürsten zu Frankfurth feierlich erklären würden, daß das Reich jetzt wirklich ohne Oberhaupt sey und daß sie ihn nicht um des Geldes, sondern um Gottes willen wählen wollten, so sey er erbötig, die Krone anzunehmen, so woll' er sein Leben und sein Blut gern zum Dienst des teutschen Volks aufopfern!" Man gieng dieß ein und so wurde Günther am 30sten Januar 1349 auf den Wiesen vor Frankfurth zum römischen König ernannt. Am 6ten Februar hielt er seinen Einzug in die Stadt, ließ sich dort huldigen und trat die Regierung des Reichs an.

Säuberlich. Ey! was sagte denn Carl dazu?

Pastor. Er wüthete und ließ die Vasallen des Reichs nach Cassel (am Fluß Fulda in Niederhessen) einladen, um hier gegen Günther, als einen offenbahren Reichsfeind zu verfahren. Günther hörte dieses Ansinnen mit ruhigem Lächeln, und um Carln zu beweisen, daß er ihn nicht fürchte, schrieb er seinen Freunden an eben diesem Tage zu Cassel ein feierliches Tournier aus. Dieser Muth erwarb ihn eine Menge Anhänger, die mit Leib, Blut und Leben für ihn zu fechten versprachen. Da Carl sahe, daß Günther immer größern Anhang gewinne und daß seine ihm entgegenzustellende Macht hier wenig oder nichts fruchten würde, so nahm er seine Zuflucht zu einer Schandthat, um Günthern

einer Kraft zu berauben. Er bestach Günthers Arzt; dieser brachte seinem Herrn einen Gifttrank bei, woran er erkrankte. Ohne die wahre Ursache seiner Unpäßlichkeit zu kennen, hielt er es, da er sich immer schwächer fühlte, fürs beste, sich mit Carln zu vergleichen, worinnen dieser ihm für die Entsagung auf die Krone 22000 Mark Silber, dem vom Papst Clemens entsetzten Churfürsten Heinrich zu Mainz aber die Bestätigung der alten Vorrechte seines Erzstiftes und dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg den alleinigen Besitz der brandenburgischen Chur versprach. Auch bezahlte Carl die 12000 Mark Silbers, die Günther in Frankfurth schuldig war. Dieser starb endlich am 14ten Junii 1349 als ein ädler, großer Mann, der sich selbst im Tode gleich blieb.

Nun endlich schwieg die baiersche Parthei. Carl siegte und wurde zu Aachen am 25sten Julii 1349 nochmals als teutscher König gekrönt.

Als Carl die Regierung antrat, suchte er auf einem Reichstage zu Speier einen Landfrieden zu Stande zu bringen, allein es gelang ihm nicht, weil ihn die mächtigsten Fürsten am allerwenigsten wünschten. Nach diesem mißglückten Versuche fieng es ihm leider! schon an Geld zu mangeln an, daß er sogar von einigen speierschen Bürgern tausend Pfund Heller leihen mußte. Hierdurch sah er sich gezwungen im September 1349 nach Böhmen zurückzugehen, wo er vieles Gute stiftete, worunter besonders die hohe Schule zu Prag gehört. Inzwischen ver-

heerten Erdbeben und Peſten das teutſche Reich. Man ſagt, daß in der Stadt Lübeck im Jahr 1349 über 90,000 Menſchen ihr Leben verlohren. Hiezu geſellte ſich (eine natürliche Folge mangelhafter Jahre) eine übertriebene Theurung. Alle Lebensmittel ſtiegen im Preiſe. Den Grund der Peſt ſuchte man den Juden beizumeſſen, welche die Brunnen vergiftet haben ſollten. Man zog wider ſie aus und ermordete viele Tauſende auf die grauſamſte Art. Carl bebte vor dieſen Greueln der Natur zurück, die ſeine Staaten durchwühlten und bedauerte faſt, teutſcher König geworden zu ſeyn. Inzwiſchen lenkte ſich ſeine Aufmerkſamkeit bald auf einen andern Gegenſtand, und dieſer Gegenſtand bot ihm —

Sauberlich. Gewiß Italien dar?

Paſtor. Richtig! Die Familie der Viskonti, die ich früher ſchon erwähnte, hatten ſich zu einer ungemeinen Höhe emporgeſchwungen und ließen ſich von den lombardiſchen und burgundiſchen Fürſten keinen Zaum anlegen. Dieß traf bei Johannes Viskonti, der nicht nur Statthalter, ſondern auch zugleich Erzbiſchof zu Mayland war, beſonders ein. Die unterdruckten Lombarden baten daher Carl IV. zu ihnen nach Italien zu kommen. Es iſt wohl ſehr natürlich, daß der Mailänder bei dem Papſte Himmel und Hölle bewegte, Carls Zug zu verhindern. auch merkte dieſer frühzeitig genug des Papſtes Abſichten und verband ſich mit der baierſchen Familie, die jetzt mit ihm ganz ausgeſöhnt war, um deſto gewiſſer durchzudringen; allein ſein Ent-

schluß, nach Italien zu gehen und sich dort die römische Kaiserkrone aufsetzen zu lassen, kam doch nur erst im Jahr 1354 zur Reife. Die Viskontis suchte er auf eine friedliche Weise abzufertigen. Er schloß einen Vertrag mit ihnen in Mantua, nach welchem er Mailand gar nicht zu betreten sich anheischig machte. Als aber die Mailänder sahen, daß Carl ihnen mit seinem kleinen Gefolge (welches aus 300 Personen bestand) gar nicht gefährlich werden könnte, vermogten sie ihn selbst, nach Mailand zu kommen. Er kam und wurde mit der lombardischen Krone gekrönt. Von hier zog er nach Pisa, wo er mit seiner Gemahlinn zusammentraf, in deren Gesellschaft er dann nach Rom reiste. Am ersten Osterfeiertage ließ er sich in voller Pracht durch den Cardinal-Bischof von Ostia in der Peterskirche krönen. Schon am Abend dieses feierlichen Tages verließ er mit seinem Gefolge die Stadt, ganz gegen die Absichten und Erwartungen des römischen Volks, das sich weit mehr von ihm versprochen hatte.

Als er nach Teutschland zurückkam, so war es sein fester Entschluß, sich unausschließlich der Wohlfarth des teutschen Reichs zu widmen. In dieser Absicht bestimmte er einen Reichstag zu Nürnberg, auf welchem das allgemeine Reichsgrundgesetz, genannt die goldene Bulle, zu Stande kam, die Carls Andenken in Teutschland verewigt hat.

Wenzel. Was versteht man denn unter der goldenen Bulle?

Paſtor. Der Nahme goldene Bulle kommt von dem Siegel her, das in einer goldenen Kapſel dem kaiſerlichen Befehle angehängt iſt. Die Hauptabſicht dieſer Bulle ging dahin, theils die bisher ſo unſtatthaft gefundenen Doppelwahlen der teutſchen Könige für die Zukunft abzuſchaffen, damit ſie nicht ferner dem Papſte zum Vorwand dienen möchten, ſich in die Angelegenheiten des teutſchen Reiches zu miſchen; theils die beſtimmte Anzahl der Wahlchurfürſten zu begründen.

Perls. Hat ſie denn Carl ſelbſt abgefaßt?

Paſtor. Talent hätte er wohl dazu gehabt, denn Carl war nach den Begriffen ſeines Zeitalters ein ſehr gelehrter Mann, demohngeachtet ſchreibt man ſie nicht ihm, ſondern einem gewiſſen Rudolf von Friedberg, ſeinem damahligen Canzler, nachherigen Biſchof zu Verden, zu.

Nach Entwerfung dieſer goldenen Bulle war Carl darauf bedacht, nicht Teutſchland, ſondern ſein Stammhaus Böhmen zu vergrößern. Es gelang ihm dieß auch durch mancherlei Mittel und Wege, die nicht ſelten einen Beweis von ſeiner Schlauheit lieferten. Er brachte nachher die ganze Lauſitz, Brandenburg, einen Theil von Meißen, das Voigtland, Thüringen, die Oberpfalz und andere Länder, Städte und Schlöſſer an daſſelbe.

Papſt Urban V. ſaß auf dem päpſtlichen Stuhle, als es Carln IV. einfiel, einen zweiten Feldzug nach Italien zu beginnen.

Hans. Aus welcher Urſache denn?

Pastor. Wahrscheinlich, um neue Gelder zu hohlen.

Um seinen Plan desto sicherer auszuführen, gieng er vors erste nach Avignon, und besprach sich hier mit dem Papste. Dieser beredete Carln, daß er mit einem ansehnlichen Heere vorausgehen möchte, dann wollte er selbst ihm folgen. Carl zauderte dennoch noch zwei ganzer Jahre, ehe er aufbrach. Im Jahr 1368 endlich reisete er ab. Als er in Mailand ankam, wußte ihn die Familie Viskonti, die er auf des Papstes Vorstellungen demüthigen sollte, bald auf ihre Seite zu stimmen, denn Carl schätzte das Geld höher, als seinen Ruhm. Er schloß einen neuen Frieden mit den Viskontis und verabschiedete einen großen Theil seiner Kriegsvölker. Mit der Summe, die ihm die Viskontis auszahlten, war jedoch sein Geiz noch lange nicht zufrieden, er nahm auch von den Pisanern, die sich seinen Beistand gegen die Florentiner erbaten, 12000 Dukaten, that aber leider! für die armen Betrogenen nicht das Mindeste. Ja! er handelte sogar schlecht, denn als ihm die Einwohner zu Lucca 25000 Dukaten auszahlten, bracht' er es so weit, daß die Pisaner die Oberherrschaft über Lucca verlohren. Mit diesen Schätzen kehrte er nach Teutschland zurück, ohne des Papstes Absichten erfüllt zu haben. Sein hinterlassener Ruhm in Italien war nicht der beste. Alle Römer schimpften auf ihn und belegten seine Würde mit den gehässigsten Nahmen.

Carls Wunsch gieng, nach seiner Rückkehr aus Italien, dahin, seinen ältesten Sohn Wenzel als römischen König gekrönt zu wissen. Es war davon in der goldenen Bulle zwar nichts erwähnt worden; Carl aber wußte es durch demüthige Briefe an den Papst und durch mancherlei Vorspiegelungen, vielleicht auch Geschenke, bei den Churfürsten, so weit zu bringen, daß man dieser Krönung nichts in den Weg legte; kurz — Wenzel ward in Frankfurth zum römischen König gewählt und bald darauf 1376 zu Aachen gekrönt. Als Carl die Schwächen seines Alters zu fühlen begann, theilte er seine böhmischen Besitzungen zwischen seine drei Söhne. Der älteste, Wenzel erhielt Böhmen und Schlesien, der zweite, Siegmund, die Churmark Brandenburg und der dritte, Johannes, die Lausitz und das Herzogthum Schweidnitz. Bald darauf, nachdem er noch eine Reise nach Frankreich gethan, wo er seine Jugend verlebt hatte, starb er am 29sten Nov. 1378 zu Prag. Carl hatte, wie Ihr aus meiner Erzählung abgenommen haben werdet, für Teutschland außerordentlich wenig, desto mehr aber für sein Haus gethan!

Nach Carls IV. Tode sah es in Teutschland höchst kläglich aus. Alle Classen des Elends waren sichtbar, es herrschte die abscheulichste Anarchie. — Ihr wisset doch noch, Niklas! was Anarchie heißt?

Niklas. Ein Staat, worinnen niemand weiß, wer befehlen oder gehorchen soll?

Pastor. Recht! — Um diese zu tilgen, hatte man allerhand Bündnisse und Gesellschaften (Orden) errichtet, z. E den Rheinischen Bund, die Hansa, die Friedensgerichte, wie ich Euch dieß schon ehedem gesagt habe. Allein das alles half nur wenig. Oft kehrten sich die Empörer gar nicht dran und übten Verbrechen aus, ohne sich darum zu bekümmern. Das Faustrecht war noch immer nicht ausgerottet. Der Stärkere siegte über den Schwächern, ohne nach seiner Schuld oder Nichtschuld zu fragen. Die Städte betrugen sich eben so übermüthig, als die Herren der Schlösser, preßten und drückten die Unterthanen nach Herzenslust, und als im Jahre 1368 die Stadt Nordhausen am Harze ihre sämmtlichen Magistratspersonen ermordete, krähete kein Hahn darüber. Der Landadel war roh und ungeschliffen und hielt Räubereien und Gewaltthätigkeiten für das beste Mittel, seinen Schatz zu füllen. Sie plünderten Kirchen und Stiftungen, verschonten selbst die Todten in den Gräbern nicht, fragten nach keinem Gottesfrieden und als sie sich zur Fortsetzung dieser Gräuel einzeln zu schwach fühlten, so traten sie in weitere Verbindungen. Auf diese Weise entstanden eine Menge schändlicher Bunde, z. B. die Löwenritter, die Ritter vom Horne, die schwarzen Ritter, die Ritter von der alten Minne, die Falkener, die Flegeler u. s. f. In der Kirche sah es noch erbärmlicher aus. Die Päpste waren nicht Statthalter Christi, sondern Kirchen- und Landräuber, die

ſich die ſchändlichſten Gottloſigkeiten erlaubten. Da ſie ſich nicht um das bekümmerten, was ihrer geiſtlichen Pflicht oblag, ſo mußten ſie allerdings auf Dinge fallen, die bloß mit ihrer Herrſchſucht und ihrer Geldgierde zuſammenhiengen. Sie ſtahlen und raubten in Stillem, unter dem Deckmantel der Religion und ertheilten dafür Ablaß und die ewige Seeligkeit — Geſchenke, die ihnen nichts koſteten. So ſoll Johann XXII. (der im Jahr 1334 ſtarb) 18 Millionen Goldgulden an baarem Gelde (!) und 7 Mill. an koſtbarem Geräthe, als an Silber- und Goldgefäßen, hint rlaſſen habe! Nun gab es freilich hier und da manche wackere Männer, welche gegen dieſe ſchändlichen Verbrechen predigten, wie z. B. ein gewiſſer Wiklef in England; allein das waren ja nur einzelne Stimmen, die zwar tönen, aber nicht durchdringen! Das Elend in der Kirche wurde noch größer, durch die zwieſpaltigen Papſtwahlen, die immerwährend ſtatt fanden, nicht zu rechnen die moraliſche Verderbni. der Geiſtlichkeit, die immer weiter um ſich griff. Nur ein Beiſpiel aus dieſer Zeit, die doppelte Wahl der Päpſte betreffend.

Papſt Gregor XI. war von Avignon nach Rom zurückgekehrt und im J. 1378 daſelbſt geſtorben. Man wählte nun, vermöge der doppelten Partheien zwi Päpſte, Urban VI. einen Italiener, der es ſeinem Intereſſe zuträglicher hielt, wenn er in Rom blieb, weil ihm hier die rauberſchen Hände nicht ſo gebunden waren, als in Avignon. Das

wollte der franzöſiſche Hof, der nun einmahl ſein Abſehen auf die Wohnung der Päpſte in ſeinem Lande gerichtet und davon nicht abzugehen gelobt hatte, nicht dulden, er wählte alſo in der Perſon Clemens VII. einen Gegenpapſt, welcher in Avignon hauſete. Die traurigen Folgen von ſolchen Doppelwahlen ſpringen von ſelbſt ins Auge. Jeder von dieſen Päpſten hielt ſich für den rechtmäſſigen, jeder vertheidigte ſeine Rechte, jeder glaubte, durch ihn ſpreche der heilige Geiſt, jeder hielt dafür, daß nur ihm das Recht zuſtehe, den Bann auszuſprechen und Kaiſer zu krönen. Das Volk mußte am Ende irre werden, mußte glauben, daß es doch mit der Statthalterſchaft dieſer heiligen — Menſchen nicht ſo ganz richtig zugehen könne, und ſo konnt' es gar nicht fehlen, die Religion ſelbſt verlohr mehr dabei, als ſie gewann!

So ſah es in Teutſchland aus, als Carls Sohn, Wenzel, König der Teutſchen ward. Um dieſe Zerrüttungen zu löſen und Ruhe und Frieden herzuſtellen, war er jedoch gar nicht der Mann. Sein höchſter Fehler war — Schwäche und damit ließ ſich blutwenig anfangen. Indeſſen ſchrieb er, doch, um den erſten Schritt zu thun, einen Reichstag in Nürnberg (1383) aus, wo er einen allgemeinen Landfrieden auf 12 Jahre errichtete. Diejenigen, welche daran Antheil nahmen, wurden in 4 Ordnungen oder Kreiſe getheilt; zu der erſten Ordnung gehörten Böhmen, Brandenburg und die Herzogthümer Sachſen und Lauenburg; zur

zweiten Mainz, Trier und Cölln, Pfalz, Heſſen und Baden; zur dritten Baiern, Oeſterreich, Lothringen, die Grafen von Wurtemberg und Oettingen und die Biſchöffe von Straßburg, Augsburg und Regensburg; zur vierten die Biſchöffe von Bamberg, Würzburg und Eichſtätt, der Landgraf von Thüringen, der Markgraf von Meißen und der Burggraf von Nürnberg.

Wenzels Pflicht wär es nun allerdings geweſen, eine Zeit lang in Teutſchland zu bleiben, aber er zog nach Vollbringung dieſes Geſchäftes ſogleich nach Böhmen zurück und als die teutſchen Fürſten darüber ihr Mißvergnügen äußerten, gab er ziemlich trotzig zur Antwort, daß der, welcher mit ihm Etwas zu ſprechen habe, nach Böhmen kommen könne. In Böhmen machte er ſich durch eine Menge Laſter außerordentlich verhaßt. Er drückte ſeine Unterthanen mit allerhand Steuern, die er ihnen auflegte, und vergab ſich ſeinen ganzen Reſpekt, da er faſt keinen Tag nüchtern war. Ueberall begleitete ihn ein großer Bullenbeißer, den er, um ſich einen königlichen Spaß zu machen, auf die Leute hetzte. Was aber die Böhmen vor allen andern auf ihn erbitterte, war ſein grauſames Benehmen gegen den Johann Pomuk (oder den nachherigen Schutzheiligen der Böhmen, Nepomuk) der Vicar des Erzbiſchofs zu Prag war. Er ließ dieſen ſchuldloſen Mann, der ſich ihm in kirchlichen Angelegenheiten nicht ohne Bedacht widerſetzt hatte, auf das grauſamſte foltern, ihm die Hände auf den Rücken

binden und dann in die Moldau werfen. Wenn er bei Tafel ſaß, ſtand der Scharfrichter gemeiniglich im Vorzimmer und wartete nur des königlichen Winks, um ſeine gefährliche Kunſt auszuüben. Es konnte gar nicht fehlen, ſolche Thaten, die ſeiner Würde zum Schimpf gereichten, mußten das Herz ſeiner getreuen Unterthanen mit bitterm Haß erfüllen.

Im Jahr 1387 kehrte Wenzel nach Teutſchland zurück und ertheilte den fränkiſchen und ſchwäbiſchen Reichsſtädten einen Verſicherungsbrief, daß er alle ihre Rechte ſchützen und ſie gegen ihre Feinde vertheidigen wolle. Dadurch erwarb er ſich einen ziemlichen Anhang, mit dem er den teutſchen Fürſten, die ihm durchaus nicht gewogen waren, zu trotzen glaubte. Er brachte auch zu Mergentheim (in Franken, an der Tauber) einen allgemeinen Landfrieden zu Stande, den die Fürſten und Edelleute bis auf den Georgstag 1390 verlängerten. Es war voraus zu ſehen, daß die Fürſten, welche durch den Bund mit den Reichsſtädten noch unzufriedener geworden waren, endlich mit Feindſeligkeiten losbrechen würden. Kaum war er alſo nach Böhmen zurückgekehrt, als die langgefürchtete Fehde zwiſchen denſelben und den Städten ausbrach. Die Sache war eigentlich die: Herzog Friedrich von Baiern ſtritt ſich wegen der Probſtei (geiſtliches Stift) Berchtolsgaden (im Salzburgiſchen) mit dem Erzbiſchoff von Salzburg; ſchon war die Fehde beigelegt, als demohngeachtet Friedrich den Erzbiſchoff überfallen und gefangen nehmen ließ.

Da nun der letztere mit den schwäbischen Städten ein Bündniß geschlossen hatte, so riefen diese die andern Städte zu Hülfe, um den Herzog dafür zu züchtigen. Das wollten die Fürsten und Edelleute nicht dulden, und versprachen dem Herzog Hülfe. Es kam zum Krieg. Im Jahr 1388 wurden die Städtischen Truppen von dem Grafen Eberhard von Würtemberg bei Weil (in Schwaben) und in dem nämlichen Jahre auch von dem Pfalzgrafen Ruprecht bei Worms geschlagen. Die Städter sahen sich zum Frieden genöthiget, den sie mit großen Summen erkaufen mußten, und um allen fernern Mißhelligkeiten vorzubeugen, mehr aber noch, sich die teutschen Fürsten zu Freunden zu machen, hob Wenzel 1389 zu Eger (in Böhmen) den Städtebund auf und verordnete einen allgemeinen Landfrieden, dem die Ueberwundenen sich unterwerfen mußten.

Die Erbitterung der Böhmen gegen ihren König griff indessen immer weiter um sich, da er keine Besserung seines Lebenswandels spühren ließ, vielmehr täglich in größere Laster versank. Die Bürger zu Prag faßten daher durch seine Grausamkeiten dazu veranlaßt, den Entschluß, ihn zu züchtigen, und, da er als ein Wahnwiziger behandelt werden mußte, ihn hinter vier Mauern ein zu sperren. Sie nahmen ihn im Jahre 1393 gefangen und brachten ihn in ein enges Kämmerlein auf das altstädtische Rathhaus. Aus Langerweile bat er den Kerkermeister, daß er ihm ein Bad in der Moldau erlauben

möchte. Die Bürger hatten nichts dagegen; allein Wenzel war dasmal klüger, als sie. Er hatte schon von seinem Kerker aus mit einem Mädchen, welche Susanna hieß und in einem der Badehäuser diente, Bekanntschaft gemacht. Diese führte ihn ganz nackend auf einem Kahne an das gegenseitige Ufer, von wo aus sie beide in das nicht fern von Prag gelegene feste Schloß Zebrack flüchteten, nachdem Wenzel 3 Monate in dem Kerker gelebt hatte. Er behielt indessen seine Freiheit nicht lange, denn schon in dem darauf folgenden 1394sten Jahre wurde er zum zweitenmahl von seinem eigenen Bruder Siegmund, dem Carl die Chur Brandenburg hinterlassen hatte, in Verbindung seines Vetters Jost, welcher Markgraf zu Mähren war, gefangen genommen. Dieß geschah in einem Kloster ohnweit Prag, in welchem Wenzel auf einem Spazierritt abgestiegen war. Zwar brachte man ihn anfänglich wieder auf ein Schloß zu Prag in Verwahrung, schleppte ihn aber dann von einer Burg in die andere, bis sich sein jüngerer Bruder Johann seiner annahm und ihn zu befreien suchte. Die Churfürsten waren über das Benehmen eines so elenden Königs höchst mißvergnügt, beschlossen jedoch, dem Pfalzgrafen Ruprecht seine Befreiung an der Spitze eines Heeres, in Gemeinschaft mit Wenzels Bruder Johann, aufzutragen. Als dieß die Bürger in Prag hörten, ließen sie den Gefangenen von freien Stücken los.

Als nun Wenzel in Frankfurth 1398 erschien, um hier einen neuen Landfrieden zu bewirken, bezeigten ihm die Churfürsten ihr Mißfallen über seine bisherigen Ausschweifungen und unmännlichen Thaten, und ermahnten ihn zugleich auf das kräftigste, sein Leben von nun an nicht mehr dem Trunke und seinen Begierden, sondern vielmehr der Wohlfarth des teutschen Reichs zu widmen!

Säuberlich. Das wird ihn doch wahrscheinlich ein wenig auf seine Pflichten aufmerksam gemacht haben?

Pastor. Nichts weniger, als das! Er kehrte sich nicht an die Klagen, die durch das ganze teutsche Reich gegen ihn erschollen, und führte seinen Lebenswandel nach wie vor fort. Natürlich mehrten sich nun diese täglich, wozu Wenzel allemahl die Veranlassung gab. So ertheilte er eigenmächtig und ohne einen Reichsstand darum zu befragen, dem Galnaz Viskonti in Italien für eine Summe Geld (am 11ten Mai 1395) die herzogliche Würde über den Staat von Mailand; auch kündigte er den beiden Päpsten allen Gehorsam auf, welches die Churfürsten ebenfalls mißbilligten.

Wenzel. Waren denn noch immer zwei Päpste da?

Pastor. Ja! Urban VI. und Clemens VII. waren gestorben. Jener hatte in Rom, dieser in Avignon gewohnt. Nach dem Tode des erstern kam (1389) Bonifacius IX. und nach dem

Tode des letztern (1394) Benedikt XIII. auf den päpſtlichen Stuhl.

Siegismund. Nun was ward denn noch aus Wenzeln?

Paſtor. Er ging mit Rieſenſchritten ſeiner Auflöſung entgegen. Die Churfürſten, welche wohl ſahen, daß bei ihm weder Milde noch Strenge fruchten dürfte, kamen in Frankfurth (1400) zuſammen, von wo aus ſie eine Ladung an Wenzel ergehen lieſſen, nach welcher er ſich den 11ten Auguſt dieſes Jahres in Oberlahnſtein (einem churmainziſchen Städtchen) ſtellen und vertheidigen ſollte. Alle Fürſten und Herren (die Churfürſten von Sachſen und Brandenburg ausgenommen) fanden ſich an dem beſtimmten Tage ein; nur Wenzel blieb aus, ja er ſandte nicht einmahl Bevollmächtigte. Man legte ſein Ausbleiben für Trotz aus und übertrug dem Pfalzgraf Ruprecht die Krone.

Peter. Nahm dieſer ſie an?

Paſtor. O ja! es war ſein Wunſch, ohnerachtet er ſich das nicht hatte merken laſſen. — Am 20ſten Auguſt geſchah Wenzels Abſetzung unter Darlegung der vielfachen Klagen und Beſchwerden, die man gegen ihn erhoben hatte. Die vornehmſten davon waren, daß er den Galnaz Viſconti zum Herzog ernannt, das Reich verringert, Städte und Länder vergeben, leere Blätter mit dem angehängten Majeſtätsſiegel verkauft, und es dann dem Gutdünken der Käufer überlaſſen habe, hinein zu ſchreiben, was ihnen beliebte. Uebrigens (hieß es) ſey er ein

Wollüstling und Trunkenbold, der für die Abstellungen der Unruhen und Zwistigkeiten im Reiche nicht die mindeste Sorge getragen, viele Unschuldige getödtet und Grauel verübt habe, die einen König schändeten.

Ruprecht hatte sich bei dem Antritte seiner Regierung auf ausdrückliches Begehren der Churfürsten anheischig gemacht, Italien zu erobern. Aber diesem Plane stellten sich mancherlei Hindernisse entgegen, die nicht so leicht zu überspringen waren.

Hans. Welche waren denn diese?

Pastor. Der Viskonti in Mailand, den Ruprecht absetzen sollte, hatte eine Tochter an den Herzog Ludwig von Orleans verheirathet; — schon ein Hinderniß, welches dem König üble Folgen bereiten konnte, da der französische Hof mächtig war. Ueberdieß sollt' er nach Italien durch das schweitzerische Gebiet der österreichischen Herzöge, die jetzt mit dem luxemburgischen Hause in enger Verbindung standen. Endlich siegten doch die Summen *), welche die Florentiner nach Teutschland schickten, um Ruprechten zu einem Zug nach Italien zu bewegen, über alle Gefahren und Hindernisse. Ehe er aber noch abreisete, übergab er seinem Sohne das Reichs-Vicariat und gieng dann (1401) nebst dem Herzog Leopold von Oesterreich nach Italien. Als er noch fern von Mailand war, übersandt' er dem Herzog Viskonti

*) Sie schickten ihm 110000 Dukaten und versprachen nach seiner Ankunft noch 90000 zu zahlen.

einen Brief, worinnen er denselben schlechtweg Graf nannte und ihm anbefahl, daß er die an sich gerissenen Länder herausgeben sollte. Der Herzog aber lachte und ließ ihm zurückmelden, daß, wenn er wirklich gesonnen wäre, ihn anzugreifen, er mit einem solchen Afterkönig schon fertig zu werden hoffe. Ruprecht marschirte, diese Eingezogenheit verschluckend, seines Weges fort, allen Ernstes, den Herzog das Garaus zu spielen; aber fast wär es an ihn gekommen, denn der Herzog empfieng ihn mit einem wohl disziplinirten Heere bei Brescia (im Venetianischen) so artig, daß Ruprecht auf jeden Fall sein ganzes Heil verscherzt haben würde, wenn ihm nicht Franz von Carrara, Herr von Padua, mit einer ansehnlichen Macht entgegen gekommen wäre. Die Schlacht war aber demohngeachtet verlohren und Ruprecht mußte sich nach Trident zurückziehen. Er verlohr, nicht nur dieses unglücklichen Anfangs wegen, sondern auch deshalb, weil ihm die Florentiner statt 90000 nur 25000 Dukaten nachzahlten, allen Muth, in Italien länger sein Heil zu versuchen; was sollt' er auch dort, da ihn nicht einmahl der Papst Bonifazius zum Kaiser krönen wollte? Er verließ also im April 1402 dieß schon so oft unter den Händen der Teutschen verunglückte Land und ging nach Teutschland zurück. Hier erwarteten ihn neue Unruhen.

Mehrere Stände glaubten nämlich, daß sie von dem König in ihren Rechten gekränkt worden wären. Sie wurden in diesem Glauben bestärkt, da Rup-

recht einigen Vasallen des Churfürsten von Mainz Schlösser und Burgen zerstöhrte, weil sie ihm verdächtig waren. Aus diesem Grunde traten der Churfürst von Mainz, der Markgraf Bernhard von Baden, Eberhard Graf von Würtemberg nebst vielen Städten (den 14ten Sept. 1405) zu Marbach (kleine Stadt am Neckar im Würtembergischen) in einen engen Verein, wodurch sie sich verbanden, einer für alle und alle für einen gegen alle Gewaltthatigkeiten zu kämpfen und ihre Gerechtsame bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Ruprecht hielt es seiner Sicherheit entgegen, wenn er dazu schwiege. Er schrieb daher einen Reichstag zu Mainz aus und beklagte sich gegen die Stände, wie ungerecht es sey, daß man ihm eine Verletzung ihrer Gerechtigkeiten beimäße und forderte sie zugleich auf, alle ihre Klagen laut werden zu lassen, damit er in den Stand gesetzt würde, solche zu tilgen. Man unterzog sich seinem Befehl und gab ihm ein ganzes Register solcher Beschwerden. Ruprecht ließ es herlesen und als dieß geschehen, überließ er seine Sache gewissen Schiedsrichtern zur Entscheidung, bestand aber zugleich hartnäckig auf der Auflösung des Bundes. Der Bund antwortete, daß diesen weder er noch irgend eine andere Macht auflösen könnte, und zog trotzig aus Mainz.

Säuberlich. Jetzt bin ich begierig, wie es in dem geistlichen Regimente aussah?

Pastor. Schlimmer noch als sonst. Die Spaltung der Kirche, sonst auch das Schisma

genannt, dauerte noch immer fort. Gregor XII. Nachfolger Bonifazius IX. und Innocenz VII. hatten ihren Aufenthalt in Rom, Benedikt XIII. hingegen in Avignon. Diesem Unheile endlich einmahl abzuhelfen, hielten die Cardinäle von beiden Partheien eine Zusammenkunft (1409) in Pisa in Italien, sezten die beiden Päpſte förmlich ab und wählten den Cardinal Bischoff von Mailand, Peter Philargi unter dem Nahmen Alexander V. und nach dessen baldigem Absterben den Cardinal-Legat Balthasar Cossa, unter dem Nahmen Johannes XXIII.

Siegismund. (lachend) Nun hatten sie ja gar 3 Päpſte!

Pastor. Freilich! Es war lustig genug, wie diese drei geistlichen Herren einander unablässig anfochten, und einer den andern immerwährend einen Ketzer, Heuchler, Kirchenräuber u. s. w. nannte.

Säuberlich. Aber mein Gott! legten sich denn die weltlichen Herrn nicht in diesen greulichen Unfug?

Pastor. Gekonnt hätten sie es allerdings, aber es fehlte ihnen an Zeit, weil die meisten entscheidenden Mächte in Kriege verwickelt waren. England führte Krieg mit Frankreich, und in Teutschland selbst, wo Ruprecht, ein, (wie er bewies) zu schwacher Mann, das Szepter führte, war an Vereinigung der Partheien vollends gar nicht zu denken. Unter diesen Umständen mußten (es konnte nicht anders kommen) des Engländers Wiklefs Lehren

(von denen ich Euch schon Etwas gesagt habe) immer weiter um sich greifen.

Peter. Wollen Sie uns nicht einige von seinen Lehren nennen?

Pastor. Eben war ich dieß zu thun Willens. Er lehrte, daß der Papst nicht Oberherr der Kirche, und seine Würde bloß ein geraubtes und angemaßtes Gut sey!

Sänberlich. Ei! das war stark!

Pastor. O! es kommt noch besser: Lebt der Pabst (sagt Wiklef ferner) gottlos und mit seiner heiligen Würde nicht übereinstimmend, so muß er abgesetzt und von den weltlichen Gerichten bestraft werden, mithin gehören auch alle Geistliche, so bald von ihrem Lebenswandel die Rede ist, unter weltliche Gerichtsbarkeit. Die Lehre vom Fegefeuer und den Messen, ferner alle Fürbitten bei den Heiligen sind von den Pfaffen ersonnene Lügen, um die Leute ums Geld zu prellen, denn es steht davon kein Wort in der heil. Schrift. So frei und offen sprach Wiklef von der damahligen Geistlichkeit und er fand den größesten Beifall, weil der Einfältigste unter dem Volke einsahe, wie Recht er hatte. Dieser Mann lebte in England, aber seine Lehre blieb nicht bloß auf englischem Boden, sie kam auch nach Teutschland und fand in einem Prager öffentlichen Lehrer der Gottesgelahrheit, dem Johann Huß, aus Hussinecz in Böhmen gebürtig, einen wackern Anhänger und Vertheidiger. Dieser Mann, der durchaus kein Ansehen der Person kannte und von unbescholtenem

redlichem Charakter war, sprach fast noch freier, als Wiklef, und suchte die Universität zu Prag dahin zu vermögen, den Papst Gregor XII. nicht mehr als das Oberhaupt der Kirche anzuerkennen. Es kam nun besonders darauf an, sich, um seine Grundsätze öffentlich durchzusetzen, einen Anhang unter den Böhmen zu verschaffen; er brachte es dahin, daß, da auf der Prager Universität, nach der Einrichtung Carls IV. die Böhmen nur eine, und die Ausländer, welche zusammengenommen Teutsche genannt wurden, 3 Stimmen hatten, nunmehr gerade umgekehrt, die Böhmen 3 und die Ausländer nur 1 Stimme haben sollten. Dieß verdroß aber die Teutschen gewaltig; sie verließen im Monat Mai des Jahres 1409 zu Tausenden Prag und wandten sich nach Leipzig, wo Friedrich der Streitbare diesen Zufall benutzte und eine eigene hohe Schule (die noch bis diesen Tag blühet) errichtete. Indessen hatte die Auswanderung der Studenten für Hussen keine nachtheiligen Folgen, sondern erhöhete vielmehr seinen Ruhm, den man dadurch erkannte, daß man ihn zum Rector (obersten Lehrer der Universität) erhob und seinen Grundsätzen täglich mehr Beifall schenkte.

Während dieser Unruhen in der Kirche starb Ruprecht am 19ten Mai 1410, ohne für das teutsche Reich das Geringste gethan zu haben. Dieser Mangel an guten Thaten lag aber nicht an seinem Vermögen, sondern vielmehr am Druck der Zeitumstände, die für ihn so ungünstig wirkten. Sein Charakter war gut und edel, seine Einsicht geläutert

und sein Eifer für das Gute glühend und scharf. Allein mit allen diesen Talenten vermogt' er nur wenig zu bessern, weil die Lage Teutschlands zu der Zeit zu verwirrt war. Als Rupr cht starb, lebte der entsetzte König Wenzel immer noch, aber seine Bemühungen um die Wiedererlangung der teutschen Krone halfen ihm nichts, denn in eben diesem Jahre wurde der König Siegismund von Hungarn (sein Bruder) von den Churfürsten von Trier und Pfalz; Jost von Mähren aber, an den Siegismund die Mark Brandenburg verpfändet hatte, von den Churfürsten zu Mainz, Sachsen und Cöln gewählt. Auf diese Art hatte die weltliche Regierung, Wenzeln mit eingerechnet, 3 Könige in Teutschland, und die geistliche 2 Päpste! Wahrlich! eine reiche Zeit an Herrschertugenden! Inzwischen räumte der Tod wieder einmahl auf. Jobst starb schon am 5ten Januar 1411, und da Wenzel bald darauf seinen Ansprüchen auf die teutsche Krone, mit Vorbehalt des Kaisertitels, entsagte, so behielt Siegismund die Oberhand und wurde noch einmahl am 17ten Julii 1411 zum König gewählt.

Als Siegismund die Regierung neuerdings antrat, behielt er besonders die Hebung des leidigen Schisma im Auge. Er hatte dieß den Churfürsten besonders versprechen müssen. Auf diese Art wurde nun eine allgemeine Kirchenversammlung zu Costnitz am Bodensee anberaumt, wo die Sache endlich entschieden werden sollte. Bei dieser Versammlung sollten die Päbste erscheinen und ihr Urtheil verneh-

men. Vorher noch zog Siegismund (am 8ten November 1414) nach Aachen, wo er ſich krönen ließ, dann begab er ſich nach Coſtnitz, um den Verhandlungen der weltlichen und geiſtlichen Fürſten beizuwohnen, die ſchon am 2ten Nov. ihren Anfang genommen hatten. Dieſe Kirchenverſammlung (lateiniſch Concilium genannt) war eine der anſehnlichſten und berühmteſten, welche je gehalten worden ſind. Es kamen hier außer dem Pabſt Johann XXIII. und den Geſandten der beiden andern Päpſte 22 Cardinäle, 20 Erzbiſchöffe, 92 Biſchöffe, 124 Aebte, 125 Prälaten und 18,000 andere Geiſtliche, ſo wie 19 Fürſten, 83 Grafen, 250 Doctoren und über 80000 fremde Menſchen aus den niedern Ständen zuſammen, worunter ſich allein 500 Muſikanten und 718 fahrende Weiber oder Huren befanden.

Peter. Nun wahrhaftig, das muß ein Häufchen Menſchen zuſammen geweſen ſeyn!

Peris. Was verhandelte man denn nun hier?

Paſtor. Die Gegenſtände, welche man in Anregung brachte, ließen ſich auf 3 Hauptpunkte zurückführen:

1. Eine allgemeine Kirchenverbeſſerung in Haupt und Gliedern.
2. Endliche Beendigung der Papſtſpaltungen oder des ſogenannten Schisma.
3. Unterſuchung einiger in Anſehung ihrer Wahrheit öffentlich in Zweifel gezogenen Glaubenslehren.

Was nun den ersten Punkt betraf, so glaubte der Papst Johann XXIII. daß es ihm gar nicht fehlen könnte, man müßte ihm die alleinige Würde eines Statthalters Christi zugestehen; aber er irrte sich. Man klagte ihn auf dem Concilium der allergröbsten Verbrechen an, man bewies, daß er seinen Vorfahr vergiftet, Benefizien verkauft, und Sodomiterei mit Menschen und Vieh getrieben habe, daß er keinen Gott glaube und ein Ketzer sey. Das Volk murrte und sein unheiliges Leben war in Gefahr. Er suchte aus der Stadt zu entfliehen und entwischte in einer Knappenkleidung glücklich, als Friedrich von Oesterreich am 20sten März 1415 ein Turnier vor der Stadt gab. Am 29sten Mai wurde er nun förmlich abgesetzt, Gregor XII. aber begab sich am 4ten Julii 1415 freiwillig seiner Würde, nur Benedikt XIII. widerstand heftig allen Vorkehrungen und pochte mit geistlicher Kraft auf seine Rechte. Aber es half ihm doch nichts; auch er mußte, der Gewalt weichend, die dreifache Krone ablegen und sich am 20sten Julii 1417 den richterlichen Aussprüchen, als entsetzten Papst, demüthig fügen!

Ehe man nun noch zur neuen Wahl eines Papstes schritt, war auch der wackere Vertheidiger der Wahrheit, Johann Huß, auf der Kirchenversammlung erschienen und sprach hier mit einer Wärme und einem so unbefangenen Eifer, daß man sahe, wie sehr es ihm am Herzen lag, eine allgemeine Verbesserung der Kirche über die Welt, gleich dem Mor-

genroth, aufgeben zu ſehen! Aber der redliche Mann hatte ſich in ſeinem Glauben an Menſchengradheit und Tugendſinn gar ſehr betrogen. Man hörte ihn kaum an und ſtand von allen Seiten mit Klagen gewaſnet, gegen ihn auf, die ſeinen Tod ſogleich gewiß machten. Seine Sache verſchlimmerte ſich noch, als auch ein gewiſſer Jakob von Meiß aus Böhmen, von Hussens edlem Muthe, die Irrthümer der Kirche anzutaſten belebt, ebenfalls aufſtand, und durch die heil. Schrift bewies, daß es unrecht ſey, dem Volke im Abendmahle den Kelch zu verſagen, den bisher die Geiſtlichen ganz allein getrunken hatten, wie denn dieß noch bis auf den heutigen Tag in der katholiſchen Kirche geblieben iſt. Dieſer Glaube erhielt Anhänger, Huß ſelbſt bejahte ihn als Wahrheit und ein Freund von ihm, Hieronymus von Prag, der ihm auch nach Coſtnitz folgte, vertheidigte dieſe Wahrheit mit glühender Beredſamkeit. Die geiſtlichen Herren, die wahrſcheinlich im Herzen Hussens Lehre für unverfänglich, ihren weltlichen Grundſätzen aber, denen Habſucht und Geiz zum Grunde lag, nicht anpaſſend genug fanden, ſchüttelten die Köpfe, als ſich Huß mit ſtandhaftem Muthe auf eine Unterſuchung berief und ließen ihn und ſeinen Freund Hieronymus, um ihren Feuereifer ſchnell und bald zu löſchen, in Verhaft nehmen. Huß ſollte nun widerrufen; das that er nicht! Man drohete, er blieb ruhig; man zeigte ihm die Martern der Büberei von fern, er lächelte. — „Weh über den Ketzer!“ ſchrie die Verſammlung

und ſeiner Aufrichtigkeit, ſeinem Gefühl für Wahrheit folgte der Feuertod!

Durch Huſſens und Hieronymus Tod ließ ſich der ſchon erwähnte Jakob von Meiß nicht abhalten, die Lehre vom Abendmahle weiter zu verbreiten. Täglich mehrten ſich die Anhänger jener ſeltenen Männer und man machte nun gleichſam den Kelch zum Unterſchiedszeichen der bisher beſtandenen Lehre. Unter andern warf ſich der Gutsherr von Huſſens Geburtsorte, Johann von Huſſinecz zum Haupt der Verehrer des Kelchs auf und führte ihn in vielen Kirchen ein; daher nannte man auch diejenigen, die ſich den Kelch reichen ließen, Calixtiner. *)

Am 11ten Nov. 1417 wählten die Cardinäle endlich auch ein neues Oberhaupt der Kirche, den Otto Colonna, der unter dem Nahmen Martin V. Papſt wurde. Dieſer ſandte ſogleich einen Legaten nach Böhmen, um den Calixtinern das Handwerk zu legen. Der Legat kam und dachte wohl gar, er ſey der Papſt in hoher eigener Perſon, denn er verfuhr ſo herriſch und ſtreng, daß alles in die heftigſte Gährung gerieth. Johann von Huſſinecz, deſſen Heer ſich ſchon anſehnlich gemehrt hatte, zog (1419) auf den Berg Hradiſtia, dem er den Nahmen Tabor beilegte und von welchem ſich ſeine Anhänger Taboriten nannten. Zu ihm ſchlug ſich

*) Von dem lateiniſchen Worte Calix, ein Kelch.

ein anderer Anführer, Johann Ziska von Trocznow; und so wuchsen die beiden Heere bis auf 40,000 Mann an. Von hier zogen sie wieder aus nach Prag, wo sie, unter Vortragung des Kelches *), einen feierlichen Umzug um die Stephanskirche hielten. Als sie hinein gehen wollten, ließ der dabei wohnende Geistliche die Thüren abschließen. Sogleich wurde dieser ohnweit der Kirche aufgeknüpft und die Thür zur Kirche erbrochen. Hier nahmen sie dann das Abendmahl unter beiderlei Gestalt und zogen von da vors Rathhaus. Als einer von den Rathsherren, die in dem Hause gegenwärtig waren, einen großen Stein auf den Träger des Kelches herabschleuderte, so wurde Ziska darüber so erbittert, daß er die Rathsherren zum Fenster heraus werfen ließ. Der entsetzte Wenzel hörte diesen Tumult grade, als er bei Tafel saß. Da er nun glaubte, daß es dabei auf sein Leben abgesehen sey, so rührte ihn der Schlag. Nach Verlauf von 18 Tagen war er todt. Er hinterließ seinem Bruder Siegismund, Böhmen, Mähren, Schlesien und die Lausitz. Dieser gieng, so traurig auch die Sachen in dem ersten Lande standen, dennoch nicht nach Prag, weil er sich einbildete, daß die Hussiten ohne seine Vermittlung wieder ruhig werden würden: aber er irrte sich. Vielmehr wurden sie immer mächtiger und verlachten die Gesand-

*) Sie mahlten in der Folge einen Kelch in ihre Fahnen.

ten, durch die ihnen Siegmund erklären ließ, daß er von nun an ihr König sey. Sie haßten ihn noch von Gotnitz her, wo er sich gegen Huß so schändlich benommen hatte.

Hans. Auf was für Art denn?

Pastor. Er hatte dem braven Manne von Prag aus bis Costnitz und von da wieder zurück in seine Heimath ein sicheres Geleit versprochen und dennoch ließ er ihn zu Costnitz gefangen nehmen, und morden. Das war und blieb ein Meuchelmord, mithin eine That, die, man betrachte sie auch, aus welchem Gesichtspunkte man nur wolle, seinen königlichen Nahmen befleckte.

Wenzel. Was wurde denn noch aus den Hussiten?

Pastor. Wir werden es sogleich hören. Als Siegismund erfuhr, wie man seinen Befehl aufgenommen habe, gebot er, die Ketzer (so nannt' er die Calixtiner, als solche auszurotten. Martin V. hingegen ließ durch einen Legaten zu Breslau in Schlesien das Kreuz wider sie predigen. Darüber ergrimmte Ziska, befestigte die Stadt Tabor, die er auf dem Berge Hradistin hatte bauen lassen, übte seine Mannschaft fleißig in den Waffen und erwartete Siegmunds Heer ohne Furcht; ihn selbst aber nannt' er einen Feind der Nation. Siegmund zog mit einem Heere, fast von 100,000 Mann (1420) vor die Stadt Prag, die Ziska mit ungewöhnlicher Tapferkeit vertheidigte. Er belagerte sie lange, und zog am Ende mißmuthig von dannen, ohne sie ein-

genommen zu haben. Bald darauf ward er gezwungen, das ganze Königreich Böhmen mit dem Rücken anzuſehen, denn er wurde dermaaßen geſchlagen, daß er kaum ſelbſt mit dem Leben davon kam. Am 12ten Okt. 1424 ſtarb zwar Ziska (vor deſſen Nahmen die Teutſchen zitterten) an der Peſt, aber an ſeine Stelle kam Procop, mit dem Zunahmen Holy, (oder der Große) zu dem Ziska ein ſo feſtes Zutrauen gefaßt hatte, daß er ihn noch ſterbend zu ſeinem Nachfolger erklärte.

Auf dem Reichstage zu Nürnberg (1426) wurde von den Teutſchen ein allgemeiner Feldzug gegen die Huſſiten beſchloſſen. Kriegsvölker marſchirten auf drei Seiten dem Königreiche zu. Eine Parthie belagerte das Städtchen Mies; kaum aber rückten die Huſſiten heran, als die Teutſchen mit Furcht und Beben von dannen flohen. Procop gewann dadurch immer mehr Muth und rückte bis nach Magdeburg und Berlin vor. Zwei Jahre hernach drang er durch Oberfranken, die Oberpfalz und Baiern bis vor Regensburg, verwüſtete und plünderte alles, was ihm vorkam, und übte nicht ſelten die gröſſeſten Grauſamkeiten aus.

Siegmund ſann, als er ſahe, daß er auf eine feindſelige Art die Huſſiten nicht dämpfen würde, auf gelindere Mittel, dieſen verderblichen Krieg zu endigen. Dieſe Mittel beſtanden in einem gütlichen Vergleiche, den er auf der Kirchenverſammlung zu Baſel am 23. Jul. 1431 zu Stande brachte. Prokop erſchien ſelbſt in Begleitung der gelehrteſten und

beredteſten Huſſiten zu Baſel, wo ſie auf vier Punkte beſtanden, die die freie Ausübung ihrer Lehre betrafen.

Perls. Wie hießen denn die?

Paſtor. Der erſte Punkt ging auf den freien ungeſchmälerten Gebrauch des Kelches im Abendmahle. Der zweite auf die Beſtrafung der Geiſtlichkeit bei Verbrechen durch weltliche Richter. Der dritte auf die Nichtgeſtattung des Beſitzes weltlicher Güter durch die Geiſtlichkeit. Und endlich der vierte auf die freie, unangefochtene Predigt des Evangeliums. Siegmund gab nun zwar nach, allein es entſtanden unter den Huſſiten zwei Partheien, die Utraquiſten und Taboriten. Die erſtern ließen ſich die Vorſchläge, welche das Conzilium, beſonders in Hinſicht einer Vereinigung ihrer Kirche mit der katholiſchen dabei machte, gefallen; nicht ſo die letztern, welche von keiner Vereinigung etwas wiſſen wollten. Daher brach unter beiden Partheien ein verderblicher Krieg aus, den Siegmund ſchon lange gewünſcht hatte, weil er nun freiere Hand im Spiele gewann. Meinhard von Neuhaus, Anführer der Utraquiſten lieferte dem General der Taboriten, dem großen Prokop, am 30. Mai 1434 eine Schlacht, in der der erſtere ſiegte, der letztere aber ums Leben kam. Dieſe Entſcheidung wirkte für Siegmund günſtig genug, denn am 5. Jul. 1436 kam es nun zum wirklichen Vergleiche. Er ſelbſt ward zu Prag als König von Böhmen gekrönt. Aber er genoß dieſes Glück nicht allzu lange.

denn schon in dem folgenden Jahre (am 9. Dezbr. 1437) beschloß er sein Leben im 69. Jahre, gehaßt und verachtet von allen Böhmen, zu Znaym in Mähren, und mit ihm erlosch der letzte Zweig des luxemburgisch-böhmischen Mannsstammes.

Nach ihm kam Albrecht II. an die Regierung. Er war des verstorbenen Kaisers Schwiegersohn, denn er hatte seine Tochter Elisabeth zur Gemahlinn, durch die er Ungarn als Mitgift erhielt. Sobald ihn die Churfürsten gewählt hatten, wandte er sein Augenmerk auf zweierlei Gegenstände. Der erstere betraf die Wiederherstellung der innern Ruhe Teutschlands. In dieser Absicht schrieb er den 16. Oktbr. 1438 einen Reichstag zu Nürnberg aus, auf dem er den Ständen einen Plan zur Gründung des Landfriedens überreichte. Diesem Plane zufolge sollte das teutsche Reich in sechs Kreise getheilt, und in jedem ein Hauptmann ernannt werden, der nach der Vorschrift des Kaisers und des Landfriedens Gerechtigkeit und Recht üben möchte. Der zweite Gegenstand betraf den Papst. Schon zu den Zeiten seines Vorfahrers, Siegismund, hatte das Conzilium dem Papste die Annaten (jährliche Einkünfte der Bisthümer in die päpstliche Schatulle) die Palliengelder und das Recht, geistliche Würden und Beneficien (wohlthätige Stiftungen) zu verwalten, abgesprochen und falls er diese Aenderung nicht genehmigen würde, ihn zu einer öffentlichen Anklage verdammt. Der Papst war darüber allerdings sehr mißvergnügt, und suchte der Sache eine andere Gestalt zu geben — doch das

Conzilium verhinderte dies nach Kräften und ging noch weiter. Es machte nun auch Verordnungen wegen der Papstwahlen und der Eigenschaften der Kardinäle, und schrieb zur Wiedervereinigung der griechischen Kirche mit der lateinischen, eigenmächtig einen Ablaß aus. Der Papst, der durch solche Eigenmächtigkeiten immer erzürnter ward, suchte diesen Plan zu vereiteln. Er achtete nicht auf das Baseler Conzilium, sondern schrieb ein anderes zu Ferrara in Italien aus. Nun trat das Baseler in aller Feindseligkeit gegen ihn auf, erklärte ihn für einen Aergernißgen, sein Conzilium für null und nichtig und endlich ihn selbst des päpstlichen Stuhls für unwürdig.

So standen die Sachen, als Siegismund starb. Da nun die Churfürsten in Frankfurth wegen Albrechts Wahl zusammen kamen, schickte das Baseler Conzilium so wohl, als auch der Papst Gesandte dahin, um den neuen Kaiser und die Wahlherren auf ihre Seite zu bringen. Ohngeachtet die Churfürsten wohl einsahen, daß das erstere eine gerechte Sache führe, so schlugen sie sich doch aus Politik zu keiner Parthei, weil sie befürchteten, daß aus ihrer Gutheißung ein noch weit schrecklicheres Schisma entstehen würde, als zur Zeit der Costnitzer Kirchenversammlung; daher bestimmten sie, um alles Unheil der Art zu umgehen, daß man von keinem Theile eine Verordnung annehmen, und daß die Geistlichkeit durch die ordentliche Gerichtsbarkeit ihrer Bischöffe regiert werden solle, bis sie mit dem künftigen

Kaiser zu irgend einer Partheiergreifung sich vereinigt hätten.

Säuberlich. Nun? und wie gieng's alsdann?

Pastor. Was geschehen mußte, geschah. Das Baseler Conzilium beharrte bei seinem Entschlusse, den Papst abzusetzen. Dieß geschah im J. 1439 wirklich und an seiner Stelle kam Herzog Amadeus von Savoyen unter dem Nahmen Felix V.

Wenzel. Hiezu wirkte wohl Albrecht thätig mit?

Pastor. Ja, aber er würde noch weit mehr gethan haben, wenn ihn nicht am 27. Oktbr. 1439 der Tod hinweg gerafft hätte. Er hinterließ eine schwangere Gemahlinn, (welche im J. 1440 den Ladislaus Posthumus (Nachkömmling) gebahr) und zwei Prinzessinnen. Albrecht war ein treflicher Fürst, voll Tugend, Redlichkeit und Biedersinn, der für das teutsche Reich viel zu früh starb.

Da er keinen männlichen Erben hatte, fiel am 2. Febr. 1440 die Wahl der Churfürsten auf einen seiner Vettern, den Herzog Friedrich von Oesterreich, der nun unter den Kaisern den Nahmen Friedrich III. erhielt. Er war sehr lange Kaiser und Beherrscher von Teutschland, denn er regierte vom Jahre 1440 bis zum Jahr 1493, also 53 Jahre, dennoch gewann das Reich sehr wenig durch ihn, wie wir bald hören werden.

Als Friedrich den Thron beſtieg, war die Sache mit dem Papſt Eugenius noch immer nicht aus, ſie wurde von Tag zu Tage bedenklicher. Er hielt deshalb einen Reichstag zu Mainz (im Jahr 1441) wo das unglückliche Schisma auf ewig entſchieden werden ſollte, aber — es ward, wie es gewöhnlich auf dieſen Reichstagen gieng, nichts entſchieden, doch hatten dem Anſcheine nach die Baſeler mehr gewonnen, als der Papſt.

Während dieſer Zeit ließ ſich Friedrich zu Aachen krönen und ſchloß ein Bündniß mit den Zürchern gegen die übrigen Schweizerkantons, mit denen jene wegen der Verlaſſenſchaft des letzten Grafen von Toggenburg Krieg führten. Friedrich wollte bei dieſer Gelegenheit gewinnen und dachte ganz ſicher, daß ihm das teutſche Reich Hülfstruppen geben würde (denn er beſaß überdieß noch Oeſterreich, Steuermark, Kärnthen und Tyrol) aber er irrte ſich, man ſchlug ihm ſein Geſuch rund ab.

Niklas. Warum ließ ſich denn der Kaiſer in dieſen Krieg ein?

Paſtor. Deshalb. In der Schweiz lagen mehrere Länder, die einſt dem Hauſe Oeſterreich zugehört, ſich aber nach und nach abhängig gemacht hatten; — dieſe Länder ſuchte er jetzt wieder zu gewinnen, ohne jedoch den Zürchern ſeine Herzensmeinung blicken zu laſſen. — Als ihm das teutſche Reich hierinnen zuwider war, wand er ſich an den König Carl von Frankreich, der ihm auch 40,000 Mann Soldaten ſandte. So tapfer ſich

auch die Schweizer anfänglich bewieſen, ſo erlitten ſie doch im Jahre 1444 eine ſo gewaltige Niederlage, daß kaum vierzig Mann von der ganzen Armee nach Hauſe zurückkehrten. Trotz dieſes herrlichen Sieges ließen ſich aber die franzöſiſchen Soldaten nicht länger halten, ſie kehrten in den Elſaß zurück, wo ſie alles plünderten, was ihnen nur vor die Klinge kam. Das teutſche Reich beklagte ſich darüber und bedrohete den König von Frankreich mit einem Kriege, wenn er ſie nicht augenblicklich zurückzöge. Dieß geſchah. Die Schweizer ſchloſſen endlich im Jahr 1447 einen Frieden mit den Zürchern, wobei die letztern alle die Länder wieder erhielten, die man ihnen vorher genommen hatte; zugleich löſten ſie das Bündniß auf, welches ſie mit dem Kaiſer errichtet hatten.

Wenzel. Wie weit war denn nun die Sache mit dem Papſt gediehen?

Paſtor. Noch immer nicht weiter, als vorher. Doch ſchien es, als ob ſich das Herz des Kaiſers mehr auf das Intereſſe Eugens als des Conziliums neige. Dieß erhellte aus einer Geſandtſchaft des Kaiſers durch ſeinen Sekretär Aeneas Sylvius Pikkolomini, der von ihm mit Aufträgen verſehen, nach Rom gieng, um den Papſt mit dem Conzilium auszuſöhnen. Aeneas ſprach ganz zum Vortheil des Papſtes und dieſer, dadurch geſchmeichelt, ließ ſich auch recht gern bewegen, mit dem Conzilium (doch ganz zu ſeinem Vortheil) Frieden zu ſchließen. Zu dem Ende ſchickte Eugenius Geſandte nach Teutſch-

land, welche mit der Nation gemeinschaftlich an der Aufhebung des Schisma arbeiten sollten. Kaum wußte indessen Eugen, daß er den Kaiser zum Freunde habe, als er auch schon wieder kecker ward. Er setzte die beiden geistlichen Churfürsten von Cölln und Trier, Dietrich und Jakob, als die Stützen des Baseler Conziliums, förmlich ab, und gab zugleich eine Bulle heraus, worinnen er ihnen, als Ketzern und Rebellen der römischen Kirche, ihre erzbischöflichen Würden nahm. Diese That machte nicht wenig Aufsehen. Die Churfürsten kamen deshalb in Frankfurth zusammen, und bestimmten hier einmüthig, daß sie den Eugenius von nun an durchaus nicht mehr für den Papst erkennen wollten, er würde sich denn den Dekreten des Baseler Conziliums unterwerfen. Zugleich schickten sie Gesandte an den Kaiser, um ihn zum Beitritt dieses Bündnisses zu bewegen: doch Friedrich, der schon deutlich bewiesen hatte, daß er Eugenisch gesinnt sey, weigerte sich, demselben beizutreten, doch erklärte er sich nicht deutlich für den Papst, um sich die Churfürsten nicht zu Feinden zu machen. Das Ende vom Liede war, daß Aeneas, als er sah, daß die Churfürsten nicht nachgeben wollten, die vier Räthe derselben mit 2000 Goldgülden bestach und sie auf diese Art für seine Parthei geschmeidiger machte. Auf diese Weise würde Eugen gewiß noch gesiegt, und seine Rechte als Papst behauptet haben, wenn ihn nicht der Tod weggerafft hätte. Er starb sechzehn Tage nachher, als ihm die Gesandten des Kaisers und der vier Chur-

fürſten aufs neue den Eid des geiſtlichen Gehorſams geleiſtet hatten. An ſeine Stelle kam Nikolaus V. der eben ſo dachte, wie ſein Vorgänger. Der Kaiſer ſchlug ſich nun ganz auf ſeine Seite und errichtete mit ihm zu Aſchaffenburg (am Rhein) ein Konkordat (im Jahre 1448) wo er Eugens Bulle wegen der päpſtlichen Gelder und Rechte, gegen die das Conzilium zu Baſel ſo heftig geſtritten hatte, förmlich beſtätigte.

Säuberlich. Auf dieſe Art war man wieder auf dem alten Flecke.

Paſtor. Leider! die Verbeſſerung des Kirchenweſens, welche aus den Wolken der Finſterniß wie ein ſchönes Morgenroth hervorgeſchimmert hatte, war dahin und nur Luthern gelang es in der Folge, ſie zu begründen.

Wenzel. Nun hörte wohl auch das Conzilium zu Baſel auf?

Paſtor. Allerdings, denn die nichtswürdige Denkart des Kaiſers, der ſo ganz gegen den Nutzen des teutſchen Reichs verfuhr, um nur den Papſt zum Freunde zu haben, hinderte auf immer den guten Fortgang der Sache — das Conzilium gieng aus einander, nachdem es (doch nur zum Schein einer Rechtskräftigkeit) nach Lauſanne verlegt worden war.

Als Friedrich im Jahr 1452 von Rom zurück kam, wo er ſich vom Papſte hatte krönen laſſen, brach an allen Orten und Enden der Krieg aus. Schon vorher verlohr er Mailand. Hier war der

letzte Herzog von Mailand aus der Familie Viskonti, Philipp Maria, 1447 gestorben. Es fanden sich mehrere Bewerber um dieses Herzogthum, doch Friedrich würde ganz gewiß gesiegt haben, da besonders Mailand gar nicht abgeneigt war, sich wieder unter den Schutz des teutschen Reichs zu begeben, wenn nicht der Kaiser seinen Nutzen aus den Augen gelassen hätte. Statt seiner wurde der mächtige Franz Sforza, ein Mann von ungemeiner Tapferkeit, Herzog.

Das zweite Unglük, welches ihn in kurzem verfolgte, lag in der Annäherung der Türken. Mahomet II. nämlich faßte den Entschluß, dem griechischen Kaiserthume den Garaus zu spielen. Er belagerte Constantinopel, ohngeachtet er mit dem Kaiser Constantin erst im Jahr 1448 Frieden geschlossen hatte, und eroberte es. Constantin verlohr dabei sein Leben. Kaum baueten die Türken auf den Trümmern des Kaiserthums ein neues Reich auf, als sie auch schon weiter vorrückten und die Genuesische Stadt Pera wegnahmen, ein Beweis, daß sie Muth und Willen genug hatten, auch dem Abendlande gefährlich zu werden. In dieser Noth schrieb Friedrich, mit Hinzuziehung des Papstes, einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen auf einem Reichstage zu Regensburg (1454) aus, allein die teutschen Fürsten, welche die Folgen dieser Kreuzzüge schon kannten, schüttelten bedenklich die Köpfe und wollten durchaus nichts davon wissen — sie bewiesen dem Kaiser, daß er selbst zu ohnmächtig sey, um

gegen den Feind etwas zu unternehmen, weil er von allen Seiten seines Staates mit Zwistigkeiten und Unruhen bedrohet ward.

Müller. Was waren denn das für Streitigkeiten?

Pastor. Ihr werdet es sogleich erfahren. Die größesten Unruhen, die demnahls das teutsche Reich bedroheten, erregten die Oesterreicher, Hungarn und Böhmen. Ihr werdet euch erinnern, daß von dem Kaiser Albrecht II. noch ein Prinz, genannt Ladislaus, da war. Da nun dieser an dem Hofe des jetzigen Kaisers erzogen wurde, so forderten ihn die Hungarn und Böhmen als ihren rechtmäßigen König zurück. Da dieß aber nicht geschah, so fielen die Hungarn mit 12,000 Mann unter dem Commando des Statthalters Matthias Corvinus in Oesterreich ein und belagerten den Kaiser in Neustadt, wo er sich grade befand. Zwar ward durch Vermittlung des Grafen von Cilly auf 2 Jahre ein Waffenstillstand vermittelt, da aber auch diese Zeit unnütz verstrich und Friedrich mittlerweile nach Rom gieng, um sich dort von dem Papste krönen zu lassen, so benuzten seine Feinde seine Abwesenheit und machten unterdessen Anstalt, den jungen Fürsten gewaltsam zu entführen. Dennoch wurde die Sache durch Zureden des Herzog Albrechts von Baiern und des Markgrafen Albrecht von Brandenburg in so weit vermittelt, daß die Oesterreicher den jungen Ladislaus gutwillig auslieferten.

Perls. Warum wolte denn der Kaiser den Ladislaus nicht herausgeben?

Pastor. Wahrscheinlich deshalb, weil er Ladislaus österreichische Lande nach und nach an sich zu ziehen dachte. Dieß war auch der Grund, warum die Gemüther der Hungarn und Oesterreicher von Tag zu Tage erbitterter gegen den Kaiser wurden.

Zum Glück für diesen machten die Türken gefährliche Bewegungen an Hungarns Grenzen — dieß flößte dem jungen Ladislaus mildere Gesinnungen gegen ihn ein, mithin kam es besonders auf Zureden des Papstes, in Prag zwischen beiden Partheien zum Vergleiche. Das Ende der simmtlichen Streitigkeiten aber bewirkte wohl Ladislaus Tod, der im Jahr 1457 erfolgte. Die Böhmen wählten nun zum innigsten Verdruß des Kaises, den Georg Podiebrad, die Hungarn hingegen den Matthias Corvinus zu ihrem König.

Friedrichs Lage verschlimmerte sich zusehends. Ueberall standen Kläger und Mißvergnügte gegen ihn auf, die ihm mit Gründen bewiesen, daß er für die Wohlfarth des Reichs noch gar nichts gethan habe. In dieser Hinsicht ließen die Churfürsten ein Schreiben an ihn ergehen, worinnen sie ihn zu einer thätigern Regentenpflicht ermunterten. Da diese Ermahnung jedoch ohne Frucht blieb, so schrieben sie einen Fürstentag (im Jahr 1456) in Nürnberg aus, wozu sie den Kaiser ebenfalls luden. Dieß nahm Friedrich sehr übel, er klagte über Eingriff in seine Rechte, und drohete, daß, wenn sie diesen Fürstentag

nicht augenblicklich aufstünden, er sich sehr bitter rächen würde. Dieß hatte Aeneas eines Mannes, der so sehr alle Pflichten des Regenten aus den Augen setzte, erfüllte nicht nur die Churfürsten, sondern auch alle Stände des Reichs mit Zorn und Unmuth — sie errichteten, trotz seines Verbotes, einen Verein, und beschlossen am Ende desselben, auch aufs künftige Jahr eine Zusammenkunft, weil dießmahl nicht alle Churfürsten und Gesandte erschienen waren. In Absicht des Kaisers aber kamen sie darinnen überein, daß sie entweder, bei Fortsetzung seiner Widerspenstigkeit, einen neuen Kaiser, oder wenigstens einen römischen König wählen wollten. Doch — aus allen diesen wohlklingenden Plänen wurde — nichts, weil es dem Staatskörper leider! an Einheit und vollkommener Uebereinstimmung der Gemüther fehlte.

Im Jahr 1455 starb Nikolaus V. Die Stände ersuchten den Kaiser dringend, daß er dem neuerwählten Papst Calixtus III. nicht eher den Gehorsam (Obedienz) leisten möchte, bis er heilig versprochen hätte, sich ganz nach den Absichten des Reichs zu bequemen, welches diese für das beste Mittel ansahen, den Stolz der Päpste zu demüthigen: denn leider! hatte sein Vorfahr, Nikolaus V. die wenigsten Punkte des uns bekannten Aschaffenburgischen Konkordats erfüllt und sich, wie Eugenius, allerhand Sünden und Vergehungen gegen denselben zu Schulden kommen lassen. Aber auch diesen billigen und gerechten Wunsch ließ der Kaiser

unerfüllt — er leiſtete dem neuen Papſte, ohne auf die Vorſtellungen des Reichs Rückſicht zu nehmen, den Eid des Gehorſams.

Peter. Nun griffen ihn wohl die Churfürſten nun Ernſte an?

Paſtor. Man hätt' es denken ſollen, aber es blieb alles beim Alten.

Jetzt brachen auch Händel in Preußen aus. Die Bewohner dieſes Reichs nämlich lebten mit den teutſchen Ordensrittern, ihren Herren, in Unfrieden, indem ſie durch Schmälerung ihrer alten hergebrachten Rechte und durch Geldererpreſſungen u. dergl. auf das grauſamſte gedrückt wurden, daher es auch kam, daß ſie ſchon im Jahr 1440 einen Bund gegen den Orden ſchloſſen. Die Ritter, welche dieſen Bund für ſehr gefährlich hielten, weil er immer mehr an Kraft und Gewalt gewann, ſchrieben an Friedrich, und baten ihn dringend um die Auflöſung deſſelben; imgleichen beklagten ſich die preußiſchen Stände und Städte, zumahl da ſie der Kaiſer bei Leibes- und Lebensſtrafe dazu auffordern ließ. Friedrich wandte ſich entſcheidend auf die Seite der Ritter und nun gieng der Bund den König von Polen, Caſimir IV. an, ihre Rechte und Freiheiten zu beſchützen.

Niklas. Wahrſcheinlich war dieſes Anerbieten dem Könige von Polen willkommen?

Paſtor. Allerdings. Es entſtand ein 13jähriger Krieg, den die Polen mit dem teutſchen Orden führten, und wobei nur ſie gewannen, in-

dem ihnen in dem Friedensschluſſe zu Thoren (im Jahr 1467) einige Landereien in Preußen, als Pommerellen, Culm, Michelau, Ermeland, Marienburg und Elbingen zugesprochen wurden, dahingegen der teutsche Orden nichts als das östliche Preuſsen erhielt, welches er noch überdem als ein polnisches Lehn empfieng. Teutschland verlohr bei dieser Gelegenheit die bisher jedoch ohne Nutzen bestandene Schutzherrschaft über die preußischen Staaten.

Ihr könnt nun leicht denken, daß bei solchen Umständen, wozu noch Kriege mit den Böhmen und Sachsen und Streitigkeiten in Baiern und der Pfalz kamen, die ich euch ihres geringern Wichtigkeit wegen, nicht erzählen will, dem Kaiser weder Muße noch Kraft übrig blieb, auf den Krieg mit den Türken zu denken. Dieß war auch um so weniger möglich, da die Fürsten unter sich selbst immerwährend in Feindschaft lebten. Aeneas Silvius, der unter dem Nahmen Pius II. auf dem päpstlichen Stuhle saß und nichts inniger, als eine Fehde mit den Ungläubigen wünschte, gab sich alle nur erdenkliche Mühe, die Partheien mit einander auszusöhnen. Da er alle seine Wünsche vereitelt sah, steckt' er sich hinter den Kaiser und dieser mußte dann einen Reichstag zu Wien (im Jahr 1460) ausschreiben, auf dem die Sache mit den Türken zur Sprache kommen und die nähern Plane verhandelt werden sollten. Der Reichstag wurde eröfnet, man sprach von der Türkennoth, aber mehr noch von der schlechten Pflege des Kaisers gegen das Reich. Die Stände be-

klagten sich in sehr bittern Ausdrücken über ihn und meinten, daß sie viel zu sehr erschöpft wären, als daß sie auf die türkischen Kriege denken könnten. Der Kaiser, wenn er dieß auch nicht einsah, wußte wenigstens recht gut, daß er den Kürzern dabei ziehen dürfte, weil er nicht bloß von den Türken, sondern auch von den Hungarn und Böhmen, und endlich sogar von dem Adel in Oesterreich, der sich wider ihn zu empören drohete, in die Enge getrieben zu werden befürchten mußte. Das letztere geschahe sehr bald. Sein eigener Bruder, Herzog Albrecht von Oesterreich, der mit dem baierschen Herzoge, Ludwig, ein Bündniß machte und sich beklagte, daß er bei der Theilung nach dem Tode des Prinzen Ladislaus zu kurz gekommen sey, trat selbst gegen ihn auf. Der Adel bot ihm Hand und Kräfte dar, und so entstand zwar keine blutige, aber doch für den Kaiser eine sehr verhaßte Fehde, weil sie ihm nicht nur das Herz seines Bruders entwandte, sondern auch die Brust des Adels auf ewige Zeiten mit Groll gegen ihn füllte. Nach dem geschlossenen Frieden erhielt Albrecht die Grafschaften Steyer und Neuburg am Inn und die Stadt Prugg an der Leitha. Als kurz nachher der Krieg von neuem los gieng, verband sich Albrecht mit dem Könige Georg von Böhmen, und fiel in die kaiserlichen Lande. Inzwischen wurde dennoch sehr bald ein Waffenstillstand vermittelt, nur Schade, daß der Kaiser dabei blutwenig gewann, denn die Wiener, welche ihm gar nicht gewogen waren und ihn wegen der Plünderung

er von Friedrich in dem Hungariſchen Kriege ge-
brauchten Söldner, die er ruhig zuließ, den Gehor-
ſam aufkündigten, ſchloſſen ihn in ſeiner eigenen
Burg zu Wien, in der ſich ungefähr 200 ſtreitbare
Männer befanden, ein. Schon verlohr der Kaiſer
den Muth, als ihn noch zur rechten Zeit ſein ehe-
maliger Feind, der König von Böhmen, zu Hülfe
eilte, mit den Rebellen Unterhandlungen pflog, und
in welchen zugleich ausgemacht wurde, daß Herzog
Albrecht die dem Kaiſer abgenommenen Städt' und
Schlöſſer ihm wieder einräumen, der Kaiſer hinge-
gen ſeinem Bruder gegen jährlich zu bezahlende
4000 Dukaten die Niederöſterreichiſchen Lande auf
3 Jahre abtreten ſollte. Im Jahr 1463 kam end-
lich auch zwiſchen dem Kaiſer und dem Könige Mat-
thias Corvinus von Hungarn, eine völlige Ausſöh-
nung zu Stande.

Perls. Auf was für Bedingungen denn?

Paſtor. Matthias blieb im wirklichen Beſitze
des Königreichs (denn Friedrich hatt' ihn bis jetzt
nicht als König anerkennen wollen, der Kaiſer hin-
gegen führte den Titel als hungariſcher König,
behielt einige hungariſche Städte und Schlöſſer,
nahm den Matthias an Sohnes Statt an, und
verſprach, daß nach deſſen Tode ſein Prinz Maxi-
milian ihm als Thronerbe folgen ſollte. Für die
Erziehung des jungen Ladislaus zahlten ihm die
Hungarn noch überdieß 80,000 Dukaten!

Peter. Wie ſah es denn mit den Türken

Pastor. Schlimm genug. Diese waren bereits in Crain und das Salzburgische Gebiet eingedrungen. Man hielt mehrere Reichstäge, um ein sicheres Mittel gegen die Dämpfung dieses Volks zu ergreifen, allein auf keinem fahien sich dieß Mittel ergeben zu wollen. Pius II. starb darüber, auch Paul II, sein Nachfolger genoß das Vergnügen nicht, seinen Feind gedemüthigt zu sehen. Ueberall war man von der Türkennoth durchdrungen und keiner von den Ständen hatte gleichwohl Muth und Kraft genug, etwas Entscheidendes zu thun, oder wenigstens einen heldenmüthigen Entschluß zu fassen. Alles blieb daher beim Alten!

Während dieser Unruhen kam eine andere Begebenheit auf die Bahn, welche das österreichische Haus in neue Unruhen verwickelte, ihm in der Folge aber einen besondern Glanz verschaffte. Herzog Carl von Burgund nämlich, ersuchte den Kaiser, ihm statt des Herzogs, den Titel als König zu verleihen. Da dieser nur eine einzige Tochter hatte, welche einst auf ein sehr ansehnliches Erbtheil hoffen durfte, so kam Friedrichen dieses Anerbieten sehr gelegen, indem er in Rücksicht seines noch unvermählten Sohnes, Maximilians, sogleich Rechnung auf diese Beute machte. Kaum erfuhr dieß der französische König, Ludwig XI, der ein erklärter Feind des Burgundischen Hauses war, als er auf Gelegenheit sann, den Sturz desselben zu befördern und auf diese Weise die schönen Länder seinem Reiche selbst aufzusparen. Er beredete den Kaiser, daß Carl von Bur-

gund nicht bloß nach dem Königstitel, sondern selbst nach der Kaiserkrone strebe. Ehe aber noch Friedrich ernsthafte Anstalten treffen konnte, verlohr der Herzog in einer Schlacht gegen die Schweizer bei Nancy (Hauptstadt des Herzogthums Lothringen) (im Jahr 1477) das Leben. Kaum war er todt, als der König von Frankreich dessen hinterlassene Staaten, als Burgund, Artois, Flandern, Hennegau und die Städte an der Somme, an sich zu bringen suchte; damit jedoch dieß Bemühen nicht der Gewalt ähnlich sähe, so gab er sich den Schein, als ob er die Rechte der verwaißten Prinzessinn vertreten wolle. Demohngeachtet errieth en die Stände Flanderns seine wahren Absichten und boten alles auf, der Prinzessinn einen Gemahl zu geben. Maximilian wurde dieß. Dadurch legten sie den Grundstein zu der nachherigen unversöhnlichen Feindschaft zwischen Frankreich und Oesterreich, und Ludwig, der seine schon gehofften Früchte in Nichts verwandelt sahe, ergriff die Waffen, um das nun mit Gewalt zu erlangen, was ihm vorher die List verweigert hatte. Doch Maximilian schlug ihn bei Teroanne und dann bei Guinegast (Künegast) im Jahr 1479. Durch dieses Treffen setzte sich Max (so nannte man Maximilian um der Kürze willen) bei den Teutschen dermaaßen in Ansehen, daß sie ihn auf einem Churfürstentage zu Frankfurth im J. 1483 zum römischen König wählten.

Nach Abschluß dieser Begebenheit wurde 1488 in Teutschland, in Bezug auf die türkische Noth,

die noch immer nicht bekämpft war, ein Landfriede auf 10 Jahr ausgeschrieben. Dieser Landfriede hatte zugleich die Folge, daß unter dem Nahmen des schwäbischen Bundes viele Fürsten von Teutschland eine Verbindung stifteten, um Ruhe und Ordnung zu erhalten.

Da der König von Frankreich in seinem Plane, Burgund zu gewinnen, nicht glücklich gewesen war, so suchte er die Niederlande, nach Absterben der Gemahlinn Maximilians, gegen den römischen König aufzuwiegeln. Er fand auch glücklicherweise Anhänger genug, denn Gent, Brügg und Ypern maaßten sich der Vormundschaft über den Prinzen Philipp an, den Max mit der burgundischen Erbin gezeugt hatte; dieß konnte Maxen allerdings nicht gleichgültig seyn, da er selbst noch lebte, um seinem Sohne Vormund zu seyn. Dieser Verwirrung und Unzufriedenheit der Niederländer wußte sich Ludwig inzwischen so weise zu bedienen, daß er es dahin brachte, daß mit ihnen (im J. 1482) ein Friede zu Arras geschlossen wurde. Dadurch erhielt Frankreich aufs neue wenigstens Aussichten auf einige Oerter Burgunds, weil zugleich auch eine Heirath zwischen dem Dauphin (Dopheng; franzöſ. Prinz) und Maxens Tochter, Margaretha, beschlossen und dabei bedungen ward, daß diese die Grafschaften Artois und Burgund, die Herrschaften Salins an der Seine und das Makonische und Auxerrische Gebiet zur Mitgift mitbringen sollte. Auch die Vormundschaft über den Prinzen mußte nach den Absichten des Kö-

nigs von Frankreich den Niederländiſchen Ständen anheim fallen. Max bot hierzu bereitwillig ſeine Hand — deſto übler belohnten ihn die Niederländer für ſeine Güte. Eines theils war er nun freilich ſelbſt Schuld, denn er hatte den Zügel der Regierung etwas unüberlegt in die Hände ſeiner Räthe gelegt, und dieſe erlaubten ſich mancherlei Bedrückungen; die Niederländer glaubten, daß dieſes mit Marens Willen geſchehe (wie wohl er kein Wort davon wußte) und nahmen ihn nicht nur im Jahr 1488 gefangen, ſondern enthaupteten auch noch überdieß 5 ſeiner Miniſter. Dieſe äußerſt harte Begegnung gegen einen römiſchen König brachte die Teutſchen in heftigen Zorn. Sie ſchickten 15,000 Mann gegen die Niederländer nach Gent, verwüſteten das ganze Gebiet, nur die Stadt ſelbſt konnten ſie nicht bezwingen. Den Flamändern ſchickte Frankreich Hülfstruppen zu; und ſo wurde der Niederländiſche Krieg zugleich ein Krieg mit Frankreich. Ob nun gleich bald darauf, da die Teutſchen noch 32,000 Mann nach den Niederlanden ſchickten, ein Friede zu Stande kam, ſo brachen doch die Unruhen von Seiten Frankreichs aufs neue aus, bis ſie der Friede zu Senlis (in Isle de France) (im J. 1492) völlig endigte.

Der Kaiſer Friedrich ſtarb endlich am 19. Auguſt 1493, nachdem er ſein Haus zur erzherzoglichen Würde erhoben hatte. Sein Karakter wird von vielen Schriftſtellern ſehr gehäſſig dargeſtellt, allein man geht offenbar zu weit — indem ihm Tugenden

zierten, die ihm allerdings einen Platz unter den beſſern Regenten des teutſchen Reichs anweiſen. Er war herablaſſend, gnädig und ſchonend, und behauptete eine ungemeine Standhaftigkeit, wenn ſeine Ehre und ſein Anſehen ins Spiel kamen.

Maximilian folgte ſeinem Vater in der Regierung. Als er 1495 ſeinen erſten Reichstag zu Worms hielt, gieng ſeine erſte Sorge dahin, dem teutſchen Reiche den Frieden zu geben, weil er wohl einſahe, daß ohne die innere Ruhe von außen mit Nachdruck nichts unternommen werden konnte. Mehrere Umſtände, beſonders der in Hinſicht der wiſſenſchaftlichen Cultur (Bildung) wirkten hierbei günſtig mit. Die Rohheit des Zeitalters wurde von den Wiſſenſchaften, die nachher War ſo thätig unterſtützte, mächtig verdrangt, man haßte nach und nach das Fauſtrecht und ehrte eine natürliche Freiheit, die ſich nicht bloß auf den Kampf einſchränkte — und ſo gelang es dem neuen Kaiſer, die Fauſtkämpfe auf ewige Zeiten abzuſtellen. Um denſelben aber auch aufrecht zu erhalten, errichtete er ein kaiſerliches Cammergericht, deren Hauptverſteher ein Fürſt oder Graf war, die übrigen Beiſitzer konnten theils Doktoren, theils Männer von Anſehen und Bildung ſeyn. Ihre Beſoldung ward von den Taxen und Sporteln beſtritten.

Säuberlich. Was entſchied denn das Cammergericht?

Paſtor. Alle bürgerlichen Angelegenheiten der Stände ohne weitere Appellation. — Sobald

diese Angelegenheit ins Reine war, beschloß Max, den König von Frankreich, Carl, der in Neapel eingefallen war, anzugreifen. Das teutsche Reich versprach ihm zu diesem Zuge 300,000 Gulden — ein hoher Beweis, wie werth es ihn hatte. Er schickte, ohne die Armee der Verbündeten, 3000 Mann nach Italien, und Carl, der dadurch von Frankreich abgeschnitten zu werden fürchtete, verließ eiligst das neapolitanische Gebiet. Die Italiener waren jedoch mit dem Kaiser, sobald Carl das Land geräumt hatte, eben so wenig zufrieden, als mit dem letztern, sie gaben ihm dieß sehr deutlich zu verstehen und so — verließ Max sehr mißvergnügt ein Land, wo man ihn äußerst undankbar behandelte.

Kurz darauf entspann sich in der Schweiz ein Krieg zwischen den Tyrolern und Graubündtern, wegen einer Grenzstreitigkeit. Die Graubündter, denen überhaupt die kaiserliche Nachbarschaft gefährlich zu seyn schien, errichteten 1497 den bekannten Schweizerbund, welchem Beispiele im folgenden Jahre drauf auch die Churbündter folgten. Es war nun ganz natürlich, daß die alte Feindschaft des teutschen Reichs gegen die Schweizer aufs neue erwachte, und zwar um so mehr, da sie durch die Entsagung des schwäbischen Bundes und durch die Weigerung, sich dem Cammergerichte zu unterwerfen, deutlich bewiesen, daß sie die erste, beste Gelegenheit ergreifen würden, um sich von dem teutschen Reiche ganz unabhängig zu machen. Max kündigte ihnen den Krieg an. Die Schweizer fochten wacker

und brachten den Kaiser bald auf die Gedanken, daß es räthlich sey, Frieden zu machen, weil er durchaus nicht glücklich war. Dieser kam denn auch im Jahre 1499 wirklich zu Stande, die Grenzstreitigkeiten zwischen Tyrol und Graubündten wurden entschieden und zugleich bestimmt, daß jede Parthei der andern das abgenommene Land wieder herausgeben sollte.

Bei diesen Worten entließ der Herr Pastor seine Gesellschaft. Die lieben Bürger und Landleute standen auf und ein jeder gieng wohlgemuth nach Hause.

Vierzehnter Abend.

Heute fuhr er also fort:

Unter die guten Anstalten, die das teutsche Reich unter der Regierung dieses Kaisers empfieng, gehörte auch die Errichtung eines Reichs-Gerichts, welches schon auf dem Reichstage zu Worms 1495 zur Sprache gekommen war. Jetzt brachte man den Plan davon neuerdings auf die Bahn und Max billigte ihn. Es unterschied sich von dem Cammergerichte darinnen, daß dieses das Justizwesen, das Reichsgericht aber alles das besorgen sollte, was sonst an den Kaiser und die versammelten Stände insbesondere gebracht wurde. Der Kaiser oder sein Gesandter hielten dabei den Vorsitz; unter den Beisitzern befand sich ein Prälat, ein Graf, und ein paar Personen aus den Städten; so genossen

auch die übrigen Churfürſten das Recht, einen Beiſitzer zu ernennen. Zugleich theilte Max das teutſche Reich, um die Pflege der Gerechtigkeit beſſer und leichter zu verwalten, in ſechs Kreiſe, als in Franken, Baiern, Schwaben, die rheiniſchen Lande, Weſtphalen, Sachſen, wozu im Jahr 1512 noch der Churrheiniſche, Oeſterreichiſche und Burgundiſche Kreis kam. Sachſen zerfiel in Ober- und Niederſachſen. Das Reichsgericht dauerte nicht lange, weil es ihm am hinlänglichen Fond fehlte. Max ſchien ſeine Auflöſung nicht ungern zu ſehen, weil er die kaiſerlichen Freiheiten und Rechte dadurch geſchmälert glaubte, um deſto mehr ſchmerzt' es ihn aber, daß auch das Cammergericht ſeinem Ende zueilte; er arbeitete aus allen Kräften, daſſelbe zu erhalten und die Folge der Geſchichte wird lehren, ob ſeine Wünſche und Bemühungen belohnt wurden?

Jetzt wenden wir uns wieder auf einen neuen Kriegsſchauplatz. Als Herzog Georg von Baiern-Landshuth 1503 ſtarb, bemühete ſich ſein Schwiegerſohn Ruprecht, alleiniger Erbe ſeiner Länder zu werden, doch der Kaiſer nicht nur, ſondern auch der ſchwabiſche Bund und die nächſten Erben des alten Georgs, die baieriſchen Herzöge Albrecht und Wolfgang waren nicht damit zufrieden. Max berief einen Reichstag (1504) nach Augsburg, um die ſtreitenden Partheien in Güte aus einander zu bringen; doch Ruprecht, der ſich bei ſeinen Forderungen auf die Macht ſeines Vaters, des Churfürſten Philipp von der Pfalz ſtützte, wollte durchaus nichts

davon wissen. Ueber beide brach nun der Krieg aus. Albrecht und Wolfgang und der schwäbische Bund fielen in die Baiern-Landshutischen Länder ein, Max hingegen bekriegte den Churfürsten von der Pfalz in der Landvogtei von Elsas und dem Sundgau. Seinem Beispiele folgten der Herzog Ulrich von Wirtemberg und der Landgraf Wilhelm von Hessen, die die untere Pfalz verheerten; der Herzog Alexander aus Baiern und Graf von Veldenz aber raubten und plünderten in den Landern des Churfürsten auf das empfindlichste, so wie Markgraf Friedrich von Brandenburg die obere Pfalz ziemlich hart heimsuchte. Ohngeachtet nun Ruprecht und seine Gemahlinn Elisabeth schon in dem ersten Jahre des Kriegs starben, so hörte dennoch die Metzelei nicht auf. Seine Soone Otto und Philipp traten in die blutigen Fußstapfen ihres Vaters, bis endlich Max nach vollzogenem Waffenstillestande auf einem Reichstage zu Cölln (im Jahr 1505) die Sache dahin entschied, daß Georgs hintertassene Länder den Herzögen Albrecht und Wolfgang von Baiern-München zugeschrieben, dagegen den Söhnen Ruprechts die Stadt Neuburg an der Donau nebst jährlichen Zuschuß von 24,000 Gulden anheimfallen sollten. Auf diesem Reichstage erhielt zugleich das schon halberloschne Reichskammergericht eine neue Bestätigung.

Der König von Frankreich hatte sich durch die Eroberung Mailands zu einem der mächtigsten Fürsten seiner Zeit erhoben —; wie konnt' es anders kommen? Marens Eifersucht mußte in einem hohen

Grade erwachen, ja! man behauptete allgemein, daß Ludwig sogar den Gedanken gefaßt habe, sich nicht nur ganz Italien, sondern auch das ganze römische Reich zu unterwerfen. Max, darüber entrüstet, brach mit einer zwar nur geringen Armee auf und gieng nach Trient, wo er sich den Titel: Erwählter römischer Kaiser beilegte, dann begab er sich in das Venetianische Gebiet, wo er aber so übel empfangen ward, daß er kaum mit dem Leben davon kam. Die Venetianer, dadurch muthig gemacht, nahmen ihm Görz, Portonavne, Triest und Fiume weg, und wahrscheinlich würden sie sich damit noch nicht einmal begnügt haben, wenn nicht der Bischof von Trient zwischen den feindlichen Partheien einen Waffenstillestand von 3 Jahren zu Stande gebracht hätte. Statt nun, daß man vorher die Eroberung des ganzen römischen Reichs dem Könige Ludwig von Frankreich laut zugeschrieben hatte, legte man sie jetzt im Stillen den Venetianern bei. Dieß bewog den Kaiser, mit Frankreich gemeinschaftliche Sache zu machen. So entstand die berühmte Lige von Cambray, oder Marens Bund mit dem Könige von Frankreich, dem Könige Ferdinand von Arragonien und dem Papste Julius (1508 gegen Venedig. Die Hauptabsicht desselben war, den Venetianern alle die Länder, welche sie seit kurzem an sich gebracht hätten, mit gewafneter Faust wieder abzunehmen.

Max suchte auf einem Reichstage zu Worms (1509) das teutsche Reich in das Interesse dieses

Feldzugs zu ziehen; allein er erhielt von den Stänben zur Antwort, daß das Reich durch allerhand Ausgaben schon zu sehr erschöpft, und mithin nicht fähig sey, an diesem Kriege Theil zu nehmen. Ueberdieß sey das Reich nicht schuldig, für diese Expedition Truppen und Geld zu steuern, weil die Lige ohne ihr Wissen und Willen vollzogen worden wäre. Max mußte sich auf diese freilich nothgedrungene Weise, um nur den Mitverbündeten sein Versprechen zu halten, mit den Truppen seiner Erblande begnügen. Er war aber noch nicht aufgebrochen, als schon Ludwig mit 40,000 Mann die Feinde bei Agnadello geschlagen und die ihm in der Lige zugedachten Länder erobert hatte. Endlich erschien Max — die Venetianer verlohren den Muth, öfneten ihm die Thore freiwillig und gaben dem Hause Oesterreich alle Eroberungen zurück. So weit gieng das Projekt herrlich, es hatte die schönsten Früchte getragen; doch nur zu bald änderte sich das Wetter. Papst Julius verließ 1510 das Bündniß, auch Ferdinand trat ab, nur Max und Ludwig setzten den Krieg mit dem festen Entschlusse fort, ganz Italien zu erobern. Dagegen schlossen Julius, Ferdinand und Venedig (1511) den heiligen Bund (oder heil. Lige) gegen Frankreich. Die Schweiz und England traten ihm bei; dagegen sich Max im Jahre 1511 mit den Venetianern aussöhnte.

Marx. Nun gieng es wohl den Franzosen übel genug?

Pastor. Nein, denn der Friede, der 1515 zu Stande kam, schlichtete alle Händel. Mailand behielt Frankreich; Venedig aber ward frei, nachdem es sich anheischig gemacht hatte, dem Kaiser 50,000 Dukaten zu bezahlen, damit er seine Rechte auf dieses Gebiet quittiren mögte.

Nach diesem Kriege gewann das Haus Oesterreich neuen Glanz, den es lediglich den Bemühungen des Kaisers Maximilians zu danken hat. Und wie? Er vermählte seinen Sohn Philipp mit der arragonischen Prinzessin Johanna, aus welcher Ehe 2 Enkel erzeugt wurden, Carl und Ferdinand; jener empfieng 1516 unter dem Nahmen Carl I. Castilien und Arragonien. Eine noch vortheilhaftere Verbindung für sein Haus aber lag in der Vermählung seiner Enkelin Maria mit dem einzigen Sohne des hungarischen Königs Ladislaus und seinem Enkel Ferdinand mit Anna, der einzigen Schwester des Königs. Als daher Ludwig II. Ladislaus Sohn im Jahr 1526 in der Schlacht blieb, fiel Hungarn und Böhmen an Oesterreich.

Während nun in Teutschland die Ruhe auf das beste wieder hergestellt war, zitterte ganz Europa vor den Türken, die sich mit Feuer und Schwerdt unter dem Commando ihres Kaisers, Selim, das Reich der Mammelucken in Aegypten und Syrien unterworfen hatten. Max beschloß einen Zug gegen diese gefährliche Nation und schrieb 1518 einen Reichstag nach Augsburg aus, wo der päpstliche Legat (Leo X. saß auf dem Stuhle Petri) seine ganze

geiſtliche Beredtſamkeit verſchwendete, um die Stände des teutſchen Reichs für ein ſo gottſeliges Werk zu gewinnen, allein eine andere wichtige Begebenheit, die jetzt die Aufmerkſamkeit der Teutſchen und der ganzen chriſtlichen Welt zu beſchäftigen begann, ſetzte auch dießmal dem verderblichen Kreuzzuge, wie immer, ein ſchnelles Ziel.

Und was meint ihr wohl, lieben Freunde! was dieß für eine Begebenheit wa ?

Säuberlich. Wahrſcheinlich Luthers Kirchenverbeſſerung?

Paſtor. Richtig. Schon lange hatte man über das Leben des Papſtes und ſeiner Geiſtlichen laut gemurrt und die Eingriffe in die Rechte der Menſchheit bitter getadelt. Auch war dieſe traurige Lage, in der ſich ſeit langen Zeiten die Religion befand, auf dem Conzilium zu Coſtnitz, wo der erleuchtete und wahrheitsliebende Huß der Märtyrer ſeines Glaubens und ſeiner beſſern Ueberzeugung ward, von vielen eingeſehen worden, nur daß es, durch Huſſens Ende abgeſchreckt, kein Biedermann gewagt hatte, gegen den päpſtlichen Hof zu ſprechen. Jetzt fand ſich ein Mann, der das Licht mehr liebte, als die Finſterniß; der, geſtützt auf die gerechte Sache und durchdrungen von der allgemeinen Noth der Chriſtenheit, das tyranniſche Reich des Papſtes mit ehernen Waffen anzugreifen wagte. Den Anfang dieſes Schrittes gaben 95 Sätze, die Luther am 31. Oktbr. 1517 an die Schloßkirche zu Wittenberg anſchlug, und worinnen er, außer andern

Lehren, die er erörtert wissen wollte (z. E. die Lehre von der Buße und Vergebung) gegen die verderbliche Ablaßkrämerei des Dominikaner-Mönchs, Johann Tezel, eiferte.

Es wurde auf dem Reichstage von dieser Begebenheit sehr laut gesprochen; viele wackere Männer billigten Luthers kühne Unternehmung, als höchst nothwendig und dem Verderben der Kirche angemessen. Max, der in seinem Herzen schon längst überzeugt war, daß das Leben der Geistlichen und der Zustand der Religion einer Verbesserung bedurfe, freuete sich im Stillen darüber und schrieb einen Brief an Leo X, worinnen er ihm die Begebenheit mit Luthern erzählte, ihm aber am Ende dringend bat, der Streitigkeit ein Ende zu machen. Leo X. ließ, von seinem Schlummer erwachend, den kühnen Mönch nach Rom laden, aber der Geladene kam nicht, unterhielt sich aber einige Zeit nachher mit dem päpstlichen Legaten Cajetan in Augsburg über die hauptsächlichsten Punkte seiner Lehre. Die ganze Unterredung war jedoch nicht der Mühe werth, weil Cajetan ein viel zu einfältiger, und von den päpstlichen Irrthümern zu eingenommener Mann war, als daß Luther mit ihm hatte zum Zweck kommen können. Leo wandte sich endlich, als er auf diese Art nichts gewann, an den Churfürsten Friedrich zu Sachsen, und ersuchte denselben, ihm den Mönch Luther nach Rom zu schicken; da aber Friedrich den erleuchteten Mann Gottes zu sehr liebte, als daß er ihn einem so gefährlichen Widersacher hatte Preis

geben wollen, so kam endlich die Sache wieder vor den Kaiser Maximilian, der aber leider! nichts zu entscheiden vermochte, da der Tod den 17. Januar 1519 zu Wels im Oesterreichischen seinem thätigen Leben ein Ende machte.

Mit Marens Tode endet sich die 7te Periode unsrer teutschen Geschichte. Ich will euch darüber wieder einige Bemerkungen mittheilen. — Der Nationalcharakter der Teutschen war sich bis jetzt noch treu geblieben — man liebte, wie ehedem, Faustkämpfe und Turniere. Der Adel hatte auch wirklich weiter nichts zu thun, als von Jugend auf entweder im Felde, oder auf der Jagd sich mit den Waffen zu belustigen. In den Städten herrschte der nämliche kriegerische Geist — in den Reichsstädten mochte er auch wirklich höchst nöthig seyn, da diese für ihre Freiheit selbst kämpfen mußten. Aus diesen allen läßt sich folgern: Je roher die Waffenübungen, besonders bei dem Adel, waren, desto ungebildeter mußten die Sitten der Nation seyn. Bei den immerwährenden Faustkämpfen und Fehden konnte keine Wissenschaft Wurzel fassen — nur allmählig (besonders unter Maximilians Kaiserregiment) fiengen diese wohlthätigen Götter in Teutschland ihr Recht zu behaupten an, die Sitten milderten sich, man fand Geschmack an den Künsten, man nahm mehr Rücksicht auf das feinere, wohlanständige Benehmen der Nation, und so verdankte Teutschland dieser Periode nach und nach sehr wichtige Entdekkungen und nützliche Erfindungen.

Einige. Wollen Sie uns wohl einige derselben nennen?

Pastor. Recht gern! Eine der allernützlichsten Erfindungen, die es je gab und geben kann, war ohnstreitig die Buchdruckerkunst. Man sagt allgemein, daß Johann Guttenberg, ein rheinländischer Edelmann den ersten Gedanken im Jahr 1440 davon gehabt haben soll. Durch längeres Nachdenken bracht' er es bald zu einer gewissen Vollkommenheit, die Johann Fausts, (eines Mainzers) scharfsinnige Untersuchungen nicht wenig beförderten. Als diese beiden Freunde sich in der Folge von einander trennten, so verband sich Faust, der in dieser Kunst weitere Fortschritte zu machen wünschte, mit einem gewissen Peter Schäfer, der nachher Erfinder der in Stahl geschnittenen Buchstaben-Formen (der eigentliche Kunstausdruck dieser Formen fällt mir nicht gleich bei) wurde In diese Formen goß er dann Blei oder Kupfer und drückte die Buchstaben ab. Zur Farbe bediente man sich sonst des Lampenrußes; da dieß aber leicht verlöscht werden konnte, so erfand man eine eigene von Kienruß und Leinöhl gekochte Druckerfarbe.

Niklas. Ist denn das dieser Faust, den der Teufel gehohlt haben soll?

Pastor. Eben derselbe. Die Mönche des damahligen Zeitalters, welche die Wissenschaften durch Abschreiben der Bücher fortgepflanzt hatten und nun durch die Erfindung der Buchdruckerkunst nicht nur ihren reichlichen Lohn verlohren, sondern auch statt

der ihnen so liebgewordenen Finsterniß überall das reinste Licht der Aufklärung über das teutsche Reich hereinbrechen sahen, erfanden diese lächerliche Fabel aus Rache.

Auf eben diese Art, wie die Buchdruckerkunst, entstanden die Holzschnitte. Ein gewisser Luvert Ruses brachte es darinnen zu einer ungemeinen Fertigkeit, und schnitte ganze Landschaften in Holz. Spaterhin kam auch die Kunst, in Kupfer zu stechen, an den Tag. Man kennt Franz von Bucholt aus Bergen als den ersten Künstler dieser Art, der Zeichnungen auf Papier in Kupfer ätzte. Sein Nachfolger war 1450 Israel von Mecheln; doch brachte sie Albrecht Dürer d. j. durch einen Ueberguß von Scheidewasser, um die zarten Linien des Grabstichels zu vertiefen, zur größesten Vollkommenheit. Bald darauf kam ein scharfsinniger Kopf im Jahr 1430 zu Augsburg auf die Fertigung der Musketen, und ein anderer zu Nürnberg (sein Nahme hieß Guter) auf die der Windbüchsen, welche für Jagd und Krieg von hohem Werth waren, da schon im Jahr 1354 ein Franziskaner-Mönch, Bartbold Schwarz, durch Zufall das Schießpulver erfunden hatte. Diese Erfindung gab dem Kriegswesen eine ganz neue Gestalt. Sonst hatte man sich des Schwerdts bedient, wo es lediglich auf männliche Tapferkeit ankam, jetzt entschied die Menge und fertige Anwendung des groben und kleinen Geschützes, denn kaum war das Pulver erfunden, als man auch die sogenannten Donnerbüchsen (unsern heutigen Kanonen ähnlich

goß, aus denen mit steinernen Kugeln, ungefähr 120 Pfund geschossen wurden.

Zwei nicht minder wohlthätige Erfindungen kamen zu Ende des 14ten und zu Anfange des 15ten Jahrhunderts zum Vorschein. Ein Niederländer, Nahmens Wilhelm Beukelsen, lehrte seine Zeitgenossen, wie sie das Bewahren des rohen Fleisches vor Fäulniß durch Einsalzung in Fäßern bewirken möchten. Man nannte dieß Geschäft in der Folge nach seinem Nahmen und ihm zur Ehre — Einböckeln. Johann von Eyk aus Brügge zeigte in der Oelmahlerei eine ungemeine Fertigkeit, und brauchte dazu leinene Tapeten, statt daß man vor ihm nur Figuren in selbige gewirkt hatte. Eben so wurden in Nürnberg die Uhren erfunden und ein brüggischer Edelmann, Ludwig von Bergen, hinterließ seinem Zeitalter die Kunst, Diamanten zu schleifen und zu brillantiren.

Säuberlich. Wie sah es denn mit der Gelehrsamkeit aus?

Pastor. Anfänglich schlecht genug, da bloß elende Zänkereien und Wortgefechte Gelehrsamkeit hießen. Die Mönche besonders thaten sich hierinnen sehr hervor, denn außer den Klöstern herrschte die größte Unwissenheit — der Adel, der das gebildete Publikum eigentlich vorstellte, konnte kaum schreiben, und in der Bürger und Bauerklasse durfte man Dinge der Art vollends gar nicht suchen. Nur zu Ende des 15ten Jahrhunderts kamen die erstern Strahlen einer bessern Aufklärung in den Wissen-

schaften aus Italien nach Teutschland, hauptsächlich zeichnete sich Rudolf Agrikola durch reinere Begriffe in der Philosophie aus, und in der Kenntniß der alten Sprachen leistete er, was noch keiner vor ihm geleistet hatte. Dieß Beispiel wirkte so mächtig auf den Geist der Zeit, daß man mehrere hohe Schulen als z. E. 1386 die Heidelbergische, 1409 die Leipziger, 1419 die Rostocker, 1472 die Tübingische und 1482 die Mainzische errichtete.

Perls. Gaben sich denn die Lehrer dieser Schulen auch mit der Teutschen, als ihrer Muttersprache ab?

Peter. Nöthig wär' es allerdings gewesen, und selbst Agrikola machte einige Versuche damit, dennoch aber war die Liebe zu der griechischen und lateinischen Sprache so groß, daß man die bessere Ausbildung der Teutschen darüber vergaß. Höchstens bearbeitet man die Dichtkunst; die Meistersänger brachten das, was sie von der Vorwelt sangen, in Reime, aber diese sind leider! so mager und schlecht beschaffen, daß man sie ohne Mitleid kaum zu lesen vermag; es fehlt ihnen an zwei Hauptattributen der Dichtkunst, an Geist und Empfindung. Mit dieser Art elender Reimerei entstanden in Teutschland die Hofnarren, d. h. der Narrenstand, der schon zu Carls des Großen Zeiten da gewesen war, verwandelte sich jetzt in einen wirklichen Nahrungsstand. Mehrere müssige Menschen, die Anlage zur Possenreißerei zu besitzen glaubten, legten sich auf diese noble Kunst, und ließen sich, wenn sie es dar-

innen zu einiger Fertigkeit gebracht hatten, ihr Handwerk bezahlen.

Zu Ende der Regierung Friedrichs III. (1492) entdeckte Columbus, ein gebohrner Italiener, die neue Welt (Amerika). Ein Nürnberger, Martin Beheim, erfand eine Maschine, die in Gestalt eines Winkelmaaßes den Mangel der Magnetnadel ersetzte und vermittelst deren (man nannte sie auch Astrolabium) die Schiffleute wissen konnten, in welcher Himmels-Gegend sie sich befanden; sein Landsmann Walther entdeckte, daß die Lichtstrahlen der Himmelskörper nicht grade, sondern durch krumme Linien auf uns fallen, und nannte dieß die astronomische Refraktion.

Die Bergwerkskunde gewann in diesem Zeitraume einen raschern Fortschritt. Auf allen Seiten des Fichtelgebirges öfneten sich Goldadern und Kupfererze, eben so ergiebig war das Bergwerk auf dem Harze. Wie bekannt wurde das Schneeberger Bergwerk im Jahr 1471 entdeckt. — Dieß lieferte in den ersten 30 Jahren 324,937 Centner und 50 Pfund Silber Ausbeute; besonders reich an Silberminen fand man Sachsen. Markgraf Albrecht von Meißen speißte 1477 auf einer gediegenen Silberstufe, welche 400 Centner feines Silber gab. Nicht minder reich und ergiebig waren die Salzburger Bergwerke und die zu Tyrol, welche die Oesterreichische Macht so ungemein in seinen Kriegen unterstützten. Die Teutschen Bergleute, die in ihrer Kunst so thätig und unverdrossen waren, machten

sich deshalb im Auslande dermaaßen berühmt, daß Heinrich VI. im Jahre 1452 verschiedene Meißnische und Böhmische Bergleute nach England kommen und durch sie seine Erzgruben bauen ließ. Das Lob, das man hierinnen den Teutschen beizulegen sich gezwungen sieht, ist auch auf den Wein- und Ackerbau anwendbar. Gewiß! unsere Vorfahren verdienen hierinnen das größeste Lob und können unserm Zeitalter zur Ermunterung und Beispiel dienen. Allerdings trug der sanfte, temperirte Himmelsstrich viel dazu bei, daß in keinem Lande die Wein- und Feldfrüchteernten so ergiebig und segensvoll ausfielen, als im teutschen Reiche, indessen würde man dieß wohl weniger rühmen können, wenn der Fleiß seiner Bewohner nicht so außerordentlich regsam gewesen wäre. Diese Regsamkeit hatte zugleich grossen Einfluß auf den Handel, der von Jahr zu Jahr üppiger blühete. Besonders stark war der Handel mit Leinewand, denn in Teutschland bauete man von jeher vielen Flachs. Durch die Betriebsamkeit des Handels entstanden die Posten, welche die Geschäfte gar sehr erleichterten. Die größern Handelsplätze, als Augsburg, Cölln, Aachen, Frankfurth, Nurnberg unterhielten reitende Boten und fahrende Landkutschen, die zu einer festbestimmten und nie auszusetzenden Zeit hin und her gehen mußten. Der eigentliche Erfinder des Postwesens aber lebte zu Ende des 15. Jahrhunderts und hieß Franz von Taxis.

Wie denn nun aber aus Aufklärung und heller Denkungsart auch jederzeit ein häßliches Uebel

erwächst, so fand auch hier keine Ausnahme statt. Der Luxus — so hieß dieses Laster — griff in diesem Zeitraume mehr als jemahls um sich. Man trank an den Tafeln der Großen aus goldenen Kelchen, und nicht nur die Damen von Adel, sondern auch bloße Bürgersweiber schmückten sich mit goldenem Geschmeide. Die Halsbänder zierten sie mit kostbaren Steinen von hohem Werthe, ja! man trieb die Verschwendung so weit, daß die Ritter die Zäume ihrer Gäule von Gold fertigen ließen. Die Kirchen waren mit Schatzen angefüllt und Niemand hatte Nutzen davon. In allen Lagen und Ständen überschritt endlich der Luxus die Schranken der Massigung so sehr, daß die Stände 1495 dem Reichsregimente auftrugen, die Pracht und Ueppigkeit der Nation durch eine Kleiderordnung zu beschneiden, den Aufwand einzuschränken und alle seidene Zeuge, Stoffe und Spezereien, so bald sie überflüssig wären, auf immer zu untersagen. Dieß war allerdings nöthig, denn der Dünkel, sich in Gold und Seide zu kleiden, verstieg sich sogar bis unter die Bauern, die denn doch damahls noch nicht in der Verfassung waren, als heut zu Tage, wo ihnen ein Putz dieser Art eher möglich seyn dürfte. Eben so ausschweifend lebte man an den Tafeln der Großen. Man erstaunt, wenn man einen Küchenzettel und einen Hofetat aus diesem Zeitalter bei irgend einer Hochzeit oder Gastmahl überliefet — man kann kaum seinen Augen trauen. Graf Eberhard von Wirtemberg bewirthete 1474 bei dem Feste seiner Ver-

mählung 14000 Gäste, welche 165000 Laibe Brod, 4 Eimer Malvasier, 12 Eimer Rheinwein und 500 Eimer Neckarwein aufzehrten. Nur erst zu Kaiser Maximilians Zeiten schränkte man den unnöthigen Luxus in Etwas ein — eine Folge der einsichtsvollen und weisen Regierung dieses vortreflichen Mannes.

Nunmehr beginnen wir die Neue Geschichte unsers Vaterlandes und kommen zum 8ten Zeitraume der alten oder zum 1sten der neuen Historie, welche sich von

Carl V. 1519 bis zu Leopold I. 1657,

erstreckt.

Nach Maxens Tode waren die Stände des teutschen Reichs sehr unschlüssig, welchem Fürsten sie die Krone desselben anbieten sollten. Viele dachten sie dem König von Frankreich, Franz I. (der sich auch sehr eifrig darum bewarb) zu, andere dem Churfürsten von Sachsen, Johann Friedrich. Allein der erstere erhielt sie nicht, und der zweite schlug sie förmlich aus, behauptete aber, daß Niemand des Thrones würdiger sey, als Maximilians Enkel, Carl von Spanien. Die letztere Stimme drang durch — Carl wurde am 28. Junius 1519 einmüthig zum Kaiser gewählt. Da man jedoch glaubte, daß er das teutsche Reich nach fremden Grundsätzen beherrschen möchte, so legte man ihm eine Capitulation vor, die ihn in seiner Regierung

auf eine gewisse Art beschränkte und die Wohlfarth des Reichs selbst durchgehends im Auge behielt. Carls Gesandte unterzeichneten diese Vorschrift ohne Bedingung und erhielten dann eine schriftliche Einladung, die ihren Herrn so bald als möglich nach Teutschland berief.

Die Spanier, voller Mißtrauen, Carl möchte nun ihr Land als eine Nebenprovinz behandeln, sahen seine Wahl als Kaiser mit sehr ungünstigen Augen an. Der Adel spöttelte, die Städte klagten und murrten — demohngeachtet ließ sich Carl nicht irre machen, sondern gieng nach Teutschland zur Krönung, welche denn auch am 22. Oktbr. 1519 mit einer Pracht vollzogen wurde, die den Spaniern auf der andern Seite wiederum sehr schmeichelte.

Auf seinem ersten Reichstage, den er zu Worms hielt, wurde das abermahls eingegangene Kammergericht wieder hergestellt, und ein neues Reichsgericht angeordnet, welches den Nahmen: des Kaisers Regiment im heil. römischen Reiche, erhielt. Carl richtete dasselbe auf einen ganz andern Fuß ein, als sein Vorfahr. Es sollte nach seiner ausdrücklichen Bestimmung nur in seiner Abwesenheit im Reiche gelten, die Regimentsräthe durften bloß ihm allein den Eid der Treue schwören und die Erlaubniß, daß die Stände auch Mitglieder wählten, konnten diese lediglich als ein Zeichen seiner Gnade ansehen. *) Nach dem Reichstage gieng Carl in seine

*) Auf diesem Reichstage kam auch Luthers Religionsproceß mit dem Papste wieder in Anregung. Da

Erblande zurück, weil hier eine Empörung ausgebrochen war, die der König in Frankreich heimlich begünstigte, daher es auch gar nicht lange dauerte, daß Carl dem Könige von Frankreich selbst den Krieg erklärte. In Teutschland blieb es auch nicht ruhig — und die erste Veranlassung hiezu war abermahls die Türkennoth. Denn Sultan Soliman hatte, trotz des mit den Ungarn geschlossenen Waffenstillestandes die Stadt Belgrad belagert und sie (1521) auch erobert. Diese Begebenheit verursachte in dem teutschen Reiche eine allgemeine Erschütterung, weil Belgrad gleichsam die Thüre nach Teutschland war. Um Maaßregeln zu treffen, schrieb der Kaiser einen Reichstag zu Nürnberg (1522) aus, die Stände kamen zusammen und harrten ängstlich der Entscheidung; leider aber blieb sie auch diesmahl aus, weil in dem Innern des Reichs eine Fehde ausbrach, welche die Augen der Stände von den Türken abzog, und diesem Kriege zuwandte.

---

jedoch diese wichtige Sache von mir in einem eigenen Buche, unter dem Titel: Luthers Leben und Thaten ꝛc. welches in Rücksicht des Vortrags ganz mit dem gegenwärtigen Buche zusammenhängt, beschrieben worden ist, ich aber aus Mangel des Raums jedes Plätzchen sorgsam sparen muß, so sehe ich mich genöthigt, meine Leser auf dieses Büchelchen zu verweisen — mithin laß' ich die Geschichte der Reformation hier gänzlich weg, und berühre sie nur da, wo es nothwendig ist, um den Zusammenhange der Geschichte des teutschen Reichs nicht zu schaden.

D. H.

Wenzel. Wer erregte denn diese Fehde?

Pastor. Ein berühmter Edelmann, Franz von Sickingen. Er erklärte dem Churfürsten von Trier, wahrscheinlich um den Vertheidiger Luthers, dessen eifriger Anhänger er war, einen Weg zu den fetten geistlichen Pfründen zu bahnen, den Krieg. Der Churfürst, der, so wie Sickingen, auf die göttlichen Ermahnungen des Reichsregiments nicht achten wollte, schloß mit dem Churfürsten Ludwig von der Pfalz und dem Landgrafen Philipp von Hessen ein Bündniß und belagerte 1523 Landstuhl (im Wasgau bei Zweibrücken). Sickingen selbst wurde nachher gefangen, und starb bald darauf.

Luthers Reformation verbreitete sich immermehr; überall fand sie Anhänger; man schaffte in den Kirchen die Messen und den Bilderdienst ab, ward gleichgültiger gegen die Ordensgelübde und lößte den Colibat (ehelosen Stand) der Geistlichkeit auf. Der Papst Hadrian, der diesem (wie er meinte) schrecklichen Gräuel nicht länger stillschweigend zusehen wollte, schickte einen Legaten auf den Reichstag nach Nürnberg und ließ die Stände herzlich bitten, (sonst befahl er nur) daß sie das auf dem Wormser Reichstage gegen Luther gefertigte Edikt (er war nämlich in die Reichsacht erklärt worden) vollziehen möchten. — Die Stände thaten aber nichts weiter, als daß sie die ganze Klage gegen Luther einem Conzilium, das nächstens gehalten werden sollte, aufsparten.

Das Reichsregiment, welches Carl auf eine ihm eigene Art wieder erneuert hatte, schuf mancherlei Mißvergnügte; — die Stände, besonders Trier, Pfalz und Hessen beschuldigten dasselbe der Partheilichkeit und meinten, daß es sich die tadelnswürdigsten Eingriffe in ihre Rechte erlaube. Als daher 1524 ein neuer Reichstag zu Nürnberg gehalten wurde, trug man allgemein und mit heftiger Erbitterung auf die Auflösung dieses Reichsregiments an. Der Erzherzog Ferdinand, Carls Bruder, der im Nahmen des Kaisers erschien, widersprach zwar diesem Ansinnen, allein seine Stimme war zu schwach, um durchzudringen — kurz das Reichsregiment wurde förmlich aufgehoben. Ferdinand drang, als diese Sache abgethan war, von neuem auf die Vollstreckung des Wormser Edikts, doch auch diesmahl hörte man nicht darauf, weil die Stände einmüthig ein Conzilium verlangten, auf welchem der Papst die biblische Rechtmäßigkeit seiner Satzungen, besonders aber seiner göttlichen Unfehlbarkeit (Infallibilität) beweisen sollte. Ihr könnt leicht denken, daß dem heil. Vater bei diesem Rechtsschlusse nicht wohl ward, da die Forderung seine Kräfte überstieg und schnurstracks gegen seinen apostolischen Willen stritt.

Luthers kühner Schritt reizte einen andern Gottesgelehrten in der Schweiz zu einem ähnlichen Unternehmen. Wissen Sie etwa, Herr Cantor! wer dieser Mann war?

Säuberlich. Wenn ich nicht irre — Ulrich Zwingli.

Pastor. Ganz Recht. Dieser Mann trat mit ungemeinem Muthe in seiner Gemeinde auf und predigte öffentlich gegen die Irrthümer der römischen Kirche. Zwingli meinte es so gut und aufrichtig, wie Luther, mit der Verbesserung der Kirche; das Wohl der Menschheit lag beiden gleich theuer am Herzen, aber nicht in eben dem Maaße einem Schwärmer, der zwar auch in ihre Fußstapfen zu treten wünschte, aber die Aufmerksamkeit der Welt auf eine ganz andere und zweideutige Art auf sich lenkte. — Dieser Schwärmer, der geheime Unterredungen mit den Engeln und mit Gott selbst, besonders aber die Nothwendigkeit eines Reiches, vorgab, worinnen die Frommen ganz allein das Regiment führen sollten, hieß Thomas Münzer und stand als Pfarrer zu Alstädt in Thüringen. Da sich seine Lehre mit den politischen Gesetzen durchaus nicht vertrug, so nahm man ihm seine Stelle. Er verließ Alstädt und wanderte nach Mühlhausen, wo man ihn auch aufnahm. Münzers hier fortgesetzte Predigten, die gewöhnlich von der Gleichheit der Stände handelten, machten hauptsächlich auf den unter dem weltlichen Drucke seufzenden Bauernstand tiefen Eindruck. Bald verbreiteten sich folgende Grundsätze unter ihnen: Wir wollen uns unsere Geistlichen selbst wählen — wir geben keinen Zehenden mehr, außer den vom Korne — wir wollen frei seyn und nur der Obrigkeit gehorchen, die uns nicht drückt — wir

sind, so gut, wie die großen Herren, Eigenthümer der Jagd, denn Gott hat die Thiere auf dem Felde auch für den Bauer geschaffen — wir wollen uns von allen Frohnen frei machen ꝛc. ꝛc. Diese Grundsätze verbreiteten sich in kurzem nicht nur durch Thüringen und Sachsen, sondern auch in Schwaben und den angrenzenden Ländern fanden sie eine Menge Anhanger. Plötzlich stand ein Haufen bei Biberach (in Schwaben) ein anderer im Allgau, ein Dritter am Kostnitzersee unter den Waffen, mit dem festen Entschlusse, ihre unterdrückte Freiheit mit Gewalt zu erkämpfen. Die Bauern in Franken, am Rhein und in Thüringen folgten bald nach.

Niklas. Suchte man denn diesen Aufruhr nicht in der Geburt zu ersticken?

Pastor. Allerdings bemühete man sich darum, auch wurde wirklich ein Waffenstillestand zu Stande gebracht, doch er blieb ohne Erfolg. Die Bauern, welche ihre gerechte Sache dadurch gehemmt glaubten, brachen ihn von selbst, und verbanden sich, mit dem heiligen Versprechen, für ihre Freiheit zu leben und zu sterben, bald darauf auf das innigste.

Ulrich. Wie stark war wohl die Bauern-Armee?

Pastor. Sie belief sich ungefehr auf 40,000 Mann. Da sich die Rotten von Tag zu Tag vermehrten, so rückte der schwäbische Bund gegen sie an. Bei Elchingen (ohnweit Ulm in Schwaben) wurde der größte Theil niedergehauen, die Armee in

Algau ergab sich — die übrigen in Franken und am Rhein hatten ein ähnliches Schicksal, sie wurden vor Pfalz und Trier in die Flucht geschlagen.

Hans. Nun verlohr Thomas Münzer gewiß den Muth.

Pastor. Ach nein! Die Hofnung hielt ihn noch immer empor und öfnete seinen Wünschen eine glänzende Zukunft. In dieser Hinsicht verband er sich mit einem gewissen Pfeifer. Beide rückten aus. Pfeifer ging mit seiner Bauern Armee ins Eichsfeld (eine Gegend zwischen Thüringen, Hessen und Grubenhagen) und verheerte Kirchen und Schlösser. Münzer folgte ihm mit 200 Mann nach. Zwischen ihm und den Sachsen, Hessen und Braunschweigern fiel endlich ein Treffen bei Frankenhausen in Thüringen vor, in welchem 5000 Bauern auf dem Platze blieben. Mehrere, nebst Münzer und Pfeifer, wurden gefangen und in Frankenhausen enthauptet. Die eifrigen Catholiken freueten sich, daß sie bei diesem Aufruhr eine schickliche Gelegenheit fanden, die gesammte Menschheit gegen Luthern aufzuhetzen, denn sie behaupteten laut und öffentlich, daß nur Er die Ursache dieser Rebellion sey, ach! und niemand war wohl unschuldiger als dieser fromme Mann. Statt die Bauern aufzuwiegeln, schrieb er öffentlich gegen die Rebellen und forderte sogar die teutschen Fürsten auf, gegen sie das Schwerdt zu ergreifen.

In eben diesem merkwürdigen Jahre (1525) trug sich eine andere Begebenheit zu, die allerdings

eine Folge von Luthers Reformation war und allgemeines Erstaunen erregte. Der Hoch- und Teutschmeister, Markgraf Albrecht von Brandenburg verabschiedete auf ewig sein Ordens-Gelübde, entsagte dem römisch-katholischen Glauben und verwandelte das Teutschordens-Land Preussen in ein weltliches und erbliches Herzogthum. Die Catholiken fürchteten bei solchen Umständen das Allerunangenehmste, was sie nur befürchten konnten — Nachahmung anderer Fürsten. Und da hatten sie denn nun freilich nicht Unrecht; der Glaube ihrer Kirche, den sie bisher so warm vertheidigt hatten, wurde angefochten, der Pabst rückte der Gefahr, seinen Einfluß auf das politische Regiment zu verliehren, immer näher — mithin mußte ein fester, sicherer Entschluß gefaßt werden, um diesem Uebel entgegen zu steuern. Mehrere katholische Fürsten (Georg von Sachsen, Albrecht von Mainz, Heinrich von Braunschweig und der Bischof von Strasburg) kamen in Dessau (an der Elbe, ohnweit Wittenberg) zusammen und wurden hier mit einander einig, daß sie diese traurige Lage des Reichs dem Kaiser vorstellen wollten, damit dem Bauern-Aufruhr, der kaum gestillt sey, nicht Aufruhr unter den Grossen folge. Der Churfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen, welche diese Zusammenkunft auf die Ausrottung des lutherischen Glaubens deuteten, machten in Torgau, sechs Meilen von Leipzig, ein Gegenbündniß, dem bald mehrere Fürsten im Jahre 1526 beitraten. Alle freueten sie sich nun

auf den Reichstag zu Speyer, der noch in diesem Jahre gehalten, und auf dem die Streitigkeit mit den Lutheranern und Catholiken entschieden werden sollte. Diese Hofnung aber blieb unerfüllt. Der Kaiser bezog sich aufs neue auf das Wormser Edikt und forderte von den Ständen dessen Vollstreckung so lange, bis er mit dem Pabste eine Kirchenversammlung verabredet habe. Carl hatte den König von Frankreich besiegt, die Venetianer zur Ruhe verwiesen und in Bononien von dem Pabste die Kaiserkrone empfangen, als er nach Teutschland zurückkehrte, um auf einem Reichstage, da er ein allgemeines Conzilium nicht hoffen durfte, den Religions-Irrungen auf immer ein Ende zu machen. Im Jahr 1530 wurde dieser Reichstag zu Augsburg wirklich eröfnet. Die Lutheraner sehnten sich nach diesem Tage, zitterten aber auch zugleich davor, — den Catholiken mocht' es wahrscheinlich nicht besser ergehen, wiewohl sie in Absicht der vom Kaiser mit dem Pabste zu Barzellona in Spanien geschlossenen Freundschaft mehr zu hoffen als zu fürchten hatten. Luther schickte, da er wegen der Acht nicht selbst nach Augsburg reisen durfte, seinen Freund Melanchthon dahin. Dieser junge, gelehrte Mann hatte im Nahmen Luthers verschiedene Glaubensartikel aufs Papier geworfen (welches man hernach die Augsburgische Confession (Bekenntniß) nannte) die dem Kaiser vorgelesen und zur Prüfung dargelegt wurden. Der Kaiser hörte sie aufmerksam an, machte aber am Ende den Reichsschluß, daß allen

Verehrern der neuen Lehre eine Frist bis zum 15ten April des folgenden Jahres offen stände, binnen der sie ohne Ahndung in die Arme der rechtgläubig-katholischen Kirche aufgenommen, oder dann auf ewig ausgeschlossen und mit Feuer und Schwerdt gedemüthiget werden sollten!

Bald darauf schrieb Carl einen neuen Reichstag zu Cöln am Rhein aus, auf dem er seinen Bruder Ferdinand zum römischen König mit der Erklärung vorschlug, daß, da er selbst wegen der Entfernung seiner übrigen Länder vom teutschen Reiche, nicht immer in Teutschland gegenwärtig seyn könnte, sein Bruder die Sorge über diesen ihm so liebgewordenen Staat übernehmen sollte. Dem Kaiser ging diese Behauptung wohl schwerlich von Herzen, sie war vielmehr eine Schmeicheley, um die Churfürsten für seinen Bruder zu gewinnen. Ohngeachtet nun mehrere Fürsten, besonders unter den Lutherisch-Gesinnten, auftraten, die diesem Ansinnen geradezu widersprachen; so wurde dennoch 1531 Ferdinand von Hungarn und Böhmen zum römischen König gewählt, und dadurch dem Reichs-Regiment ein Ende gemacht.

Von Ferdinanden, der, wie sein Bruder der katholischen Religion ergeben war, durften die Anhänger Luthers nur wenig hoffen, sie waren deshalb mit seiner Wahl äusserst unzufrieden. Diese Unzufriedenheit äußerte besonders Herzog Wilhelm von Bayern, der den neuen römischen König um so mehr haßte, da er mit Ferdinanden zugleich Ansprüche auf

die böhmiſche Krone gemacht und hernach abgewieſen worden war. Die Proteſtanten (ſo nannte man Luthers Anhänger *) kamen daher in Schmalkalden zuſammen, wo ſie einen Bund ſchloßen, der ihnen, Ferdinand möchte auch unternehmen, was ihm beliebte, bei der reinen Lehre Luthers zu leben und zu ſterben gebot.

Peris. Wer waren denn die Theilnehmer dieſes Bundes?

Paſtor. Der Churfürſt zu Sachſen, Johann, der Markgr. v. Brandenburg, Georg, der Landgraf zu Heſſen, Philipp und andere. Auch der König von Dänemark, Friedrich, und der Herzog von Meklenburg wurde dazu eingeladen, aber dieſe traten dem Bunde nicht bei.

Was die Proteſtanten vom Kaiſer Carl kaum vermuthet hatten, geſchah jetzt zu ihrem großen Erſtaunen. Er äußerte plötzlich mildere Geſinnungen, inzwiſchen mochten dieſe nicht ſo wohl aus ſeinem Herzen, als vielmehr aus der Nothwendigkeit entſpringen, da die Türken ſich zu einem neuen Zuge wider ihn rüſteten und Hungarn aufs neue in Gefahr war. Carl bedurfte, um Solimans Stolz zu demüthigen, der Hülfe des teutſchen Reichs — es würde alſo ſehr unklug geweſen ſeyn, wenn er in einer ſo zweideutigen Lage die Bewohner dieſes Landes auf die entfernteſte Weiſe hätte beleidigen oder drücken wollen. Zugleich bat er die Proteſtanten in einem eigenen Schreiben, daß ſie ihm bei dem gegenwärtigen Kriege ihre Hülfe nicht

*) ſ. Luthers Leben, Seite 87.

verſagen möchten, und bot ihnen den Frieden oder einen Vergleich an, bis man die Streitigkeiten auf einem Conzilium völlig ausgeglichen haben würde. Die Proteſtanten weigerten ſich nicht im mindeſten, dem Willen des Kaiſers Genüge zu leiſten, ob man gleich bei einer Zuſammenkunft in Nürnberg von beiden Seiten heftig ſtritt; — indeſſen kam der erſte Religionsfriede doch glücklich zu Stande und Ferdinand ſtellte den Türken kurz darauf ein wackeres Heer entgegen, welches den Feind gänzlich aufs Haupt ſchlug. Carl gieng nun nach Italien, um noch einen Verſuch zu machen, ob es ihm gelingen möchte, den Papſt zu einem Conzilium zu vereden. Der Papſt hörte ihn auch geduldig an, gab ihm eine bejahende Antwort, die aber eben ſo viel als eine verneinende bedeutete, weil er am allerbeſten wußte, daß Niemand mehr als — er dabei verlieren konnte.

An dem ſchwäbiſchen Bunde hatte der Kaiſer bis jetzt eine ſtarke Stütze gehabt — um ſo größer war ſein Schrecken, als Philipp von Heſſen, der ein Glied des ſchmalkaldiſchen Bundes war, es bei den Häuptern des ſchwäbiſchen ſo weit brachte, daß er im Jahre 1533 wirklich aufgelöſt wurde. Kaum war dieß geſchehen, als Philipp mit einem Heere von 20,000 Mann ins Wirtembergiſche einfiel, um ſeinen Vetter Ulrich, den man aus ſeinem Lande vertrieben hatte, wieder einzuſetzen. Ferdinand, der jetzige Beſitzer von Wirtemberg, wandte alle ſeine Kräfte an, um Philipps Truppen zurückzujagen, aber

das Blättchen wandte sich — Phlipp schlug seine Truppen bei Laufen am Flusse Nekkar in Schwaben) völlig in die Flucht und Ferdinand bot 1534 die Hand zum Frieden. Dieser Friede ward zu Caden (in Böhmen am Egerfluß) geschlossen und darinnen zugleich ausgemacht, daß nicht nur der Nürnberger Religionsfriede von allen Ständen gehalten, sondern auch alle Prozesse am Cammergericht gegen die Protestanten eingestellt werden sollten, u. s. w. Ulrich von Wirtemberg erhielt sein Land wieder und Ferdinand führte nur den Titel davon fort.

Indessen die Protestanten die Früchte des Religionsfriedens zu genießen anfiengen, stieg der Unfug einer Sekte in Westphalen, die sich Wiedertäufer nannte, auf den höchsten Gipfel. In Münster liefen sie, gleich besessenen Menschen, umher, mordeten und verübten Grausamkeiten aller Art. An ihrer Spitze stand ein Schneider aus Leiden, Johann Beukels; dieser setzte, um sich zum König zu machen, den Bischof ab und jagte die Domherren zur Stadt hinaus. Mit Hülfe einiger benachbarten Fürsten schloß der Bischof die Stadt ein und belagerte sie 16 Monate lang. Nur als die Hungersnoth darinnen über Hand nahm, wurde sie durch Verrätherei eingenommen. Wisset ihr denn eigentlich, was die Wiedertäufer für Leute waren?

Viele. Nein!

Pastor. Die Wiedertäufer glaubten, daß die sichtbare Kirche auf Erden in lauter Frommen bestehe und daß alle Strafen, die nur den bösen

Menschen zukämen, wegfallen müßten. Wer sich nun zu dieser neuen Lehre bekannte, wurde noch einmahl getauft — daher kommt der Nahme: Anabaptisten oder Wiedertäufer. Einer ihrer ersten Lehrer hieß Menno Simon, der vormahls in Friesland katholischer Prediger war; nach diesem werden sie auch Mennoniten genannt.

Er hat jedoch vor dem Johann von Leiden das Verdienst, daß er die Glaubens-Artikel der Sekte von vielen seltsamen Irrungen säuberte und in Holland eine ruhige Aufnahme fand.

Die Lage der Protestanten verbesserte sich, da auch diese Unruhe nieder gedämpft war, von Tag zu Tage, wozu denn die Abwesenheit des katholisch-gesinnten Carls, der sich in Afrika befand, wo er mit dem General der Türken, dem Hariaden Barbarossa, in einen Krieg verwickelt war, sehr viel beitrug. Bald darauf befehdete ihn der König von Frankreich wegen Mailand. — Auch starben zwei der gefährlichsten Gegner des Lutherthums, der Churfürst Joachim von Brandenburg und Herzog Georg von Sachsen in Leipzig. Die Zahl ihrer Anhänger nahm an Wachsthum und Stärke zu. Mehrere Herzogthümer, Fürstenthümer und Grafschaften schlugen sich zu ihrem Glauben und endlich trat auch der vorher so wankelmüthig gewesene König von Dänemark auf ihre Seite. Seinem Beispiele folgte der König von England, er verließ die päpstlichen Irrthümer, nahm den evangelischen Glauben an, und führte denselben in seinen Staaten ein.

Während dieß geschah, hatte endlich Carl bei dem Papst Paul III. ein Conzilium gleichsam herausgebettelt, aber wie sehr erschraken die Protestanten (im Grunde hätten sie es leicht vermuthen können) als sie hörten, daß dieß Conzilium in Mantua (in Italien) gehalten werden solle. Mehrere zitterten davor; viele spotteten und lachten darüber, und einige streueten sogar lächerliche, pasquillartige Gedichte auf dieses Conzilium durchs ganze teutsche Reich aus. Der Kaiser erfuhr dieß alles wieder und schwieg; sein Kanzler Held aber schloß, als er merkte, daß die Protestanten seit dem Religionsfrieden an Kraft und Muth, so wie an Bekennern ihrer Lehre gewonnen hatten, 1538 zu Nürnberg einen heiligen Bund gegen sie, vermöge dessen sich die katholischen Fürsten anheischig machten, die Protestanten ihrer Lehre wegen zwar nicht zu befeinden, dennoch aber treu und fest, gegen alle Anfechtungen, an der ihrigen zu hangen. Die Herzöge von Baiern und Braunschweig (Ludwig und Heinrich) ernannte man als Obristen dieses Bundes.

Der Kaiser, der von der Stiftung dieses Bundes nicht das geringste gewußt hatte und daher auch den eigenmächtig handelnden Kanzler absetzte, ließ den Protestanten aufs neue versichern, sie möchten nichts fürchten, sondern sich vielmehr überzeugt halten, daß er nichts sehnlicher wünsche, als den Frieden. Um jedoch so viel als möglich die Hauptirrungen und Klagen beider Partheien zu beseitigen, schlug er ein allgemeines Religionsgespräch zu Ha-

genau (im Niederelsas) (1540) vor. Das Gespräch kam zwar zu Stande, es blieb aber, wie jedes Gespräch dieser Art schon bewiesen hatte, ohne allen Erfolg. Man zankte und schimpfte sich, ward hitzig und gieng, ohne etwas gethan zu haben, wieder von einander. Der römische König Ferdinand hielt bald darauf ein zweites zu Worms, wobei auch ein päpstlicher Legat (Kampegi war sein Nahme) erschien, der bei dem erstern gefehlt hatte. Mit ihm kam der berühmte Peter Faber, ein Jesuit, (welcher Orden,*) man nannte ihn auch die Gesellschaft Jesu, erst vor kurzem gestiftet worden war.) Er stellte sich als den päpstlichen Geschäftsträger dar, welcher von dem heil. Vater ins geheim den Auftrag erhalten hatte, alle Verhandlungen genau zu beobachten und sie dann in dem heil. Schooße der Kirche niederzulegen.

Der Papst arbeitete jetzt aus allen Kräften, den Krieg des Kaisers mit dem Könige von Frankreich zu beendigen, um den erstern alsdann zu einer Fehde gegen die Protestanten anzuspornen. Da nun bald darauf das Wormser Religionsgespräch nach Regensburg, wo es sich mit dem Reichstage verbinden sollte, verlegt wurde, so erhielt der Legat geheime Aufträge, das Seinige zur Ausführung dieses schön glänzenden Planes beizutragen. Auch empfieng er die Weisung, daß er das Gespräch, wenn es für die katho-

*) Der Stifter dieses Ordens war Ignaz von Loiola, ein spanischer Edelmann.

lische Kirche eine unangenehme Wendung nähme, sogleich unterbrechen, und berufe man sich dann auf ein Conzilium in Teutschland, demselben durchaus widersprechen sollte.

Säuberlich. Nun, und das Resultat aus allem war —?

Pastor. Das Gewöhnliche. Man stritt und biß sich lange herum, gewann nie festen Fuß und berief sich am Ende auf eine allgemeine Kirchenversammlung.

Niklas. Wie benahm sich denn der Kaiser dabei?

Pastor. Aus politischen Gründen äußerst klug. Er betrug sich sanft und nachgebend gegen die Protestanten, denn er bedurfte die Hülfe des teutschen Reiches gegen den von den Türken gesetzten König in Hungarn, Johann v. Zapolia. Dieser war zwar gestorben und hatte noch bei seinen Lebzeiten den König Ferdinand zu seinem Nachfolger ernannt, allein nach seinem Tode erklärte sichs, daß er das Reich seinem einzigen Sohne zugedacht hatte, der auch auf Fürbitte seiner Gemahlinn die Turken in ihren Rechten zu schützen suchte.

Die Protestanten, welche ihre Truppen vielleicht zur Fortsetzung ihrer Religionsfreiheit selbst bedurften, weigerten sich, des Kaisers Wunsch zu gewähren. — Ferdinand war darüber in nicht geringer Verlegenheit und um seinen Zweck zu erreichen und die Protestanten zu seinen Absichten zu gewinnen, schos er den Termin des Nürnbergischen

Religionsfriedens noch auf 5 Jahre hinaus, statt daß er ohne diesen Aufschub schon in einigen Monaten zu Ende gewesen seyn würde. Ferdinand empfieng nun ohne Sträuben eine sehr ansehnliche Macht, mit welcher er den Türken füglich trotzen konnte.

Während Carl nach Beendigung der Kriege in Afrika mit dem Könige in Frankreich, in Hinsicht Mailands in neue Zwistigkeiten gerieth und sein Bruder Ferdinand gegen die Türken in Hungarn focht, eröfnete sich auch in Teutschland ein neuer Kriegsschauplatz, auf dem sich der Herz. Heinrich v. Braunschweig mit den Anhängern des schmalkaldischen Bundes herumtummelte. Dieser Herzog Heinrich war ein abgesagter und geschworner Feind des Lutherthums; alle Protestanten haßten ihn auf das bitterste. Da nun die Stadt Goslar, welche dem schmalkaldischen Bunde zugethan war, und mehrere geistliche Güter ungefragt eingezogen hatte, von dem kaiserlichen Cammergericht in die Acht erklärt worden war, so erhielt Heinrich den Auftrag zur Vollziehung dieses Geschäfts. Ohngeachtet nun der Kaiser Carl und sein Bruder Ferdinand diese Acht aufhoben, so kehrte sich doch Heinrich nicht im mindesten daran, sondern fuhr fort, das arme Goslar auf das schrecklichste zu beunruhigen. Goslar bat darauf den schmalkaldischen Bund um Hülfe; der Bund fiel mit 19,000 Mann in die Braunschweigischen Länder, jagte den Herzog fort und führte die Reformation in allen seinen Staaten ein. Das Cammergericht

wollte sich dagegen stemmen, allein die Protestanten, die mit diesem Gerichte schon lange höchst unzufrieden gewesen waren, hörten nicht darauf, und forderten, um ihren ungerechten Eingriffen in weltliche und geistliche Händel ein Ende zu machen, den Kaiser sowohl, als auch den römischen König, zu einer allgemeinen Visitation (Untersuchung) dieses Gerichts auf. Beide versprachen dieß — allein da es bis jetzt nie geschehen war, so halfen sich die Protestanten selbst, hörten, auf ihre innere Gewalt trotzend, nicht mehr auf die Urtheilssprüche dieses Gerichts, und setzten es gar ab.

So gewiß nun die Protestanten in ihrer Sache zu seyn schienen, so zog sich doch bald ein neues Wetter über sie zusammen, das ihren Häuptern fürchterlich drohete. Carl, der sich bis jetzt gegen die Protestanten äußerst sanft und mild betragen hatte, zog nun allmählig die Larve vom Gesichte und zeigte klar, daß seine Sanftmuth nichts als Verstellung gewesen sey. Er hatte diese Larve vorgebunden, um seine Feinde bei den ihn umringenden Kriegen, in gutem Vernehmen zu erhalten. Jetzt da er, losgekniipft von allen Zwistigkeiten, nach Teutschland zurückkehrte, zeigt' er seine wahren Gesinnungen — behauptete, daß er durch die öftern Weigerungen der Protestanten in den Religionsgesprächen und auf den Reichstägen, wo in Güte mit ihnen nichts auszurichten gewesen sey, endlich den Entschluß gefaßt habe, die Abtrünnigen mit Feuer und Schwerdt in den alleinseligmachenden Schoß der katholischen Kirche zurück-

zuführen. Dem Papſte war dieſer Entſchluß eine wohlklingende Neuigkeit; er ſchickte, um auch das Seinige hiebei zu thun, den Cardinal Farneſe nach Teutſchland, und machte die Proteſtanten durch allerhand Lügen und poßhafte Erdichtungen noch verhaßter. Er ſuchte dem Kaiſer unter andern mit Gründen zu beweiſen, daß ſie ganz allein die Urſache wären, warum der ſchwäbiſche Bund aufgelößt worden ſey, daß ſie den von ihm geächteten Herzog von Wirtemberg wieder in ſein Land eingeſetzt, den ſchmalkaldiſchen Bund geſtiftet, welcher ſeiner Macht und ſeinem Anſehen durch tägliche Verſtärkungen am Ende noch ſpotten werde, und das Reichskammergericht ohne ſeine Erlaubniß, eigenmächtig getrennt hätten.

Perls. Nun bin ich doch begierig, was der Kaiſer zuerſt vorgenommen haben mag?

Paſtor. Das Erſte, was er that, war, daß er auf die Auflöſung des ſchmalkaldiſchen Bundes drang. —

Perls. Wahrhaftig, das hab' ich mir vorgeſtellt.

Paſtor. Er ließ deshalb an alle Große des teutſchen Reichs ein Schreiben ergehen, worinnen er dieſe Forderung that. Viele hörten gar nicht drauf, nur ſehr wenige wurden wankelmüthig. Dennoch glückt' es ihm bei einzelnen Fürſten, die mit Vergnügen in ſeine Dienſte traten und ſich an ſein Heer gegen die Proteſtanten anzuſchließen verſprachen.

Carl schloß nun, da ihm die Zukunft so glückliche Aussichten öfnete, im Jahr 1546 mit dem Herzog Moritz von Sachsen, zu Regensburg ein Bündniß und machte seinem neuen Waffengenossen die glänzendsten Versprechungen. Moritz hieng mit glühender Freude an dieser Versicherung und wünschte sich Glück, des Kaisers Vertrauen und Freundschaft zu genießen, denn er war ein sehr ehrgeiziger Mann. Vielleicht schmeichelte sich Moritz schon damahls mit der sächsischen Churwürde, die er als eine Belohnung seiner Treue angesehen haben würde, da er dem Kaiser in dem Kriege gegen die Franzosen unentgeldlich gedient hatte — daß er sie wünschte, war auch schon in der Hinsicht sehr wahrscheinlich, da er den Churfürst von Sachsen haßte. Carl rüstete sich zum Kriege; die Protestanten thaten das nämliche. Dem schmalkaldischen Bunde waren zwar sehr viele Fürsten untreu geworden, dennoch blieb er noch stark genug, um es mit dem Kaiser zu wagen.

Niklas. Wer rechnete sich denn jetzt noch dazu?

Pastor. Der Churfürst von Sachsen, der Landgraf von Hessen, der Herzog von Wirtemberg und mehrere oberländische Städte. Die oberländischen Truppen besetzten in aller Eil Tyrol, um der päpstlichen Armee, die zu den kaiserlichen Truppen stoßen sollte, den Einmarsch nach Teutschland zu verwehren. Der berühmte General Schertlin führte diese Truppen an und zog sich dann an die Donau

zurück, wo er sich mit den churfürstlichen und landgräflichen Truppen vereinigte.

Eh die letztern noch auszogen, schrieben sie an den Kaiser einen harten Brief, worinnen sie ihm bewiesen, daß sie nichts weniger als ungehorsam gegen ihn wären (wie er sie dessen wohl beschuldigt hätte) daß er aber sich zum Zweck gemacht zu haben schien, die Freiheit des teutschen Reiches zu unterdrücken. Der Lohn für dieses Schreiben war die kaiserliche Achtserklärung, worauf diese beiden Fürsten dem Kaiser allen fernern Gehorsam aufkündigten.

Inzwischen hatten die italienischen Truppen auf einem andern Wege Gelegenheit gefunden, sich mit Carls Armee zu verbinden. Nun rückt' er mit allem Eifer vor, nahm die Städte Donauwerth, Dillingen und Lauingen weg, während der Herzog Moritz und der römische König Ferdinand in Friedrichs Churlande eingefallen waren. Da jene nun zurückeilten, um das Land von Moritzens Verheerungen zu reinigen, fiel es dem Kaiser nicht schwer, Bopfingen, Nördlingen, Ulm, Heilbrunn, Ravensberg, Kempten u. s w. wegzunehmen. Viele von diesen Städten weigerten sich auch keinen Augenblick, dem großen, glücklichen Sieger die Thore zu öfnen — die meisten aber erkauften den Frieden sehr theuer. Ulrich von Wirtemberg erhielt unter der Bedingung, daß er den Kaiser als seinen Herrn erkenne und dem schmalkaldischen Bunde entsagte, Gnade; der Churfürst Herrmann von Cölln aber

mußte auf ſeine Churwürde Verzicht leiſten und ſich auf ſeine Familiengüter zurückziehen.

Als Friedrich nach Sachſen zurückkehrte, um Moritzen aus dem Lande zu jagen, hatte ſich dieſer bereits der Städte Plauen, Zwickau, Schneeberg, Altenburg, Torgau u. a. bemächtiget; nur Gotha, Eiſenach und Wittenberg waren ihm noch geblieben. Er rückte dem Heere des römiſchen Königes, das der Markgraf Albrecht von Brandenburg mit 7000 Mann verſtärkt hatte, muthig auf den Hals und ſchlug es bei Rochlitz. Dieſer erſte glückliche Sieg verfolgte ihn überall, wo er hinkam. Moritzen ſchien auf einmahl das Glück verlaſſen zu haben und Ferdinand lebte überdieß mit ſeinen Böhmen, die mit Sachſen in einer Erbeinigung ſtanden, in Zwiſt — ſie hielten den ganzen Krieg für unerlaubt, dachten an die Quelle, aus der er entſprungen war und zugleich an den Märtyrertod ihres ehrlichen Kuß und ſchloſſen zu Prag 1547 einen Vertrag, worinnen ſie ihre Freiheit gegen jeden zu ſchützen, ſich verbanden, der ſie ſo anfechten würde, wie Ferdinand und Moritz die Sachſen. Als der Kaiſer hörte, wie die Sachen ſtanden, eilt' er ſelbſt nach Sachſen, um die ihm ſo ſehr verhaßten Fürſten zu demüthigen. Er zog nach Mühlberg, wo damahls der Churfürſt ſtand, und griff ihn an, Friedrich wurde völlig geſchlagen und gerieth ſogar in Gefangenſchaft.

Von Mühlberg marſchirte Carl nach Wittenberg, wo er dem gefangenen Churfürſten den Kopf abſprach; allein das Urtheil wurde auf Fürbitten

des Churf. Joachim v. Brandenb. dahin gemildert daß Friedrich auf die Churwürde nicht nur Verzicht leisten, sondern auch die Festungen Gotha und Wittenberg freywillig übergeben mußte. Die Churwürde und die dazu gehörigen Länder empfieng aus des Kaisers Händen der Herzog Moritz; der entsetzte Churfürst, der trotz seiner Entsagung noch immer in der Gefangenschaft des Kaisers blieb, behielt die Städte Weimar, Jena und einige andere Oerter, nebst 50,000 Mißn Gulden jährlicher Einkünfte.

Säuberlich. Was wurde denn nun aus dem hessischen Landgrafen?

Pastor. Dieser hatte das nämliche Schicksal, wie Friedrich. Er mußte, da er allein nichts mehr wagen konnte, sich dem Kaiser auf Gnad' und Ungnade ergeben und blieb, als er die nämlichen Bedingungen unterschrieben hatte, die der Herzog von Würtemberg nicht lange vor ihm eingegangen war, Gefangener im Lager. Auf diese Art war der dem Kaiser so lästige schmalkaldische Bund so gut als aufgelößt.

Im Jahr 1546 kam auch ein Conzilium zu Trient (nahe an Tirol) zu Stande. Des Papstes Absicht war es inzwischen gar nicht, hier eine Kirche reformation einzuleiten, er hatte vielmehr das gute Zutrauen, daß man, wie gewöhnlich, über gleichgültige Dinge zanken und streiten und dann unverrichteter Sache aus einander gehen würde. Allein damahl hatte sich der heil. Vater gewaltig geirrt — die Legaten selbst handelten seiner Absicht schnurstraks

zuwider und fiengen mit aller Kraft an, Glaubenssätze zu untersuchen und selbige zu entscheiden. Kaum hatten sie damit begonnen, als sich der schmalkaldische Krieg erhob — Das Conzilium, hieß es nun, sey wegen der in Tyrol ausgebrochenen Unruhen in Trient nicht mehr sicher und als kurz nachher sogar eine pestartige Krankheit dort zu wüthen begann, so war dieß ein neuer Grund der Legaten, warum sie das Conzil über Hals und Kopf nach Bononien verlegten. Die wahre Ursache, warum dieß alles geschah, war wohl eine ganz andere, als die Kriegsunruhen und die Pest — sie lag in der Schwächlichkeit des Papstes, die ein baldiges Absterben verkündigte — wie nun, wenn der Papst starb und die Legaten waren nicht gleich bei der Hand? Wie? wenn die weltlichen Fürsten ohne ihr Zuthun einen andern heil. Vater gewählt hatten? Also nicht Krankheit, nicht Krieg, politisches Interesse allein zog das Conzil von Trient weg und transportirte es nach Bononien (oder Bologna, eine Stadt im Kirchenstaate.)

Der Kaiser erstaunte, als er die Nachricht erfuhr, denn es war seinem Interesse durchaus entgegen, daß die Kirchenversammlung auf italinischem Boden und nicht in Teutschland gehalten wurde. Er schrieb an den Papst und forderte Wiederumfang des Conzils mit der Drohung, daß, wenn seine Forderung nicht sogleich erfüllt würde, er selbst ein Conzilium festsetzen und die bisherigen Irrungen in der Kirche ausgleichen wolle. Doch seine Drohung

blieb — Drohung, der Papst kehrte sich nic
daran. Um denn doch etwas zu thun, suchte Ca
die obwaltende Religionszwietracht beider Partheie
durch das sogenannte Interim zu stillen. Di
ses Interim war ein Buch, worinnen sich ein Misch
masch von päpstlichen und evangelischen Lehren be
fand, und welches unter beiden Partheien so lang
als Richtschnur gelten sollte, bis ein neues Conzi
lium zu Stande gekommen wäre. Auch stellte er zu
eben der Zeit das Cammergericht wieder her und be
setzte die Stellen mit rechtgläubigen Katholiken.

Nicht nur dieß Benehmen, sondern auch an
dere Handlungen zeigten nach und nach deutlich, daß
ers nicht nur mit den Protestanten, sonder
auch mit dem ganzen teutschen Reiche nie von Her
zen gemeint habe. Sein ganzes Dichten und Trach
ten gieng darauf, sein Erbhaus zu vergrößern und
sich zum Monarchen der halben Erde emporzuschwin
gen. Niemand von allen Fürsten sah dieß deutlicher
ein, als der neue Churfürst Moritz. Des Kaisers
Heuchelei verdroß ihn, er schloß also heimlich mit
dem Könige von Frankreich ein Bündniß gegen den
Kaiser, und als ihm die Belagerung Magdeburgs,
einer Stadt, die sich so wie die Stadt Augsburg
gegen die Annahme des leidigen Interims sträubte,
aufgetragen wurde, so zeigte er hier, daß er dem
Kaiser nichts weniger als ergeben sey, indem er die
Belagerung ohn' allen Ernst betrieb. Der Kaiser
schöpfte Verdacht, ließ sich aber nichts merken —
Moritz hätte gern losgeschlagen, wenn er nur eine

Urſache dazu gehabt hätte. Endlich fiel ihm die Gefangenſchaft des heſſiſchen Landgrafen ein, er bat dringend um ſeine Loslaſſung und als dieſe endlich nicht erfolgte, ſo rückte er in Geſellſchaft des Markgrafen Albrechts von Brandenburg, des Herzogs Albrechts von Meklenburg, nebſt dem Sohne des gefangenen Landgrafens, Wilhelm von Heſſen, gegen den Kaiſer ins Feld. In dem Manifeſte, welches ſich die verbundenen Fürſten einander zugeſchickt hatten, wurde Carl verſchiedener Laſter beſchuldiget, die, nach ihrer Behauptung, Züchtigung verdienten. Unter andern wurde darinnen geſagt, daß Carl unter dem Scheine der Religion nicht den Nutzen Teutſchlands ſondern ſeinen eigenen bezwecke; daß er die Anhänger Luthers zu unterdrücken, und dem teutſchen Reiche ein Stück Land nach dem andern abzuzwacken ſuche und, ganz gegen ſeinen Eid bei der Krönung, eine Menge fremder Kriegsvölker nach Teutſchland gebracht habe, welche ihre fruchtbaren Felder verwüſtet, ihre Weiber geſchändet und ihre Kinder ums Leben gebracht hätten. Er ſchmälere, fuhren ſie ferner fort, die Freiheit der Reichsſtände, ſchließe die Geſandten auswärtiger Mächte von den Reichstagen aus und bedrohe ihren freien Nakken mit dem Joche ſpaniſcher Dienſtbarkeit. Dieſe und noch weit größere Beſchuldigungen füllten die Blätter des Manifeſtes und in Wahrheit nicht mit Unrecht, denn Carl hatte ſie größtentheils verdient. Der Krieg wurde nun eröfnet — Moritz marſchirte vorwärts und trieb den Kaiſer, der zu Inſpruck

(in Tyrol) am Podagra krank lag, in die Flucht. Ferdinanden, der mit den Türken aufs neue in Krieg verwickelt war, konnte nichts ungelegener kommen, als eine Fehde in Teutschland, er vermogte also jetzt für die Rettung seines Bruders nichts zu thun, weil er seine Völker für die Mohamedaner aufsparen mußte; der König in Frankreich aber nahm das Herzogthum Lothringen weg, besetzte Metz, Tull und Verdün und zog bis an den Rhein herunter. Carl war in großer Verlegenheit; rächen konnt' er sich nicht, er bot also die Hand zum Frieden, der am 16 Jul. 1552 in Passau praliminа-weise zu Stande kam. Philipp und Friedrich wurden frei, allen Feindseligkeiten ein Ziel geworfen, die Stellen des Cammergerichts sowohl mit Katholiken als Protestanten besetzt und alle andere, Carln gemachte, Beschuldigungen auf einen neuen Reichstag verschoben. Dieser zu Augsburg zu haltende Reichstag erschien endlich, und im Jahre 1555 den 25. Sptbr. mit ihm der merkwürdige Religionsfriede. Er sicherte den Protestanten ihre Freiheit und gebahr zugleich eine eigene Exekutions-Ordnung, welche die Vorschrift enthielt, wie die Kreise und Stände sich bei dem Ausbruch einer Fehde einander beispringen und sich in Verfassung setzen sollten. Die Beschwerden gegen Carln, deren Moritz und Albrecht in ihrem Manifeste Erwähnung gethan hatten, kamen zwar auch zur Sprache, doch ohne Erfolg, man ließ die Sache auf sich beruhen und dachte weiter nicht daran.

Carl hatte während seines Regiments viele süße Hofnungen genährt, mehrere waren erfüllt worden, die meisten aber sanken unbefriedigt in ihr Nichts zurück. Dieß machte ihn mißmuthig. Hier gesellte sich väterlicher Gram über die Undankbarkeit seines Sohnes Philipps, der noch bei seinen Lebzeiten mit Ungestüm Italien und die Niederlande von ihm forderte. Dieß alles b stimmte ihn denn zu einer völligen Entsagung des Regiments, er gieng voll Verdruß und innern Gram, gleich einem Schwärmer, in das Kloster St. Justus in der Landschaft Estremadura in Spanien, legte im Jahre 1558 zu Frankfurth die Regierung des teutschen Reichs in die Hände der Churfürsten nieder, und starb am 21. Sptbr., nachdem er kurz vorher lebendig sein Leichenbegängniß gefeiert hatte.

Carl war unstreitig einer der größesten Kaiser, die je über Teutschland herrschten; er b saß Muth, Entschlossenheit, Klugheit und einen durch die Wissenschaften gebildeten Verstand. Weniger kriegerisch gesinnt, würde er offenbahr für seine Staaten wohlthätiger geworden seyn, allein da mischte sich sein Ehrgeiz und seine unbezwingliche Herrschbegierde ins Spiel und — vernichtet waren alle Vorsätze der Art. Unauflöslich hieng er an dem Glauben der römischen Kirche; er haßte das Lutherthum bitter, gleichwohl will man behaupten, daß er am Ende seines Lebens anders gedacht habe, wenigstens scheint dieß aus dem Benehmen seiner Mönche zu erhellen, die ihn als einen Ketzer verschrien. Auch über die

Verschiedenheit des Glaubens fällte er in den letzten Tagen seines Lebens ein merkwürdiges Urtheil; man erzählt nämlich, daß er, als ihm zwei Uhren, die er einförmig zum Schlagen einzurichten suchte, sich nicht nach seinem Sinne bequemten, mißvergnügt ausrief: Hm! du Thor! Einst wolltest du die Menschen zur Einförmigkeit des Glaubens zwingen und vermagst dieß nicht einmahl bei diesen Uhren!

Schon bei Carls Entsagung des Throns regierte Ferdinand, als römischer König über das teutsche Reich, nach dem Tode seines Bruders wurde er nun am 24. März 1558 mit aller Feierlichkeit zu Frankfurth gewehlt, nachdem er eine neue Kapitulation beschworen hatte, welche jedoch von der zu Carls V. Zeiten entworfenen etwas abwich: Ferdinand schickte, um Papst Paul IV. von seiner Wahl zu benachrichtigen, eine Gesandtschaft nach Rom, allein der heil. Vater ließ sie nicht einmahl vor sich, indem er die Wahl Ferdinands für ungültig erklärte, weil der entsagende Carl den Zügel des Regiments nicht in seine Hände gelegt hatte. Es ist unglaublich, daß der römische Despot in diesen Zeiten, wo seine dreifache Mütze schon ziemlich wankte, so sprechen und handeln konnte; doch er sprach so und erwarb sich selbst unter den katholischen Fürsten eine Menge Feinde, die nun sein Ansehen und die Gewalt des Stuhles Petri, einen Kaiser zu krönen, etwas näher untersuchten. Man schrieb viel darüber und der Churfurst zu Cölln, Gebhard, sagte sogar laut, daß die päpstliche Krönung ein — Lumpenwerk sey.

Die Folge dieses päpstlichen Mißvergnügens war, daß sich nun von jetzt an kein teutscher Kaiser mehr in Rom krönen ließ. Sein Nachfolger Pius IV. dachte milder und suchte sich gleich bei seiner Besteigung des päpstlichen Stuhls dem Kaiser gefällig zu erzeigen. Den Protestanten ward hierbei nicht wohl, denn sie deuteten die Freundlichkeit des Papstes auf schlimmes Wetter, worinnen sie auch gar nicht Unrecht hatten, da Ferdinands katholisch gesinntem Herzen nicht ganz zu trauen war. Ihre Furcht wurde durch die Nachricht, daß man nächstens eine Kirchenversammlung halten wollte, noch erhöhet. Der Papst, der sonst von Conzilien nichts wissen wollte, hatte dießmahl dem Kaiser selbst Veranlassung dazu gegeben, weil die Lehre des reformirten Predigers in der Pikardie, Johann Calvins!, nunmehr in ganz Frankreich dermaaßen um sich griff, daß man in diesem Lande sogar eine Revolution befürchten mußte, welche denn freilich für das Ansehen des heil. Vaters schlimm genug ausgefallen seyn würde. Ferdinand, der in Rücksicht der Protestanten, welche allerdings Mißtrauen in die Reinheit seiner Absichten setzen konnten, sehr ungern in ein Conzilium gieng, schien wenig daraus zu machen, indessen, da der Papst in ihn drang, so ließ er sich den Vorschlag gefallen, nur meinte er, daß es räthlicher sey, wenn das Conzil in einer geräumigen, teutschen Stadt, etwa in Cölln, in Constanz oder einer andern gehalten würde, auch müßte auf diesem Conzil durchaus eine Reformation der Geistlichkeit

und die Abstellung des ehelosen Standes derselben bewirkt werden. Der Papst antwortete darauf in allgemeinen Ausdrücken, was die beiden letztern Punkte betraf; -- inzwischen wußte er die Sache so zu drehen und zu wenden, daß das Conzil dennoch in Trient gehalten wurde. Seine Absicht klärte sich auch sehr bald auf, es war nichts weniger als Plan von ihm, die Verbesserung des Kirchenwesens zu befördern, denn seine Legaten und die Menge Bischöfe, die aus allen Winkeln Italiens auf diesem Conzilio erschienen, stritten sich über gleichgültige Dinge, die nicht zur Hauptsache gehörten, suchten durch Spitzfindigkeiten und ausstudierten Witz ihre Gegner lächerlich zu machen und pochten immerwährend auf das Ansehen ihres Herrn in Rom, welches zugleich der große Jesuit Kanisius und seine Ordensbrüder kräftig unterstützten, bis endlich die Gesandten des Kaisers, denn es jetzt wirklich um eine Verbesserung der Kirche zu thun war, mit 15 Sätzen erschienen, die diese Absicht auf das klärste entwikkelten, und in welchen deutlich gesagt wurde, daß auch der Papst, so wie seine Geistlichen, einer Reform bedürfe.

Säuberlich. Da gab es wohl Lärmen unter den Herren Bischöfen und Legaten?

Pastor. Das wollt' ich meinen. Sie schüttelten die Köpfe und runzelten die Stirnen. Am Ende behaupteten sie, daß nicht jeder Fürst freie Macht haben könnte, auf dem Konzilium einen Vortrag zu thun, auch wär es unmöglich, daß die Bi-

schöffe ihr Oberhaupt reformiren könnten. Mit einem Worte — des Kaisers Artikel kamen nicht zum Vortrag, wahrscheinlich um ihn durch Hinhaltung seiner wohlgemeinten Absichten zu nöthigen, den ganzen Plan aufzugeben, allein dasmahl irrten sie sich in Ferdinands Karakter; er ward nicht müde in der Betreibung dieses guten Werks und bewirkte doch endlich so viel, daß die päpstlichen Gesandten nachgiebiger wurden, sie versprachen dem Kaiser, daß sie nach und nach einige seiner Sätze wirklich zum Vortrag bringen wollten; schärften ihm aber nochmahls ein, daß es nicht den päpstlichen Gesandten und keinem Fürsten der Welt, sondern allein Gott selbst zukomme, die Sitten und das Leben des Papstes zu bessern, wenn irgend eine Verbesserung statt fände.

Perls. Kam denn ein Satz des Kaisers nun wirklich zum Vortrag?

Pastor. Ja! z. B. die Lehre von der Austheilung des Brodts und Weins im Abendmahl, die Priesterehe und andere — aber doch ganz ohne Erfolg. Die spanischen Gesandten, die noch ganz päpstisch gesinnt waren und zu sehr an den Flüchen der Inquisition hiengen, schrieen bei der Wiedereinführung der Priesterehe über greuliche Ketzerei — kurz! das ganze Conzilium trug bloß den Nahmen, aber keine einzige Entscheidung irgend einer Wahrheit an der Stirne; an eine Reformation der Kirche und des Papstes war vollends gar nicht zu denken, da am Ende dem Papste die völlige Entscheidung der Streitigkeiten übertragen wurde.

Zu eben dieser Zeit (im Jahr 1562) ließ der Kaiser seinen Sohn Maximilian zum römischen Könige wählen, der ihm zwei Jahre darauf (denn Ferdinand starb am 25. Julius 1564 berühmt durch eine hohe Liebe zur Gerechtigkeit und Sanftmuth gegen alle Menschen) in der Regierung folgte.

Maximilian II. glich seinem Vater an Herrschertugenden; das Reich versprach sich also in ihm einen ädlen und vortreflichen Fursten. Unter seiner Regierung wurden die Händel eines fränkischen Edelmanns beendigt die sich schon bei seines Vaters Lebzeiten entsponnen hatten.

Niklas. Was hatt' es denn damit für eine Bewandniß?

Pastor. Diese. Ein fränkischer Ritter, Wilhelm von Grumbach, hatte den Bischof Zobel von Würzburg bekriegt und in seiner eigenen Residenzstadt erschießen lassen. Diese schreckliche That zog ihm die Reichsacht zu, allein der Herzog von Gotha Johann Friedrich, ein Sohn des in der Schlacht bei Mühlberg gefangenen Churfürsten von Sachsen nahm ihn freiwillig in Schutz, und warum? weil ihm Grumbach versprochen hatte, daß er ihm zur Wiedereroberung seiner Churländer behülflich seyn wollte. Diesen Zauberworten gab der verblendete Herzog Gehör und vertheidigte den Verbrecher vor dem Reiche und dem Kaiser. Max ließ ihn warnen, und als er darauf nicht achten wollte, mußte sein eigener Bruder Johann Wilhelm Gotha belagern. Johann Friedrich wurde bald hernach gefangen nach Wien

geführt und starb zu Steyer (einem Städtchen in Oberösterreich) 1595. Grumbach wurde lebendig geviertheilt, und auch seine übrigen Anhänger verlohren ihr Leben durch des Scharfrichters Hand. Bemerkenswerth ist es, daß Grumbach der letzte Ritter war, der in Teutschland auf Fehden auszog — mit ihm verlosch das wilde, unbändige Faustrecht auf ewig.

Indessen entspannen sich in Frankreich und den Niederlanden heftige Religionsunruhen, die zwar auf die Ruhe des teutschen Reichs unmittelbar keinen Bezug hatten, dennoch aber war Max väterlich für die Mittel besorgt, diese Ruhe zu fristen. Nichts konnte nach seiner weisen Einsicht eine gefährlichere Einwirkung auf Teutschland haben, als die Werbung. Deshalb machte er im Jahre 1569 auf dem Reichstage zu Frankfurth einen Schluß, daß man durch Gesandte und Commissärs alles, was in diesen beiden Plätzen vorgänge, genau beobachten solle. Auf dem Reichstage zu Speier (im Jahr 1570) verbot Max die Werbung ausländischer Fürsten in Teutschland ganz und gar; er drang aber nicht durch, weil sich sonst eine Menge müssiger Leute gehäuft haben würde, die flüchtig und unstät bald diesem bald jenem Herrn zuzogen. Am Ende kam es dahin, daß jede fremde Landeshoheit, wenn sie in Teutschland zu werben gedächte, wenigstens vorher bei dem Kaiser um Erlaubniß anfragen müßte. Zugleich wurden die Menge der Truppen und die Nahmen der Hauptleute angegeben, mit dem heili-

gen Versprechen, die geworbenen Soldaten nie gegen den Kaiser und das Reich anzuführen, während der Durchzüge Niemanden zu beschweren und auf dem Grunde und Boden des Reichs weder eine Musterung noch eine Trennung vorzunehmen.

Zu früh für Teutschland starb der Kaiser Maximilian II. am 20. Oktober 1576, nachdem ein Jahr vorher sein Sohn Rudolf II. zum römischen Könige gewählt worden war, der leider! seinem Vater an Herrschertugenden bei weitem nicht glich. Er liebte die Ruhe zu sehr und verließ sich gemeiniglich auf den Ausspruch seiner Räthe, in deren Wahl er meist unglücklich war.

Die Unruhen in den Niederlanden, in deren schönen Gefilden des spanischen Königs Philipps II. (Carls V. Sohn) General, Herzog Alba, ein blutdürstiges Ungeheuer, auf das grausamste wüthete, waren beim Antritte der Regierung Rudolfs II. aufs höchste gestiegen, sie endeten damit, daß sich die Niederlande förmlich von der spanischen Hoheit losrissen. Dieser ganze Krieg gab Teutschland ein trauriges Beispiel und der Kaiser hatte wohl die strengste Aufmerksamkeit nöthig, daß dasselbe niemand zur Nachahmung reizte. Aber Rudolf übersah die Wichtigkeit dieses Beispiels und schlug grade einen falschen Weg ein, um es zu verhüthen. Sein Vater Maximilian hatte den Protestanten in seinen Erbländern eine freie Religionsübung gestattet, Rudolf schränkte sie wieder ein und erfüllte die Herzen der Lutheraner aufs neue mit Argwohn und Groll.

Freilich waren die Proteſtanten in ihrer freien Religionsübung zu weit gegangen, denn ihre Prediger ſchimpften öffentlich von der Kanzel herab auf die Katholiken und hielten in den Privathäuſern religiöſe Zuſammenkünfte. Rudolf aber konnte dieſen Mißbrauch ohne Schärfe einſchränken; doch that er dieß nicht, ſondern fieng damit an, daß er die Prediger abſetzte, und den Ständen feierlich unterſagte, daß ſie den Bürgern keinen Zutritt zu ihrem Gottesdienſte geſtatten möchten. Als ſich die Stände dagegen ſträubten, wurde der Kaiſer hitzig, er hielt dieß Sträuben für klaren Ungehorſam und gieng noch weiter. Die abgeſetzten Prediger wurden des Landes verwieſen, die proteſtantiſchen Kirchen geſchloſſen, Niemanden durfte, hatte er ſich nicht vorher über ſeinen Glauben prüfen laſſen und durch einen Eid verbindlich gemacht, der katholiſchen Geiſtlichkeit zu gehorchen, das Bürgerrecht ertheilt werden; die Jeſuiten, welche hier ſammt und ſonders geſchäftig waren, entwarfen neue Schulordnungen, und alle öffentlichen Aemter wurden von nun an mit katholiſchen Glaubensgenoſſen beſetzt, kurz — Rudolfs Reform ward bald allgemein. Mehrere katholiſche Fürſten bemüheten ſich, durch dergleichen Beiſpiegelungen, Proteſtanten in den Schooß der katholiſchen Kirche zurückzubringen; vielen gelang es auch, wie ſich denn der Biſchof Julius von Wurzburg rühmte, daß er über 100 000 Menſchen zum katholiſchen Glauben beredet habe. Wer ſich nicht bereden ließ, wurde entweder ins Gefängniß geworfen oder zum Lande

hinausgewiesen. Dieses Loos traf auch die unglücklichen Salzburger, die aus Liebe zur Religion tausendweise auswanderten und sich mit Weib und Kind in anderen Ländern niederließen.

Nun schien es den Protestanten fast, als ob man ihre Religionspartei ganz und gar vertilgen wolle. Auch den Bürgern zu Aachen gieng es so. Sie, durch den Geist ihres grosen Lehrers beseelt, beschlossen einmüthig, sich diesem Unfuge, wenn auch nur allmählig, zu widersetzen. Das erste, was sie thaten, war, daß sie von dem Rathe der Stadt eine eigene Kirche forderten; als ihnen dieß verweigert wurde, nahmen sie wenigstens einen eigenen Prediger an. Darüber entrüstet, meldete der katholische Theil des Rathes dem Kaiser den ganzen Vorfall. Der Kaiser ließ ihnen dieß durch eigene Commissärs, die er nach Aachen sandte, verbieten, aber sie kehrten sich nicht daran, sondern rottirten sich zusammen, zogen die Sturmglocke, besetzten, nachdem sie das Zeughaus geplündert hatten, den Markt und die Ausgänge der Stadt mit dem groben Geschütz und nahmen dem Rathe das Stadtsiegel und die Thorschlüssel ab. Die Commissarien reisten unverrichteter Sache ab und wandten sich, im Nahmen des katholischen Antheils der Stadt Aachen mit Beschwerden an Rudolf, die Protestanten aber an die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg. Diese baten denn nun vor und die Sache wurde noch gut genug beigelegt.

Unglücklicher als die Bürger zu Aachen, war der Churfürst Gebhard von Cölln, der im J. 1582 die protestantische Gräfinn Agnes von Mansfeld heirathete und zwölf Monate später sich öffentlich zu ihrer Religion bekannte. Anfänglich hatte Gebhard geglaubt, daß dieser Schritt kein sonderliches Aufsehen erregen würde, weil er schon Beispiele vor sich hatte; allein er irrte sich, das Domkapitel von der katholischen Seite wandte sich an den Kaiser, dieser machte mit dem Papste gemeinschaftliche Sache und beide erklarten ihn in die Acht, nachdem man ihn seines Erzstifts und aller Aemter und Würden entsetzt hatte. Bischof Ernst von Lüttich war sein Nachfolger, und Gebhard starb voll Verdruß über sein Unglück zu Straßburg 1601.

Vorfälle der Art, wo gemeiniglich die katholische Parthei siegte, mußte die Protestanten mit Angst und Kummer erfüllen. Ach! die armen besorgten Leute hatten sich nicht geirrt — das Ungewitter, das über ihren Häuptern schwebte, brach bald mit allen seinen Schrecknissen über sie herein. Die Religionslage knüpfte sich zugleich an die politische, wie das die Sperrung des Rheins durch die Holländer bewies, wodurch dem unmittelbaren Seehandel, den die rheinischen Städte bisher getrieben hatten, plötzlich ein Ende gemacht wurde. Teutschland litt dadurch ungemein, denn der Handel war dieses Landes Flor; sank dieser, so scheiterte auch seine Größe. Diesem Unglücke bot ein anderes unmittelbar die Hand. Rudolf nämlich führte das Recht der Erstgeburt in seinen Erblanden ein, d. h. der Erstgebohrne bekam als Aeltester des Hauses Land und Leute allein, die übrigen Brüder empfiengen einen bestimmten Unterhalt — mehrere Länder folgten diesem Beispiele, wie z. E. Hessen,

Meklenburg, Baiern, Wolfenbüttel. Eine natürliche Folge davon war, daß nun mehrere fürstliche Häuser allmählig erloschen, und, da durch solche Einrichtungen die Ländertheilungen aufhörten, sich mehrere Brüder aus eben demselben Hause nicht mehr standesmäßig vermählen und ihren Stamm fortpflanzen konnten. Der Einfluß dieser Neuerung zeigte sich bald auf den Reichstägen in Rücksicht der Veränderung der fürstlichen Stimmen. Bis jetzt waren die Stimmen nach der Zahl der Personen, welche auf den Reichstägen erschienen waren, gezählt worden. Wurde z. E. ein Land nach dem Tode des regierenden Herrn, der als ein einzelner Mann auf dem Reichstage auch nur eine einzige Stimme gehabt hatte, unter mehrere Herren vertheilt, so bekam das Land auch mehrere Stimmen. Diese Verfassung hatte bisher den weltlichen Fürsten nicht selten das Uebergewicht über die geistlichen gegeben — nun, da das Recht der Erstgeburt eingeführt ward, fiel dieser Vortheil ganz weg.

Da Rudolf fortfuhr, die Freiheit der Stände durch mancherlei Anordnungen zu kränken, wogegen sich diese auf den Reichstägen bitter beklagt hatten (und hierher gehörte besonders eine neue Einrichtung des Kammergerichts und die außerordentlichen Bedrückungen, in Rücksicht der Beiträge zum Kriege gegen die Türken, der doch im Ganzen genommen dem teutschen Reiche ganz und gar nichts anzieng, weil Rudolf nicht als Kaiser, sondern als Erzherzog von Oesterreich gegen die Ungläubigen zu Felde zog) so beschloß endlich der Churfürst von der Pfalz, diesem Unfuge zu steuern. Er berief die Fürsten nach Frankfurth und drang auf die Beschützung des Religions- und Landfriedens, der durch die Bedrückungen und Neuerungen des Kaisers of-

senbahr gefährdet sey. Die Fürsten sahen die Nothwendigkeit dieses Vorschlags ein und beschlossen Mann für Mann, nicht nur hierinnen dem Churfürsten auf das pünktlichste zu folgen, sondern auch die Steuern zum Türkenkriege auf immer inne zu behalten.

Hans. Diese Steuern waren wohl ziemlich beträchtlich?

Pastor. Ei gewiß! Wenn sie alle bezahlt worden wären, so würden sie sich in einem Zeitraume von 18 Jahren auf 16 Millionen Gulden belaufen haben. Da die Fürsten in dieser Zusammenkunft sich noch nicht über alle Punkte vereinigten, so veranstaltete der Churfürst von der Pfalz noch einige andere, woraus denn allmählig eine Union (Verbindung) entstand, die zu einer festen Dauer gediehen seyn würde, wenn man sich auch in Rücksicht der Religion hätte vereinigen können. Allein hier lag leider der Stein des Anstoßes! Um jedoch diesen am Ende ganz aus dem Wege zu räumen und der verhaßten Lehre des Calvins einen Grenzstein zu setzen, veranstaltete der Churfürst von Sachsen im Jahr 1530, daß der gelehrte Wirtemberger, Jakob Andreä eine Glaubens-Formel aufsetzte, die hernach unter dem Nahmen des Concordienbuchs (Buch der Eintracht, der Einigkeit) bekannt gemacht wurde.

Hiermit endete für diesmahl der Herr Pastor seine Erzählung.

Funfzehnter Abend.

Zu den heftigen Bedrückungen, die unter Rudolf statt fanden, konnte unter andern auch der

kaiserliche Hofrath, der sich, gleich dem Kammergerichte, die kaiserliche Gerichtsbarkeit in der höchsten Instanz auszuüben anmaßte und Aussprüche in Sachen erließ, in welchen sonst die Kaiser nach gehaltenem Fürstenrathe zu sprechen pflegten, gerechnet werden. Diese Hofräthe wurden bloß von dem Kaiser gesetzt, nicht, wie das Kammergericht, vom Kaiser und Reich. — Diese, nun zumahl, da kein evangelischer Rath in ihrem Cirkel saß, erlaubten sich allerhand Bedrückungen gegen die Protestanten, wie das ein Beispiel beweisen soll.

Die Bürger zu Donauwerth (einer Reichsstadt in Schwaben) widersetzten sich (1605) da ihr Gebiet eigentlich evangelisch war, einer Kirchenprozession der katholischen Glaubensgenossen, welche der Abt zum heil. Kreuz mit fliegenden Fahnen durch die Stadt hielt. Es kam zu Thätlichkeiten von beiden Seiten; deshalb ächtete der Reichshofrath die Protestanten und verwandelte, mit Hinzuziehung des Herzogs von Baiern, diese evangelische Reichsstadt in eine katholische baiersche Landstadt.

Sauberlich. Wie kam denn der Herzog von Baiern dazu; gehörte denn die Ausführung dieser Sache nicht dem Herzoge von Wirtemberg?

Pastor. Ei! allerdings — aber eben dieß erbitterte die Gemüther der protestantischen Fürsten um so heftiger, sie eiferten gegen Landfriedens-Ordnung und es wurde nun immer klärer, daß die katholischen Stände die Absicht hatten, die Anhänger Luthers auf ewig zu unterdrücken.

Auf dem nächsten Reichstage, der im Jahr 1608 gehalten ward, wurde das Mißvergnügen der Protestanten noch mehr genährt. Es war schon kein gutes Zeichen, daß der Kaiser den Erzherzog Ferdinand von Steiermark zu seinem Commissar er-

nannte, denn dieser war dem katholischen Glauben zu sehr ergeben und von den Jesuiten, den Stützen des Papstthums, auf der hohen Schule zu Ingolstadt erzogen worden. Das Mißvergnügen der Lutheraner erreichte hier nämlich den höchsten Grad, weil der Kaiser schon wieder eine Hülfe gegen die Türken verlangte, dahingegen die erstern davon nichts hören wollten, weil sie vor allen Dingen eine Verbesserung des Justizwesens, in Absicht des Reichshofraths verlangten, den sie mit Protestanten und Katholiken zugleich besetzt wissen wollten — mit einem Worte der Religionsfriede sollte aufs neue bestätigt werden; allein dazu kam es leider! nicht, weil die Katholiken davon durchaus nichts hören wollten.

Indessen erhielten die Protestanten auf einer Seite wieder Muth, da die Hungarn, welche auf Rudolf wegen Bedrückungen ihrer Religionsfreiheit schon lange erbittert waren, den Kaiser förmlich in seinen Erbstaaten absetzten und die Regierung dem Erzherzog Matthias übertrugen. Rudolf lehnte sich zwar dagegen auf, doch der schlaue Matthias wußte ihn so weit zu bringen, daß er ihm 1608 Ungarn und Oesterreich förmlich abtrat. Die Verwirrung, in die sich der Kaiser durch diesen Verlust versetzt sahe, begünstigte die protestantische Union gegen die Katholiken ungemein. Sie wurde immer mächtiger und erhielt durch den König von Frankreich, der von jeher auf die österreichische Macht eifersüchtig gewesen war, einen beträchtlichen Zuwachs. Die übrigen Häupter des Bundes waren der Churfürst Friedrich von der Pfalz, als Stifter desselben, der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, die Markgrafen Christian und Joachim Ernst von Brandenburg, Herzog Johann Friedrich von Wirtemberg

und der Markgraf Friedrich von Baden. — Diese Fürsten versprachen sich denn unter einander auf Leib und Leben Schutz und gegenseitigen Rath, Aufrechthaltung der Freiheiten des teutschen Reichs und der Reichskonstitutionen u. s. w. auf 10 Jahre hinaus. Dieß Beispiel einer so festen Verbrüderung lockte mehrere Fürsten und Städte, unter andern Straßburg, Nürnberg und Ulm zum Beitritt und in Rothenburg erhielt der Bund in einer dazu bestimmten Versammlung einen General in dem Markgrafen Ernst von Brandenburg und einen Generallieutenant in der Person des Fürsten Christian von Anhalt.

Perls. Setzten denn die katholischen Glaubensgenossen diesem Bunde nicht einen andern entgegen?

Pastor. Allerdings thaten sie das. Das Haupt derselben war Herzog Maximilian von Baiern, ein eifriger Anhänger des Papstes. Diese Verbrüderung oder Lige kam 1610 auf 9 Jahre zu Stande, ward zu Würzburg entworfen und zu Coblenz wirklich geschlossen.

Der Krieg zwischen den Verbündeten brach nun auf beiden Seiten aus und wurde eine Zeit lang mit aller Bitterkeit geführt, bis es der Union endlich an Geld gebrach. Sie hielt es deshalb für das beste, sich bei Zeiten zurückzuziehen und einen Vergleich zu schließen. Die Lige war hiezu auch erbötig, und so kam am 6. Sptbr. 1610 zu Willstädt in Elsas ein Vergleich zu Stande, nach welchem am 15. Novbr. die Waffen niedergelegt werden sollten. Die Union verlohr endlich viel von ihrer Kraft, da ihre Hauptstütze, der König von Frankreich, mit Tode abging. Zu eben der Zeit näherte sich auch Rudolf seinem politischen Ende. Sein

Ansehen im teutschen Reiche sank täglich mehr; nicht minder in Böhmen, wo man ihn allgemein haßte, weil er seine Zeit nicht mit Regierungsgeschäften, sondern mit dem Drechseln, der Chemie (Scheidekunst) und der Astronomie (Sternenkunde) zubrachte. Sein älterer Bruder Matthias hatte ihm kurz vorher Oesterreich und Hungarn entrissen, jetzt (1611) nahm er ihm auch Böhmen. Rudolf wollte sich deßhalb auf einem Churfürstentage beklagen, allein die Stände antworteten ihm ganz offen, daß dieß nicht zu ändern sey, weil er sich dieß traurige Loos selbst zugezogen habe. Diese Antwort nicht nur, sondern auch überhaupt die unglückliche Lage, in der er sich von allen Seiten befand, bekümmerte ihn so sehr, daß er am 20. Januar 1612 sein Leben beschloß, nachdem er dem teutschen Reiche mehr geschadet, als genützt hatte.

Am 3. Julius 1612 folgte ihm sein älterer Bruder, der Erzherzog Matthias, in der Regierung als Kaiser, nachdem der jüngere Bruder, Erzherzog Albrecht, die Krone ausgeschlagen hatte. Auch Matthias sah sich, wie Kaiser Carl V. und seine Nachfolger, genöthiget, eine eigene Capitulation zu unterschreiben, worinnen besonders der Punkt zu beschwören war, daß er die Kaiserwürde nie erblich an das Haus Oesterreich bringen wolle. Auf dem ersten Reichstage, den Matthias 1613 zu Regensburg hielt, kamen verschiedene Gegenstände, und unter diesen aufs neue der Türkenkrieg, zur Sprache. Die protestantischen (oder unirten) Fürsten meinten aber, daß davon nicht eher gesprochen werden könnte, bis die alten Händel, die sich unter seinem Vorfahr Rudolf angesponnen hätten, ausgeglichen wären. Noch immer sey die Reichsstadt Donauwerth in baierschem Besitz, noch greife der Reichshofrath

mächtig um ſichre. ꝛc. Kurz dieſe und ähnliche Klagen, denen aber Matthias abzuhelfen, eben nicht ſonderlich geneigt zu ſeyn ſchien, bewieſen, daß ein gutes Einverſtändniß zwiſchen dem Kaiſer und den Ständen bis jetzt noch immer ein frommer Wunſch ſey. Die Proteſtanten hatten auch in Wahrheit Urſache, täglich unruhiger zu werden, da der Kaiſer Schritte that, die mit jenem Wunſche in keiner angenehmen Verbindung ſtanden. Ein Beiſpiel davon gab die Stadt Aachen. Dieſe hatte bis jetzt eine vollkommene Religionsfreiheit behauptet, allein Matthias hob ſie auf und als ſich der proteſtantiſche Theil des Rathes widerſetzte, ſo erklärte er ſie in die Reichsacht und übertrug ſeinem Bruder, dem Erzherzog Albrecht (Statthalter in den ſpaniſchen Niederlanden) die Vollziehung derſelben. Als nun der ſpaniſche General Spinola mit einem anſehnlichen Heere vor die Stadt rückte und alle proteſtantiſchen Rathsherren verjagte, die erledigten Stellen aber mit katholiſchen Officieren beſetzte, ſo fiel der Union der Muth, aus Furcht, mit den Spaniern 1614 einen Vergleich zu treffen.

Aber ein neues Wetter, fürchterlicher als jenes, ſchwebte jetzt über Teutſchlands Fluren. Die Sache war dieſe: Im Jahr 1617 ſchloß Matthias einen ſogenannten Hauskraktat mit dem Erzherzoge Ferdinand. Matthias nämlich hatte keine Erben, eben ſo wenig ſeine Brüder Albrecht und Maximilian, welches freilich wegen der Nachfolge (Succeſſion) in den Erbländern eine ſchlimme Ausſicht darbot. Gleichwohl wünſchten das Königreich Spanien und der Papſt, die von der Anhänglichkeit der öſterreichiſchen Erzherzöge an den katholiſchen Glauben überzeugt waren, einen Nachfolger aus dieſem Hauſe nicht nur in Hungarn und Böhmen, ſondern

auch in dem Erzherzogthume Oesterreich und selbst in der Kaiserwürde. — Hiezu aber schien ihnen keiner besser zu passen, als der Erzherzog Ferdinand, ein eifriger Anhänger des Papstes und der Jesuiten. Dieser wurde auch in kurzem (1617) als König von Böhmen, und ein Jahr später am 1. Jul. 1618 als König von Hungarn gekrönt. Bei diesen Aussichten konnten die Protestanten ohnmöglich ruhig bleiben, denn nun war nichts gewisser, als daß Teutschland ein Erbreich werden würde und das durfte nach den Gesetzen der Reichsstände und den verschiedenen von den Kaisern unterschriebenen Capitulationen nie statt finden. Hierzu kam noch, daß Ferdinand auch römischer König werden sollte — eine Hoffnung, welche die armen Protestanten, die von Ferdinands katholischen Gesinnungen überzeugt waren, mächtig zu Boden drückte! Es war natürlich, daß sie verschiedene Plane machten, um Ferdinands Absichten zu vereiteln, und da nun vollends Matthias auf die Auflösung der Union antrug, so kamen sie, zitternd über die trübe Aussicht ihrer Religionsfreiheiten, 1617 zu Heilbronn am Neckar zusammen, um sich zu berathschlagen; Pfalz und Brandenburg aber schlossen ein Jahr darauf (1618) einen geheimen Bund, vermöge dessen sie alle geistliche Fürstenthümer vertilgen, dem Hause Oesterreich Böhmen entreißen und Savoyen auf den Thron der Kaiser heben wollten. Während dieß Ungewitter sich in Teutschland unvermerkt zusammen zog, brach es in Böhmen in vollen Flammen aus — beide schmolzen in der Folge in eins zusammen, indem die teutschen Fürsten an den böhmischen Unruhen Antheil nahmen und so brach denn im teutschen Reiche bald darauf der gräßliche dreißigjährige Krieg aus, von dem ihr gewiß alle gehört haben werdet.

Wenzel. Was war denn die eigentliche Veranlaſſung dazu?

Paſtor. Eben bin ich im Begrif, euch dieß zu erzählen. Rudolf hatte den Böhmen, kurz vor ſeinem Tode, als ſie ihn ſo ſchrecklich in die Enge trieben, eine vollkommene Religionsfreiheit einräumen und dieſelbe in einem eigenen Edikte, das man den Majeſtätsbrief nannte, beſtätigen müſſen. Geſtützt auf das Anſehen dieſes Briefes baueten nun die Proteſtanten in einem Dorfe bei Prag, das dem Erzbiſchof daſelbſt zugehörte, eine eigene Kirche. Der Erzbiſchof aber wollte das nicht leiden und beſchwerte ſich deshalb bei dem Kaiſer, der dann ſein Verfahren, die Kirche niederreißen zu laſſen, ſtillſchweigend billigte. Die Böhmen geriethen darüber in Wuth, und empörten ſich gegen die königliche Regierung, führten eine neue unter dem Nahmen der Stände ein, jagten die Jeſuiten, als die Stifter alles Unheils, zum Lande hinaus, und ſchrieben an die Union, mit deren Truppen ſie ſich verbanden. Den Unirten kam dieſe Zeitung ſehr gelegen, denn auf dieſen Zeitpunkt hatten ſie ſchon längſt ſehnlich gehaarrt, ſie ermunterten die Rebellen zur Fortſetzung der Empörung, warben Truppen und ſchickten den Grafen von Mansfeld vors erſte mit einigen tauſend Mann Soldaten nach Böhmen.

Peris. Nun wurde dem Kaiſer wohl ziemlich bange?

Paſtor. Ja wohl — auch er ließ jedoch eiligſt eine Armee herſtellen, die aber der böhmiſchen nicht gleich kam, weil dieſe zugleich mit den Oeſterreichern und Schleſiern gemeinſchaftliche Sache gemacht hatte. Bald ſah ſich Matthias von allen Seiten her in die Enge getrieben, und was hatt' er

wohl Gutes zu hoffen, da ihn seine eigenen Unterthanen haßten? Noch schlimmer standen die Sachen, als ein Theil der böhmischen Armee einen Einfall ins Oesterreichische wagte, der andere aber die kaiserlichen Truppen bei Budweiß einschloß. Wahrscheinlich hätt' er mit den Böhmen Friede gemacht (wenigstens sah er kein anderes Mittel zur Rettung) wenn er nicht am 20. März 1619 mit Tode abgegangen wäre.

Kaum hatt' er die Augen geschlossen, als sich Ferdinand II. um die teutsche Krone bewarb, aber eine Menge Feinde fand, die ihm solche mißgönnten — und in der That, die Protestanten hatten sich von diesem Manne eben nichts Gutes zu versprechen, da er ein geschworner Feind des Lutherthums war. Besonders wandten die Böhmen und die Pfalz alles an, um seine Wahl zu hintertreiben; daher kam es auch, daß, als Ferdinand wirklich gewählt ward, die Böhmen ihn zu Prag unter dem Vorwande absetzten, er habe ihre Rechte gekränkt, sey mit Spanien übereingekommen, das Wahlrecht in Böhmen abzuschaffen und die Krone für seine Familie erblich zu machen — und um ihren Grundsätzen nun treu zu bleiben, übertrugen sie die böhmische Krone dem Churfürsten von der Pfalz, Friedrich V. der sie auch annahm. Zum Unglück hatte er von allen Wahlfürsten den einzigen Churfürsten von Sachsen auf seiner Seite, da sich dieser aber am Ende auch bewegen ließ, von seinem Plane abzugehen, so wurde Ferdinand ohne weiteres Hinderniß am 28. August 1619 zum römischen Kaiser gewählt.

Niklas. Nun mußte Friedrich V. wohl zurück treten?

Pastor. Nein, trotz dem allen gieng er mit seiner Gemahlinn nach Prag, wo ihm von den Mährern, Böhmen und Schlesiern gehuldigt, und er am 4 Novbr. wirklich gekrönt ward. Anfänglich lächelte ihm das Glück so ziemlich, denn Ferdinand verlohr Hungarn, wo sich ein Rebell, Fürst Bethlen Gabor, ein Siebenbürger, die Krone zu verschaffen wußte; jetzt schlossen die Hungarn mit den Böhmen ein Bündniß. Ueberdas verstärkte sich die Union von Zeit zu Zeit, und brachte in kurzem ein mächtiges Heer aus Engländern, Franzosen, Schweizern, Wetterauern, Schwaben und Franken auf die Beine. Auch die niedersächsischen Stände faßten auf einem Kreistage, den sie zu Lüneburg und Braunschweig hielten, den Entschluß, die Anzahl ihrer Truppen zu erhöhen und den Herzog Christian von Braunschweig zum Obersten des Kreises zu ernennen. Aber Friedrichs schöne Aussichten verdunkelten sich sehr bald — da leider! die Unirten, welche, durch das Versprechen des Kaisers gelockt, daß sie in Rücksicht ihrer Religion nichts zu befürchten hätten, sich allmählig zurückzogen, Ferdinand ihm hingegen eine verächtliche Armee, geworben aus Bauern, Spaniern, Sachsen und Italienern, entgegen stellte — überdieß hatte sich der Kaiser mit dem Fürst Bethlen Gabor (1620) verglichen und von den österreichischen Ständen einen neuen Eid des Gehorsams empfangen, so, daß er von dieser Seite nun nichts mehr zu befürchten hatte. Friedrich bebte, denn alle seine Anhänger, außer den Markgrafen von Brandenburg-Jägerndorf und Baden-Durlach, welche aber viel zu schwach waren, als daß sie ihm einen erheblichen Dienst hätten erweisen können, waren von ihm gewichen, die Feinde rückten ihm von allen Seiten auf den Hals, denn

in Böhmen fiel die kaiserliche Hauptarmee mit 30000 Mann bayerischer Truppen ein, welche der Herzog von Baiern selbst anführte, der Churfürst von Sachsen griff die Lausitz an und unterwarf dem Kaiser nicht nur dieses Land, sondern auch Böhmen und Schlesien und der spanische General Spinola kam über den Rhein und plünderte die Unterpfalz.

So traurig standen die Sachen, als das kaiserliche Heer (von dem General Bucquoy kommandirt) und der Herzog von Baiern die böhmisch-pfalzische Armee ohnweit des weißen Berges nahe bei Prag angriffen, wo es am 8 Nov. 1620 zur Schlacht kam. Fast schien es, als ob der Fürst von Anhalt, der die Böhmen anführte, Meister des Treffens werden würde, als sich auf einmahl das Blätchen wendete und er selbst in Gefangenschaft kam — die ganze Armee gerieth bei diesem Unfall in Bestürzung und floh; auch Friedrich und seine Gemahlinn verließen in der Angst Land und Krone, und wichen bei Nacht und Nebel nach Holland.

Dieß hatte Ferdinand gewünscht. Schnell erklärt' er den unglücklichen Flüchtling in die Reichsacht ohne Hinzuziehung der Churfürsten, bemächtigte sich der Pfalz und ließ hin nehmen, was sich widersetzte. Kurz darauf erhielt auf einem Reichstage zu Regensburg der Herzog von Baiern die Churpfalz, und Sachsen die Ober- und Niederlausitz für treu geleistete Dienste.

Ulrich. Wie ging es denn nun den armen Böhmen?

Pastor. Schlimm genug. Ferdinand trieb alle protestantische Geistliche aus dem Lande, zerstörte ihre Kirchen, und rief die Jesuiten wieder zurück. Böhmen selbst erklärte er für ein förmli-

thes Erbreich. Die Stände verlohren all' ihre Rechte und Freiheiten, welches um so grausamer war, da ihnen doch der Herzog von Baiern, als ihm die Prager nach der Schlacht am weißen Berge im Nahmen des Kaisers huldigten, die neue Bestätigung derselben aufs heiligste zugesichert hatte. Ein ähnliches Schicksal erfuhr Oesterreich, Mähren, Schlesien, Kärnthen und Steiermark, wo die unglücklichen Protestanten mit Ungestüm und Einziehung aller ihrer Güter vertrieben wurden.

Dieser Greuel, den Ferdinand in seinen Erblanden trieb, drohete nun auch dem teutschen Reiche. Deßhalb behielten die niedersächsischen Kreisstände, welche sich nichts Gutes versahen, ihre Armee, die damahls ungefähr aus 20,000 Mann bestand, bei, und ernannten den Herzog Christian von Braunschweig-Wolfenbüttel zum Anführer derselben; allein der baiersche General Tilly überraschte sie, ehe sie sich noch in Bewegung setzte. Es war ihm leicht, sie auf immer zu trennen, dennoch schlug er dem Herzog vor, sie selbst zu verabschieden. Die niedersächsischen Stände waren dieß zufrieden, nur machten sie zur Bedingung, daß man ihnen in ihrem Kreise in Absicht der Religion nicht zu nahe kommen möchte. Tilly wollte davon nichts hören und faßte festen Fuß in den braunschweigischen Landen. Die Niedersachsen zagten und gaben dem Herzog Christian den gutgemeinten Rath, sich entweder mit dem Kaiser auszusöhnen oder Niedersachsen zu verlassen. Christian that das letztere und gieng nach Westphalen, wo er sich gegen Tilly mit der Armee des Grafen von Mansfeld zu verbinden dachte — stracks eilt' ihm der listige Tilly nach, weil er seine Absicht merkte und schlug ihn (1623) bei Leo im Münsterschen.

Es wurde nun immer sichtbarer, daß Ferdinand Carls V. furchtbaren Plan, das teutsche Reich zu unterjochen und von seinem Hause abhängig zu machen, durchzusetzen suchte. Geschah dieß, so würde das Haus Oesterreich an Macht bald alle andere Reiche übertroffen haben, daher kam es, daß schon im folgenden Jahre (1624) Frankreich, England, Dänemark, Savoyen und Holland in eine Verbindung traten, vermittelst derer sie nicht nur den flüchtigen Churfürsten von der Pfalz wieder einzusetzen, sondern sich auch gegen die Keckheit des Hauses Oesterreichs zu stämmen beschlossen. Ob nun gleich aus dieser Verbrüderung nichts ward, so hatte sie doch die gute Folge, daß wenigstens der niedersächsische Kreis auf der Hut blieb, und ernstliche Vertheidigungs-Anstalten machte, zumahl da nichts wahrscheinlicher war, als daß der Kaiser, nach solchen Siegen, nichts angelegentlicher beabsichtigen konnte, als die völlige Unterdrückung der Protestanten. Der Kreis kam zusammen und übertrug dem König Christian IV. von Dänemark, der als Herzog von Holstein, zugleich niedersächsischer Kreisstand war, das Commando über die Truppen; seine Untergenerals waren der Graf Christian von Mansfeld und der Herzog Christian von Braunschweig. Ihre Rüstung gieng so schnell, daß sie im Sommer 1625 mit einem Heer von 32,000 Mann bis nach Hameln vorrückten. Die Keckheit eines so ganz fremden Monarchen verdroß den Kaiser dermaaßen, daß er den Ausländer nicht nur hart zu züchtigen, sondern ihm auch, ausser Tillys Truppen, noch eine andere Armee unter den Befehlen des General von Wallenstein entgegen zu stellen beschloß. So konnte es nicht fehlen, der König mußte verliehren —; Wallenstein schlug

den Grafen von Mansfeld bei Deſſau am 25. April 1626, der König aber wurde vors erſte am 27. Auguſt von Tilly bei Hannover, im folgenden Jahre bei Calenberg und zum letztenmahl bei Lutter am Barenberg (einem Dorfe bei Hildesheim) völlig in die Flucht getrieben. Herzog Chriſtian von Braunſchweig ſtarb nicht lange nachher an Gift.

Der König von Dänemark, durch dieſes Unglück in die äußerſte Verlegenheit gebracht, wandte ſich nun in ſeine eigenen Staaten, um ſich vor den Streichen des Feindes zu retten, aber Wallenſtein verfolgte ihn bis nach Schleswig, Holſtein und Jütland, und würde endlich auch Seeland und Fünen erobert haben, wenn er dieſer Gefahr nicht durch einen Frieden zuvorgekommen wäre, den er 1629 zu Lübeck im Holſteiniſchen ſchloß. Man drang ihm hier zugleich das Verſprechen ab, daß er ſich von nun an nicht ferner in die teutſchen Angelegenheiten miſchen wolle. Nun kannte der Kaiſer weder Maaß noch Ziel, ſein Grundſatz war, alle Rechte und Verträge des teutſchen Reichs, ſo weit ſich dieß nur thun ließ, über den Haufen zu werfen; er erklärte die Herzöge von Meklenburg, welche zur ſächſiſchen Kreishülfe Truppen beigetragen hatten, in die Reichsacht und belehnte eigenmächtig den General Wallenſtein, den er ſchon vorher für einen Herzog von Friedland und Fürſten von Sagan erklärt hatte, mit dieſen Ländern. Er gieng noch weiter. Seine großen Siege machten ihn auch auf auswärtige Staaten lüſtern; in dieſer Hinſicht hatte er nichts weniger im Sinne, als die Herrſchaft über die Oſtſee zu gewinnen, Dänemark und Schweden über den Haufen zu werfen und den Holländern den Handel auf der Oſtſee zu entreißen. Schon beſetzte Wallenſtein die Küſten an der Oſtſee,

nahm die Stadt Wismar (7 Meilen von Lübeck) weg und ließ 15 Kriegsschiffe bauen, nachdem er vom Kaiser zum Reichs-Admiral ernannt worden war. Nicht lange darauf gerieth auch die Insel Rügen und die Stadt Stralsund, die gleichsam der Schlüssel zur Ostsee war, in seine Gewalt. Es war nicht anders zu erwarten, Ferdinand mußte stolz und herrschsüchtig werden, denn das Glück war ihm zu günstig. Solchen Grundsätzen gemäß trat er den 16. März 1629 mit einem Restitutions-Edikt (wörtlich: Wiederherstellungs-Gebot) hervor, nach welchem alle Güter und Besitzungen, welche die Protestanten nach dem Religionsfrieden von den Katholiken erhalten hatten, denselben wieder herausgegeben werden sollten. Auch behielt er sich vor, die protestantische Religion ganz umzuschmelzen und zur Gunst der päpstlichen eine Verbesserung der Kirche einzuführen. Den Widerspenstigen drohete er mit der Reichsacht und dem Verluste ihrer Güter.

Säuberlich. Kam denn dieß schreckliche Edikt wirklich zur Ausführung?

Pastor. Eines Theils. In Augsburg, wo man den evangelischen Bürgern die freie Ausübung ihres Glaubens untersagte, wurde der Anfang gemacht. hierauf kam es nach Schwaben, Westphalen, Sachsen, Franken und an den Rhein und wo es nicht augenblicklich angenommen ward, setzte man der Weigerung eine Armee von mehr als 16000 Mann Infanterie und 1500 Mann Cavallerie entgegen. Jetzt kannte Ferdinand weder Feind noch Freund, alles war ihm gleich, wurde doch sein Interesse beobachtet.

Die Folge von allen diesen Gräßlichkeiten war ein allgemeines Mißvergnügen der Stände des

Reichs, das nur zu bald im heftigen Grimme auf-loderte. Der erste Schritt hiezu wurde auf einem Churfürstentage gethan, den man 1630 zu Regensburg hielt, und wo man auf die Entlassung Wallensteins, der bisher das teutsche Reich auf eine ungebührliche Art verheert und gebrandschatzt hatte, so wie auf die Verabschiedung des Heeres der kaiserlichen Lig: drang. Das erste that der Kaiser zwar, er setzte den Wallenstein ab und übertrug das Commando beider Heere dem General Tilly, aber auf der andern Seite wurde in der Hauptsache, das Restitutionsedikt betreffend, kein Buchstabe geändert.

Wenzel. Hatten es denn die Churfürsten angenommen?

Pastor. Alle, ausser die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg. Diese brachen in laute Klagen aus und drangen auf Milderung des Schreckensystems. Aber was halfen ihnen alle diese Klagen? Der Kaiser, viel zu eingenommen von seinen katholischen Grundsätzen, wurde dadurch nicht bekehrt, ja! er würde wahrscheinlich seinen Haß gegen das teutsche Reich noch bis aufs Aeußerste getrieben haben, wenn nicht ein mächtiger grosser Fürst, der diesem prahlerischen Betragen einen Grenzstein zu setzen dachte, über das Meer gekommen wäre, um den kecken Oesterreicher zu züchtigen.

Dieser große seltene Mensch, einzig als Fürst und Feldherr, berühmt durch Siege mit den Dänen und Russen und gleich liebenswürdig an Seel' und Körper, war — der schwedische König, Gustav Adolf. Er haßte den Kaiser aus verschiedenen Gründen; die Hauptsache aber war wohl, daß dieser seine Alleinherrschaft über die Ostsee behaupten wollte. Ihn fühlen zu lassen, daß er dieß nicht

ungeschauet dürfe, landete er mit einem Heere von 15,000 Mann auf der kleinen Insel Usedom (in Vorpommern) am 24ten Junius 1630, machte einen Vertrag mit den Herzögen von Pommern, vertrieb die kaiserlichen Besatzungen aus den brandenburgischen Staaten, brachte in kurzer Zeit einen großen Theil des Meklenburger Landes in die Hände seines rechtmäßigen Besitzers zurück und schloß mit dem französischen General Richelieu (Rischöliö) 1631 ein Bündniß, um die Ruhe nicht nur von Teutschland, sondern auch von ganz Europa herzustellen.

Tilly hatte inzwischen die Stadt Magdeburg in Graus und Asche verwandelt, und gieng nach Merseburg und Leipzig, um hier das alte Spiel von neuem zu beginnen. Das war denn doch dem Churfürsten von Sachsen zu arg. Er verband sich schnell mit Schweden und reizte mehrere evangelische Reichsfürsten zur Nachahmung so, daß Gustavs Adolfs Heer sich bald in eine der furchtbarsten Armeen umwandelte. Mit dieser Macht rückte er dem General Tilly bis Leipzig entgegen, wo ihn dieser ziemlich standhaft erwartete. Von beiden Seiten kam es zur Schlacht; die Kaiserlichen fielen mit unglaublicher Wuth über die Verbündeten her und schlugen sie bei Breitenstein in die Flucht. Aber der sonst so kluge Tilly wußte seinen Sieg nicht zu benutzen, statt die Schweden zu verfolgen, überließ er einem großen Theile seiner Leute die Plünderung, nur wenige setzten den Fliehenden nach. Kaum merkte Gustav Adolf, daß das Heer getheilt sey, so fiel er mit großer Heftigkeit auf die zurückgebliebenen Truppen her und richtete eine schreckliche Niederlage unter ihnen an. Mehr als 6000 Mann lagen auf dem Schlachtfelde, 5000 Mann

und drüber geriethen in Gefangenschaft, Tilly selbst hatte einige sehr gefährliche Wunden empfangen. Nun war Sachsen auf einmahl gereinigt, und Gustav Adolf der Weg in die kaiserlichen Erblande geöfnet. Indessen wars ihm jetzt bloß darum zu thun, das Joch seiner gedrückten Glaubensverwandten im Reiche zu zertrümmern; daher gieng er eiligst nach Franken, Schwaben, Baiern und in die Länder am Rhein und verbreitete überall durch seinen furchtbaren Nahmen Schrecken und Furcht. Mittlerweile schlugen sich die Sachsen nach Böhmen und der schwedische General Tott haußte im Mekkenburgischen, wo er den kaiserlichen Rostock, Wismar und Domitz abnahm. Wo Gustav Adolf hinkam, lächelte ihm das Glück des Sieges, dieß feuerte mehrere Fürsten, gestärkt durch das Beispiel Sachsens, an, sich in seinen Schutz zu begeben — und in kurzem standen auch alle protestantischen Stände in Franken unter seinem Panier.

Mit dem Kaiser sah es nun betrübt genug aus; er, der noch vor nicht gar zu langer Zeit Herr vom adriatischen Meere bis zur Ostsee seyn wollte, schien jetzt kaum vor einer Belagerung in seinen vier Pfählen sicher zu seyn. Böhmen war in sächsischen Händen; die Kassen litten an Gelde; Tilly blieb in einer Schlacht; mehrere Stände von Teutschland hatten die österreichische Sklaverei abgeschüttelt, und das große, furchtbare Welt bezwingende Heer sich in kleine muthlose Häufchen zersplittert. In dieser Noth trug Ferdinand dem abgedankten Wallenstein, der damahls in Prag auf einem hohen Fuße lebte, das Commando über die kaiserlichen Truppen aufs neue an; Wallenstein jagte nun die Sachsen aus Böhmen heraus, welches ihm um so leichter wurde, da er einen schlechten General derselben mit 50,000

Rthlr. bestochen hatte, und brach nach Baiern auf, wo er von der herzoglichen Armee einen so ansehnlichen Zuschuß an Leuten erhielt, daß er wieder 60,000 Mann beisammen hatte. Gustav Adolf empfieng ihn so heftig, daß sich Wallenstein nach Sachsen zurückzog. Hier geriethen beide ohnweit Weißenfels auf einander. Es war am 6. Novbr. 1632 als die Schweden kurz vor der Schlacht das lutherische Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott" anstimmten, um sich mit diesem herzerhebenden Gesange ihres schlummernden Vaters Muth und Kraft einzuhauchen. Der König lag auf den Knieen vor der Fronte seines Heeres und theilte das Loosungs-Wort: „Gott mit uns, ihr Brüder!" aus, und so begann die gräßliche Schlacht bei dem Städtchen Lützen, die zum Vortheil der Schweden ausfiel, leider! aber mit dem Tode des großen Königes bezeichnet wurde. Als er vom Pferde sank, übernahm der Herzog Bernhard von Weimar das Commando und erfocht endlich den Sieg, den die Ankunft des kaiserlichen Generals Pappenheim bis jetzt noch zweifelhaft gemacht hatte.

Gustav Adolf war nun zwar todt, aber noch lebte die zweite Hälfte seines männlichen Muthes, sein Canzler Oxenstiern. Dieser brachte zu Heilbronn im April 1633 ein Bündniß der vier obern Kreise, Franken, Schwaben, dem Ober- und Niederrhein', mit dem Königreiche Schweden zu Stande. Zugleich erhielt er das Direktorium über das Ganze, für dessen Dauer ihm die Stände eine monatliche Kriegssteuer von 2½ Millionen Thaler bewilligten, nachdem sie sich unter einander angelobt hatten, die Freiheit des teutschen Reichs und dessen Gesetze aufrecht zu erhalten, den Druck, unter dem die Protestanten seufzten, aufzulösen, ihre verlohr-

nen Güter und Privilegien neuerdings herzustellen und die Krone Schweden, nach geendetem Kriege, auf das beste zu entschädigen. So wurde der Krieg unter Bernhard von Weimar und Georg von Lüneburg, nebst dem Feldmarschall Horn, welche das Heer kommandirten, muthig fortgesetzt. Gustav Adolfs Geist schien noch eine Zeit lang unter ihnen zu wohnen, denn wo sie nur hinkamen, siegten sie auch, überall wurden die Kaiserlichen zurückgeschlagen, nur hie und da gewannen sie ein kleines unbedeutendes Treffen, welches aber der Sache keinen Aufschlag gab, bis endlich am 7. Sptbr. 1634 bei Nördlingen (in Schwaben) die Schweden aufs Haupt geschlagen wurden. Unter den Todten, deren Zahl sich auf 6000 belief, befanden sich unter andern wackern Kämpfern auch der Markgraf Friedrich von Baden und der Feldmarschall Horn. Kurz zuvor war Wallenstein, der Landesverrätherei beschuldiget, zu Eger in Böhmen ermordet worden.

Diese schreckliche Niederlage hatte eben so schreckliche Folgen. Der Bund, den Oxenstiern zu Heilbronn geknüpft hatte, gieng aus einander, die Schweden wurden nach Pommern zurückgedrängt und der Churfürst von Sachsen, der gleich bei Entstehung des Bundes zu Heilbronn eifersüchtig auf Oxenstiern geworden war, schloß mit dem Kaiser am 30. Mai 1635 zu Prag einen für die Protestanten äußerst nachtheiligen Frieden.

Niklas. Warum war er denn den Protestanten nachtheilig?

Pastor. Dieß erhellt aus folgenden Punkten des Friedensschlusses: 1) Alle Stifter, heißt es darinn, die nach dem Passauer Vertrage und alle unmittelbaren Stifter, die schon vorher eingezogen waren, sollen den Protestanten in dem Zustande, in dem sie

selbige am 12. Novbr. 1627 besessen hätten, noch auf 40 Jahr verbleiben, binnen dieser Zeit aber sollte man sich darüber vergleichen. 2) Das Erzbisthum Magdeburg erhielt der sächsische Prinz August, doch mit der Bedingung, daß er dem Markgrafen von Brandenburg alljährlich die Summe von 12,000 Rthlr. daraus bezahlen sollte. Das Stift Halberstadt hingegen wurde dem Erzherzog Leopold zugesprochen. 3) Die Reichsstadt Donauwerth sollte nur dann in den alten Zustand versetzt werden, wenn der Herzog von Baiern vorher der Kriegsunkosten halber entschädigt worden sey. 4) Alle Stände, die den Frieden billigten, waren gezwungen, ihre Truppen zu einem Kriegsheer herzugeben, welches des heil. römischen Reichs Kriegsheer genannt werden sollte. Endlich sollten 5) die Schweden vom teutschen Grund und Boden gänzlich vertrieben werden.

Mit diesem Frieden konnten nur wenige Stände des teutschen Reichs zufrieden seyn, denn er war einer der schimpflichsten, den man seit langer Zeit geschlossen hatte. Schon triumphirte der Kaiser, da seine Sachen ohnmöglich besser stehen konnten, als sie wirklich standen, als endlich Frankreich, das durch Oesterreichs Größe schon längst zum Mißvergnügen gereizt worden war, auftrat und dem Kriege eine neue furchtbare Wendung gab. Frankreich nämlich schloß 1635 mit dem weimarischen Herzoge Bernhard und einigen andern Reichsständen ein neues Bündniß, zu dem nicht lange darauf auch Oxenstiern trat. Jetzt fiengen die gedrückten evangelischen Stände wieder zu athmen an. Um die Ruhe von außen zu sichern, vermittelte Frankreich zwischen Schweden und Polen, welche beide in Krieg verwickelt waren, einen Waffenstill-

ſtand auf 26 Jahre, der den Schweden neuen Muth einflößte und ihr Kriegsglück in Teutſchland ungehindert förderte.

Der Churfürſt von Sachſen vereinigte ſich nun mit dem kaiſerlichen Heere und rückte gegen die Schweden an, aber der ſchwediſche General Banner ſchlug ihn bei Domitz im Mecklenburgiſchen am 4. Oktbr. 1635, dann bei Perleberg (im Brandenburgiſchen) im April 1636 und endlich am 24. Septbr. dieſes Jahres bei Wittſtock gänzlich aufs Haupt. Das Glück verfolgte die Schweden und floh das kaiſerliche Heer, jene bemächtigten ſich ohne Schwertſchlag Erfurt, Frankfurt an der Oder und Gorz. Die Franzoſen ſiegten an der Moſel und Herzog Bernhard nahm die Stadt Zabern im Elſaß, nebſt der Feſtung Helfenbaar, ſo wie Banner Ulzen und Lüneburg wegnahm. Trotz allen Demüthigungen, die jetzt der Kaiſer erfuhr, blieb Oeſterreichs Macht doch noch immer mächtig genug, mithin war auch Schwedens und der vereinigten Fürſten Sieg nicht ganz entſchieden. Was vermögte nicht Ferdinand, der ſich über alle Gefahren wegſetzte, die ſeinem Hauſe drohten? Hatt' er doch den Churfürſten von der Pfalz nach Holland gejagt und den Churfürſten von Trier gefangen nach Brüſſel geführt — Baiern, Mainz und Cöln waren ſeinem Hauſe ergeben und auch Sachſen kämpfte an ſeiner Seite. Um ſo mehr muß man ſeine Ränke anſtaunen, als er jetzt, wo er noch in ſo großer Verlegenheit befand, ſeinen Sohn, Ferdinand, zum römiſchen König vorzuſchlagen wagte. Ohne alle Schwierigkeit wurde auch derſelbe 1636 gewählt und von dem Churfürſten von Mainz gekrönt. Bei der Wahlkapitulation nöthigte man Ferdinanden das Verſprechen ab, daß künftig ohne Einwilligung der Churfürſten keine

Reichsacht erklärt, und keine Reichstäge ausgeschrieben werden sollten. Ferdinand II. starb endlich am 15. Februar 1637.

Auch unter der Regierung Ferdinand III. der seinem Vater, trotz der mannigfachen Widersprüche, die bei seiner Wahl gegen ihn kämpften, da ihn Trier, Frankreich und Schweden nicht als Kaiser anerkennen wollten, auf den teutschen Thron folgte, wurde der unselige Krieg fortgesetzt. Die Schweden siegten ohne Unterlaß, ihre Generale Wrangel, Banner und Torstenson thaten Wunder der Tapferkeit; gleichen Schritt mit ihnen hielt der Herzog Bernhard, der unvermerkt ein kaiserliches Heer, unterstützt von französischem Gelde, nach dem andern schlug, bis er endlich im Jahr 1639, wahrscheinlich an Gift, starb. Ihr könnet leicht ermessen, lieben Kinder! daß es damahls, bei so blutigen Verheerungen, denen das teutsche Reich unterworfen war, in unserm lieben Vaterlande traurig genug aussah, es glich eher einer Mördergrube, als einem wohldisziplinirten Staate. Grausamkeiten aller Art waren an der Tages-Ordnung und kein Unterthan schien seines Eigenthums und seines Lebens Herr zu seyn. Den Ständen, müde dieser Greuel, griff dieser schreckliche Zustand ans Herz. Die Churfürsten kamen daher 1640 im Monat Februar in Nürnberg zusammen, um über die Herstellung des Friedens sich zu berathen. Noch in eben diesem Jahre wurde ein Reichstag zu Regensburg gehalten, welcher bis in die Mitte des Oktobers 1641 dauerte. Anfänglich wollt' es mit den Friedensverhandlungen nicht recht fort, weil der Kaiser den schändlichen Prager Friedenstraktat zum Grunde legen wollte — am Ende aber mußte er dennoch aus Drang der Umstände, nachgeben. Der

eigentliche Anfang aber wurde, ohngeachtet der Krieg immer fort gieng, am 25. Dezember 1641 zu Hamburg gemacht, bis endlich 1645 am 10. April die wirklichen Friedensverhandlungen zu Osnabruk und Münster statt fanden.

Säuberlich. Warum denn an zwei Orten zugleich?

Pastor. Zu Münster berathschlagten sich die französischen, spanischen, päpstlichen und die Gesandten der katholischen Reichsstände, zu Osnabrück aber die schwedischen, evangelischen und kaiserlichen Stände.

Wenzel. Hier fielen wohl nicht wenig Zänkereien vor?

Pastor. Allerdings, indem das Interesse und der Verlust so vieler Fürsten auf dem Spiele stand. Schweden und besonders Frankreich drangen auf Vermindrung der österreichischen Macht. Spanien bemühete sich, Frankreichs Vortheile zu vereiteln, der Papst sprach eifrig für seinen Kirchenstaat und Sachsen nämmte sich aus Leibeskräften gegen die Einschließung der Calvinisten in den Religionsfrieden. Alle forderten Schadenersatz, und keiner wollte geben. Nachdem man sich lange gestritten, und das schwedische Heer unter dem Commando des Grafen Königsmark am 25. Jul. 1648 Prag erobert, geplündert und auf eine schreckliche Weise verheert hatte, so ward endlich am 6. August der Friede zwischen dem Kaiser und Reich, dem Hause Oesterreich und dem teutschen römisch-katholischen Reichstheile auf der einen; von Schweden und den evangelisch-teutschen Ständen auf der andern Seite unterzeichnet. Das nämliche geschah am 15. Sept. zu Münster vom Kaiser und den Franzosen — der Friede selbst erhielt den Nahmen

des Westphälischen. So endigte sich dieser gräßliche, blutige Krieg, der die Geschichte der Teutschen noch nach Jahrtausenden merkwürdig machen wird!

Eh' ich nun in meiner Erzählung weiter fortfahre, ist es wohl nöthig, daß wir die nähern Punkte dieses Friedensschlusses beleuchten, um zu erfahren, was das teutsche Reich dabei gewonnen und verlohren, und was überhaupt für Veränderungen dabei statt fanden.

Frankreich erhielt die Oberherrschaft über die 3 Bisthümer Mez, Tull und Verdün, über die Städte Pignerol, Breisach, Sundgau, Ober- und Niederelsaß. Schweden hingegen einstieng außer 5 Millionen Reichsthaler das Erzbisthum Bremen, das Bisthum Verden, welche beide säkularisirt *) wurden, ganz Vorpommern und einen Theil von Hinterpommern nebst Stettin, als der Hauptstadt, ferner die Insel Rügen und die Meklenburgische Stadt Wismar nebst 3 Stimmen auf dem Reichstage. An den Churfürsten von Brandenburg fiel das Bisthum Magdeburg, Halberstadt, Minden und Camin, wovon das erste zu einem Herzogthum, die drei letztern aber zu Fürstenthümern erhoben wurden. Für Meklenburg wurden die Fürstenthümer Schwerin und Ratzeburg (vormals Bisthümer) bestimmt nebst den Commenturien Mirow und Nemorow. Die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg-Hannover erhielten das Bisthum Osnabrück unter der Bedingung, daß ein von dem Domkapitel erwählter katholischer Bischof einem protestantischen Bischof aus diesem Hause folgen müsse. Hessenkassel zahlte

*) Säkularisiren nennt man, wenn ein geistliches Stift in ein weltliches verwandelt wird.

mit 600,000 Rthlr. und übertrug ihm das Fürstenthum Minden, wie auch die Aemter Schaumburg, Buckeburg, Sachsenhagen und Stadthagen. Pfalz bekam eine neue Churwürde und die Schweiz wurde für eine unabhängige Republik erklärt. Was nun die Religion betraf, so erhielten alle Religionstheile (Lutheraner, Reformirte und Katholiken) eine vollkommene Gleichheit in ihren Rechten. Die politische Verfassung des Reichs empfieng auch eine nähere Bestimmung: 1) wurde das Reichsgericht (oder der Reichshofrath) nicht nur von katholischen, sondern auch von lutherischen Glaubensgenossen (nun zwar zu gleichen Theilen) besetzt, welches aber nur selten streng gehalten wurde. 2) In allen Berathschlagungen über Reichsgegenstände, z. E. Friedensschlüsse, Steuern, Bündnisse u. s. w. haben alle Reichsstände freies Stimmrecht, ohn' Ausnahme, besonders soll ohne Bewilligung des Reichstags weder etwas vorgenommen noch durchgesetzt werden. 3) In Religions- und allen andern Sachen, wo Katholiken und Protestanten verschiedener Meinung sind, findet keine Stimmenmehrheit, sondern nur gütliche Vergleiche und Uebereinkunft statt.

Ferdinand III. starb am 2. April 1657. Mit ihm endigt sich der 8te Zeitraum unsrer teutschen Geschichte, der uns nichts zu sagen übrig läßt, als was die Teutschen in Rücksicht ihrer Bildung, ihres Geschmacks u. s. w. gewonnen haben und das soll jetzt in einigen nützlichen Bemerkungen geschehen.

Der rohe Geist der vorigen Jahrhunderte war allmählig verschwunden, und ob die Teutschen gleich noch eben so feurig, wie sonst, Jagd, Ritterspiele u. d. gl. liebten, so schränkten sie doch diese Vergnügungen um vieles ein. Ihr Karakter gewann mehr Haltung und Bestimmtheit, das

Wilde in demſelben wurde durch die Wiſſenſchaften, deren Luther's Kirchenverbeſſerung die Hand bot, wozu die Erfindung der Buchdruckerkunſt außerordentlich viel beitrug, angelegt verbreitet und die Handlung, der Hauptzweig von Italiens blühenden Erwerbnuß, gieng mit raſchen Schritten vorwärts. Das Fauſtrecht verlohr ſeine Kraft, man fieng an, auf beſſere Cultur in der Kriegeswiſſenſchaft zu denken, wozu die Erfindung des Schießpulvers treulich half. Auf der andern Seite aber vermißte man die alte Biederheit der Teutſchen, die ihnen ſonſt ſo ſehr zur Zierde gereichte, man dichtete, lebte ausſchweifend und zerbrach nicht ſelten alle Schranken der Sitten und der Mäßigkeit. Das Nationallaſter, der Trunk, behielt dabei ſein altes Anſehen, man liebte ihn eben noch ſo warm, als ehedem. Mit allen dieſen Lastern ſtand der Aberglaube im Bunde. Wahrlich! man hätte denken ſollen, die Aufklärung, welche ſich jetzt durch ganz Teutſchland verbreitete, würde auch dieſe Schwäche der Nation verdrängt haben; nichts weniger, man glaubte, daß der Teufel mit Menſchen Bündniſſe ſchließen und Hexen und Schwarzkünſtler ihre Mitmenſchen durch geheime Künſte unglücklich machen könnten. Dieſe trieben ihre Scheußliche Wahrſagerkunſt und beſtimmten ungeſtraft aus den Geſtirnen das Glück oder Unglück eines Menſchen.

Die Sucht zur Verſchwendung und Pracht erreichte einen ſo hohen Grad, daß man erſtaunt, wenn man die Geſchichten der Zeit davon lieſet. Beſonders war dieß bei den Fürſten und Herren der Fall. Nicht nur ihre Kleidung war koſtbar und prächtig, ſondern es waren auch ihre Tafeln mit den ſeltenſten Speiſen und Getränken beſetzt. Die Kleidung blieb nicht mehr eigenthümlich teutſch,

Kleidersitten von fremden Nationen, z. B. Spaniern, Franzosen, Engländern und Italiänern schlichen sich ein und gewannen besonders die Liebe des weiblichen Geschlechts. Alle Arten der ausschweifenden Pracht fanden nun statt, goldene Schnuren mit Perlen zierten den entblößten Hals, man begnügte sich jetzt nicht mehr mit einfachen Schnupftüchern, sondern stickte sie mit Seide und Gold, so wie auf den Schuhen, goldene und silberne Stickereien glänzten. Mit dieser Pracht stand zugleich das Vergnügen der Nation in genauer Verbindung. Der Reiche verschwendete sein Geld in kostbaren Bildern und Gemählden und scheuete keine Kosten, um durch Aufstellung seltener Alterthümer sein Auge zu erfreuen. In den Gärten war man nicht mehr mit den einheimischen Produkten des Landes zufrieden, man ließ kostbare ausländische Gewächse, z. E. aus Welschland kommen, zog seltene Obstgattungen und zierte im Winter die Tafeln der Großen damit. Die Künste und Wissenschaften erweiterten nicht weniger das Feld des Vergnügens, man liebte z. E. die Musik, die Schauspielkunst, die Dichtkunst u. s. w. Ferdinand II. hatte eine so wohl besetzte Kapelle, daß man sich in Betreff der damahligen Zeit gewiß darüber wundern muß. Die Hofmusik des Herzogs Friedrich von Wirtemberg bestand aus 60 Personen. Auch der gemeine Mann liebte bei Freudenfesten Musik und Tanz; daraus entstanden eine Menge Pfeifer, Trompeter und Spielleute, die am Ende, da ihre Anzahl immer größer ward, dem Staate nicht selten zur Last fielen.

Die Schauspielkunst war nun freilich das bei weitem nicht, was sie in unsern Tagen geworden ist, dennoch schritt auch sie ihrer Bildung entgegen.

Hiezu half der berühmte Meistersänger und Schuhmacher in Nürnberg, Hans Sachs, sehr treulich, denn er schrieb, neben seinen Gedichten, auch Comödien. Indessen begnügten sich die verwöhnten Teutschen, die nun einmahl das liebten, was der ausländische Boden erzeugte, nicht bloß an den Produkten des Witzes ihrer Nation, sie riefen auch Comödianten aus England und Frankreich zu sich. Da wurden denn nun geistliche und weltliche Stücke aufgeführt, von denen wir noch Ueberbleibsel besitzen.

Niklas. Wollen Sie uns nicht eins nennen?

Pastor. O ja! Bei der Hochzeit des Herzogs Albrecht von Baiern mit der Landgräfinn Mechtilde von Leuchtenberg (1612) ließen die Jesuiten zu Ehren des Brautpaares ein Schauspiel unter dem Titel Mauritius aufführen.

Bei ungünstiger Witterung, wenn man weder in die Comödie gieng, noch irgend einen andern Zeitvertreib kannte, vertändelte man die Stunden auch mit dem Kartenspiele; hieher gehört ein ganz eigenes Spiel, das man das Karnisselspiel nannte. Im Grunde bestand es in nichts weiter, als in einer hämisch-bittern Anspielung auf die Tyrannei des Papstes.

Säuberlich. Gab es denn auch noch Ritterspiele?

Pastor. Seltener als sonst, weil das Pulver, dessen man sich jetzt im Kriege bediente, diese Art Kriegsbelustigungen entbehrlich machte, inzwischen bestanden sie dennoch, bis sie gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts immer seltner wurden. Häufiger fand das Ringel- und Kopfrennen statt. Man maaß dazu einen runden Platz ab, auf dem der Reiter im Kreis herum reiten und einen

über ihm schwebenden Ring im vollen Fluge des Rosses abstechen mußte. Eine Hauptunterhaltung der Großen waren die Hofnarren. Sie trugen eigene Kleidungen, etwa von grünem Zeuge (wie dieß gegen das Jahr 1625 Mode war) und auf den Köpfen eine spitzige Mütze mit zween Zipfeln, in deren Mitte Glöckchen tönten. Diese Narren genossen das eigenthümliche Recht, ihren Herrn immerwährend, wo es ihnen beliebte und wenn sie es für nöthig hielten, unverholen die Wahrheit zu sagen, denn es traf sich oft, daß sie weit klüger und vernünftiger waren, als alle Schranzen am Hofe.

Die Betriebsamkeit der teutschen Nation in Bebauung der Aecker, Weinberge u. s. w verdient hier eine ehrenvolle Erwähnung. Sie hatten feste Fluren, die vom Ueberflusse strotzten, Viehweiden, an denen sich das Auge labte; Gärten mit Fruchtbäumen und allerlei Arten von Küchengewächsen bepflanzt; Weinberge, Flüsse und Teiche, woran man ein Jahrhundert früher noch kaum dachte. Die Oerter lagen in den segensreichsten Auen und Fluren und in den Städten blüheten Handel und Gewerbe aller Art. Die Handwerker dachten allmählig auf bessere Ausbildung und Verfeinerung ihres Gewerbes, die Farbereien und Seidenwebereien stiegen zu einem so hohen Flor empor, daß die Nation stolz darauf seyn konnte. Zu Nürnberg wurde 1573 die erste Seidenfärberei errichtet. Besonders zeichneten sich die Nürnbergischen Handwerker aus, denn ihr Streben und Trachten auf Verbesserung ihrer Unternehmungen war unermüdet und fast ohne Grenzen. Beweise davon gaben Georg Weidmann, der 1589 das Glasblasen, Glasbrennen und Glasschneiden erfand; ein anderer Nürnberger gerieth auf die Kunst, die Flintern zu

schlagen, die bis hieher mit groſer Mühe und Zeitverluſt gehauen worden waren. In Schwaben fertigte man außerordentlich viel Barchent, Zwillich, Damaſt, Atlas ꝛc. so, daß der oberteutſche Handel bereits über den Handel der Hanſa zu ſiegen begann. Im Jahr 1610 wohnten in Augsburg gegen 6000 Webermeiſter, die jährlich wenigſtens 475,148 Stück Barchent lieferten. Da der Handel einen ſo ausgebreiteten Erwerbszweig abgab, ſo unterzogen ſich ſelbſt Leute von Adel dieſem Geſchäfte, nahmen Weber und Fabrikanten in Lohn und Brod und ſchickten ihre Fabrikate in alle Gegenden der Welt; daher kam es, daß, als Carl V. in Afrika mit den Türken Krieg führte, einer von der berühmten Fuggerſchen Familie zu Augsburg ihn mit anſehnlichen Summen unterſtützte, um die Kriegskoſten zu beſtreiten, und als Carl mit Abzahlung ſeiner Schuld erſchien, die Papiere vernichten und ins Feuer werfen konnte. Von dieſer Familie führt noch heut zu Tage eine Vorſtadt in Augsburg den Nahmen, ſie heißt die Fuggerei, und beſteht aus mehr als 400 Häuſern. Anton Fugger (ein Zweig dieſes Hauſes) hinterließ bei ſeinem Abſterben 6 Millionen Goldkronen an baarem Gelde, eine Menge Juwelen und nicht nur in Europa, ſondern auch in Oſtindien anſehnliche Beſitzungen. Doch oft, wenn eine Sache auf dem höchſten Gipfel ſteht, pflegt ſie nicht ſelten wiederum zu fallen; ſo gieng es auch mit dem teutſchen Handel, der durch die Portugieſen, welche als wackere Kaufleute bis nach Indien drangen, ſehr geſchmälert ward. Sie bemächtigten ſich, ſchon vorher, begünſtigt durch Columbs Entdeckungen in Amerika, des Handels mit Waaren aus der Levante, die ſie für das ganze abendländiſche Europa nach Holland lieferten. Auf

dieſe unverhofte Weiſe erhielten die Gewerbe der Teutſchen einen gefährlichen Stoß. Färbereien und Wollenmanufakturen geriethen in Abnahme, das Silber verlohr an ſeinem Werthe und als endlich auch die nordiſchen Engländer das baltiſche Meer beſchifften, ſo wurde dieſe Abnahme immer ſichtbarer, die Zeug- und Tuchmanufakturen kamen in Verfall, man vermied, vielleicht aus Beſorgniß, neue Spekulationen möchten eben ſo wenig gelingen, den Blick in die Zukunft, war mit dem zufrieden, was man bereits erworben hatte — kurz der Eifer für größere Vervollkommnung erloſch allmählig mehr. Dieß Stocken der Gewerbe trennte zugleich den mächtigen hanſeatiſchen und rheiniſchen Bund, von dem ich zu Anfange unſrer Unterhaltung über die teutſche Geſchichte geſprochen habe; fremde Nationen gewannen dabei, die teutſche verlohr, zumahl da ſich nun auch der fürchterliche 30jährige Krieg ins Spiel miſchte, der leider! alle Quellen des Erwerbes und Fleißes auf eine lange Zeit verſtopfte und dem armen Teutſchland nichts als Raub, Mord und Jammer zum Andenken hinterließ.

Hierinnen befanden ſich auch die Urſachen, warum das teutſche Reich in allem, was es vorher zu ſeinem Vortheile ausgezeichnet hatte, merklich verlohr. Einen Beweis davon lieferte z. E. die Abnahme der gröbern Geldſorten. Dieß kam daher, weil 1) die Bergwerke bei weitem nicht mehr ſo verſchwenderiſch ergiebig waren, als ſonſt; 2) kannte man in der Ausfuhr des ungemünzten, rohen Silbers keine Grenzen; 3) ſchmolz man daſſelbe in Teutſchland in großen Maſſen ein, damit ſchlechtere Sorten daraus geprägt werden konnten. Das Gold verlohr, ſich täglich mehr, die Goldgulden

verschwanden und an deren Stelle kamen die Thaler und Gulden von Silber. Da das Joachimsthaler Bergwerk (1518) die ersten Thaler lieferte, so nannte man sie nun zu Ehren Joachimsthaler. Mit der Verringerung des Geldes stieg der Preis der Lebensmittel, die zur Zeit des 30jährigen Kriegs fast nicht mehr zu bezahlen waren. So kostete in der Gegend von Durlach (in Schwaben) 1636 das Malter Korn 24 Gulden, ¼ Pfund Brod 6 Kreuzer, 1 Pfund Schmalz 8 Batzen, 1 Ei 1 Batzen. Aus Noth und Hunger wurden in Städten und auf Dörfern in dieser Schreckenszeit nicht selten Hunde und Katzen verzehrt.

Die Staatsverfassung des teutschen Reichs (um auch von der etwas zu sagen) erhielt in diesem Zeitraume eine große Veränderung. Bis auf die Zeiten Carls V nämlich hatte bei der Kaiserwahl in Rücksicht der Stände ein bloßes herkömmliches Gesetz gegolten — jetzt verlangten sie, daß dasselbe von dem neuen Kaiser zum Reichsgrundgesetz erhoben würde. In dieser Beziehung legten sie ihm gewisse Punkte, oder eine sogenannte Kapitulation vor, die er feierlich beschwören mußte. Und eben diese Kapitulation war der erste Schritt zu einer gesetzlichen Bestimmung der Rechte der Reichsstände, welche der Gewalt des Kaiserthums Grenzen setzte. Diese Gewohnheit ist in der Folge niemals unterblieben. So groß auch das Elend war, das der 30jährige Krieg über Teutschland brachte, so gewann es dennoch vermittelst des Westphalischen Friedens so viel, daß den Ständen ihre vollkommene Landeshoheit und ihr Antheil an den Regierungsgeschäften für immer begründet wurde. Ob nun zwar gleich der Kaiser das Oberhaupt des teutschen Reichs war und blieb,

so durft' er doch in Sachen von Gewicht nichts unternehmen, was die Stände nicht gut hießen; zu diesen Sachen von Wichtigkeit gehören Kriegserklärungen, Austertigungen neuer Reichsgesetze, Steuern, Werbungen u. s. f. Auf der andern Seite aber kam dem Kaiser auch wiederum das Recht zu, zu den Wahlen der Bischöffe und Aebte in Teutschland einen Commissär zu senden, sich die oberste Lehnsherrlichkeit anzumaaßen und die höchste Gerichtsbarkeit, die er in zweien Reichsgerichten, dem Cammergerichte und dem Reichshofrathe beständig, auszuüben; auch genießt er die unbeschnittene Freiheit, verdiente Männer in den Grafen und Fürstenstand zu erheben. Nicht minder wurden die Polizeianstalten verbessert; man gab Verordnungen gegen das Verfälschen der Gewurze und Weine, gegen die Betrügereien beim Verkauf anderer Waaren als Tücher, Leinewand ꝛc. gegen das Ausprägen schlechter Münzen u. s. w. Für diese gute Sache, deren Mißbrauch sichtlich zunahm, verwendeten sich die Reichsstände auf einem Reichstage. Dazu gesellten sich mehrere Verordnungen gegen das Herumziehen der Spielleute, Narren, Zigeuner und Bettler, die den Städten und Dörfern durch Ungestüm, mit dem sie sich ihrer Milde empfahlen, zur Last fielen. Die Todten durften nicht mehr so oft, als es sonst geschehen war, innerhalb der Stadtmauern begraben werden, daher pflegte man außerhalb der Ringmauern eigene Höfe für die Beerdigung der Leichname zu erbauen und schon im Jahr 1541 wurden in Nürnberg alle Begräbnisse in den Kirchen bei nahmhafter Strafe verboten.

Jetzt noch ein paar Worte über die wissenschaftliche Cultur dieser Periode. Teutschland riß sich nach und nach von dem Schlummer los, in dem es

sonst vergraben lag, seine Einsichten mehrten sich, ein Blick in das Innere der Natur wurde geschärfter und die Bemühungen weiser Männer erbten auf die Nachwelt fort. Sonst hatten die Wissenschaften in Teutschland nur an solchen Männern, welche außer Verbindung mit Staatsleuten gelebt hatten, Bewunderer und Verehrer gefunden, jetzt fanden auch Fürsten ihr Vergnügen in Ausübung dieser milden Künste. Indessen war man mit dem, was schon erfunden und gedacht war, nicht zufrieden, man strebte nach neuen Entdeckungen und suchte die bereits gewonnenen Kenntnisse zu vervielfältigen. So sehr man die teutsche Sprache vernachlässigt hatte, so sehr bemühete man sich jetzt um ihre Verfeinerung, und es ist unleugbar, daß der schlesische Dichter Martin Opitz, welcher im Jahr 1639 starb, nicht nur um die teutsche Dichtkunst, sondern auch um die Sprache selbst ungemein viel Verdienst hat. Durch die Sprache wurde auch das Studium der Geschichte bereichert. Vorher hatte man sich darum nur wenig bekümmert und die Kenntniß der Teutschen in diesem Fache beschränkte sich höchstens auf Sagen und Lieder, jetzt sammelten sie mit Fleiß und Sorgsamkeit die alten Denkmähler, Urkunden und Geschichten, verglichen eine mit der andern und ordneten daraus ein Ganzes. In eben diesen Graden, wo nicht noch mehr, gewannen die übrigen Wissenschaften, als die Mathematik, die Arzneikunde, die Rechtswissenschaft ꝛc. Die letztere bereicherte Carl V. durch seine peinliche Gerichtsordnung, die noch heut zu Tage bei peinlichen Gerichtsvorfällen zum Grunde gelegt wird. Von den Haupterfindungen, deren sich die Teutschen in dieser Periode zu erfreuen hatten, will ich euch nur die vorzüglichsten nennen. In Magdeburg erfand Otto

von Guerike die Luftpumpe; Christian Huygens, ein Holländer, die Pendeluhren, so wie das einfache Vergrößerungsglas. Das zusammengesetzte hat einen gewissen Cornelius Drebbel zum Erfinder. Peter Kirchner erdachte die Zauberlaterne, Franz Drake brachte (1586) die ersten Kartoffeln (oder Erdapfel) aus Amerika nach Europa, in Teutschland wurden sie jedoch erst 1650 bekannt und zuerst im Voigtlande gepflanzt. Christoph Schreiner, ein Jesuit und öffentlicher Lehrer zu Ingolstadt entdeckte 1611 die Sonnenflecken, so wie er auch den Storchschnabel, dessen man sich beim Mahlen bedient, erfand. Die Tabackspflanze, welche die Spanier 1520 in Jukatan (einer Halbinsel in Nordamerika) fanden, kam durch einen Mönch 1556 nach Europa und im Jahr 1600 schnupften und rauchten die Teutschen.

Geben wir nun zum 9ten Zeitraum über. Er enthält die Geschichte der Teutschen unter

Leopold I. 1657 bis zu Carl VII. 1740.

Das Reich befand sich nach dem Tode Ferdinands III. in einer völligen Thronerledigung, indem sein Sohn, welcher 1653 in Augsburg zum römischen König erwählt worden war, und Ferdinand IV. hieß, noch vor ihm gestorben war. Diese Thronerledigung währte 15 Monate lang.

Niklas. Warum denn so lange?

Säuberlich. Gewiß sehnte sich Niemand nach dem Throne?

Pastor. Das nun wohl eben nicht, aber es war als Nachfolger des letztverstorbenen Kaisers bloß der Erzherzog Leopold da, ein Jüngling von 17 Jahren, und gehaßt von vielen angesehenen

Fürsten. Uebrigens bemüheten sich Schweden und Frankreich aus allen Kräften, dem Hause Oesterreich die Kaiserkrone auf immer zu entreißen. Da nun bald darauf Churſachsen, Churbrandenburg und die Pfalz ganz auf öſterreichiſche Seite traten, ſo wurde Leopold zum höchſten Verdruß der franzöſiſch-ſchwediſchen Parthei am 8. Julius 1658 zum Kaiſer gewählt.

Säuberlich. Wenn eine Thronerledigung ſtatt findet, ſo muß ſich ja wohl einer von den Churfürſten unterdeſſen der Regierung unterziehen?

Paſtor. Ganz recht. Nach der goldenen Bulle kommt dieß Recht dem Churfürſten von Sachſen und dem Pfalzgrafen am Rhein zu. In dem gegenwärtigen Falle aber nahm der Churfürſt von Baiern das rheiniſche Reichsvikariat im Beſitz. — — Darüber entſtand ein Streit, der ſich mit einem lächerlichen Ereigniß endigte, welcher aber den gekrönten Häuptern eben nicht zur Ehre gereichte. Man ſtritt ſich nämlich, ob der Beſitz des rheiniſchen Reichsvikariats der pfälziſchen Chur- oder Pfalzgrafſchaft am Rhein zukomme? Baiern behauptete das erſtere, das letztere Pfalz. Als nun an dem Tage, wo Leopold zum Kaiſer gewählt werden ſollte, der baierſche Geſandte Doktor Oxel einen Aufſatz verlas, worinnen er ſeines Herrn Rechte auf das Reichsvikariat zu ſeinem Vortheile unterſuchte, ſich aber dabei einiger beleidigenden Ausdrücke bediente, welche der Churfürſt von der Pfalz auf ſich bezog, ſo warf dieſer dem Leſenden das Dintenfaß an den Kopf. Die Sache mit dem Dintenfaß wurde zwar ausgeglichen, aber der Streit wegen des Vikariats blieb demohngeachtet noch immer unentſchieden. Kurz — Leopold ward gewählt und in der Wahlkapitulation verpflichtet

(woran lediglich Frankreich Schuld war) daß er ohne Einwilligung der Churfürsten mit fremden Mächten keinen Bund schließen und sich nie in die Kriege zwischen den Spaniern und Franzosen, die sie in Italien und Holland führten, mischen dürfe. Leopold hatte nicht allzu lange die Regierung angetreten, als die Türken Oesterreich aufs neue bedroheten. Er schrieb in dieser Verwirrung einen Reichstag aus, um sich mit den Ständen des teutschen Reichs eines so gefährlichen Feindes wegen zu berathen.

Wenzel. Wie kam es denn, daß der Türke schon wieder unruhig ward?

Pastor. Die Veranlassung dazu war folgende: Ragoczy, Fürst von Siebenbürgen, ein tapfrer Mann, kühn, unternehmend und von erhabnem Geiste, war Vasall der hohen Pforte. Da er sich nun in die schwedisch-polnischen Streitigkeiten mischte, so ward er von dem Großherrn seines Reichs für verlustig erklärt. Der wackre Siebenbürge nahm dieß sehr übel und behauptete, nachdem ihm der Kaiser selbst Schutz versprochen hatte, sein Ansehen mit Gewalt. Ragoczy ward inzwischen besiegt und die Türken belagerten die ungarische Grenzfestung Großwaradein. Die Kaiserlichen, welche darinnen lagen, wurden herausgetrieben, noch ein anderes Corps geschlagen, die Türken aber machten ungeheure Friedensforderungen. Auf jenem Reichstage nun (am 13 Jenner 1663) bat Leopold das teutsche Reich um Hülfe. Die Stände bewilligten sie, da der Feind nur noch wenige Meilen von Wien entfernt war. Der kaiserliche Feldherr gewann nun zwar (am 1. August 1664) eine entscheidende Schlacht über die Turken, allein der Friede, der bald darauf geschlossen ward, fiel für den Kaiser nachtheilig genug aus, da die Türken

die beiden Grenzfestungen Großwardein und Neuheusel, zwei äußerst wichtige Plätze, erhielten. Schon vor dieser Zeit brachen einige andere Zwistigkeiten aus, welche die durch den Westphälischen Frieden kaum errungene Ruhe mächtig trübten. Eine davon betraf die Stadt Münster. Diese stand schon im Jahre 1650 unter dem Schutze der Hansa und weigerte sich, als eine freie Reichsstadt (das sie aber im Grunde nicht war) die Besatzung des Bischofs Christof Bernhard von Galen einzunehmen. Da der Bischof in Güte nichts auszurichten vermochte, so verband er sich mit Cölln und Neuburg und belagerte (1657) die Stadt. Wider Vermuthen erhielt Münster Hülfstruppen aus Holland und nun hielt es der Bischof für rathsamer, die Belagerung aufzuheben, man gieng Bedingungen ein, und bewilligte ihm einen Theil der Stadt zur Besatzung. Der Friede dauerte aber nicht lange, die Bürger von Münster geriethen, trotz der Verwarnung des Cammergerichts, mit den bischöflichen Soldaten zusammen und nun erklärte der Kaiser die Stadt in die Acht, nachdem er dem Bischof selbst die Vollführung dieses Befehls übertragen hatte. Als sie der letztere von neuem belagert und bald darauf überwunden hatte, ließ er eine feste Burg in der Stadt anlegen und forderte eine Summe von 45,000 Rthlr. welche diese zur Strafe an ihn bezahlen mußte. In eine ähnliche Zwistigkeit fielen die Städte Cölln und Erfurth, welche jedoch am Ende ebenfalls beigelegt wurden.

Auf eben diesem Reichstage, den man zu Regensburg wegen der Türken hielt, erschien der Kaiser selbst. Er hatte die Absicht, die öffentliche Ruhe ganz zu befestigen und die durch den westphälischen Frieden erzeugten, aber noch nicht ganz beendigten

(woran lediglich Frankreich Schuld war) daß er ohne Einwilligung der Churfürsten mit fremden Mächten keinen Bund schließen und sich nie in die Kriege zwischen den Spaniern und Franzosen, die sie in Italien und Holland führten, mischen dürfe. Leopold hatte nicht allzu lange die Regierung angetreten, als die Türken Oesterreich aufs neue bedroheten. Er schrieb in dieser Verwirrung einen Reichstag aus, um sich mit den Ständen des teutschen Reichs eines so gefährlichen Feindes wegen zu berathen.

Wenzel. Wie kam es denn, daß der Türke schon wieder unruhig ward?

Pastor. Die Veranlassung dazu war folgende: Ragoczy, Fürst von Siebenbürgen, ein tapfrer Mann, kühn, unternehmend und von erhabnem Geiste, war Vasall der hohen Pforte. Da er sich nun in die schwedisch-polnischen Streitigkeiten mischte, so ward er von dem Großherrn seines Reichs für verlustig erklärt. Der wackre Siebenbürge nahm dieß sehr übel und behauptete, nachdem ihm der Kaiser selbst Schutz versprochen hatte, sein Ansehen mit Gewalt. Ragoczy ward inzwischen besiegt und die Türken belagerten die ungarische Grenzfestung Großwaradein. Die Kaiserlichen, welche darinnen lagen, wurden herausgetrieben, noch ein anderes Corps geschlagen, die Türken aber machten ungeheure Friedensforderungen. Auf jenem Reichstage nun (am 13 Jenner 1663) bat Leopold das teutsche Reich um Hülfe. Die Stände bewilligten sie, da der Feind nur noch wenige Meilen von Wien entfernt war. Der kaiserliche Feldherr gewann nun zwar (am 1. August 1664) eine entscheidende Schlacht über die Turken, allein der Friede, der bald darauf geschlossen ward, fiel für den Kaiser nachtheilig genug aus, da die Türken

ie beiden Grenzfestungen Großwardein und Neu-
eusel, zwei äußerst wichtige Plätze, erhielten.
Schon vor dieser Zeit brachen einige andere Zwistig-
eiten aus, welche die durch den Westphälischen
rieden kaum errungene Ruhe mächtig trübten.
ine davon betraf die Stadt Münster. Diese stand
chon im Jahre 1650 unter dem Schutze der Hansa
nd weigerte sich, als eine freie Reichsstadt (das
ie aber im Grunde nicht war) die Besatzung des
Bischofs Christof Bernhard von Galen einzuneh-
nen. Da der Bischof in Güte nichts auszurichten
vermochte, so verband er sich mit Cölln und Neu-
burg und belagerte (1657) die Stadt. Wider Ver-
muthen erhielt Münster Hülfstruppen aus Holland
und nun hielt es der Bischof für rathsamer, die
Belagerung aufzuheben, man gieng Bedingungen
ein, und bewilligte ihm einen Theil der Stadt zur
Besatzung. Der Friede dauerte aber nicht lange,
die Bürger von Münster geriethen, trotz der Ver-
warnung des Cammergerichts, mit den bischöflichen
Soldaten zusammen und nun erklärte der Kaiser die
Stadt in die Acht, nachdem er dem Bischof selbst
die Vollführung dieses Befehls übertragen hatte.
Als sie der letztere von neuem belagert und bald
darauf überwunden hatte, ließ er eine feste Burg
in der Stadt anlegen und forderte eine Summe
von 43,000 Rthlr. welche diese zur Strafe an ihn
bezahlen mußte. In eine ähnliche Zwistigkeit fielen
die Städte Cölln und Erfurth, welche jedoch am
Ende ebenfalls beigelegt wurden.

Auf eben diesem Reichstage, den man zu Re-
gensburg wegen der Türken hielt, erschien der Kai-
ser selbst. Er hatte die Absicht, die öffentliche Ruhe
ganz zu befestigen und die durch den westphälischen
Frieden erzeugten, aber noch nicht ganz beendigten

Gegenstände vollends abzuschließen. Die Reichsstände hatten indessen noch andere Dinge auf dem Herzen. Schon lange waren sie auf das Betragen der Churfürsten, die sich von Carls V. Zeiten an bis jetzt durch eigenmächtige Abfassungen der Wahlkapitulationen ein so großes Uebergewicht über die andern Fürsten zu verschaffen gewußt hatten, eifersüchtig geworden, — jetzt schien ihnen der beste und bequemste Zeitpunkt einzutreten, wo sie ihre Klagen anbringen zu müssen glaubten. Sie machten die Forderung, daß man, mit Hinzuziehung ihrer Stimmen, einen immerwährenden Wahlvertrag, der nie geändert, am allerwenigsten aber umgestoßen werden könnte, abfassen möchte. Ohngeachtet der Churfürst von Mainz diesem Vorschlage sogleich beypflichtete, so kam es doch bei den übrigen zu keiner bestimmten Erklärung, die Sache zog sich in die Länge, man stritt und zankte sich und nichts wurde erörtert, indessen wurde doch der Reichstag zu einem immerwährenden nie aufzulösenden Reichstage erhoben, welches denn auch bis auf unsere Zeiten so geblieben ist. Die Kosten dazu wurden von den Geldern bestritten, die sonst jedes Land bei Eröffnung eines Reichstages für die dahin reisenden Gesandten gesteuert hatte. Diese Einrichtung hat fürs Ganze ungemein viel Nutzen, denn nun kann jede Beschwerde, jede Klage gleich im Augenblick angebracht werden, da es vorher Zeit und Geduld kostete, eh ein solcher Reichstag wirklich eintrat. Durch diese Abänderung hat der Reichstag selbst eine andere Gestalt gewonnen. Ehedem erschienen, wie ihr alle wisset, die Reichsstände in eigener Person, jetzt schicken sie ihre Bevollmächtigte (Gesandte) dahin. Eines Theils hat dieß freilich viel Unangenehmes, denn wenn die Bevollmächtigten etwas

beſchließen, ſo müſſen ſie erſt bei ihren Höfen anfragen, ob dieſe den Schluß auch genehmigen. Darüber geht viel Zeit verlohren. Die Geſandten ſelbſt ſtehen unter der Aufſicht eines kaiſerlichen Prinzipalkommiſſärs, welcher aus fürſtlichem Geblüt entſproſſen ſeyn muß. Ihm zur Seite ſteht ein ihm untergeordneter Aſſiſtenzrath, ein kaiſerlicher Konkommiſſär, oder Mitbevollmächtigter. Alle Creditive (oder Beglaubigungsſchreiben) fremder Mächte werden nicht an den Kaiſer ſelbſt, ſondern an die geſammten Reichsſtände gerichtet.

Jetzt kommen wir aufs neue zu Auftritten, die das ganze Gebäude des teutſchen Reichs erſchüttern. Und die Urſache davon? Der König von Frankreich Ludwig XIV. Laßt uns ſehen, was er für Abſichten hatte!

Ich habe euch ſchon neulich geſagt, daß Frankreich von jeher einen unauslöſchlichen Groll gegen das Haus Oeſterreich nährte. Schon zur Zeit des 30jährigen Krieges ſuchte es ſeinen Feind zu kränken und ſich auf Koſten ſeines Verluſtes zu bereichern. Ein Krieg mit Spanien und den Niederlanden, den es nach dem Tode des Königs Philipps IV. mit dem erſtern Hauſe führte, legte ſeine Abſichten deutlicher an den Tag. Sie giengen indeſſen weiter, als man dachte, denn Ludwig war geſonnen, nicht nur Holland, ſondern auch das teutſche Reich in dieſe Händel zu verwirren. Und das war ziemlich leicht, weil er im voraus wußte, daß ein ſolcher Krieg den Teutſchen ohnmöglich gleichgültig ſeyn konnte, da ihre eigene Freiheit in Gefahr kam. Der Kaiſer machte, ſo wie jener geahnet hatte, ein Bündniß mit dem Churfürſten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, der bei dieſem Kriege wegen ſeiner klevischen Lande, welche

von den Holländern, als Freunden des Churfürsten besetzt worden waren, unmöglich gewinnen, aber viel verlieren konnte; da inzwischen des Kaisers Truppen unthätig blieben, so sah sich der Churfürst in kurzem genöthiget, sich mit Frankreich zu vergleichen. Auf diese Art konnte es dem klugen Ludwig gar nicht fehlen; Turenne, jener berühmte Marschall und Anführer der französischen Truppen, nahm Aschaffenburg und Kriechberg in der Wetterau weg, eroberte die Reichsstädte im Elsas und die Stadt Trier an der Mosel. Dem Kaiser ward nicht wohl bei der Sache, er schloß also mit Spanien, Holland und Lothringen einen Bund, dem nicht lange darauf das ganze teutsche Reich beitrat. Dieß konnte den Franzosen nicht gleichgültig, mußte ihnen vielmehr besonders deshalb sehr unangenehm sein, weil der tapfere Friedrich Wilhelm von Brandenburg wieder in das Schwerdt zuckte. Um ihn einigermaßen dafür zu züchtigen, suchte Ludwig den schwedischen König Carl XI. auf seine Seite zu bringen. Als nun Wrangel, der die kaiserlichen Truppen, die er mit sechzehntausend Mann von den seinigen verbunden hatte, kommandirte, die Feinde des Friedens am Oberrhein zu vertilgen suchte, fielen die Schweden in jene nordischen Länder ein. Aber schnell war der Held zurück, schlug den Feind bei Fehrbellin in der Uckermark mit seinen tapfern Kriegern und jagte ihn aus Pommern und allen seinen Landen heraus. Während dieser Abwesenheit hatten auch die Kaiserlichen mit großem Glücke gefochten. Man hatte ihnen zwar Freiburg im Breisgau und das feste Schloß Lichtenberg in Unterelsas, so wie die Rheinschanzen bei Straßburg entrissen, aber sie gewannen dafür Philippsburg (eine wichtige Festung am Stifte Speier) und mit ihr meh-

tere nicht geringere Vortheile. Kurz vorher raubte eine Kanonenkugel dem Marschall Türenne das Leben, eben als er unter dem Feuern der beiden gegenüberstehenden Armeen rekognoszirten ritt. Wahrscheinlich würden die Teutschen die Franzosen noch völlig besiegt haben, wenn sich die Holländer nicht von dem Bündnisse losgerissen und mit dem Könige Ludwig zu Nymwegen (in Geldern) am 10. August 1678 einen Frieden geschlossen hätten. Der Kaiser fühlte sich nun zu schwach, den Krieg allein fortzusetzen, und folgte am 5. Februar 1679 dem Beispiele der Holländer.

Vermöge dieses Friedens behielt der Kaiser Philippsburg, Freiburg blieb den Franzosen. Schweden bekam Pommern wieder, bis auf das Land diesseits der Oder. Dieß kam an Brandenburg, mit der Erklärung, daß ihm Schweden 500,000 Rthlr., so wie Frankreich 300,000 zahlen müsse.

Von jeher war es üblich gewesen, daß die kriegführenden Mächte nach Beendigung ihrer Feldzüge ihre Truppen wieder entließen. Allein Frankreich folgte dieser Regel keinesweges: es ließ vielmehr die seinigen auf den Grenzen stehen. Dieß ahmte Teutschland nach — und seit dieser Zeit ist es gewöhnlich worden, stehende Heere zu halten, es sey nun Krieg oder Friede. Hier war es nun aber besonders nöthig, da allem Anscheine nach der König von Frankreich nichts Gutes im Schilde führte, wie er denn das nicht lange darauf durch die Errichtung seiner Wiedervereinigungskammern deutlich genug bewieß.

Perls. Was verstehn wir denn darunter?

Pastor. Der König setzte 16[illegible] zu Metz, Breisach, Besançon und Dornick gewisse Gerichts-

höfe, oder Wiedervereinigungskammern (Reunionskammern) nieder, welche untersuchen sollten, was für Lehnsstücke ehemahls zu den ihm für immer abgetretenen Bisthümern Metz, Tull und Verdun, zu der Landgrafschaft Elsaß und der Landvogtei von Hagenau gehört hätten? Diese Ländereien suchte er jetzt als Zubehör zu den an ihn abgetretenen Rechten zurück zu fordern — die Cammern sprachen sie ihm auch zu, worauf er denn alles sogleich in Besitz nahm, was ihm gefiel. Wer sich weigerte, wurde mit Gewalt zur Herausgabe gezwungen. Auf diese Weise kamen Lauterburg, Germersheim, Zweibrücken, Boldenz, Hamburg, die Grafschaft Bitsch, Saarbrücken, der ganze Hundsrück, die Grafschaft Leiningen und Rümpelgard in seine Gewalt. Allerdings durfte das teutsche Reich hiezu nicht still schweigen, mithin schickte es Gesandte nach Paris, die den König auf dieß unerhörte und die heiligsten Verträge vernichtende Betragen aufmerksam machen mußten — aber Ludwig achtete wenig darauf, gieng in seinen entworfenen Planen immer weiter und brachte (1681) sogar Straßburg, diesen für Teutschland höchst wichtigen Ort, an seine Krone. Denn schloß der Kaiser nach Bewilligung der Reichsstände mit Holland, Spanien und Schweden Bündnisse, aber ohn' allen Nutzen, da der gefährliche Feind des österreichischen Hauses, die Türken, aufs neue bis Wien vordrangen und den Kaiser nöthigten, mit dem Könige in Frankreich zu Regensburg am 15. August 1684 einen Waffenstillstand auf 20 Jahre hinaus zu schließen, während dieser Zeit sollte Frankreich die durch die Wiedervereinigungskammern ihm zugesprochenen Plätze, als Luxemburg, Beaumont (Bemong) Bovines (Bouvine) und Chimay, nebst vie-

len Dörfern und sogar Straßburg, mit der ausdrücklichen Bedingung behalten, daß in diesen Aemtern nichts zum Nachtheile der Protestanten geändert werden sollte.

Es war nun Friede, aber der kriegliebende Ludwig war einmahl davon kein Freund. Seine Plane dehnten sich auf große Unternehmungen aus; mithin suchte er die erste beste Gelegenheit, um den nun gestaltlosen Waffenstillstand wieder aufzulösen. Diese Gelegenheit fand sich wider Vermuthen sehr bald. Im Jahr 1685 starb der letzte Churfürst von der Pfalz aus der Simmernschen Linie, nachdem er einige Zeit vor seinem Absterben den Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg zu seinen rechtmäßigen Erben und Nachfolger erklärt hatte. Darum hielt dieß der König, als die Schwester des verstorbenen Churfürsten, die Herzogin von Orleans, welche seine Schwägerinn war, als Mitbenerbinn auftraten und ihre Ansprüche auf einen beträchtlichen Strich der hinterlassenen Länder geltend machen mußte. Philipp Wilhelm sträubte sich dagegen und wollte durchaus nichts davon wissen, weshalb sich Frankreich zum Krieg rüstete, um, wie es hieß, die Rechte der bevortheilten Schwester und Schwägerinn zu schützen. Die Gefahr, die jetzt in der Schwächung des Pfälzischen Hauses dem teutschen Reiche drohete, war zu groß, als daß der Kaiser nicht augenblicklich auf Mittel hätte sinnen sollen, derselben auf alle Weise zuvorzukommen. Die Reichsfürsten sahen das ebenfalls nur deutlich ein und schlossen unter einander mit Leopold, Spanien und Schweden im Monat Julii 1686 den sogenannten Augsburgischen Bund gegen Frankreich. Ludwig stutzte und hielt sich noch ganzer zwei Jahr ruhig, bis

noch eine neue Begebenheit seinen Groll nicht länger zu zügeln vermochte.

Niklas. Was war denn das für eine Begebenheit?

Pastor. Der Churfürst Maximilian Heinrich von Cölln starb. Nun lag dem Könige von Frankreich außerordentlich viel dran, daß ein Freund seines Hauses künftig diese Würde bekleiden möchte, weil er durch die kölnischen Länder einen sichern und wohlfeilen Weg über den Rhein in die benachbarten Staaten der Verbündeten zu erhalten hatte. War aber der kölnische Churfürst auf seiner Seite, glaubt' er den Anhang der beiden andern geistlichen Churfürsten ebenfalls zu gewinnen. In dieser Absicht empfahl der König den Bischof zu Straßburg, der ihm sehr ergeben war; die Deutschen hingegen schlugen den Prinzen Josef Clemens aus Baiern vor. Beide Parteien hatten viel vor sich, denn das Domkapitel war theils französisch gesinnt, theils dem deutschen Hause ergeben. Der Papst drang und wand sich auf die Seite des letztern, ertheilte dem Prinzen, der schon Bischof zu Regensburg und Freisingen war, ein Breve (päpstliches Schreiben) wegen der Wahlfähigkeit. Durch diesen nicht erwarteten Schlag aufs neue gereizt, trat Ludwig gegen den Augsburgischen Bund hervor, der nun durch den Beitritt von Holland, Savoyen und England noch mächtiger ward. Die wirkliche Kriegserklärung erfolgte am 24. September 1688.

Die Franzosen marschirten von Straßburg herüber in das Badensche und Würtembergische Gebiet, drangen mit Wuth in die Pfalz ein und nahmen in Schwaben und Franken die vornehmsten Städte als Neustadt, Speier, Worms, Trier, Mainz, Stutt-

gard u. dergl. weg. Zwar gewannen die Teutschen einige dieser Städte wieder, dennoch aber mußten die französischen Truppen nicht von dem teutschen Boden, verwüsteten und brandschatzten vielmehr alles, wo sie hinkamen und erlaubten sich die entsetzlichsten Grausamkeiten. Dieser Unfug dauerte acht Jahre ununterbrochen fort; nie kam es zu einer wichtigen entscheidenden Schlacht, bis endlich der König seine eigene Kraft geschwächt sahe und sich nach Frieden sehnte. Weder Unglück noch Feigheit seiner Truppen, blos das durch die grossen Werbungen geschwächte Land zwangen ihn dazu. Es läßt sich denken, daß der augsburgische Bund nicht abgeneigt war, dieser Meynung des Königs ebenmäßig beizupflichten, weil er vermöge der immerwährenden Siege des Königs, blutwenig gewonnen, aber desto mehr verlohren hatte. Daher kam am zosten Oktober 1697. zu Ryswik in Holland der Friede zwischen ihm und dem teutschen Reiche zu Stande, nachdem Savoyen, Spanien, Holland und England schon einige Zeit vorher den ihrigen unterzeichnet hatten. Der Kaiser erhielt Freiburg und Altbreysach, dagegen blieb Strasburg auf immer in französischen Händen. Die nach dem Ausspruche der Wiedervereinigungs-Kammern ausser den Grenzen von Elsaß gelegenen und eingezogenen Länder wurden meist alle zurückgegeben, als Germersheim an den Churfürsten von der Pfalz, Zweybrücken an die Krone Schweden, Mumpelgard an den Herzog von Würtemberg, Lothringen an seinen Herzog. Das teutsche Reich empfieng die Festungen Kehl und Philippsburg, auch am rechten Rheinufer und an der Wetel sollte Frankreich alle neu angelegten Festungen und Schanzen schleifen lassen.

Paris. Und was erhielt die Herzoginn von Orleans, die doch eigentlich die Ursache dieses blutigen Krieges heißen sollte?

Pastor. Auch sie ging nicht leer aus, aber man suchte sich durch klingende Münze mit ihr abzufinden — und so erhielt sie 300,000 Livres. Ein anderer Friede, (der mit den Türken), kam fünfzehen Monate nach dem Ryswicker zu Carlowitz in Slavonien (am 16 Jenner 1699) zu Stande. Die Türken, welche sich zugleich mit den Russen, Polen und den Venetianern hatten herumschlagen müssen, gaben, ausgenommen Siebenbürgen, Slavonien und das feste Schloß Temeswar, alle vorher eroberten Plätze in Ungarn wieder heraus. So endigte sich das siebenzehente Jahrhundert.

Ehe wir nun in unsrer Geschichte weiter fortschreiten, wollen wir einige Veränderungen bemerken die verschiedene, in Teutschland nicht unbeträchtliche Häuser erlitten. Den ansehnlichsten Theil der Länder des i. J. 1667. verstorbenen letzten Grafen von Oldenburg zog nebst dem Herzogthum Schleswig der König von Dännemark an sich. In dem Hause Sachsen starb 1672 die Altenburgische Linie aus; sie fiel an den Herzog von Gotha so wie das Sachsenlauenburgische Land dem Braunschweig-Lüneburgischen Hause einverleibt wurde. Im Jahr 1690 erlosch die Jenaische Linie und vereinigte sich mit der zu Eisenach und Weimar. Durch ähnliche Veränderungen, welche sich im teutschen Reiche zutrugen, stieg die Zahl der neuen Fürsten, an Größe gewinnend. Ueberdies suchte sich Leopold verschiedene Grafen und Herren durch glänzende Standeserhebungen zu Freunden zu machen, so wie er denn die Grafen von Fürstenberg, den Graf von Schwarzenberg, den Graf von Tetu

gen, den Graf von Waldeck, den Graf von Thurn und Taxis, die Grafen von Nassau-Saarbrücken, Nassau-Idstein und Nassau-Weilburg und die Grafen von Sondershausen-Frankenhausen in den Fürstenstand erhob. So wenig dem Kaiser Leopolds altes Recht, das ihm eine Vornahme ausgeübt hatten, tadeln konnte, so sehr verwunderte man sich über einen Schritt, den er kurz darauf ohne die Churfürsten dabey zu befragen, ganz eigenmächtig that.

Auf einer Seite konnte man ihm diesen Schritt nicht ganz verargen, denn er suchte die Zahl seiner mächtigen Anhänger zu vermehren, — auf der andern Seite hieß ihn die Dankbarkeit, die er dem Braunschweig-Lüneburgischen Hause, für die ihm geleistete Hülfe gegen die Franzosen und Türken, schuldig war, so und nicht anders handeln. Er verlieh nehmlich diesem Hause die Churwürde. Daß er die Reichsstände nicht darum befragte, war allerdings unrecht, aber er fürchtete von ihnen abermals nur abschlägliche Antwort zu erhalten, wie dieß schon einmal bey der Wahl seines Sohnes Joseph zum römischen König geschehen war. Jetzt, als er frey und unbefangen zu handeln sich vornahm, ließ er die Reichsstände unberührt. Desto mehr aber wurden diese darüber erbittert. Trier, Cölln und Pfalz waren am meisten, weil sie glaubten daß eine neue evangelische Chur der katholischen Religion schaden würde. Man stritt so lange und sann auf Mittel, des Kaisers Absicht zu vereiteln, ihn wohl gar zum Widerruf zu bewegen; doch in der Folge ließen sie sich's gefallen und erkannten den Herzog von Braunschweig-Hannover für ihren Mit-Churfürsten. Dagegen bewirkten die Katholiken, damit ihre Stimmen-

Mehrheit auf den Reichstägen gesichert bliebe, die Wiedereinführung der Böhmischen Wahlstimme, welche seit langer Zeit geruhet hatte, indem sich Böhmen unter der Regierung des Oesterreichischen Hauses dem Reiche entzog.

Diesem Beispiele der Hoheit, dem sich noch zwei andere beigesellten, denn der Prinz von Oranien schwang sich zur Würde eines Königs von England empor und der Churfürst von Sachsen bestieg 1697 den Polnischen Thron, reizten ein anderes eben so mächtiges Haus zu gleichem Bestreben. Preussen gelüstete nach der Königskrone. Schon im Jahre 1657 hatt' es sich eine völlige Unabhängigkeit zu verschaffen gewußt, um so fester beharrt' es jetzt bei seinem einmahl gefaßten Entschlusse. Das Haus Brandenburg wandte sich nun an den kaiserlichen Hof nach Wien, und versprach demselben, daß, wenn seine Wünsche von ihm begünstigt würden, es demselben 10,000 Mann Hülfsvölker zu dem Spanischen Successions-(Erbfolge) Kriege geben wolle. Diese Lockung, und eine Menge anderer glänzender Versprechungen, gewannen Leopolds Herz. Er erkannte mithin den Herzog 1700 in einer feierlichen Urkunde als König von Preussen an, so sehr auch der Böhmische Canzler, Graf von Kinsky, dagegen eiferte. Am 18 Januar 1701. setzte sich Friedrich zu Königsberg in seinem Zimmer die Krone selbst auf, und nannte sich Friedrich I. Mehrere Mächte erkannten ihn als König, und endlich auch der — Pabst. Tags vorher stiftete Friedrich den Orden vom schwarzen Adler.

Als der neue König sein Krönungsfest feyerte, war schon ein grosser, verheerender Krieg zwischen dem schwedischen Könige Carl XII., Rußland, Dän-

rmark und dem Könige August von Polen ausge-
rochen, dem nicht lange darauf auch der Spanische
Successionskrieg folgte, welchen ich vorhin berührte.
Die Ursachen des letztern waren folgende:

Carl II., als letzter Regent von Spanien aus
em Oesterreichischen Hause, besaß ausser dem Königs-
iche Spanien und einigen amerikanischen Besitzun-
en, Belgien, Mailand, Neapel, Sizilien, Sar-
inien und die Insel Minorka. Als nun Carl II.
m 1 November 1700. mit Tode abgieng, mach-
n nicht nur der Kaiser Leopold als Haupt der
utschen Linie des Hauses Oesterreich, und der
hurfürst von Baiern, Max Emanuel, für seinen
Sohn, Josef Ferdinand, als das einzige Kind
us seiner Ehe mit der Maria Antonia, dem ein-
gen Kinde des Kaisers Leopold von seiner ersten
Gemahlinn, Margaretha Theresia, der jüngern
Schwester Carls II. Königs von Spanien, sondern
uch der Dauphin von Frankreich, als Sohn der
ltern Schwester Carls II. der Maria Theresia und
nkel der ältern Schwester Philipps IV. der Anna
Maria, auf dieses reiche Erbschaft Ansprüche. Ohne
weifel hatte das Haus Oesterreich unter allen An-
rüchen die gültigsten, weil es sich auf einen Erb-
ertrag berief, den Carl V. im J. 1521. geschlossen
atte und worinnen er ausdrücklich bestimmte, daß,
enn eine von den beiden Linien (der spanischen und
eutschen) in ihrem Mannsstamme verlöschen würde,
ie noch fortlebende andere männliche Linie in jenen
anden folgen solle. Zum Unglück für Leopold
rgab sichs, daß Beschwätzungen und List des
Königs von Frankreich noch vor dem Absterben
es Spanischen Monarchen so viel über sein Herz
ermocht hatten, daß der Sterbende seinen Enkel,
en Herzog Philipp von Anjou, (Angschu) zum

Alleinerben einsetzte. Auf dieses Testament
stützend, erklärte Ludwig XIV. den Herzog für
König von Spanien und dieser nahm sogleich
dem Reiche Besitz. Leopold, der das Testam
für erschlichen erkannte, hatte nun sehr gern
alten Rechte durchgesetzt, wenn es ihm nicht ga
an Mitteln dazu gefehlt hatte. Von mehrern
ner Nachbarn mußte er das schlimmste hoffen, de
Kölln und Bayern waren Freunde des Französisch
Königs, auch diejenigen Fürsten, die gegen
neunte Churwürde geeifert hatten, waren ni
wohl auf ihn zu sprechen, er selbst bedurfte ein
grossen Theil seiner Truppen in Hungarn, wo
immer noch nicht ruhig war, und der fränki
und schwäbische Kreis hatten schon sehr bestim
erklärt, daß sie ganz neutral bleiben würden. Tr
diesem allen siegte dennoch die gute Sache. Me
rere Fürsten waren überzeugt, daß der König v
Frankreich von jeher ein Feind des teutschen Reic
gewesen sey — sie schlossen also mit dem Kai
1701 ein Bündniß und erklärten dem Könige v
Frankreich den Krieg.

Marr. Wer waren denn die Glieder dies
Bundes?

Pastor. Die ersten, die sich dazu verst
den, waren die Holländer und Engländer,
folgten Brandenburg, Hannover und Hessenkass
Inzwischen war es dieser Mächte Wille auf ke
Weise, dem Hause Oesterreich durch neue Erob
rungen grössere Gewalt zu verschaffen. Leopo
mochte dieß selbst gefühlt haben, um also der G
fersucht seiner Bundesgenossen zu entgehen,
er für seine Person von dem Besitze der Spanisch
Monarchie gänzlich zurück und übertrug sein Rec

am Erzherzog Carl, der auch im J. 1704 nach Madrid abgieng.

Der Krieg entspann sich (1702) am Rhein, wo sich unter der Begünstigung des Churfürsten von Cölln, mehrere Tausend Mann Französischer Truppen befanden. Die Anzahl vermehrte sich so sehr, daß in Kurzem eine der mächtigsten Armeen vom Rhein bis gegen die Niederlande hinzog. Die Kaiserlichen und Preußischen Truppen rückten ihnen entgegen, und schlugen sie um die Bayern das erstemahl am 2 Jul. 1704 beym Schellenberge, (eine Höhe, nicht weit von der schwäbischen Stadt Donauwerth), das zweytemahl am 13 Aug. 1704. bei Hochstadt, (im Fürstenthume Neuburg in Schwaben.) Die Niederlage der Verbündeten war sehr ansehnlich, denn sie verloren mehr als 30,000 Mann, welche theils auf dem Schlachtfelde blieben, theils in Gefangenschaft geriethen, worunter sich der französische Marschall Tallard befand, der mit 12,000 Mann seiner besten Truppen von dem Englischen Herzog von Marlborough gefangen genommen wurde. Die beiden mit Frankreich verbundenen Churfürsten Cöln und Bayern, welche so widerrechtlich gegen Kaiser und Reich gefochten hatten, verlohren ihre Stimmen auf dem Reichstage und Bayern gerieth sogar unter Kaiserliche Administration.

Leopold genoß diesen Sieg nicht lange, denn er starb am 5 April 1705.

Leopold war ein Fürst von guten Eigenschaften, der nicht nur seine Unterthanen väterlich liebte, sondern auch das Gute eben so herzlich wollte, daher er zu sagen pflegte: Ich würde morgen nicht mehr Kaiser zu seyn wünschen, wenn man mir die Kraft raubt, Gutes zu thun. Bey dem

allen aber war er dennoch ein schwacher Fürst, der nur zu oft von seinen Ministern beherrscht wurde. Man nennt' ihn Leopold den Grossen. Ob dieser Nahme auch für ihn gepaßt haben mag, will ich hier nicht entscheiden.

Sein Sohn, der Erzherzog Josef folgte ihm in der Regierung. Das erste, was er that, war, daß er die lauten Mißbilligungen der Reichsstände wegen der von seinem Vater dem Churhause geschenkten Churwürde verstummen machte. Dieß war die Ursache, warum sich das Reich, welches dieser Sache wegen auf den vorigen Kaiser zürnte, mit dem jetzigen völlig aussöhnte und ihm wegen des nochimmer wütenden Spanischen Erbfolgekrieges durch Einigkeit der Gemüther und gemeinschaftlichen Beistand die schönste Zukunft öffnete. Dieser Krieg nun ward auch unter seiner Regierung nicht sowohl im teutschen Reiche, als vielmehr in den Niederlanden, in Spanien und Italien mit grossem Glücke geführt, da hingegen am Rhein weder die kaiserlichen Truppen, noch die Reichsarmee sonderliche Proben von Tapferkeit ablegten. Um so muthiger erschienen die Baiern. Das schreckliche Urtheil, welches über ihren Churfürst verhängt worden war, erfüllte sie mit Wuth und Zorn. Mehrere Tausende von ihnen griffen zu den Waffen, bemächtigten sich der Städte Burghausen (in Oberbayern) und Schärding und besetzten die Festung Braunau, (in Oberbayern am Flusse Inn), ein anderes Korps, meist aus Bayerischen Bauern gebildet, rückte voll Tapferkeit und Muth vor München, allein die Kaiserlichen schlugen sie dermaassen aufs Haupt, daß nur wenige mit dem Leben davon kamen. Josef erklärte nun den eidbrüchigen Churfürsten von Bayern in die

Reichsacht. Dieß eigenmächtige Verfahren aber rechneten ihm die Reichsstände sehr hoch an; es veranlaßte sie, fest darauf zu dringen, daß von nun an keine Reichsacht mehr gültig sein sollte, wenn sie nicht von dem ganzen Reiche vorher untersucht und genehmigt worden wäre. Zu dem Ende ward auch das Formular zu einer beständigen Wahlkapitulation aufs Papier gebracht. — Josef starb schon am 17 April 1711. mit dem Rufe eines braven, ädlen und tugendliebenden Mannes, an den das teutsche Reich nicht wenig verlohr.

Der Erzherzog Carl, Leopolds I. zweiter Sohn, folgte ihm unter dem Nahmen Kaiser Carl VI. in der Regierung am 12 October 1711. Man machte bei seiner Wahl nicht die mindeste Einwendung, ausser daß Cölln und Baiern als Wahlfürsten zugelassen seyn wollten und daß der päpstliche Nuntius Nepot Albani behauptete, ein Nuntius des Römischen Stuhles müsse nicht blos aus Gefälligkeit, sondern aus Schuldigkeit zu einer römischen Kaiserwahl zugelassen werden, weil der h. Vater bei allen Kaiserwahlen die höchste Gewalt ausübe. Die erstern wurden abgewiesen und der letztere ausgelacht, denn die Zeiten, wo der Pabst mit seinen Bannstrahlen drohete, waren nun auf immer vorüber. Nepot Albani mochte dies wohl auch selbst recht gut gefühlt haben, weil er nicht lange darauf aus Frankfurth verschwand und nicht wieder kam.

Unter Carl VI. errreichten in kurzer Zeit drei schreckliche Kriege ihre Endschaft. Der nordische, der Spanische Erbfolgekrieg und der Krieg des Kaisers mit den Türken. Den zweiten betreffend, so schien es anfänglich, als

ob das teutsche Kaiserhaus als Sieger vom Schauplatz treten würde, denn die Partheien des Kaisers [illegible] überall, sowohl in Spanien und Italien, als auch in den Niederlanden äusserst glücklich, allein das Blatt wandte sich sehr schnell, indem der Kaiser von seinen Bundesgenossen nach und nach verlassen wurde. Die fremden Mächte fiengen wieder an, das System des Gleichgewichts ins Auge zu fassen, d. h. sie sannen auf Mittel, wie das Haus Oesterreich am [illegible] vor einer zu gewaltigen Grösse bewahrt [illegible], und welches Mittel — konnte wohl [illegible] sein, als daß sie sich von dem Oesterreich [illegible] Kühlich trennten? Wäre dieß nicht [illegible], so würde die Oesterreichische Macht, welche durch Carl VI Wahl mit der kaiserlichen Würde und den Spanischen Besitzungen [illegible] wurde, unüberwindlich gewesen sein. Den [illegible] Schritt that England, es schloß 1713 zu Utrecht (in Holland) mit Frankreich und Spanien Frieden und erhielt Gibraltar (an der Meerenge zwischen Europa und Afrika) und die batavische Insel Minorka. Preußen bekam ein grosses Stück von Geldern, Savoyen erhielt das Königreich Sicilien und Holland sehr ansehnliche Barrieren.

Horst. Barrieren —? Wollen Sie uns wohl das Wort erklären? liebster Herr Pastor!

Pastor. Recht gern. Barriere heißt wörtlich eine Schranke oder Vormauer; davon kommt nun der sogenannte Barrier-Traktat in dem gegenwärtigen Friedensschluße her, der zwischen dem Kaiser und den Holländern geschlossen wurde und vermöge dessen die Holländer ihre Besatzung, welche dem Erzhause Oesterreich mit schwören mußte, in den Städten und Festungen Namur, Tournay,

Menin, Furnes, Warneton, Ypern und Fort-Knocke (lauter Plätze in dem österreichischen Flandern) zu ihrer Grenzversicherung haben, in Dünkermonde und Nieuremonde aber halb österreichische und halb holländische Besatzung liegen sollte.

Niklas. Nun? und was that der Kaiser?

Pastor. Von allen verlassen bequemte auch er sich am 7 September 1714 zum Frieden in Baden, und überließ mit Einstimmung des Reiches den Franzosen Spanien, behielt aber alle ehemals dem Hause Oesterreich gehörigen Spanischen Besitzungen in Italien und den Niederlanden. Bayern und Cöln wurden wieder in ihre alten Rechte eingesetzt, so wie Hannover von Frankreich als ein rechtmäßiges Churfürstenthum anerkannt.

Marx. Auf diese Art wurde Philipp von Anjou wirklich König in Spanien?

Pastor. Ja, und zwar unter dem Nahmen Philipp V. Kaum hatt' er die Regierung in Händen, als er den Krieg fortsetzte. Es ärgerte ihn nämlich, daß man dem Kaiser die fetten Länder in Italien, als Neapel, Sardinien und Mailand, so wie die Niederlande zugesprochen hatte. Vors erste griff er Sardinien und Sicilien an und stritt überall mit ausgezeichnetem Glücke, bis endlich Oesterreich, Frankreich, England und Holland das berühmte Quadrupel-(vierfache) Bündniß den 2 August (1718.) in der Absicht schlossen, dem Kaiser die in dem Badener Frieden zugeschriebenen Länder zu sichern. In diesem Bündnisse wurde zugleich fest bestimmt, daß dem Hause Savoyen das Königreich Sardinien, dem Kaiser hingegen Sicilien, Neapel und Mailand zufallen, der letztere aber auf die Spanische Erbfolge, so wie der König Philipp auf den Besitz der ehemaligen

Spanischen Länder in Italien auf immer Verzicht leisten sollte. Philipp wunderte sich nicht wenig, als man ihm diese Neuigkeit zufertigte, dennoch war sie seinen Muth zu beugen nicht vermögend, er rüstete sich vielmehr aufs neue zum Kriege und nahm es eine Zeit lang mit allen Alliirten auf; als diese aber zu Wasser und zu Lande einen Sieg nach dem andern erfochten, so trat er, aus Drang der Umstände, der Allianz 1720 selbst bei. Der Friede kam jedoch erst fünf Jahre darauf am 30 April 1725. in Wien zu Stande und machte endlich des langen Haderns ein Ende. Philipp behielt Spanien, der Kaiser Neapel, Sicilien, Mailand und die Niederlande, und Sardinien Savoyen. — Der zu Stokholm 1719 geschlossene Friede zwischen den nordischen Mächten hatte nicht weniger wichtige Folgen für die Vergrösserung der Länder einiger teutscher Fürsten. Braunschweig empfieng Bremen und Verden; Preussen die Stadt Stettin mit dem ganzen Lande zwischen der Oder und Peene, nebst den Städten Damm und Golnau und den Inseln Wollin und Usedom. Die Zahl der gekrönten Häupter unter den Reichsständen vermehrte sich durch den 1714 eingetretenen Tod der Königinn Anna von England, indem der Churfürst Georg Ludewig von Braunschweig den Englischen Thron unter dem Nahmen Georg I. bestieg.

Ihr habt, lieben Freunde! aus meiner bisher geleisteten Erzählung wahrgenommen, daß das teutsche Reich bei so argen, verwüstenden Kriegen wenig gewann aber viel verlohr, um so trauriger war es, daß besonders die armen schon vorher so sehr gedrückten Protestanten noch immer leiden mußten. Man hoffte nach dem Badenschen

Frieden Milderung zu erhalten und die Ryswickische Clausel aufgehoben zu sehen, aber es geschah nicht, die Protestanten wurden, durch geheime Ränke des fürchterlichen Jesuitenordens, schrecklich gedrückt, die katholische Parthei hob ihr Haupt mächtig empor und sann auf ausführbare Mittel, die Anhänger des Lutherthums endlich ganz auszurotten. Die Jesuiten trugen das ihrige hiezu wacker bei, sie nannten die Protestanten infame Ketzer, welche nicht würdig seien, in der menschlichen Gesellschaft zu leben, ja! sie verdienten, daß man sie als Ehrlose von Amt und Brod jage, und alle Gemeinschaft mit ihnen aufhöbe. Das, was sie sagten, ließen sie dann auch drucken, es kamen mehrere solcher Schandschriften heraus, worinnen die Verfolgten galgenmäßige Schelme, Bestien, Spitzbuben, Halunken und dergl. genannt wurden. Dieser Unfug würde vielleicht noch lange Zeit fort gedauert haben, wenn nicht kaiserliche Verordnungen dagegen erschienen wären. Am allerärgsten gieng es in der Pfalz zu. Der Churfürst Johann Wilhelm hatt' es von 1690 bis 1716 so weit gebracht, daß die reformirten Gemeinden keinen Richterstuhl mehr kannten, um die Menge ihrer Klagen anzubringen. Unter der Regierung Carl Philipps gieng es noch schlimmer; die reformirte Gemeinde zu Heidelberg verlor ihre Kirche, so wie den Heidelbergischen Catechismus, weil in demselben die Frage: Was ist der Unterschied zwischen des Herrn Abendmahl und der päpstlichen Messe, also beantwortet stand: Die papistische Messe ist eine vermaledeyete Abgötterey. Die Protestanten wurden nach und nach von allen Aemtern ausgeschlossen, man entriß ihnen die Kirchen-Einkünfte und schenkte sie den Catholiken. Auf

solche Ungebührnisse konnten die Protestanten allerdings nicht länger schweigen, sie führten das Vergeltungsrecht ein, und machten es gerade auch so, wie jene, denn der Churfürst von Braunschweig ließ die katholische Kirche zu Zelle, so wie der König von Preussen den Dom zu Minden und das Kloster Hommersleben im Halberstädtischen schliessen. Auf diese Art erhielten die gedrückten Heidelberger ihre Kirche und ihren Katechismus wieder. Demohngeachtet ließ der Unfug nicht nach und die Protestanten zitterten schon vor einem neuen Religionskriege. Diese Sorge war um so verzeihlicher, da mehrere Fürsten die protestantische Kirche verließen und sich entweder aus falscher Ueberzeugung, daß Luthers Lehre nicht die ächte sey, oder aus politischen Absichten, zum katholischen Glauben bekannten. Zu diesen Abtrünnigen gehörte der Churfürst Friedrich August von Sachsen, der, uneingedenk seiner thatenvollen Vorfahren, die um Luthers Lehre Krone und Szepter verloren, blos um eitler Ehre und Gewinnstes willen 1697 zur römischen Kirche übertrat. 1717 folgte ihm auch der Churprinz nach. Den Protestanten mußte dieser unerwartete Schritt um so auffallender seyn, da der Churfürst von Sachsen Direktor des evangelischen Glaubens-Korpers war. Indessen beruhigte er sie durch den ausgestellten Revers, (Verschreibung) daß die Stimme von Churfachsen stets evangelisch bleiben sollte. Eine andere Folge solcher Bedruckungen war die Auswanderung der Salzburger, die, wie ihr euch erinnern werdet, schon einmahl, doch in geringern Maasse, unter Kindels Regierung statt gehabt hatte. Der damalige Erzbischof Leopold war ein Feind des lutherischen Glaubens und verdammte alle seine Be-

kenner. Es konnte nicht fehlen — die Unterdrückten griffen nach den Waffen. Um ihre gekränkte Freiheit zu vertheidigen. Leopold rief die kaiserliche Mannschaft herbey, um jenes Volk mit Gewalt zu vertreiben, bis sich endlich die Protestanten zu einer allgemeinen Auswanderung entschlossen und Haus und Hof mit dem Rücken ansahen. Sie verließen die Stadt im rauhesten Winter, unter Gesang und Gebet. Der Anblick muß ungemein rührend gewesen seyn, aber eben so grausam war das Betragen der Katholiken, die ohne Empfindung und Mitleid die Bedrängten nach dem Elend [illegible].

Philipp. Wo zogen denn die unglücklichen Leute hin?

Pastor. Ein Theil gieng nach Litthauen, wo ihnen der König von Preußen sich anzubauen erlaubte. Ein anderer wandte sich nach Holland und England.

Carl VI. auf den die Protestanten so viel Vertrauen gesetzt hatten, verlohr bey diesen Unruhen am meisten, denn er bewieß durch die Nachgiebigkeit, die er gegen die Catholiken blicken ließ, daß ihm die Vertheidigung der Protestanten nicht immer Ernst sey. Auf diese Weise erkaltete die Liebe der evangelischen Reichsstände für ihn täglich mehr, wenigstens war das Wachsthum derselben nicht mehr möglich, da sich auch ein neuer unglücklicher Krieg entspann, der für Deutschland mehr Schaden als Nutzen wirkte. Die Ursache dieses Kriegs war folgende: Carl suchte den Churfürst August von Sachsen, den Sohn des verstorbenen Königs von Polen auf den polnischen Thron zu erheben. Damit aber waren die Polen nicht zufrieden, weil sie den von Frankreich

begünstigten Stanislaus Leczinsky zum Könige verlangten. Kein Theil wollte nachgeben, also kam es zu einem Kriege, in den auch das teutsche Reich unverschuldet verwickelt ward. Fünf Jahre dauerte diese unnütze Fehde, bis Carl mißmuthig und nothgedrungen 1738 einen sehr unvortheilhaften Frieden in Wien schloß, den er mit drei Königreichen bezahlen mußte, indem er Neapel, Sicilien und Mailand verlohr. Er starb endlich am 20. Oktober 1740. und beschloß den österreichischen Mannsstamm, dessen letzter Zweig er war.

Carl VI. fehlt' es beinahe an allen Kenntnissen und Tugenden, die zu einem guten Regenten erfordert wurden. Er war weder mit seinen Staaten, noch mit den auswärtigen Verhältnissen vertraut, ihn selbst leitete kein selbstständiger Wille, da Minister und Pfaffen sein Herz in Händen hatten. Er besaß ausserordentlich wenig Scharfsinn und Beurtheilungskraft, war bis zum lächerlichsten Aberglauben fromm und liebte das steife Hof-Zeremoniel fast noch warmer als seine Gebetbücher.

Säuberlich. Mit diesem Carl endigt sich also die 9te Periode?

Pastor. Ja! Und es bleibt uns nun nichts übrig, als daß wir dem Ganzen noch einige kleine Bemerkungen beifügen.

Der dreyßigjährige und die darauf folgenden Kriege hatten dem teutschen Reiche unendlich viel geschadet, das war wohl unleugbar; inzwischen wär es unrecht, wenn wir ihnen allen Nutzen absprechen wollten. Der Französische Hof stand seit dem westphälischen Frieden mit den teutschen Höfen in gewisser Verbindung. Mehrere Teutsche

reißten nach Frankreich und lernten an den überaus feinen, galanten Höfen der Ludwige gute Sitten und Manieren, die freilich kaum bis in Teutschland keinen einheimischen Boden fanden. Nach der Aufhebung des Edikts von Nantes wo Ludwig XIV. den Reformirten nämlich die freie Ausübung der Religion aufs neue verbot, (1685,) kamen auch selbst viele Franzosen nach Teutschland, welche sich hier niederließen und durch Wissenschaften und Künste den Teutschen unglaublich viel nützten. Man lernte sich selbst in der teutschen Sprache besser ausdrücken, ehrte die Geselligkeit und vervielfältigte die Unterhaltung, die man sonst ganz vernachlässigt und durch unädle Zeittödtungen vertändelt hatte. Besonders wurde in dem Reiche der Wissenschaften weit mehr gethan, als in dem vorigen Jahrhunderte. Der menschliche Geist waltete frei und ungezwungen und zerbrach die Schaale, in die ihn Aberglaube und Despotismus eingekerkert hatten. Johann Arndt (von dem wir ein bekanntes Andachtsbuch, betitelt: „das wahre Christenthum" besitzen) bahnte den Gottesgelehrten einen Weg zur bessern Erklärung der heiligen Schrift, da vorher nur eitle spitzfindige und nichtssagende Geheimnisse die besten Köpfe der Zeit eingenommen und verdunkelt hatten. Für die Rechtswissenschaft that Herrmann Conring so viel, daß er sogar Ludwigs XIV Aufmerksamkeit erregte. Dieser gab ihm auch eine Pension, nur Schade, daß Conring, durch solche Schmeicheleyen geblendet, schwach genug war, der Vertheidiger einer ungerechten Sache zu werden, denn er lobte Ludwigs Verfahren wegen der Wiedervereinigungskammern und schilderte es als eine politisch-rechtliche Handlung. Mehr noch hatten die philosophischen

Wissenschaften dem berühmten Leibnitz zu danken, den der Kaiser seiner Verdienste wegen in den Adelstand erhob; er bereicherte die Mathematik mit scharfsinnigen Erfahrungen, erweiterte das Feld der Geschichte und brachte einen bessern Geist in die Philosophie. Er war ein Liebling des preussischen Königs, Friedrichs I. der ihn nach Berlin kommen ließ, wo er die Akademie der Wissenschaften errichtete. Er starb zu Hannover 1716.

Dem Aberglauben, diesem grauköpfigen Ungeheuer, und überhaupt dem Hexen- und Gespensterwesen kündigte Christian Thomasius auf der 1694 errichteten hohen Schule zu Halle den völligen Krieg an. Und in der That war er in diesem Falle der Retter Teutschlands, das vielleicht ohne ihn noch lange in den Fesseln des Gespensterwesens geseufzt haben würde. Anfänglich meynte man, daß Thomasius nicht so denke, als er spreche, und daß er am Ende wohl gar selbst noch Gespenster glaube. Um ihn nun auf die Probe zu stellen, beredeten sich fünf Studenten mit einander, des Nachts, wenn Thomasius schliefe, unvermerkt in seine Stube zu schleichen, und in weissen Gewändern still und feierlich einen Ringeltanz zu tanzen. Thomasius sah dem Tanze eine Zeit lang lächelnd zu, schlich sich, von den Studenten ungesehen, heimlich aus dem Bette und tanzte selbst mit. Als sie aber merkten, daß sich die Compagnie um eine Person vermehrt hatte, so glaubten sie endlich selbst behext zu seyn und flohen mit Geschrey von dannen, indessen sie der lachende Thomasius mit Spöttereyen bis auf die Strasse verfolgte.

Die teutsche Sprache erhielt sehr glückliche Bearbeiter und es traten ganze gelehrte Gesellschaf-

ten zusammen, welche sich mit der weitern Ausbildung derselben beschäftigten. Eine solche gelehrte teutsche Gesellschaft errichtete zu Leipzig 1697 der bekannte Johann Burchhard Mencke, ein Mann, dem die teutsche Sprache ungemein viel zu verdanken hat. Mehrere hohe Schulen, welche ehedem aus Liebe zu den Wissenschaften errichtet worden, aus Mangel an Unterstützung aber wieder eingegangen waren, wurden wieder hergestellt, z. E. Heidelberg, Giessen und Erfurt. Zu diesen gesellten sich ganz neue, als Kiel (1613) Salzburg (1622.) Bamberg (1649) Duisburg (1655) Kiel (1665.) Inspruk (1677) und Halle (1694.) Auf der letztern zeichnete sich ein Prediger A. H. Franke sehr rühmlich aus. Er bauete das noch heut zu Tage blühende Waisenhaus, in welchem nach seinem 1727 erfolgten Tode über 2000 Kinder unentgeldlich unterrichtet und täglich 600 Menschen gespeiset wurden. In diesem Waisenhause befindet sich die bekannte Cansteinische Bibelanstalt, und eine berühmte Buchhandlung.

Seit dem westphälischen Frieden hat das teutsche Reich in Rücksicht seiner innern Theile mehr Zusammenhang und Haltbarkeit erhalten, ohngeachtet es ein zusammengesetzter Staatskörper ist, indem er aus Churfürstenthümern, Fürstenthümern, Grafschaften, Reichsprälaturen, Reichsstädten, Reichsrittern und Reichsdörfern bestehet. Trotz dem bilden alle diese Staaten in so fern nur Ein Reich, weil sie unter einem monarchischen Oberhaupte stehen. Dagegen hat jedes kleine unmittelbare Gebiet, welches nicht zugleich Theil eines andern teutschen Staates, sondern allein Theil des ganzen Reichs ist, seine eigene Regierung, seine eigenen Gesetze; sein eigenes Steuerwesen, Justiz-

wesen, Polizey, Münze, Kriegsverfassung und sogar das Recht, Bündnisse zu schliessen, Kriege zu führen und Gesandte zu schicken. Die Reichsstände haben Sitz' und Stimme auf den Reichstägen, dazu gehören aber keineswegs weder die Reichsdörfer, noch die Reichsritterschaft, obgleich sie auch unmittelbare Glieder des Reichs sind. Die Reichsstände können sich ferner über ein gegebenes Reichsgutachten vereinigen, aber es bleibt so lange ohne Kraft und kann mithin kein Reichsschluß genannt werden, so lange ihr gemeinschaftliches Oberhaupt, der Kaiser, seine Einwilligung nicht giebt. In vielen teutschen Staaten sind die Landesherren durch ihre Landesstände eingeschränkt, dieß ist im Kleinen, was ungefähr im Grossen Kaiser- und Reichsstände sind. Ueberall findet diese Eintheilung nicht statt, in vielen aber, z. E. im Würtembergischen, Churfächsischen u. s. w. ist sie noch üblich. Die Reichsstädte haben im Grunde eine republikanische Verfassung, doch nur in so ferne, als sie nicht unter den Befehlen eines einzelnen Herrn stehen. Die meisten haben einen Reichs-Vogt, oder einen Reichsschultheiß.

Durch die Erfindung des Schiespulvers wurde das Kriegswesen sehr verändert. Dieß hab' ich euch neulich schon gesagt. Aber auch die Kriege selbst, (namentlich der dreissigjährige) hatte ausserordentlich viel Einfluß auf dasselbe. Unter dem Fußvolke (oder der Infanterie) gab es Pikeniere und Musketier. Was die letztern bedeuten, ist euch wahrscheinlich allen bekannt. Die erstern führten eine Pike 14 bis 16 Schuhe lang, das Eisen daran war 2 Fuß lang, 1 ½ Zoll breit, bald vierkantig, bald flach, bald auch zweischneidig. Wenn der Infanterist gegen den Infanteri-

ſten focht, ſo hielt er die Pike mit beiden Händen horizontal vorwärts; auf den Reiter gerichtet ſtämmt' er ſie mit der linken Hand ſo gegen den Fuß, daß die Spitze der Bruſt des Pferdes entgegenſtand; in der rechten Hand führte er ein ziemlich langes Seitengewehr. Es gab auch Hellebarden. Dieſe unterſchieden ſich von den Piken durch ihre Kürze und waren mit einem breiteren Eiſen beſchlagen. Die Muskete war ſo ſchwer, daß ſie der Soldat in der freien Hand weder halten noch losſchieſſen konnte; er legte ſie deshalb auf eine hölzerne Gabel, welche mit einer Schnur an der Muskete befeſtiget war. Hahn und Stein kannte man damahls noch nicht, alle Gewehre wurden ſo, wie die Kanonen, mit brennenden Lunden abgefeuert.

Niklas. Wie gieng denn die Kavallerie?

Paſter. Ganz nach den alten Ritterzeiten. Der Soldat zu Pferd war vom Kopf bis zum Fuß in Eiſen gehüllt und führte außer ſeiner Lanze zum Stich, einen Pallaſch zum Hieb und ein paar lange Piſtolen zum Schuß. Beſſer als der Pallaſch war der Karabiner. Seit Guſtav Adolfs Zeiten kamen ganz leichte Kanonen auf, die nur 4 Fuß in der Länge, und 6 24 Pfund ungefähr in der Schwere hatten. Die Soldaten wurden bei den Alten weit beſſer beſoldet, als jetzt, denn ein Regiment Infanterie von 2000 Mann koſtete monatlich 50,000 Gulden. (Ein Compagnie-Feldſcheer empfieng 16, ein Feldprediger 12, ein Pikenierer 1; Gulden — allerdings ein höchſt ſonderbares Verhältniß.) Die Kriegszucht war nicht ſonderlich ſtrenge, ein Deſerteur wurde bei weitem nicht ſo hart beſtraft, als heut zu Tage, und in eben ſolchem Verhältniſſe ſtanden auch die übrigen Ver-

gebungen. Gegen die Feigen in der Schlacht allein konnte man keine Barmherzigkeit, so ließ z. E. Wallenstein nach der Schlacht bei Lützen mehrere Verbrecher dieser Art aufhängen und niederhauen, unter denen sich selbst Stabs-Offiziere befanden. Nach der zweiten Schlacht bei Leipzig wurde ein ganzes kaiserliches Regiment infam kassirt.

Im Jahre 1700 wurde auch der Kalenderzwist einigermassen geschlichtet. Da viele von euch davon noch nichts gehört haben werden, so ist es wohl nöthig, daß ich ein Wort darüber spreche. Man hatte sonst in Teutschland nur den römischen, oder den sogenannten Julianischen Kalender (von Julius Cäsar so benannt, ein Mann, der euch aus dem ersten Band der teutschen Geschichte bekannt sein wird.) Man bediente sich desselben bis um das Jahr 1582. Das in diesem Julianischen Kalender zum Grunde der Berechnung liegende Sonnenjahr war zu 365 Tagen und 6 Stunden angenommen, oder um 11 Minuten, 14 Sekunden und 13 Terzien grösser als es eigentlich ist. Diese aber sich im Ueberschuß befindenden kleinen Zeittheile betrugen i. J. 1582 10 Tage; um so viel war man also von der wahren Jahresberechnung nach dem Sonnenlaufe abgewichen. Papst Gregor XIII. führte nun 1582 seinen neuen verbesserten Kalender ein, indem er 10 Tage, die in dem Julianischen Kalender von Zeit des Nizänischen Conzilium an, überflüssig eingeschaltet worden waren, herauswarf und die Verordnung machte, daß man allemahl in 400 Jahren 3 Schalttage auslassen und das Osterfest, von welchem alle andere beweglichen Feste abhiengen, nach neu gefertigten Tafeln rechnen sollte. Von diesem gregorianischen Kalender aber wollten die Protestanten durchaus nichts wissen,

weil sie von dem Pabste, als dem Antichrist (wie sie ihn nannten) nichts wissen und annehmen mochten. Aus dieser Weigerung entsprang für diejenigen Länder, wo die Religionen gemischt waren, viel Unheil, denn wenn der eine Religionstheil die hohen Feste 10 Tage früher, der andere 10 Tage später feierte, so gieng der gemeine Handwerksmann des andern Theils zur Gesellschaft mit müssig. Noch grössere Irrungen entstanden bei Jahrmärkten, gerichtlichen Terminen, u. s. w. Dieser Streit wurde endlich 1700 dadurch geschlichtet, daß die Protestanten einen eigenen verbesserten Calender einführten, der jedoch von dem gregorianischen wenig unterschieden war, indem sie statt der 10 Tage, 11 Tage auswarfen und das Osterfest nicht nach den Cyklen *), sondern nach dem astronomischen Calkulo berechneten. Auf diese Weise blieb noch eine Verschiedenheit in Berechnung der Zeit des Osterfestes, von welchem, wie schon gesagt, die übrigen Feste abhängen. Das hatte denn wiederum die üble Folge, daß nun zwar nicht mehr jährlich, aber doch von Zeit zu Zeit die Osterfeier der Katholiken und Evangelischen um 8 Tage von einander entfernt waren. Erst im Jahr 1770 haben

*) Cyclus ist eine Zeit von 19 Sonnenjahren oder 235 Mondenmonaten, in welchem das Sonnen- und Mondjahr wieder mit einander anfangen soll, wenn sie 19 Jahr zuvor mit einander angefangen haben. Allein dieser Cyclus trugt, denn sie fangen wohl beide wieder auf einen Tag mit einander an, aber nicht auf eine Stunde vielweniger auf eine Minute. Er wird auch Cyclus lunae genannt und die Zahl, welche andeutet, daß das und das Jahr in diesem Cyclo ein gewisses angegebenes Jahr sei, heißt numerus aureus (goldene Zahl.)

sich die letztern bewegen lassen, Ostern mit den Catholiken zu feiern.

Zu den vorzüglichsten Erfindungen, welche man in diesem Zeitraum beobachtet, gehören folgende: Walther von Tschirnhausen, ein sehr kluger Edelmann aus der Oberlausitz, erfand den Brennspiegel und verbesserte in den Jahren 1702 bis 1709 das Meißner Porzellan. Man schreibt die Erfindung desselben gemeiniglich dem Apotheker Böttticher aus Schleiz im Voigtlande auch zu. Die Kunst das Glas in Tafeln zu gießen, erfand Thewart 1688. Die ersten Venedigmäle lieferte Alexander Theile aus Erfurth. Brand entdeckte 1675 den künstlichen brennenden Phosphorus. Otto von Guerike wurde bei Gelegenheit der Reibung des Bernsteins mit der Electricität vertraut. Ein griechischer Arzt aus Konstantinopel machte 1713 in Europa das Einimpfen der Blattern bekannt. In der Baukunst und Bildhauerei zeichnete sich Andreas Schluter, im Kupferstechen Andreas Wolfgang und Christof Weigel, in der Musik Mattheson, Telemann, G. F. Händel, berühmt durch die treffliche Composition seines Messias, u. a. rühmlich aus.

Wir gehen nun, lieben Freunde! auf dem letzten Zeitraum der teutschen Geschichte über, welcher uns die Begebenheiten

von Carls VI. Tode bis auf die gegenwärtige Zeit, (oder von 1740 bis zu Franz II.)

kennen lernt.

Als Carl VI. die Augen schloß, war ganz Europa begierig, wem der Kaiserthron anheim

fallen würde, denn, wie bekannt, war mit Carln der Oeſterreichiſche Mannsſtamm, der 3 Jahrhunderte hindurch über das teutſche Reich geherrſcht hatte, abgeſtorben. Dieſe Begierde war um ſo verzeihlicher, da Carl lange vor ſeinem Tode nämlich i. J. 1713. ein Haus- oder Familien-Geſetz gemacht hatte, das um ſo mehr einzig in ſeiner Art zu nennen war, weil man unter den teutſchen Kaiſern noch kein Beiſpiel davon hatte und deſſen Vollſtreckung jederman voller Spannung entgegen ſah.

Ulrich. Was verordnete denn dieſes Familien Geſetz?

Paſtor. Folgendes: Da Carl, wie ihr ſchon wiſſet, keine männlichen Erben hatte, ſo that es ihm weh, daß ſeine ſchönen Erbſtaaten nach ſeinem Tode zerſtückelt werden ſollten. Um dieß nun zu verhüten, machte er jenes Familien-Geſetz, (welches man auch die pragmatiſche Sanktion nennt) worinnen ſeine älteſte Prinzeſſin nach dem Rechte der Erſtgeburt ihm in dem Beſitze aller ſeiner Staaten folgen ſollte. War keine da, ſo wäre dieß auf die hinterlaſſenen Töchter ſeines Bruders Joſefs I. anwendbar geweſen. Mehrere Häuſer, denen ſich Carl deshalb verbindlich gemacht hatte, leiſteten ihm die Garantie (Verſicherung); das teutſche Reich ſelbſt nicht ausgeſchloſſen.

Als Carl ſtarb, war ſeine älteſte Prinzeſſin, Maria Thereſia, 23 Jahr alt und ſeit vier Jahren mit dem Grosherzog von Toskana, Franz Stephan, aus dem Hauſe Lothringen, vermählt. Sie nahm, von dem väterlichen Teſtamente dazu berechtigt, ſogleich Beſitz von den ererbten Staaten, allein kaum war dieß geſchehen, als die Garanten ihre Hand und ihr Verſprechen zurückzogen.

Unter diesen waren Spanien, Preussen, Baiern und Sachsen. Spanien machte auf die Oesterreichische Verlassenschaft Anspruch und gründete seine Rechte auf den Vertrag Carls des fünften (von 1521) in welchem dieser die österreichischen Lande der männlichen Nachkommenschaft seines Bruders feierlich abgetreten hatte. Preussen, dem Carl das Erbrecht auf Jülich und Berg versprochen hatte, (nach der Zeit zeigte sichs aber, daß dieß auch dem Churfürsten von Sachsen und dem Churfürsten von der Pfalz widerfahren war) forderte die schlesischen Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau, um, wie er meinte, seinem Dudez-Königreiche das Zwitterhafte zu benehmen. Baiern glaubte um so sicherer mit Ansprüchen hervortreten zu dürfen, weil der Churfürst von der Erzherzoginn Anna, einer Tochter des Kaisers Ferdinand I. abstammte, und der Churfürst von Sachsen, weil er sich mit einer Tochter, Josefs I. vermählt hatte.

Friedrich II. trat zuerst auf. Er schickte, um vorher die Güte zu pflegen, den Grafen Gotter nach Wien und versprach der Maria Theresia, daß, wenn sie ihm ohne Zwang ein Stück von Schlesien abträte, er ihrem Gemahle seine Stimme bei der Kaiserwahl nicht versagen werde. Würde sie sich aber hierzu nicht bereitwillig finden lassen, so sei auch die Kriegserklärung schon fertig. Das war denn freilich kurz und bündig. Aber Maria Theresia war hier nicht so klug, als sie es hätte seyn sollen und können, da Schlesien damahls von fast aller Besatzung entblößt war und die Festungen in traurigem Zustande sich befanden; demohngeachtet gab sie dem Grafen eine kurze abschlägliche Antwort, die dann den König unverzüglich in

Schlesien einzudringen bestimmte. Unaufhaltsam besetzte Friedrich die festen Plätze, als die Festungen Glogau, Neisse und Brieg, und schlug die ihm durch den General Browne entgegengeführte Oesterreichische Macht von 3000 Mann 1741 bei Mollwitz ohnweit Brieg in Schlesien, wo er einen entscheidenden Sieg erfocht. Dieses glückliche Ereigniß machte Baiern Muth. Der Churfürst Carl schloß daher zu Nymphenburg bei München 1741 im Monat Mai ein Bundniß mit Frankreich und Spanien, dem in der Folge Pfalz, Cölln, Preussen und Sachsen beitraten, um die mächtige österreichische Monarchie in etwas kleinere Theile aufzulösen. Muthvoll rückte die Armee in Oberösterreich ein, (sie war 50,000 Mann stark), und näherte sich der Residenz Wien. Maria Theresia eilte mit ihrem Hofe nach Hungarn, und Alt und Jung ergriff die Flucht. Das Schrecken war allgemein. Es minderte sich jedoch bald, da der Churfürst von Baiern sein Glück nicht zu benutzen verstand: denn statt sich den festen Besitz in den österreichischen Landen zu sichern und Theresien durch Zwangsmittel nachgiebiger zu machen, gieng er um eitler Ehre willen eiligst nach Böhmen, wo sich ein mächtiges sächsisches Heer mit seinen Truppen verband, eroberte Tabor und Budweiß und ließ sich, als er auch Prag genommen hatte, von den Böhmen als König huldigen. Durch diesen unüberlegten Schritt verlieh er den Oesterreichern Muße, neue Kräfte zu sammeln.

Trotz dieser Unruhen gab die Kaiserinn die Hoffnung nicht auf, daß ihr Gemahl, der Grosherzog von Toskana, die teutsche Kaiserkrone erhalten werde, ohngeachtet die Churfürsten zu Frankfurth zusammen kamen, und den Churfürst

von Baiern, Carl Albert, am 24 Januar 1742 wirklich zum Kaiser wählten. Er hieß nach der Ordnung der Carls, Carl VII. In dieser Zeit hatte Friedrich II. König von Preussen, fast ganz Schlesien erobert. Kurz darauf nahm er auch Breslau weg und schlug die Oesterreicher am 17 Mai 1742 bei Czaslau in Mähren. Durch die bereits an sich gerissenen Städte und Distrikte vermehrten sich seine Einkünfte um 3 Millionen 600 000 Thaler. Am 11 Junius 1742 kam es endlich in Breslau zum Frieden. Friedrich empfieng ganz Ober und Niederschlesien, nebst der Grafschaft Glatz, ausgenommen Teschen, Troppau und Jägerndorf, zugleich machte er sich verbindlich, eine alte, auf Schlesien haftende Schuld von 7 000 000 Thalern an England zurückzuzahlen. Chursachsen wurde zwar in den Frieden ebenfalls mit eingeschlossen — gieng aber ganz leer aus, weil die Truppen, durch Vorschub des bekannten Grafen Brühl in Dresden, gar nichts thun konnten, da es ihnen leider an allen, besonders an Geschütz und Lebensmitteln mangelte.

Auch Ostfriesland fiel bald hernach in Preussens Hände, denn nach dem Tode des letzten Ostfriesischen Fürsten, Carl Edgard, der 1744 erfolgte, nahm er dessen Länder in Besitz und erhielt vom Kaiser, nach einem alten Versprechen vom Jahr 1694, die Belehnung darüber.

Als sich, wie ich vorhin erzählte, nach dem Abgange des ehemaligen Churfürsten von Baiern, Carl Albert, nach Böhmen, die Oesterreicher wieder gerüstet hatten, fielen sie mit verdoppelter Wuth und vom Geiste der grossen Maria Theresia beseelt, über die Franzosen in Böhmen und Baiern her. Diesen schnellen Ueberfall sich nicht

erſehend, lieſſen die Franzoſen Baiern im Stiche und die Oeſterreicher erhielten das ganze Land durch eine Kapitulation des kaiſerlichen Generals Seckendorf. In Böhmen drang der Prinz Carl von Lothringen ein und jagte die Franzoſen heraus; Fürſt Lobkowitz aber ſchloß 1743 mit 16000 Ungarn 16000 Franzoſen in Prag ein. Die Beſatzung (ein anſehnliches Häuflein!) verlohr den Muth, zog heimlich aus Prag, nachdem der Hunger gegen 4000 Mann zu Boden geſtreckt hatte. Das waren denn nun freilich äuſſerſt traurige Ausſichten für den Kaiſer! Seines Erblandes beraubt, denn Baiern war in völligem Beſitz der Oeſterreicher, lebte er mißvergnügt in Frankfurth von Anleihen und den ihm auf dem Churfürſtentage zugeſprochenen 50 Römermonaten. Die traurige Lage deſſelben griff dem preuſſiſchen König ans Herz, er beſchloß, ihm zu helfen, und arbeitete an einem teutſchen Fürſtenbunde, den er auch wirklich zu Frankfurth am 22 Mai 1744 mit Hinzuziehung Frankreichs, zwiſchen ihm, der Kurpfalz und Heſſenkaſſel ſchloß. Die Abſicht deſſelben gieng auf Carls Beſchützung in ſeinen Rechten als Kaiſer, den Maria Thereſia durchaus abgedankt wiſſen wollte, ferner auf die Wiedererlangung ſeines Churfürſtenthums und des Königreichs Böhmen. Carl lebte bey dieſem Verſprechen wieder auf und verſprach dem König, daß er ihm, wenn die Unternehmung anders gelänge, den Königsgrätzer, Leutmeritzer und Bunzlauer Kreiß in Böhmen abtreten wolle.

Kaum war der Bund gegründet, als Friedrich am 10 Auguſt mit 80,000 Mann in Böhmen einfiel, am 17 September Prag eroberte und die ganze Beſatzung (16000 Mann an der Zahl) zu

Gefangenen machte. Die Verbündeten begiengen jedoch dabei den Fehler, daß sie dem Prinzen von Lothringen den Rückzug nach dem Rheine abzuschneiden unterließen. Diesen für Oesterreich glücklichen Fehler benutzte der Prinz; schnell zog er die Truppen in Baiern, so wie 24 000 Sachsen an sich, mit denen er nun trotzend auf Böhmen losgieng, um dort den König aus dem Felde zu jagen. Der Plan war sicher genug berechnet, Friedrich, abgeschnitten von der Prager Besatzung, mußte nach dem Verluste seines zu Prag befindlichen schweren Geschützes Böhmen verlassen und über Hals und Kopf nach Oberschlesien eilen, um sein eigenes Land aus den Klauen des Feindes zu retten, der hier eingefallen war und sehr übel wirthschaftete.

Der Bund löste sich durch den Tod des Kaisers, welcher am 20 Jenner 1744 erfolgte, von selbst auf. Maria Theresia hieß sich versöhnen, denn ihr Erbfeind war ja nun todt und unterzeichnete mit dem Sohne des Verblichenen, dem neuen Churfürsten von Baiern zu Fussen (am Lechfluß in Schwaben) den 22 April 1745 den Frieden, nachdem er dem Großherzog, ihrem Gemahle bei der Wahl zum Kaiser seine Stimme versprochen hatte. Er hielt Wort; ihm pflichteten bei: Mainz, Trier, Hannover und Sachsen und so wurde Franz I. am 13 September 1745 zum Kaiser gewählt.

Maria Theresia, welche ihren Gemahl so ziemlich zu beherrschen verstand, glaubte nun über alle Schwierigkeiten gesiegt zu haben und schrie voll Ingrimm und Groll, den Krieg mit Preussen fort. Sie glaubte nicht, daß ihr's je fehlen könne und kam auch dann noch nicht von der

richtigkeit dieses Gedankens zurück, als sie eine Schlacht nach der andern verlohr, denn am 4 Junn 1745 wurde der Prinz von Lothringen, der sich mit den sächsischen Truppen unter dem Commando des Herzogs von Sachsen-Weißenfels vereinigt hatte, bei Striegau (im Herzogthume Schweidnitz) gänzlich geschlagen. Dieß hielt sie nicht ab, ihren Marsch grade nach Berlin zu nehmen und dort dem Könige den Garaus zu machen. Aber Friedrich eilte ihren Truppen voll Verachtung auf die Tapferkeit der Seinigen muthvoll entgegen und schlug sie. Den Sachsen lieferte er bei Hennersdorf ein Treffen, und drängte die Oesterreicher nach Sachsen zurück, wo sie bei Kesselsdorf am 15 Dezember 1745. gänzlich den Kürzern zogen. Von den Sachsen lagen 3000 Todte auf dem Schlachtfelde, 215 Offiziere und gegen 7000 Gemeine wurden gefangen, überdieß verlohren sie 5 Fahnen, 3 Standarten, 1 paar Pauken, und 48 Kanonen. Friedrich gieng nun grade auf Dresden los, wo sich alles auf Gnade und Ungnade ergab — hier kam denn endlich am 25 Dezember 1745 der Friede zu Stande.

Peris. Nun war Maria Theresia wohl auf eine lange Zeit gedemüthiget?

Pastor. Man hatt' es wohl denken sollen — aber sie konnte nun einmal Schlesien nicht vergessen und ihr alter Groll gegen das Haus Preussen, war so tief eingewurzelt, daß sie nicht eher ruhete, bis ihre Truppen wieder unter den Waffen standen. Schon wahrend der Dresdner Friedensunterhandlungen machten Oesterreich und Sachsen mit einander zu Leipzig heimlich den Vertrag, daß sie dem Könige nicht nur Schlesien und Glatz, sondern auch das Fürstenthum Magdeburg, den

dazu gehörigen Saalkreis und das Fürstenthum Gressen abtreten wollten. Diesem Bündnisse gesellte sich ein anderes mit Rußland am 22 Mai 1756 bei. Von allen diesen Verhandlungen aber erfuhr Friedrich kein Wort und würde wahrscheinlich auch so bald nichts davon erfahren haben, wenn er nicht durch die Verrätherey eines gemeinen Schreibers in Dresden, der in der geheimen Kanzlei von den hin und hergegangenen Depeschen zwischen den beiden Höfen Abschriften genommen hatte, dahinter gekommen wäre. Die volle gar nicht zu widerlegende Bestätigung erhielt er in der Folge durch den russischen Grosfürsten Peter III. welcher ihm zu wissen that, daß zwischen den beiden Kaiserhöfen ein geheimer Plan verabredet worden sey, nach welchem Theresia mit 200,000 und Petersburg mit 120,000 Mann ihn zu gleicher Zeit angreifen wollten. Dieß waren dann zwei grosse Gewißheiten von neuen feindseligen Ausbrüchen, denen sich eine dritte zugesellte — die ungeheuren Rüstungen in Böhmen und allen österreichischen Erbstaaten. Friedrich fragte nun, um seiner Sache ganz gewiß zu seyn, bei der Kaiserinn an, ob er Krieg oder Frieden mit ihr haben werde? Der Minister, Graf Kaunitz gab eine unbefriedigende, höchst zweideutige Antwort, welche denn den König bestimmte, ohne Weiteres die Waffen zu ergreifen. Dieß — der Ursprung des 7jährigen Krieges.

Am 29 August 1756 rückte der König in Churſachsen ein und umzingelte das Sächsische Lager, um nicht beim Einmarsche in Böhmen einen Feind im Rücken zu haben, welcher ihm die Zufuhr auf der Elbe hindern könnte. Die preussische Armee hatte sich in drei Colonnen getheilt, die eine führte der König selbst an, die zweite kommandirte der

erzog Ferdinand von Braunſchweig und die dritte
Herzog von Braunſchweig Bevern. Den Sach-
kam der König viel zu früh, denn ſie hatten
noch lange nicht erwartet. Die Truppen von
zwiſchen Pirna und Königſtein, konnten aber
m armen Dresden nicht zu Hülfe eilen und wur-
n jämmerlich vom Hunger gequält. Um ihnen
n den Weg über die Elbe nach Böhmen zu lüf-
n, zog der Kaiſerliche General Brown (Braun)
it dem Oeſterreichiſchen Heere in die Gegend von
owoſitz, wo er aber von den Preuſſen geſchlagen
ard. Der Unſtern der Sächſiſchen Armee war
groß, daß ſie am 15 October mit Haut und
aar in Preuſſiſche Gefangenſchaft gerieth, wodurch
r König in den völligen Beſitz von Sachſen kam.
r gieng im folgenden Jahre nach Böhmen und
olug am 6 Mai 1757 die Kaiſerlichen ohnweit
rag gänzlich in die Flucht. Dreiſſigtauſend todte
nd zum Krüppel geſchoſſene Menſchen lagen auf
em Schlachtfelde, unter ihnen der alte Marſchall
Brown, auch Preuſſen büßte einen wichtigen Krie-
er, den 72 jährigen Feldmarſchall Schwerin, ein.
Dieſer überaus glänzende Sieg (hätte man meinen
ollen,) würde den König über alle Gefahren em-
or gehoben haben, allein, was er nicht vermuthete,
eſchah, der öſterreichiſche General von Daun
ückte aus Mähren zum Entſatz der Feſtung Prag
eran; bei Collin in Böhmen kam es (am
8 Jun.) zur Schlacht und Friedrich — verlohr.
etzt befand er ſich in der allertraurigſten Lage
on der Welt, denn faſt alle europäiſche Mächte
ückten ihm auf den Hals, Schweden, Frankreich
nd Rußland. Ihm ſtand das einzige England
n der Seite. Die Franzoſen wandten ſich ins
Weſtphäliſche und Heſſiſche und ſchlugen bei

Haſtenbeck im Fürſtenthume Calenberg am 26 Juli den Engliſchen General, Herzog von Cumberland, beſetzten Braunſchweig, und drangen dann bis nach Magdeburg, wo ſich die Königliche Familie und das Archiv, aber kein Mann Beſatzung befand. In Schleſien ſiegten die Oeſterreicher und da die Ruſſen eine entſcheidende Schlacht bei Grosjägersdorf gewannen, ſo waren ſie Meiſter von Preuſſen, die Schweden fielen in Pommern und die Uckermark ein und bedroheten das unbeſchützte Berlin.

Man hätte denken ſollen, Friedrich würde bei dieſer mehr als ſchrecklichen Lage allen Muth verlohren haben; aber nein! ſein gr. ſſer Geiſt konnte wohl gebeugt, aber nie zu Boden g drückt werden. Er raffte ſich zuſammen, ſprach ſeinen tapfern Soldaten Muth ein und beſiegte 60,000 Mann Franzoſen nebſt der mit ihnen verbundene Reichs-Armee am 5 November bei Roßbach, ohnweit Weiſſenfels, mit einer Armee von 20,000 Mann innerhalb zwei Stunden. Im Ganzen rettete dieſer Sieg Friedrichen noch nicht, aber er ſchenkte ihm doch nun einen ungehinderten Weg nach Schleſien; ſein Muth hatte an Gröſſe gewonnen, er ſchlug den Feind am 5 Dezember 1757 bei Leuthen im Fürſtenthume Breslau, und gegen 300 Offiziere, 20,000 Gemeine, 134 Kanonen und 59 Fahnen fielen in ſeine Hände. Nun gewann er auch Breslau und Liegnitz wieder und nahm die ganze Beſatzung der erſtern Feſtung, 13 Generals, 686 Offiziers und 17,633 Gemeine ſtark, gefangen.

Wenzel. Was thaten denn nun die Oeſterreicher?

Paſtor. Sie kehrten nach Böhmen zurück und räumten ganz Schleſien. Die Hannoveraner aber jagten die Franzoſen aus ihrem Lande heraus

und schlugen sie am 23 Junius 1758 bei Crevelt (im Fürstenthume Mörs.) Einen andern und eben so vortheilhaften Sieg erfochten die Preussen bei Zorndorf, bei Cüstrin in der Neumark am 25 Aug. über die Russen.

In den folgenden Jahren stieg Friedrichs Waffenglück immer höher, er reizte die Bewunderung der Welt, denn was er that, hatte noch niemand vor ihm gethan. Zwar verlohr er noch manches Treffen, worunter das bei Kunnersdorf ohnweit Frankfurth an der Oder (am 12 Aug. 1759) keins der unbeträchtlichsten war, und von dem er selbst gesteht, daß, wenn die Russen ihren Sieg hätten benutzen wollen, sie ihm auf immer den Gnadenstoß gegeben haben würden; allein die Schlacht bei Liegnitz (15 Aug. 1760) und dann bei Torgau an der Elbe (4 Nov. 1760) setzten seinem Haupte die Krone des Siegs auf. In der letztern war der Verlust beider Heere ziemlich beträchtlich. Die Oesterreicher unter den Befehlen des General von Daun, verlohren 20,000, und der König 13,000 Mann.

Bei allen diesen glücklichen Ereignissen öffnete sich für Friedrichen eben keine glückliche Aussicht in die Zukunft, denn Sachsen, das nun nach der Schlacht bei Torgau wieder in seinem Besitz kam, war erschöpft; in England starb sein treuer Bundsgenosse, Georg II. und überall, wo sein Auge hinblickte, sah es Feinde. Wer konnt' es ihm da verargen, daß er das Gewisse für's Ungewisse nahm und auf Frieden dachte? Er that's, und fand um so eher Gehör, weil auch seine Feinde des Haderns müde waren. So kam denn der Friede zu Hubertsburg bei Wurzen zwischen Oesterreich, Sachsen und Preussen am 15 Februar 1763

zu Stande, und zwar, in Abſicht des blutigen Krieges, ohn' allen Gewinn für irgend eine Parthei, denn jede behielt das, was ſie beim Ausbruche des Krieges gehabt hatte. Der Friede mit den Franzoſen wurde am 10 Febr. ebendes J. in Paris unterzeichnet. Die Folgen dieſes ſchaudervollen Kriegs waren gräßlich. Ein groſſer Theil des ſonſt blühenden teutſchen Reichs glich jetzt einer mit Aſche beſtreueten Wüſte; Bürger und Bauern Bettler; kein Geld, wenigſtens das ſchlechteſte, was es geben konnte, in allen Provinzen; Theurung, wo man hin blickte; (denn ein Scheffel Korn koſtete gegen 20 Thlr.) keine Ordnung; keine Obrigkeit; kein Geſetz; Jammer und Thränen in Menge, deſto weniger Glück und Zufriedenheit — wahrlich! das Herz blutete, wenn es die Greuel betrachte, die ein einziges mächtiges Haus aus Rache, die ein einziges — Weib (!) aus Groll über Millionen Menſchen ausgeſchüttet hatte.

Neben dieſes Elend, welches im Pallaſte und in der Hütte wohnte, ſtellte ſich der ungeheure Menſchenverluſt; Preuſſen ſchlug ihn zu 180,000, Rußland zu 120,000, Oeſterreich zu 140,000, Frankreich zu 200,000, England mit ſeinen Bundesgenoſſen zu 160,000, die Schweden zu 25,000, die Reichstruppen zu 280,000 Mann an. Wie gros war nun vollends der Verluſt auſer dem Felde?

Letzter Abend.

Kaiſer Franz war am 18 Auguſt 1765 zu Inſpruck auf der Hochzeit ſeines zweiten Prinzen geſtorben, nachdem er es, ein Jahr vorher, auf einem dazu ausgeſchriebenen Churfürſtentage zu

Frankfurth so weit gebracht hatte, daß am 29 März 1764 sein ältester Prinz, Josef II. zum römischen Könige gewählt wurde. Ohne Irrung folgte er jetzt seinem Vater auf dem teutschen Throne mit allen den Erwartungen, die sich das teutsche Reich von seinem erhabenen Geiste und seinen seltenen Fürstentugenden machte. Josef fand bei dem Antritte seiner Regierung viel und mancherlei Schäden, welche verbessert werden mußten, und wohl von keinem Kaiser würdiger verbessert worden wären, als nur von ihm, wenn er mit seiner eigenthümlichen Kraft nicht einen Fehler verbunden hätte, der ihn von jener Verbesserung nicht selten entfernte — d. h. er suchte das Böse, das er fand, zu schnell auszurotten, ohne den Widerstand der dadurch Beleidigten, besonders der Geistlichkeit und des Aberglaubens des Volks, zu berechnen.

Niklas. Lebte denn seine Mutter, Maria Theresia, noch?

Pastor. Ja! Sie nahm ihn auch zum Mitregenten ihrer Erbländer an, und Josef zeigte, daß er diesen Titel in jeder Rücksicht verdiente, denn er stellte die Mißbräuche in dem Finanz- und Justiz-Wesen, besonders aber in der Religion, ab, und raubte alten schädlichen Gewohnheiten ihre Gültigkeit und Kraft, so wie er denn unter andern die Leibeigenschaft in Böhmen aufhob. Maria Theresia, so abergläubisch-fromm sie auch war, kehrte doch in der letztern Zeit ihres Lebens zu einer aufgeklärtern Denkungsart zurück, mithin billigte sie die Verbesserungen ihres Sohnes, die seinem Verstande und seinem Herzen so viel Ehre machten. Maria Theresia war überhaupt in jedem Betracht eine äußerst gelehrte, tiefdenkende Frau, welche die Gelehrsamkeit mit Vorliebe unterstützte, Schu-

len und Universitäten anlegte und viel zur bessern Erziehung der Jugend beitrug.

Josefs rastlose Bemühungen um das Justizwesen wurden durch eine allgemeine Kammergerichts-Visitation sichtbar, welche seit hundert und mehrern Jahren schon nöthig gewesen, und nie erfolgt war. Er sah die ungeheuern Mißbräuche und Mängel ein, deren sich das Kammergericht in mehr als einem Falle zu Schulden hatte kommen lassen, und beschloß auf das ernstlichste, sie abzustellen. Der gute Wille war, wie immer, da, auch kam die Visitation wirklich im Mai 1767 zu Stande, aber im Oktober 1775 gieng sie, ohne etwas Ausserordentliches gethan zu haben, wieder aus einander. Josef war hieran eines Theils schuld, denn seine Hitze verleitete ihn zu Handlungen, die er bei kälterm Blute selbst würde getadelt haben.

Merkwürdig ist die unter seiner Regierung vorgefallene Aufhebung des Jesuiter-Ordens, dieser mächtigen Stütze des Papstthums. Ihr werdet euch aus meinen ältern Erzählungen erinnern, daß dieser Orden vom Papste Paul III. 1540 mit großen Rechten und Privilegien begabt wurde, Josef aber, nachdem er selbst den Papst Clemens XIV. sonst Lorenz Ganganelli genannt, auf seine Seite gebracht hatte, löste 1773. das Band auf, und verwandte die Besitzungen des Ordens, der auch bereits in Spanien, Portugall und Frankreich ein gleiches Schicksal gehabt hatte, zu mancherlei nützlichen Anstalten, besonders zur bessern Einrichtung des Schul-Wesens.

Säuberlich. Hat denn Josef auch Kriege geführt?

Pastor. So eben wollt' ich dav ensprechen. Ein eben nicht wichtiger Krieg entsprang aus der Baierischen Erbfolge. Die Geschichte davon ist diese: Am 30 Dezember 1777 starb der Baierische Churfürst, Maximilian Josef, an den Pocken und endigte dadurch den Baierschen Mannsstamm. Der Kaiser machte auf Niederbaiern Anspruch, weil er sich auf eine Todtheilung im J. 1353 berief, wo Niederbaiern dem Oesterreichischen Herzog Albrecht dem V. zugedacht worden war. Der Churfürst Theodor von der Pfalz, der nach Maximilians Tode die Baierschen Länder in Besitz nahm, ließ sichs gefallen, aber Friedrich II. von Preussen widersetzte sich dieser Anmassung. Da Josefs Mutter, Maria Thereſia, zum Frieden gestimmt war, so versuchte sie Anfangs gütliche Ausgleichungen, doch der König schien davon nichts hören zu wollen und versicherte sich der freundschaftlichen Gesinnungen des französischen und russischen Hofes. Mittlerweile ruckten die Oesterreichischen und Preussischen Truppen an die Grenzen von Schlesien, Böhmen und Mähren. Im Monat Julius 1778 begann der Krieg, der aber schon ein Jahr darauf am 13 Mai 1779 durch den Frieden zu Teschen in Oberschlesien beendigt ward, wohin es vielleicht noch nicht gekommen seyn würde, wenn nicht Rußland zum Frieden mitzuwirken, dem Oesterreichischen Hause mit einer Macht von 60,000 Mann gedrohet hätte

Peris. Und was gewann nun Oesterreich?

Pastor. Wenig. Vor allen Dingen entsagte es den gemachten Ansprüchen auf Nieder-Baiern, welches wenigstens 238 teutsche Quadrat-Meilen begriff, jetzt erhielt es (mehr aus Barmherzigkeit) von Pfalz-Baiern (wie es hieß zum

Beweis gegenſeitiger Zuneigung) ein Stück des zwiſchen der Donau, dem Inn- und dem Salza-Fluſſe gelegenen Landes, welches ſtatt 238 nur 38 Quadrat-Meilen betrug. Jener Friede zu Teſchen wurde grade an dem Geburtstage der Kaiſerinn unterzeichnet. Dieſer Friede iſt um deswillen für das teutſche Reich beſonders bemerkenswerth, weil darinnen ein ſehr wichtiger Punkt der teutſchen Staats-Verfaſſung, die männliche Erbfolge, auch auf die entfernteſten Agnaten (Anverwandten) eine neue Beſtätigung erhielt und auf dieſe Weiſe den Anſprüchen zur Nachfolge und Anwartſchaften, in Beziehung ehemaliger Verſchenkungen der Vorzeit, Grenzen geſetzt wurden.

Nach Maria Thereſiens Tode — (welcher am 29 Nov. 1780 erfolgte), erhielt Joſef, als Erzherzog von Oeſterreich und König Hungarn und Böhmen freie Hand im Spiele. Er loſete alle Bedrückungen in Religions-Sachen förmlich auf, verſtattete eine vollkommene Gewiſſensfreiheit, ſetzte (d. h. in ſeinen Erblanden) die Biſchöffe auſſer aller weſentlichen Abhängigkeit vom päpſtlichen Stuhle, hob eine Menge unnützer zu nichts dienender Manns- und Frauenklöſter auf, und entfernte, ſo weit ſichs thun ließ, allen Aberglauben und alle myſtiſche Gebräuche beim öffentlichen Gottesdienſte. Pabſt Pius VI. ward aufmerkſam, als er Joſefs Kloſter-Reformen vernahm und legte ſelbſt (1782) einen Beſuch bei ihm in Wien ab, um ihn hier durch perſönliche Ueberredungen auf andere Gedanken zu bringen, aber Joſef ließ ſich nicht irren, ſondern blieb hartnäckig bei dem Plane ſtehen, den er entworfen und als vernünftig gefunden hatte.

Indessen erregten Josefs Neuerungen die Aufmerksamkeit mehrerer Staaten. Ich will im Bezug derselben nur einige Beispiele ausheben. In dem westphälischen Frieden war den Oesterreichischen Niederlanden aller Handel auf der Schelde untersagt worden. Josef warf diesem Artikel um, weil er behauptete, daß die Einschränkung des freien Gebrauchs der Ströme gegen das Natur-Recht streite. Josef suchte ferner eine Menge schon längst vergessener Vorrechte des Kaisers aus dem Staube hervor, um sie aufs neue zu seinem Gewinn geltend zu machen. So hatt' es ehedem in der Vorzeit sogenannte Panis- oder Brodt-Briefe (von panis, Brod) gegeben, welche darinnen bestanden, daß ein teutscher Kaiser einer Person, die er gern versorgt wissen wollte, eine Empfehlung an Stifter und Kloster zu ihrem Unterkommen gab. Solche Briefe schickte jetzt Josef durchs ganze teutsche Reich. Mehrere Stände sahen sich, wenn sie auch nicht zu den Oesterreichischen Erb-Ländern gehörten, genöthigt, Grundsteuern darauf zu bezahlen. Ein noch grösserer Plan hatte den Entwurf zur Absicht, Baiern gegen die kaiserlichen Niederlande zu vertauschen.

Wenzel. Warum wollt' er denn das thun?

Pastor. O! aus weisen Ursachen. Durch die Abgabe der Niederlande verlohr Oesterreich seine schwache Seite gegen Frankreich, das ihm von jeher ein Dorn im Auge war, und um weswillen er in immer gutem Vernehmen mit den Seemächten stehen mußte, damit er die Niederlande gehörig vertheidigen konnte. Empfieng er aber Baiern, so hätten sich seine Länder vom Rheine an bis an das schwarze Meer in ununterbrochenem Zusammenhange befunden und auf diese Art

wäre Oesterreich unabhängig von jeder andern Macht gewesen.

Paris. Glückte denn der Entwurf?

Pastor. Baiern schien gar nichts dagegen zu haben, und die russische Kaiserinn, Katharina II. unterstützte das Gesuch — nur Friedrich II. war darwider und brachte am 23 Juli 1785. den berühmten teutschen Fürstenbund zwischen Brandenburg, Sachsen, Hannover, Braunschweig und Hessenkassel zu Stande, der die Aufrechthaltung der teutschen Verfassung, die Unzertheilbarkeit des teutschen Reichs durch Tausch, Verkauf oder Abtretung zur Absicht hatte. Oesterreich und Rußland traten nun von selbst zurück und gaben den Plan als nichtig auf. Aber nicht nur dieser Plan, sondern auch die Neuerungen und Eingriffe in ihre alten Rechte, die Aufhebung der Klöster, die Umwandlung der Justiz- und Regierungsform erbitterte die Niederländer dermaaßen gegen den Kaiser, daß sie i. J. 1787 in laute Klagen und Unruhen ausbrachen. Josef that alles mögliche, um den Frieden wieder herzustellen und gab sogar hier und da nach, weil er dadurch die verlorne Liebe wieder zu gewinnen hoffte, aber der alte Groll war zu mächtig, und man versagte ihm, als er bald darauf mit den Türken in Krieg verwickelt wurde, in den Städten Brabants und Hennegaus die gewöhnlichen Hülfsgelder und Truppen. Unter den Verwegnen standen der Erzbischof zu Mecheln, Graf von Frankenberg, der Herzog von Ahremberg, und ein Advokat, van der Noot, an der Spitze. Jetzt verlohr Josef die Geduld und griff zur Strenge. Vor allen Dingen wurde die Versammlung der Stände von Hennegau aufgehoben. Brabant erfuhr nicht lange

nachher das nämliche Schicksal. Josef ließ vor dem Stadthause zu Brüssel, am 18 Juni 1789, wo die Brabanter ihre Zusammenkünfte hielten, unter einer starken Bedeckung ein Patent ablesen, welches ihre Constitution (Verfassung) vernichtete. Mehrere Mitverschworne wurden auf der Stelle verhaftet, die Stände aber ihres Eides entlassen und zu einem neuen gegen den Kaiser aufgefordert, welchen sie auch leisteten. Demohngeachtet dauerte die Ruhe nur kurze Zeit. Schon am 23 Juli 1789 brach ein Aufruhr zu Tirlemont in Brabant aus, dem ein anderer am 26 d. M. zu Löwen folgte. Am 27 Oktober kam es bei Thorhout zwischen den Oesterreichern und den Niederländern zur Schlacht, worinnen die letztern siegten, dann nahmen sie Gent weg, wo kaiserliche Besatzung lag, und unterzeichneten am 11 Jenner 1790 die Vereinigungs-Akte und Einrichtung eines souveränen Congresses der vereinigten Niederländischen Staaten. Als Josef am 20 Februar 1790 an einer Lungensucht starb, waren alle Provinzen für Oesterreich verlohren.

Josef war einer der merkwürdigsten Kaiser in der teutschen Geschichte, groß an Geist und Talenten, kühn in seinen Entwürfen, nur etwas schwach in Ausführung derselben. Kein Regent gab so viele gute Verordnungen als er, aber es widerrief auch keiner so viel, als er!

Es ist nöthig, daß ich, um in unserer Geschichte keine Lücke zu lassen, noch etwas von dem großen preussischen Könige, Friedrich II. erwähne, der 4 Jahre eher, als Josef (nämlich 1786) starb. Dieser Mann, den man mit Recht den Einzigen nannte, weil er in allen seinen Handlungen einzig war, bewieß sich in Frieden und Krieg gleich

groß, zeigte erhabene Grundsätze, grossen Scharfsinn, und tiefgreifende Kenntnisse. Unter ihm erlebte Teutschland seine glänzendste Periode und so lange das teutsche Reich stehen und blühen wird, bleibt er gewiß der Einzige, dessen Nahmen es mit Ehrfurcht und Dankbarkeit nennen wird. Bei ihm hatte der Schmeichler keinen Werth; bei ihm galt das Weib nichts, sobald er seine Hände nach dem Zügel der Regierung ausstreckte: denn er kannte weder Lieblinge noch Maitressen. Vom Einflusse der Geistlichkeit wußte man nichts in seinen Landen; er handelte selbst, weil er selbst dachte. So wie das teutsche Reich überhaupt durch ihn an politischer Größe gewann, so würde es ohnfehlbar auch an moralischer Bildung, besonders in Hinsicht der Sprache, gewonnen haben, wenn Friedrich nicht der teutschen Sprache, so sehr er auch die Wissenschaften liebte, abhold gewesen wäre. Er verachtete sie, ohngeachtet sich mehrere Gelehrte bemühten, ihm Geschmack gegen dieselbe einzuflößen. Desto inniger und wärmer hieng er an der französischen, die er für gewöhnlich am Hofe zu sprechen und auch zu schreiben pflegte. Hierinn unterstützten ihn die bekannten Franzosen, Voltäre, d'Alembert, d'Argens (Darsberg) und andere, welche er nach Berlin zu ziehen wußte. Demohngeachtet aber kann man Friedrichen nicht alles Verdienst um die teutsche Bildung absprechen, denn da er jeden Menschen bei seinem Glauben ließ, niemandes Denkfreiheit in Glaubenssachen einschränkte, und selbst über diese und jene Gegenstände aufgeklärt dachte; so wurden teutsche Gelehrte dadurch ermuntert, offen und frei zu schreiben. Freilich fehlte es nicht an Distelköpfen, die diese zugelassene Denkfreiheit kläglich verschrieen

und mit lächerlichen Behauptungen, als sei Friedrich der verworfenste Ketzer, gegen ihn zu Felde zogen; aber der König lachte darüber, ließ sie schreien und lärmen, und bestrafte aus Großmuth und Mitleid nicht einmal die Schmähschriften, die gewisse leerköpfige Müssiggänger auf ihn drucken ließen. Davon nur ein Beispiel. Als man ihm eines Tages ein solches Machwerk in ziemlich starker Bogenzahl zusandte, so ließ er den ehemaligen Buchhändler Voß in Berlin zu sich kommen, übergab ihm das Buch und sagte dabei: Hier ist ein Pasquill auf mich, laß' er es drucken, und er wird viel Geld damit verdienen. Ein anderes Pasquill, daß er früh Morgens am Schlosse angeklebt entdeckte, ließ er tiefer hängen, damit es jedermann lesen könnte.

Sein sonst so kleines, nachher durch glorreiche Siege so groß gewordenes Land war unter seiner Regierung das glücklichste in Hinsicht des Geistes und in Hinsicht des Körpers. Von dem ersiern hab' ich schon gesprochen — in Hinsicht des zweiten: Es hatte keine Schulden; der Ackerbau blühete; das Fabrik- und Manufaktur-Wesen stand im höchsten Flor; die Armee war die beste in Europa; überall wo das Auge hinblickte, sah es fleissige, thätige und glückliche Bürger, denen er es verbot, nicht vor ihm, wie vor Gott, niederzufallen; — (eine abscheuliche Gewohnheit, die manche Fürsten ohn' Ausnahme beibehalten.) Er liebte sein Volk, wie ein Vater seine Kinder und meinte, daß er kein König von Gottes Gnaden sei, sondern seinen Thron dem Volke verdanke. Er selbst nannte sich nie Herr, sondern den ersten Beamten seines Landes, welcher die Einnahme und Ausgabe der Staats-Einkünfte zu verwalten habe.

Friedrich starb endlich, von seinem Lande innig betrauert, im 75 Jahre seines Lebens.

Sieben Monate war das teutsche Reich ohne Oberhaupt, als endlich, Josefs II. Bruder, Leopold II., der bisher Grosherzog von Toskana gewesen und dort als ein gerechter Fürst bekannt war, am 30 September 1790 zum Kaiser gewählt ward. Seine Regierung ließ sich sehr übel an, wie wir bald hören werden, indessen eilte er, um sich freie Hand im Spiele zu verschaffen, den unter seinem Bruder begonnenen Krieg mit der Pforte zu beendigen. Schon vorher, als Leopold noch Grosherzog war, kam am 27 Juli 1790 eine Convention zu Reichenbach in Schlesien zwischen Preussen und Oesterreich zu Stande, nach der es alle Eroberungen der Türken wieder herausgeben mußte. Um es jedoch zu entschädigen, versprachen Preussen, Grosbritannien und Holland, Leopolden den Besitz der von Josef II. abgefallenen Niederlande wieder zu verschaffen, und deßhalb im Haag zusammen zu kommen. Darauf folgte denn zu Jassy (Hauptstadt der Moldau) der Friede mit den Türken. In dem Congresse zu Haag, der sich am 10 Dezember 1791 endete, wurden den Niederländern, welche sich Leopold förmlich vollkommen wieder unterworfen hatte, alle alten Vorrechte und Privilegien aufs neue eingeräumt, und alles von Josef Verbesserte über den Haufen geworfen, besonders was die Abschaffung der Andächteley betraf.

Unter Leopolds Regierung 1789 brach die schreckliche Revolution (Staats-Umwälzung) in Frankreich aus, wo Ludwig XVI. auf dem Throne saß. Dieser unglückliche Fürst, sonst von seinen Unterthanen herzlich geliebt, verlohr vermittelst mancherlei ihm nicht mit Unrecht gemachter Beschul-

digungen, bei seinem Volke so viel, daß es ihn eben so bitter zu hassen begann. Mehrere Mißvergnügte stunden gegen ihn auf, bis der Unwille und die Klagen der Nation sich mit diesen verbanden. Nun schränkte man die Macht des Königs am 5 August 1789. durch eine neue Konstitution (Reichs-Verfassung) ein, entriß dem Adel, den man als den Mitstifter alles Elends ansah, seine Rechte, und unterdrückte die Geistlichkeit. Dieß veranlaßte beide, das Vaterland zu verlassen, mehrere Tausende zogen aus und ließen sich auf teutschen Boden nieder, selbst der Graf Artois (Artoa) ein Bruder des Königs, floh aus dem Lande. Auch der König, der sein schreckliches Verhängniß ahnen mochte, suchte sich von seinem Lustschlosse Versailles (Wersalge) aus durch die Flucht zu retten, allein er wurde von den Verschwornen angehalten und nach Paris gebracht. Im Jahr 1790 am 13 Februar wurde das ganze Klosterwesen, so wie der Erbadel und die Ritterorden verbannt, die sogenannte National-Versammlung galt alles und legte sich den Namen der gesetzgebende Macht bei. Ludwig führte blos den leeren Königstitel und erhielt jährlich zu seinem Unterhalte gewisse Revenüen. Aus Mangel an Geld wurde Papiergeld (Assignate) gestempelt und zum Ueberfluß nahm man dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt, dem Fürst von Leiningen und andern Fursten ihre im französischen Gebiete liegenden Länder, so wie dem Papste Avignon. Der Auflösung der Orden ꝛc. folgte die Auflösung der Innungen, Zünfte und Handwerks-Gebräuche.

Ihr könnt nun leicht denken, daß diese grosse Begebenheit die Aufmerksamkeit von ganz Europa erregte. In dieser Hinsicht kamen der Kaiser

Leopold II. der König von Preussen, Friedrich Wilhelm II. und der Churfürst von Sachsen, Friedrich August III. zu Pillnitz (bei Dresden) zusammen, wo sie unter einander beschlossen, dem bedrangten Könige von Frankreich mit einer Heeres-Macht beizustehen. Daher erhielt der Graf Artois am 25 Aug 1791. von diesen die Erklärung, daß sie, da die jetzige traurige Lage seines Bruders für alle Mächte Europa's von wichtigem Interesse sei, gar nicht zweifelten, alle Mächte dieses Welttheils würden vereint die Hand bieten, dem unglücklichen Könige seine ihm durch jene entehrende Constitution entrissenen Rechte zurück zu geben, und die monarchische Regierung wieder herzustellen.

Die Pillnitzer Zusammenkunft mußte in Frankreich um so mehr Besorgnisse hervorbringen, da sich die Emigranten (Ausgewanderten) tausendweis am Rhein sammelten und sich dort in den Waffen übten. Die Franzosen riefen diese zurück und als sie nicht erschienen, wurden ihre Güter eingezogen. Bald darauf verlangten sie gewisse bestimmte Antworten auf gewisse unbestimmte Erklärungen vom Wiener Hofe, und als diese nicht so ausfielen, als sie wünschten, so erfolgte die Kriegserklärung am 20 April 1792.

Einen Monat vorher starb Leopold, der ein äusserst gerechter, Menschlichkeit liebender Fürst war, die Wissenschaften liebte, den Ackerbau unterstützte und überhaupt noch manches Gute gestiftet haben würde, wenn sein jählinger Tod nicht alle Hoffnungen seines Landes zernichtet hätte. Ihm folgte am 5 Juli 1792 der noch lebende Kaiser Franz II.

Frankreich hatte ihm den Krieg erklärt, er verband sich also mit Preussen und Hessenkassel und

besetzte Lothringen und Champagne, aber ohne glücklichen Erfolg. Die Generale Dümouriez (Dümuriö) und Kellermann rückten gegen die Verbündeten aus und obgleich es zu keiner wichtigen Schlacht kam, so mußten sie sich doch überall zurückziehen. Unaufhaltsam marschirte nun ein anderer Französischer General, Custine genannt, dem man die Thore nach Deutschland gleichsam aufgeschlossen hatte, nach Mainz und Frankfurth, und plünderte Hessen durch Contributionen. Eine andere Französische Armee jagte die Oesterreicher aus den Niederlanden und nahm dem Könige von Sardinien ganz Savoyen. Am 22 Jul. 1793 aber eroberten die Preußen, unter der Anführung des Herzogs von Braunschweig, das von den Franzosen besetzte Mainz wieder, giengen über den Rheinstrohm, und bombardirten Landau. Eben so siegreich waren sie im folgenden Jahre, denn der Preußische General von Möllendorf schlug die Franzosen am 22 Marz bei Lautern. Nicht so glücklich waren die Oesterreicher, überall wurden sie überwunden.

Ob nun gleich der Churfürst von Mainz auf dem Reichstage zu Regensburg auf Friedensunterhandlungen mit Frankreich antrug, (aus welchen aber vor der Hand gar nichts ward), und der König von Preußen einen besondern Frieden (dem Hessenkassel beitrat), zu Basel schloß, so fiengen doch die Unruhen nicht lange darauf noch heftiger zu wüthen an. Die Oesterreicher schienen den Frieden zu hassen, denn sie kündigten den vom 1 Jenner 1796 bis 21 Mai gedauerten Waffenstillstand von selbst wieder auf, nachdem sie, wie es klar war, nur neue Kräfte hatten sammeln wollen. Nun rückten die Franzosen unter den Befehlen der

Generale Moreau (Moro) und Jourdan (Schurdang); Preuſſen und Oeſterreich unter dem Erzherzog Carl und Feldmarſchall Wurmſer aus; ſie fochten beide mit wechſelſeitigem Glücke. Schon gieng Moreau auf München los, als er hörte, daß Jourdan bei Amberg (17 und 18 Aug. 1796) vom Erzherzog Carl gänzlich geſchlagen ſey. Dieß nöthigte ihn, über den Rhein zurückzugehen. Allein bald darauf folgte für die Oeſterreicher in Italien eine Niederlage nach der andern; bei Lodi (am 10 Mai 1796) bei Arkola (am 15—17 Nov.) wurden ſie mit groſſem Verluſt gedemüthigt. Durch dieſe glorreichen Siege ermuntert, ſchickten die Franzoſen den feurigen italieniſchen Jüngling aus Corſika, Bonaparte, in die teutſchen Länder des Hauſes Oeſterreichs. — Bonaparte drang nach Krain, beſetzte Trieſt und würde wahrſcheinlich bis nach Wien vorgedrungen ſein und dort der Kaiſerlichen Familie einen Beſuch gemacht haben, wenn man ihm nicht mit Friedensunterhandlungen zuvor gekommen wäre. Dieß geſchah am 18 April 1797 auf einem Dorfe ungefähr 29 Meilen von Wien, auf dem Schloſſe Eckenwald bei Leoben.

Marx. Hörten denn nun die Feindſeligkeiten auf?

Paſtor. Einſtweilen. Am 17 Oktober 1797 wurde der Friede zu Campo Formio unterzeichnet. In dieſen Frieden wurde ausdrücklich ausgemacht, daß zu Raſtadt (2 Meilen von Carlsruhe) ein Congreß gehalten werden und dieſer aus den Bevollmächtigten des teutſchen Reichs und des franzöſiſchen Freiſtaats beſtehen ſollte. Aber die Verhandlungen auf dieſem Reichskongreſſe giengen ſo langſam von ſtatten, daß es ſchien, als ob Oeſterreich zum zweitenmale ausruhen und neue

Kräfte sammeln wollte, um — wieder losschlagen zu können. Unverrichteter Sache ging der Congreß zu Rastadt am 6 April 1799 aus einander und Bonaparte nach Aegypten, wie ihr aus seiner Lebensgeschichte wissen werdet *). Da aber eine Stadt nach der andern eroberte und sich mit den Arabern, Mamelucken und Griechen zu muthig gut vertrug, so verbanden sich die Türken mit Rußland und England gegen ihn, diesem Bündnisse trat nicht lange darauf auch Oesterreich bei.

Anfänglich schienen die Franzosen den Kürzern ziehen zu müssen, denn sie verlohren in Italien an die Russen und Oesterreicher 6 Hauptschlachten und 25 Festungen, in Teutschland gieng es ihnen nicht besser. Bonaparte eilte, als er hörte, wie traurig es um sein neues Vaterland stunde, aus Aegypten zurück. Er stellte in Frankreich nicht nur die innere Ruhe vollkommen wieder her, sondern bemühete sich auch, einen allgemeinen Frieden mit Europa zu bewirken. Aber es wollte ihm anfänglich nicht glücken. Er gieng also mit einem auserlesenen Heer 1800 nach Italien, schlug die Oesterreicher bei Tortona und zwang sie, nicht nur Ober-Italien zu räumen, sondern nahm ihnen auch alles wieder ab, was sie erobert hatten. Ein ähnliches Schicksal hatten sie in Schwaben, wo sie von dem französischen General Moreau vertrieben wurden.

Jetzt fand Kaiser Franz II. für höchst nöthig, dem Reiche Frieden zu geben. Dieser Friede kam zwar am 9 Februr 1801 zu Lüneville in Lothringen

*) s. Bonaparte's Leben S. 87.

zu Stande fiel aber für das teutsche Reich eben nicht vortheilhaft aus, weil man den Franzosen alles Land jenseits des Rheins einräumen mußte.

Der Friede zu Campo Formio und zu Lüneville sind für das teutsche Reich darum um so merkwürdiger geworden, weil sie die Gestalt desselben fast ganz verändert haben. Die Folgen desselben begreifen die grossen Entschädigungen und den Verlust vieler Länder in sich, von welchen ich die vorzüglichsten nennen will, um die teutsche Geschichte bis auf den gegenwärtigen Zeitpunkt fortzuführen.

Das Haus Oesterreich verlohr nach dem Frieden zu Campo Formio in Teutschland die sämmtlichen Niederlande, bestehend aus den Herzogthümern Brabant, Luxemburg und Limburg, der Markgrafschaft Antwerpen und den Grafschaften Mecheln, Flandern, Hennegau und Namur, ferner 2) die Grafschaft Falkenstein, ostwärts am Fürstenthume Lautern gelegen. 3) Das Frickthal jenseits des Rheins auf der Nordseite Helvetiens. 4) Die Stadt Costanz auf der linken Rheinseite. 5) Das Breisgau, diesseits des Rheins und die kaiserliche Landvogtey Ortenau. In Italien verlohr es die Oesterreichische Lombardey, d. i. die Herzogthümer Mailand und Mantua nebst den Fürstenthümern Castiglione und Solferino. Zur Entschädigung für diesen Verlust erhielt es 1) den größten Theil von dem venetianischen Gebiet auf dem festen Lande, (denn der über 1000 Jahr alte Freistaat erlosch, weil er nicht mächtig genug war, den Franzosen zu trotzen.) Hierzu gehört das ganze Gebiet von Venedig, Padua, Verona, Vicenza, die Tarviser Mark, Friaul und andere

kleinere Distrikte. 2) Istrien. 3) Dalmatien. 4) Ein Stück von Albanien.

Der Verlust des Oesterreichen Hauses betrug 11 Millionen und 580,000 Gulden jährlicher Einkünfte, der Gewinn hingegen kann sich, da die Einkünfte dieser Länder noch nicht genau berechnet sind, auf 15 Millionen belaufen. Die abgetretenen Länder enthielten 3,258,000 Menschen auf 747 ½ Quadrat-Meilen.

In dem Frieden zu Lüneville wurde das Schicksal der übrigen verliehrenden Fürsten entschieden. Die Verhandlungen deshalb giengen aber so langsam, daß sich die Höfe von Petersburg und Frankreich darein mischen mußten. Der von ihnen aufgesetzte Entschädigungs-Plan wurde am 23 August 1802 beim Reichstage übergeben. Da jedoch mancherlei Bedenklichkeiten entstanden, z. E. daß dies und jenes Land zu viel gewinne und zu viel verliehre, so wurde unterm 8 Oktober ein ganz umgearbeiteter Entschädigungs-Plan eingereicht, der zwar den ehemaligen Grundsätzen folgte, aber doch auch auf die gemachten Bedenklichkeiten Rücksicht nahm.

In diesem 2ten Russisch-Französischen Entschädigungs-Plane verlohr der Erzherzog Gros-Herzog von Toskana das Grosherzogthum Toskana, eins der schönsten und fruchtbarsten Länder Italiens. Dafür erhielt er 1) das Erzbisthum Salzburg, (zwischen Oesterreich, Kärnthen und Tyrol) 2) die Probstei Berchtolsgaden, im Salzburgischen, 3) das Bisthum Trient (macht den südlichen Theil von Tyrol aus) 4) das Bisthum Briren (ebenfalls in Tyrol) 5) den Theil von Passau, der diesseits des Inn und der Ilz gegen Oesterreich liegt. 6) Alle Kapitel, Abteien

und Klöster, die in den genannten Ländern liegen. Der Großherzog von Toskana verlohr also: 3 Mill. 200,000 Fl. E. und 1 Mill. 120,000 Menschen, auf 200 Q. Meilen) und gewann 2 Mill. 600,000 mit 433,000 Menschen auf 290 Q. Meilen. Ueberdieß wurde ihm die Churwürde ertheilt.

Der Herzog von Modena verlohr alle seine Besitzungen in Italien, als Modena, Mirandola, Reggio, Massa und Carara mit 320,000 Seelen auf 90 Quadrat-Meilen und 1 Million Einkünfte, und gewann dafür das Breisgau und die Ortenau mit 112,000 Seelen, auf 51 Q. Meilen.

Der Churfürst von Pfalz Baiern verlohr: 1) die ganze Rheinpfalz, 2) das Herzogthum Zweibrücken (zwischen Elsaß, Lothringen und Pfalz) 3) das Herzogthum Jülich (im westphälischen Kreise) 4) das Marquisat Bergen op Zoom nebst der Herrschaft Ravenstein (beide in Holländisch Brabant) 5) mehrere Herrschaften in Elsaß, als Rappoltstein, Bergzabern, Guttenberg, Landstuhl, Lichtenberg ꝛc. Dagegen erhielt es: 1) den Antheil des Bisthums Passau 2) das Hochstift Würzburg 3) das Bisthum Bamberg 4) das Bisthum Eichstädt 5) das Bisthum Freysingen (im baierischen Kreise) 6) das Bisthum Augsburg (westwärts an Baiern) 7) die Propstei Kempten (westlich am Augsburgischen) 8) die Abteien Waldsassen (in der obern Pfalz) Ebrach auf dem Steigerwalde zwischen Bamberg und Würzburg) St. Ulrich (im Umfange der Stadt Augsburg) Herrsee, (westlich am Gebiete von Kaufbeuern) Ottobeuern, Söflingen, Elchingen, (alle 3 Ulmisch) Ursberg, Roggenburg, Wettenhausen, Ottobeuern und Amorbach, 9) 17 Reichsstädte und Dörfer in Franken und Schwaben, als Rothenburg ob der Tau-

ber, Weissenburg, Windsheim, Schweinfurth, (Gochsheim, Seenefeld und Althausen, als Reichsdörfer) Kempten, Kaufbeuern, Memmingen, Dinkelsbühl, Nördlingen, Ulm, Bopfingen, Buchhorn, Wangen, Leutkirch, Ravensburg und endlich die Salzburgisch-gewesene Stadt Mühldorf. Auf solche Art verlohr Pfalzbaiern: 3,598,000 Gulden Einkünfte und 676,000 Einwohner, auf 189 Quadrat-Meilen, und gewann 5 Millionen 89,000 Gulden und 915,000 Seelen auf 338 ¾ Q. M.

Der König von Preussen (und Churfürst von Brandenburg) trat ab: 1. das Herzogthum Geldern (an beiden Seiten der Maas) 2) den jenseitigen Theil des Herzogthums Cleve 3) das Fürstenthum Moers (am Rhein) 4) die nordwärts von Cleve gelegenen Gebiete von Sevenaar, Huissen und Walburg 5) die Rhein- und Maas-Zölle. Dagegen erhielt er: 1) das Hochstift Hildesheim (in Niedersachsen) 2) das Hochstift Paderborn (in Westphalen) 3) das Erfurtische und Unter-Gleichische Gebiet in Thüringen 4) das Eichsfeld (zwischen Thüringen, Hessen und Braunschweig) und den Mainzischen Antheil von Treffurt (südwärts am Eichsfeld) 5) die Abteien Herforden (in der Grafschaft Ravensberg) Quedlinburg (zwischen Anhalt und Halberstadt) Essen (zwischen Cleve und Mark) Werden (in der Mark) und Koppenberg (im Münsterschen) 6) die Reichsstadte: Mühlhausen (in Thüringen) Nordhausen (zwischen Hohenstein und Sondershausen in Schwarzburg) Goslar (auf dem Harz) Münster (in Westphalen); Preussen verlohr 1 Million 350,000 Gulden jährliche Einkünfte mit 122,000 Seelen, auf 46 Q. Meilen und gewann: 3 Millionen 740,000 Gulden, nebst 537,000 Menschen auf 233 Quadrat-Meilen.

Braunschweig Lüneburg trat ab: 1) die Grafschaft Zum Altenkirchen, Hildesheim, Corvey und Goslar, alle Rechte und Güter in Hamburg und Bremen, das Amt Wildeshausen (zwischen Oldenburg und Münster) und erhielt: das Bisthum Osnabrück. Sein Verlust beträgt daher: 110,000 Gulden Einkünfte, mit 17,000 Einwohnern auf 7½ Quadrat-Meilen und der Gewinn: 500,000 Gulden, mit 126,000 Einwohnern auf 50 Quadrat Meilen.

Braunschweig-Wolfenbüttel hat im Grunde nichts verlohren. Es erhielt aber Entschädigung, weil Braunschweig Lüneburg auf Rechte Verzicht gethan hat, die einmahl künftig an diese Linie fallen können. Es empfieng daher: das Fräuleinstift Gandersheim, welches 4000 Einwohner auf 2 Quadrat-Meilen zählt und 25,000 Fl. Einkünfte hat.

Der Markgraf von Baden, der zugleich eine neue Chur-Würde erhielt, trat ab: 1) seinen Antheil an der Grafschaft Sponheim, 2) seine Güter in Luxemburg, 3) die Herrschaft Gräfenstein und das Amt Rhod (bei Landau) und empfieng: 1) das Bisthum Constanz, 2) die Reste der Bisthümer Speyer, Basel, Strasburg, 3) die Pfälzischen Aemter Ladenburg, Bretten, Heidelberg und die Städte Mannheim und Heidelberg, 4) die Herrschaft Lahr, 5) die Hessischen Aemter Lichtenau und Willstadt, 6) die Abteien Gengenbach, Petershausen, Salem, Odenheim, 7) die Reichsstadte Offenburg, Zell-Hammerbach, Gengenbach, Ueberlingen, Biberach, Pfullendorf und Wimpfen am Neckar. Baden verlohr auf diese Art: 240,000 Gulden E. mit 38,430 Menschen auf 15½ Quadrat. und gewann: 1,439,000 Gul-

den E. mit 230,000 Seelen, auf 69 Quadrat-Meilen. Sein Verlust ist also doppelt und dreifach ersetzt worden!

Der Herzog von Würtemberg, der ebenfalls eine neue Churwürde erhielt, verlohr: die gefürstete Grafschaft Mömpelgard (zwischen dem Sundgau und der Franche Comté) und mehrere Besitzungen im Elsas, dafür empfieng er: 1) die gefürstete Probstei Ellwangen, 2) die Stifter, Abteien und Klöster Zwiefalten (an der Donau) das Kloster Schönthal in Franken, Comburg in Schwaben, Rothmünster am Neckar, Heiligen-Kreuzthal, (in Schwäbisch-Oesterreich) Obristenfeld und Holzhausen, 3) die Reichsstadt Weil (an den Wurm) Reutlingen (im Würtembergischen) Eßlingen, Rothweil, Giengen, Aalen, Gemünd und Heilbronn am Neckar. Verlust: 137,000 Gulden E. mit 50,000 M. auf 22 Quadrat-Meilen. Gewinn: 500,000 Gulden E. mit 110,000 Menschen auf 30 Q. Meilen. Davon muß er aber jährlich an Hohenlohe-Waldenburg, an Salm-Reifferscheid, an Limburg-Styrum, an den Grafen Schall, an die Gräfinn von Hillesheim, an die Gräfinn Löwenhaupt und an die Erben des Baron Dietrich 87,700 Gulden Rente zahlen.

Die Landgrafen von Hessenkassel.

I.) Hessenkassel und Hessen-Rothenburg verlohr:

Die Stadt St. Goar (jenseits des Rheins) und empfieng dafür: 1) die Mainzischen Aemter, Frizlar, Naumburg, Neustadt und Amöneburg, welche einzeln im Casselschen Gebiete liegen, 2) die Stifter zu Frizlar und Amöneburg und die Klöster in den genannten Aemtern, 3) die Stadt Gelnhausen

hausen, 4) das Reichsdorf Holzhausen und die neue Churwürde. Verlust: 50,000 G. E. mit 6000 Einwohnern auf 3 Quadrat-Meilen. Gewinn: 60,000 G. E. mit 17,000 Einwohnern auf 8 Quadrat-Meilen. Hessenkassel muß aber jährlich an Hessen-Rothenburg 22,500 Gulden zahlen.

II. Der Landgraf von Hessen-Darmstadt trat ab: 1) die Grafschaft Hanau-Lichtenberg in Elsaß (jenseits und diesseits des Rheins) 2) Seine Rechte auf Wezlar und Frankfurth, 3) die Aemter Kapellenbogen, Braubach am Rhein, Ems an der Lahn, Alsberg in Oberhessen, Erpstein, das Dorf Wiesbaden, und erhielt: 1) das Herzogthum Westphalen mit allen Stiftern, Abteien und Klöstern, 2) die Mainzischen Aemter, Bernsheim, Bensheim, Heppenheim, Lorsch, Furth, Steinheim, Alzenau, Bibel, Rockenburg, Hasloch, Assheim, Umstadt, 3) die zu Mainz gehörigen Besitzungen und Einkünfte, namentlich die Zinsen zu Mönchhof, Gundhof und Clarenberg, 4) die Pfälzischen Aemter Lindenfels, Umstadt, und Alzberg und die Reste der Aemter Alzei und Oppenheim, 5) die Reste des Bisthums Worms, 6) die Abteien Seeligenstadt und Marienschloß und die Probstei Wimpfen, 7) die Reichsstadt Friedberg, 8) eine Rente von 21,000 Fl. auf die Stifter und Klöster der Stadt Frankfurth. Verlust: 480 000 G. E. mit 55,000 Seelen auf 28 Quadrat-Meilen. Gewinn: 600,000 G. E. mit 130,000 Seelen auf 65 Quadrat-Meilen, nach Abzug einer jährlichen Rente von 15,000 G. an den Fürsten von Wittgenstein-Berleburg.

Der Herzog von Hollstein-Oldenburg trat ab: 1) den Zoll zu Elsfleth am Einflusse der Hunte in die Weser, 2) verschiedene

Ortschaften an das Gebiet zu Lübeck. Dafür erhielt er 1) das Domstift Lübeck, 2) das Hannövrische Amt Bildshausen, 3) die Aemter Vechte und Kloppenburg im Münsterschen.

Die Nassauischen Häuser. a) Der Fürst von Nassau-Usingen trat ab: Das Fürstenthum Saarbrück (an der Grenze von Lothringen) 2) Zwei Drittheile der Grafschaft Saarwerden (im Nieder Elsaß), 3) die Herrschaft Ottweiler, 4) die Herrschaft Lahr, und erhielt dafür: 1) die Mainzischen Aemter Höchst, Königstein, Kronenberg, Rüdesheim, Oberlahnstein, Eltwilt, Harheim, Cassel. 2) das Pfalzische Amt Kaus nebst Zubehör (am Rhein), 3) die Reste des eigentlichen Churfürstenthums Cölln, 4) die Hessischen Aemter Katzenellenbogen, Braubach, Embs, Eppstein, Kleeberg, 5) die Dörfer Soden, Sulzbach (beide ohnweit Frankfurth), Schwanheim und Okriftel (letzteres am Rhein), 6) die Kapitel und Abteien Limburg, Bleidenstadt, Rumersdorf, Sayn und alle Stifter, Abteien und Klöster in den Ländern, die er zur Entschädigung erhielt, 7) endlich die Grafschaft Sayn-Altenkirchen. Verl.: 411,900 Gulden, mit 47,600 Seelen auf 19 Quadrat-Meilen. Gewinn: 600,000 Fl. mit 110,000 Seelen auf 40 Quadrat-Meilen. b) Nassau-Weilburg verlohr: 1) Sein Drittheil an der Grafschaft Saarwerden, 2) die Herrschaft Kirchheim-Polanden, und erhielt: 1) die Reste des Churfürstenthums Trier, 2) die Abteien Arnstein, Schönau und Marienstadt. Verlust: 179,232 Gulden mit 18,600 Einwohnern auf 8 Quadr.-Meil. Gewinn: 310,000 Fl. E. mit 37,000 Seelen auf 16 Quadrat-Meilen. c) Nassau-Dillenburg (oder Oranien) trat ab: 1) die Statthalterschaft in den vereinigten

Niederlanden, 2) seine Domänen in Holland und Belgien, und erhielt dafür: 1) die Bisthümer a) Fulda (im Oberösterreichischen Kreise) b) Corvey (im Westphälischen Kreise), 2) die Reichsstadt Dortmund (in Westphalen), 3) die Abtei Weingarten (im Schwaben), 4) die Abteien und Probsteien Hoffen, St. Gerold (im Weingartenschen) Bayern (im Lichtensteinischen) Dietkirchen (im Nassauischen), so wie alle Stifter, Abteien und Klöster in den ihm angewiesenen Landen.

Sonst gab es, wie ihr wisset, 3 geistliche Churfürsten; zwei davon aber, Trier und Kölln, wurden aufgehoben und es blieb nur noch einer übrig, der von Mainz. Die Würden des Churfürsten und Reichs-Erz-Canzlers, so wie das Metropolitan *)-Erzbischofs und Primas **) von Germanien (welches sonst Salzburg war) bleiben für immer damit verknüpft. Seine Metropolitan-Gerichtsbarkeit erstreckt sich in Zukunft über die alten geistlichen Provinzen von Mainz, Cölln und Trier auf dem rechten Ufer des Mains (mit Ausnahme der preussischen Staaten) und über die Salzburgische Provinz, in so fern sich dieselbe über die Länder erstreckt, welche mit Pfalzbaiern verbunden worden sind. Der Churfürst-Erzkanzler hat nun zu seinem Besitz erhalten:

1) das neue Fürstenthum Aschaffenburg, wozu das ehemalige Oberamt Aschaffenburg, die Aemter Aussenau, Lohr, Prozelten und Klingenberg (sämmt-

*) Metropolitan — der erste Bischof einer Provinz, der die unter ihm stehenden einsetzte und sie auf die Synodos (geistliche Versammlungen) berief.

**) Primas — der vornehmste Geistliche eines Staates, der die Gerichtsbarkeit über die Erzbischöfe und Bischöfe hat.

lich auf dem rechten Mainufer) das Amt Orbe, das Würzburgische Amt Aura, 2) das Fürstenthum (ehemalige freie Reichsstadt) Regensburg und alles was sein Gebiet begreift, 3) die bisherige Reichsstadt Wetzlar, 4) das Haus (Pallast) von Compostell in Frankfurth, 5) die Besitzungen und Einkünfte des Domkapitels von Mainz. Das Einkommen von allen diesen beträgt gegen 650,000 Fl. Einkünfte.

Der Herzog von Meklenburg Schwerin tritt ab: 1) seine Rechte und Ansprüche auf 2 erbliche Präbenden an der Kathedralkirche zu Strasburg, 2) seine Ansprüche auf die Halbinsel Prival in der Trave, deren ausschließliches Recht der Stadt Lübeck bleibt, und erhält dafür: 1) die Gerechtigkeiten und Besitzungen des Hospitals zu Lübeck in den Dörfern Warneckenhagen, Alten-Buchow und Crumbook und in der Insel Poel. 3) Eine beständige Rente von 10,000 Gulden auf die mittelbaren Stifter und Klöster von Osnabrück.

a) Die Fürsten von Hohenzollern. 1) der Fürst von Hohenzollern-Hechingen verliehrt die lehnsherrlichen Rechte in der Grafschaft Geulle und den Herrschaften Mouffrin und Baillonwille im Lüttichschen, und erhält die Herrschaft Hirschlatt und das Kloster Stetten, beide in Schwaben. 2) der Fürst von Hohenzollern Siegmaringen verliehrt: Seine Feudal (Lehns)-Rechte in den Herrschaften Bormer, Dirmuden, Berg, Gendringen, Ettenvisch, Ponnerden und Müllingen und seine Domänen in Belgien, und erhält die Herrschaften Glatt und die Klöster Insighofen, Klosterbeuern und Holzheim.

Der Fürst von Dietrichstein tritt ab: die Herrschaft Trasp am Inn und erhält dagegen: die Herrschaft Neu-Ravensburg am Fluß Argen.

Der Fürst von Ligne verliehrt: die Grafschaft Fagnolles an der Grenze von Hennegau und erhält die Abtei Edelstetten, unter dem Namen einer Grafschaft.

Thurn und Taxis verliehrt: 1) die Einkünfte von den Reichslehen in den an Frankreich abgetretenen Landern. 2) Seine Güter in Belgien von geringem Belang. Erhält dafür: 1) die Abtei Buchau mit der Stadt in Schwaben, 2) die Aemter Marchthal (nördlich von Buchau am Federsee) Neresheim, das Amt Durach.

Das fürstliche und gräfliche Haus Löwenstein Wertheim.

1) Der Fürst von Löwenstein Wertheim verliehrt: 1) die Grafschaft Pörtingen in Lothringen und 2) die Herrschaften Scharfeneck ohnweit Landau ꝛc. und erhält: 1) die Aemter Rothenburg und Homburg im Würzburgischen, 2) die Abteien Braunbach an der Tauber, Neustadt am Main, Holzkirchen im Wertheimischen, 3) die Würzburgischen Verwaltungen zu Widdern und Thalheim, 4) die Gerechtigkeiten und Einkünfte des Bisthums Würzburg in der Grafschaft Wertheim. 2) Der Graf von Löwenstein-Wertheim verlohr: Die Grafschaft Virneburg im Westphälischen Kreise und erhält: 1) das Amt Freudenberg am Mayn, 2) die Karthause von Grünau, 3) das Kloster Triefenstein, 4) die Dörfer Mondfeld, Ravenberg, Wessenthal und Trennfeld.

Oettingen Wallerstein trat ab: Die Herrschaft Dachstuhl zwischen Trier und Lothringen und erhielt: 1) die Abtei zum h. Kreutz in Donauwörth, 2) das Stift St. Magnus zu Füssen, 3) die Klöster Kirchheim, Donzingen und Mahingen (sammtlich im Wallersteinischen.)

Die Fürsten und Grafen Solms verliehren: 1) die Grafschaft Rodebach, Cratz-Schaffenstein und Hirschfeld, 2) ihre Ansprüche und Rechte auf die Abtei Arnsburg und das Amt Kleeberg. Erhalten: 1) die Abtei Arnsburg am Fluß Watter, 2) die Abtei Altenburg in der Wetterau an der Lahn.

Fürst und Grafen von Stollberg treten ab: 1) die Grafschaft Rocheford im Herzogthum Luxemburg am Lomme-Fluß, und 2) einige minder wichtige Herrschaften in dieser Gegend. Erhalten eine beständige Rente von 30,000 Fl. auf eine Anzahl in der Folge zu bestimmender mittelbarer Klöster.

Die Fürsten von Hohenlohe:

1) Der Fürst Carl von Hohenlohe Bartenstein tritt ab: die Herrschaft Oberbrum im Nieder-Elsaß und erhält dafür: 1) die Aemter Haltenberg, Lietten, Lautenbach, Jachstberg und Braunsbach, 2) den Würzburgischen Zoll im Hohenlohischen, 3) dessen Antheil am Dorf Neuenkirchen.

2) Die Häupter der beiden Linien Hohenlohe-Waldenburg, (diese Linien sind Bartenstein und Schillingsfürst) verliehren: ihren Antheil am Zolle zu Boppard und erhalten dafür: eine beständige Rente von 600 Gl. auf Comburg, welche Würtemberg zu zahlen hat.

3) Der Fürst von Hohenlohe-Ingelfingen verliehrt seine Rechte auf die 7 Dörfer Königshofen, Rettersheim, Reiderfeld, Wermuthhausen, Neubronn, Streichenthal und Oberndorf und erhält das Dorf Nagelsbach in seinem Gebiete, am Kocher.

4) Der Fürst von Hohenlohe-Neuenstein tritt ab: das Dorf Münster und den östlichen Theil des Gebiets von Karlsberg und erhält: 1) das Dorf

Amrichshausen, 2) die Mainzer, Würzburger und Comburger Antheile an dem Marktflecken Künzelsau.

Das fürstliche Haus Isenburg:

1) Der Fürst von Isenburg tritt ab: Das Dorf Okriftel am Main und empfängt: 1) das Dorf Gensheim am Rhein, Oppenheim gegenüber, 2) die dem Jakobsberger Stifte gehörigen Ueberbleibsel am rechten Rheinufer mit Ausnahme dessen, was in dem Gebiete des Landgrafen von Hessenkassel liegt und das Dorf Bürgel bei Offenbach. 2) Die Fürstinn von Isenburg, Gräfin von Barkstein, verliert: Ihren Antheil an der Herrschaft Reipoltskirchen und anderer Herrschaften auf dem linken Rheinufer und erhält dagegen: Eine stete Rente von 23,000 Fl. auf die in der Folge zu bestimmenden mittelbaren Stifter und Klöster.

Das fürstliche und gräfliche Haus Leiningen:

1) Die fürstliche Linie von Leiningen verliehrt: 1) das Fürstenthum Leiningen nebst vom Rhein, 2) die Herrschaft Dachsburg im Elsaß, 3) seine Rechte und Ansprüche auf Saarwerden, Lahr und Mühlberg und empfängt dafür: 1) die Mainzischen Aemter Miltenberg, Buchau, Seligenthal, Amorbach und Buchesheim, 2) die von Würzburg abgelößten Aemter Virkeberg und Mosbach, 3) die Abteien Gerlachsheim unterhalb Würzburg am Main und Amorbach.

2) Die gräflichen Linien des Hauses Leiningen verliehren: 1) Leiningen-Guntersblum und Leiningen-Heidesheim und 2) Leiningen-Westerburg älterer und jüngerer Linie und erhalten:

a) Leiningen-Guntersblum empfängt: Die Mainzische Kellerey (Domainengut) Billigheim und

b) Leiningen-Heidesheim empfängt: Die Mainzische Kellerey Weidenau.

c) Leiningen-Westerburg ältere Linie erhält die Abtei und das Kloster Ilbenstadt in der Wetterau.

d) Leiningen-Westerburg jüngere Linie erhält die Abtei Engelthal in der Wetterau.

Das fürstliche und gräfliche Haus Salm.

Das Haus Salm besteht bekanntlich aus zwey Linien, die eigentlich nur den Namen Salm führen: aber einander nicht verwandt sind. Sie sind: Salm aus dem Rheingräflichen und Salm aus dem Lothringischen Stamme. Zur ersten gehören die nun fürstlichen Linien Salm-Salm, Salm-Kyrburg und die Wild- und Rheingrafen. Zur andern die Grafen Salm-Reifferscheidt-Hedbur, Reifferscheidt-Dyck ꝛc.

I. Die fürstliche Linie Salm-Salm verliehrt:

1) Das Fürstenthum oder die gefürstete Grafschaft Salm, (zwischen Nieder-Elsaß und Lothringen, am Ursprung des Saarflusses.)

2) Einen Antheil an der Rheingrafschaft.

3) Einige mittelbare Herrschaften und Rheinzölle, wovon gegen 90,000 Gulden abfielen.

II. Die fürstliche Linie Salm-Kyrburg verliehrt:

Ihren Antheil an den rheingräflichen Provinzen, z. E. das Oberamt Kyrburg, an der Nahe ꝛc. und einige mittelbare Herrschaften in Frankreich und Belgien.

III. Die Wild- und Rheingräfliche Linie verliehrt ihre sämmtlichen Besitzungen.

IV. Das Haus Salm-Reiferscheid.

1) Die Grafschaft Nieder-Salm, (im Herzogthum Luxemburg.)

2) Die Herrschaft Dyk, (im niedern Erzstifte Cöln.)

Dafür empfangen sie:

1) Der Fürst von Salm: Die Aemter Bocholt und Ahaus, mit denen darinnen liegenden Stiftern, Archidiaconaten, Abteien und Klöstern. Die Aemter machen den westlichen Theil der noch übrigen Hälfte des Hochstifts Münster aus.

Die beiden benannten fürstlichen Häuser erhalten dieses Stück von Münster so, daß das Ganze im Verhältnisse von zwei Drittheilen für Salm-Salm und einem Drittheil für Salm-Kyrburg bestimmt ist.

2) Der Rheingraf von Salm: die Reste des Amtes Horstmar, nebst den darinnen befindlichen Stiftern, Abteien und Klöstern.

3) Das Haus Salm-Reiferscheid-Bedbur erhält das Mainzische Amt Krautheim mit den Jurisdiktionsrechten der Abtei Schönthal in diesem Amte, und ausserdem eine Rente von 32,000 Gulden auf Amorbach.

4) Der Fürst von Salm-Reiferscheid erhält für die Grafschaft Nieder-Salm eine Rente von 12,000 Gulden auf Schönthal.

5) Der Graf von Reiferscheid-Dyk bekommt für die Feudalrechte seiner Grafschaft eine beständige Rente von 28,000 Gulden auf die Besitzungen der Frankfurter Kapitel.

Der Herzog von Aremberg verlohr:

1) Das Herzogthum Aremberg, (südwärts am Jülichschen, am Flusse Erft.)

2) Die Grafſchaften Meppen und Kaſſelburg, ſammt dem mit Kur-Trier gemeinſchaftlichen Amte Neukirchen.

3) Die Vogtei Hiltenfeld.

4) Die Herrſchaft Flöringen.

5) Die Baronie Commern, ſammt der Herrſchaft Harzheim und der halben Herrſchaft Wiechersnich (im Julichſchen.)

6) Die Grafſchaft Schleiden mit Inbegriff der Herrſchaft Saffenburg, (im Süden von Julich) und erhielt:

1) Das Amt Meppen, im niedern Bisthum Münſter, (heißt auch Emsland.)

2) Die Grafſchaft Recklinghauſen, (ſüdlich an Ober-Münſter, wovon ſie durch die Lippe getrennt wird.)

Der Fürſt von Wied-Runkel verlohr:

Die Grafſchaft Erichingen (Creange) (ſudweſtlich an Saarbrück) und erhält dafür:

1) Die Köllniſchen Aemter Neuburg und Altwied, (liegen nördlich an der eigentlichen Grafſchaft Wied.)

2) Die Kellerey Willmar, (ohnweit dem vorigen)

Der Fürſt von Bretzenheim und Winzenheim verliehrt:

1) Die Grafſchaft Bretzenheim, auf der Nordſeite von Sponheim, (an der Nahe) und erhält dafür:

1) Die Stadt Lindau (am Bodenſee)

2) Die Abtei Lindau, (eine gefürſtete freiweltliche Frauen-Abtei in beſagter Stadt.)

Der Fürst von Witgenstein Berleburg hat abgetreten:

Die Herrschaften Neumagen und Neu-Hembsbach (im Trierschen an der Mosel) und erhielt dafür:

Eine beständige Rente von 15,000 Gulden auf das Herzogthum Westphalen, welches Hessen-Darmstadt zu besorgen hat.

Die Reichsgrafen.

a) Es verlieren:

1) Der Graf von Wartemberg:

Die Grafschaft Wertemberg, welche in zerstreuten Theilen in der Gegend von Kaiserslautern lag.

2) Der Graf von Sickingen:

Die Herrschaft Landstuhl, (im Bezirk des Fürstenthums Lautern.)

3) Der Graf von der Leyen:

Die Grafschaft Blies Kastel, (zwischen dem Herzogthum Zweybrücken und der Grafschaft Saarwerden) dann die Herrschaften Leyen und Geroldseck und mehrere andere Besitzungen.

4) Die Grafen von Sternberg:

Die Grafschaften Blankenheim und Geroldstein (im Westphälischen Kreise.)

5) Der Graf von Wallbod-Wassenheim:

Die Reichs-Grafschaft Dillbrück, (im Oberrheinischen Kreise, zwischen dem Trierschen und Kölnischen); die Herrschaft Wassenheim ꝛc.

6) Der Graf von [illegible]endorf:

Die Burggrafſchaft Reinec[illegible] (im Kurrheiniſchen Kreiſe, oberhalb Andernach, am Rhein.)

7) Der Graf von Schaesberg:

Die Herrſchaften Kerpen und Lommerſum, (im Herzogthum Jülich.)

8) Der Graf von Oſtheim:

Die Herrſchaft Mylendonk, (zwiſchen Jülich und Köln.)

9) Der Graf von Quadt:

Die Herrſchaft Wickerad, (im Weſtphäliſchen Kreiſe, im Umfange von Jülich), nebſt noch einigen kleinen Herrſchaften.

10) Der Graf von Plettenberg.

Die Herrſchaften Wittem und Schlenacken, (im Limburgiſchen).

11) Der Graf von Metternich:

Die Herrſchaften Winneburg und Reifferſcheid, (im vormaligen Hochſtifte Trier, am rechten Moſelufer)

12) Der Graf von Aſpremont-Linden:

Die Grafſchaft Reckheim, (an der Maas, ohnweit Maſtricht.)

13) Der Graf von Törring-Jettenbach.

Die Grafſchaft Gronsfeld, (im Limburgiſchen, unweit der Maas)

14) Der Graf von Neſſelrode:

Die Herrſchaft Mechernich, (im Jülichſchen.)

An Entschädigung werden sie erhalten:

1) Schienhausen, (eine Benediktiner-Abtei, zwischen Memmingen und Biberach.)

2) Münchroth, oder auch Roth, (am Flusse Westerlich.)

3) Schussenried, (Prämonstratenser-Abtei am Flusse Schussen.)

4) Gutterzell, (ein Frauenstift, neben der Abtei Schussenhausen.)

5) Heggbach, (ein Frauenstift, Cistercienser-Ordens, zwischen Schienhausen und Biberach.)

6) Baindt, (ein Stift.)

7) Buxheim, (eine Carthause, ohnweit Memmingen.)

8) Weissenau, (an der Schussen, Prämonstratenser-Ordens.)

9) Isny, mit der Stadt.

Anmerkung. Die Ergänzung der Entschädigung wird für die Grafen auf die weiterhin zu bestimmenden Capitel, Klöster, Abteien ꝛc. angewiesen werden.

Noch muß ich hier einiger Entschädigungen für gräfliche und freiherrliche Häuser gedenken:

1) Der Graf von Limburg-Styrum erhält für seine Herrschaft Oberstein eine beständige Rente von 12,200 Gulden, von Würtemberg. —

2) Der Graf von Schall erhält 12,000 Gulden jährliche Renten für sein Gut Megen, (eigentlich eine kleine Grafschaft an der Maas, zwischen Maasland und Ravenstein, welche ein Städtchen gleiches Namens und drei Dörfer begreift.)

3) Die Gräfin von [illegible]sheim für ihren Antheil an der Herrschaft Neipoltskirchen, eine jährliche Rente von 5400 Gulden.

4) Die verwittibte Gräfin von Löwenhaupt für die lehnsherrlichen Rechte ihres Antheils an der Herrschaft Ober- und Niederbronn, eine Rente von 11,000 Gulden.

5) Die Erben des Barons Dietrich für das nemliche, eine Rente von 31,200 Gulden.

6) der Graf von Stadion-Warthausen, eine Rente von 2000 Gulden auf die Stadt Frankfurth, für seine zwei in Mainz verlornen Häuser.

Reichsstädte. Das Collegium der Reichsstädte bestand ehedem aus 51 Städten, welche in 2 (sogenannte) Bänke, die Rheinische und Schwäbische, abgetheilt waren, auf jener sassen 37 und auf dieser 14. Sie machten in der Reichs-Verfassung den sogenannten 3ten Stand aus, denn bekanntlich theilen sich die Stände auf dem Reichstage in 3 Klassen, oder Collegia, nämlich in das 1) Churfürstliche, 2) Fürstliche und in 3) das Collegium der Städte. Von diesen Städten hat Frankreich 4 weggenommen und von den übrigen bleiben nur 6 bei ihrer alten Reichsstädtischen Kraft, als Augsburg, Lübeck, Nürnberg, Frankfurth, Bremen und Hamburg. Sie geniessen die volle Landeshoheit und Gerichtsbarkeit, ohne Einschränkung noch Ausnahme und eine vollkommene, selbst in den Reichskriegen, statt findende Neutralität. Wenn also ein Krieg im Herzen des Reichs entstehet, so sind sie von allen Abgaben befreiet, dürfen aber auch keine Stimme bei den Berathschla-

gungen geben. In dem Gebiete dieser Reichsstände dürfen ferner nur Werbungen der Reichsstände erlaubt sein, auch bleiben sie im ruhigen Besitze ihrer Güter und Einkünfte und in der freien Ausübung ihrer Religion.

Die Reichsstädte sind folgendermassen entschädigt worden:

I. Die Stadt Augsburg erhält: alle geistliche Güter, Gebäude, Besitzungen und Einkünfte ihres Gebietes, sowohl innerhalb als ausserhalb ihrer Mauern, ohne alle Ausnahme. Es gehören dahin: das bischöflich-augsburgische Domkapitel, die Reichsprälatur St. Ulrich und Afra, die 4 Mediat-Prälaturen Heiligenkreuz und St. Georgen, das Dominikaner- Karmeliter- Franziskaner- und Kapuzinerkloster, das adeliche Damenstift zu St. Stephan. Die Nonnenklöster von St. Katharina, St. Ursula und Mariastern, die Stifter St. Moriz, St. Peter und Gertraud.

II. Die Stadt Lübeck: für die Abtretung der ihrem Hospitale zugehörigen Dörfer und Häuser, im Herzogthum Meklenburg, das ganze Gebiet des Bisthums und Domkapitels von Lübeck mit allen [illegible], Gebäuden und Einkünften, welches zwischen der Trave, Ostsee und dem Himmelsdorfer-See liegt.

III. Die Stadt Frankfurth: für die Abtretung ihres Antheils an den Dörfern Soden und Sulzbach, erhält sie die in ihrem Umfange liegenden Stifter, Abteien und Klöster, mit allem Zubehör, sowohl in, als ausser ihrem Gebiete. Diese Stifter sind:

1) Das Domstift zu St. Bartholomäi, (in dessen Kirche die Kaiserwahl bisher geschahe.)

2) Das Johanniter-Kloster. Das Carmeliter-Kloster. Das Kapuziner-Kloster. Das Dominikaner-Kloster.

Davon hat aber Frankfurth von nun an folgende Renten zu entrichten:

1) Dem Grafen von Salm-Reiferscheid-Dyk 28,000 Gulden.

2) Dem Grafen von Stadion-Warthausen 3500 Gulden.

3) Dem Grafen von Stadion-Tannhausen 2500 Gulden.

IV. Bremen erhält: Den Flecken Vegesak mit Zubehör, das Vorland, den Burghof, die Hemlinger Mühle, die Dörfer Hastedt, Schwachhausen und Wahr, mit Zubehörungen.

V. Die Stadt Hamburg bekommt alle Rechte, Gebäude und Einkünfte des Herzogthums und Domstifts von Bremen, welche in ihrem Umfange und in ihrem Gebiete liegen. Sie bestehen in der ehemaligen Domkirche, des seit 1223 nach Bremen verlegten Erzbisthums. Außer dieser besaß das Kapitel noch 11 Curien und viele Wohnhäuser in der Stadt, welches alles unter der Regierung des Herzogthums Bremen stand.

VI. Nürnberg. Der ganze Umfang ihres Gebiets soll erst durch anderweitige Verträge bestimmt werden.

Die Schweiz verliehrt:

Ihre Rechte und Ansprüche auf die ihren geistlichen Stiftungen gehörigen Besitzungen in Schwaben. Diese sind z. B. die Herrschaft Rettenberg, welche dem fürstlichen Stifte St. Gallen gehörte; die Herrschaft Petrensee, in der niedern Grafschaft Hohenberg, gehörte dem fürstlichen Stifte Muri; die Benedikiner-Probstei St. Gerold, dem Kloster Einsiedeln; das Dorf Kadelburg im Klettgau, dem Collegiatstifte zu Zurzach ꝛc. Dafür erhalt sie:

1) Das Bisthum Chur, (in Graubünden.)
2) Die Herrschaft Trasp.

Jetzt zum Beschluß noch einige allgemeine Erinnerungen:

Sonst gab es neun Churfürsten, nämlich Mainz, Trier, Cölln, Böhmen, Pfalz, Baiern, Sachsen, Brandenburg und Hannover. Darunter waren die ersten 3 geistliche. Von ihnen blieb nur noch der eine (Mainz) übrig. Dagegen erhielten jetzt neuerlich die Churwürde der Markgraf von Baden, der Herzog von Würtemberg, der Landgraf von Hessenkassel und der neue Besitzer von Salzburg. Da nun 1778 die Baierische Chur ausstarb, so sind jetzt wieder 10 Churfürsten, nämlich Mainz, (als der einzige geistliche), Böhmen, Pfalz-Baiern, Sachsen, Brandenburg, Hannover, Baden, Würtemberg, Hessenkassel, und Würzburg. Vorher waren nur 3 protestantische (denn die Sächsische Stimme blieb protestantisch) jetzt sind deren 6, dieß ist unstreitig für die Religions-Partheien in Teutschland von sehr wichtigen Folgen — denn nun fallen gewiß auf immer alle Bedrükungen weg, die sonst im Schwange giengen.

Wie euch bekannt ist, theilte Kaiser Maximilian I. Teutschland in 10 Kreise. Davon sind nur noch 8 da, weil der Burgundische und der Churrheinische den übrigen zugetheilt worden sind. Auch diese Kreise haben große Veränderungen erlitten. Der Oesterreichische z. E. erhielt durch Salzburg, Berchtoldsgaden und Passau, einen Zuwachs von mehr als 200 Quadrat-Meilen. Auch ist die Anzahl der Staaten, aus denen sonst das teutsche Reich bestand, sehr vermindert worden. Diese Menge von kleinern Staaten beförderte Teutschlands Schwäche sichtbar, weil das Land in viele, bald größere, bald kleinere Reichstheile zerstückelt wurde. Daraus wurden verdrängt: 4 Erzbisthümer gegen 20 Bisthümer und Probsteien, etliche 40 Abteien, 41 Reichsstädte, welche alle den Gebieten anderer Reichsstände zugetheilt worden sind.

Mit diesen Worten erhob sich der Herr Pastor von seinem Sitze und endigte die Geschichte des teutschen Vaterlandes. Als er gehen wollte, fragte ihn der Seifensieder Perls, wie es denn noch mit der französischen Revolution geworden wäre?

„Diese jetzt zu erzählen, entgegnete der Herr Pastor, erlaubt die Zeit nicht. Wenn euch aber etwas daran liegt, so kommt auf den Sonntag, (die Tage werden nun wieder schön) zu mir in meinen Garten, dort will ich euch denn auch diese Geschichte *) vom Anfange bis zu Ende mittheilen."

*) Sie erscheint zu Ostern 1804. unter dem Titel: „Geschichte der französischen Revolution von ihrem Ursprunge bis zur projektirten Landung der Franzosen in England."

Die Bürger und Bauern verlieſſen darauf den geliebten Mann, dankten ihm noch einmal recht herzlich und giengen vergnügt über den genoſſenen Unterricht nach Hauſe. Jeder wünſchte dem andern eine ruhige, gute Nacht!

Ende.

Anhang.

Im 2ten Bande, Seite [illegible], Zeile 22. ist folgende ausgelassene Stelle einzuschalten: „Besonders ist in diesem Frieden die Clausel merkwürdig, daß die katholische Religion in denjenigen Orten des teutschen Reiches, wo sie nach dem Westphälischen Frieden von Frankreich eingeführt ward, unverändert verbleiben sollte."

Beschluß des Subscribenten Verzeichnisses.

Herr Superintendent Löber in Kahle	Exemplar	1.
— Diakonus Lorbeer in Lobeda	—	1.
— Schullehrer Franke in Gleina	—	3.
— Cantor u. Musikdirektor Henne in Neustadt a. d. O.	—	1.
— Stadtschreiber Kämmte in Kahle	—	1.
— J. A. Lode in Dresden	—	2.
— Bürgermeister Knopennagel in [illegible]rengen in der Neumark	—	1.
— A. Winkler in Pößneck	—	1.
— Cantor Grißmann in Sare.	—	2.
— Kaufmann Gerstenberg in Ronneburg	—	1.
— Flinzer in Wildenfurth	—	1.
— Handlungsdiener Meyer in Naumburg	—	3.
— Schullehrer Wagner in Langenhessen bei Werdau	—	5.
— Papiermacher Taube in Leubengrund	—	1.
— Morik in Weisbach	—	4.
— Köhler in Neuselwitz	—	1.
— Tuchmacher Lober in Roda	—	1.
— J. A. Brümmer in Frankendorf	—	1.
— D. K. Hauptmann Spiller v. Mitterbach in Ichtershausen	—	1.
— Direktor Schorke am Rutheneum in Gera	—	1.

Verlags-Artikel

der Jllgenschen [illegible]-Buchhandlung zu Lobenstein.

Auanti (J. C. W. Dr. und Professor der Philosophie zu Jena, Apologien und Paranesen theologischen Inhalts. 8. 1800. 16 Gr.

Beck, C. A. Warum blieb das Christenthum nicht in seiner Reinheit und Einfalt? Nach Johann Alberts Lorenz Anleitung untersucht. 8. 1799. 18 Gr.

Dessen, das merkwürdige Jahr Ein tausend acht hundert. Ein Spiegel zur Aussicht der Partheien, die über den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts streiten. 8. brosch. 3 Gr.

Bonaparte am Tische sitzend, und sich mit seinen Kollegen über die neue Konstitution unterhaltend, ein Kupfer in Quart. 6 Gr.

Etwas zur Beherzigung der Schrift: Ist die sächsische Wollmanufactur ihrem Verderben nahe? ꝛc. 8. 1802. brosch. 4 Gr.

Flucht, meine aus den Staatsgefängnissen zu Venedig, die Piombi genannt, eine höchst interessante Geschichte. Aus dem Franz. 8. 1799. 12 Gr.

Geschichte einer Franko-Indianerin, von ihr selbst beschrieben. 2 Thle. 8. 1802. 1 Thlr.

Kind, das, meines Vaters, oder Einfluß der Erziehung auf den Charakter, nach dem Französischen des M. G. Dumaniant, Verfassers der Schicksale eines Reisenden, der einen Zehde u. s. w. 2 Thle. 8. 1800. 1 Thlr. 8 Gr.

Müller, Chr. C. A. Für Erzieher und Erziehungsfreunde. 8. 1804. 8 Gr.

Dessen, Ueber die religiöse Unterhaltung der Kranken, ein Versuch zum Besten der Religion, ihrer Lehrer und Freunde. 8. 1800. 8 Gr.

Dessen, Ueber die vernachlässigte Geistesbildung des Landmanns 8. 1802. 6 Gr.

Räuber, die, in Chili, oder Abentheuer Don Alphonsos, von ihm selbst erzählt, eine wahre Geschichte. 8. 1799. 6 Gr.

Republikanische Anekdoten. 8. 1800. 12 Gr.
Republikanische Reden und Gespräche. 8. 1800. 16 Gr.
Schellenberg, J. P. H. Kurzes und leichtes Rechenbuch für Anfänger, wie auch für Bürger- und Landschulen. 3 Thle. 2te verbesserte Aufl. 8. 1799. 1 Thlr. 6 Gr.
Sörgel, M. C. A. Freymüthige Darstellung der Gefahren des Tanzes. 4. 4 Bde. broschirt à 1 Thlr. 12 Gr. 6 Thlr.
(Sechs Monats-Hefte machen einen Band aus.)
Dessen Geschichte des Hauses Oesterreich von seinem Entstehen bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts. 1r Thl. nebst dem Portrait des Herrn Verfassers. 8. 1801. broschirt. 1 Thlr.
Dessen Memorial an Se. Churfürstliche Durchlaucht zu Sachsen, in Betreff der [illegible] nahen Vermählung [illegible] 8. 1801. broschirt 6 Gr.
Sörgel's Portrait von [illegible]. [illegible] Gr.
Specialcharte von den Hochfürstl. und Hochgräflichen Reussischen Herrschaften, Graiz, [illegible], Lobenstein und Ebersdorf, von [illegible]. [illegible] 1796. 6 Gr.
Steinbeck, Gespräche über die wichtigsten Fehler in der Erziehung der Kinder. Ein Handbuch für den Bürger und Landmann 8. broschirt. 1801. 4 Gr.
Dessen chronol. Handkalender, für die Vorzeit, Gegenwart und Zukunft, vom Jahr 200. bis zum Jahr 2000. Fol. [illegible] 1 Thlr.
Wäsch-Verzeichniß, oder Wäschtafel. 3 Gr.

Seit der Ostermesse 1803. ist erschienen:

Bornschein, E. Geschichte unsers teutschen Vaterlandes, von seiner Entstehung bis auf unsere Zeiten. Ein Lesebuch für den Bürger und Landmann. 3 Thle. 1 Thlr. 18 Gr.
Heringe, neue, gefangen auf den pommerischen Küsten, gebockelt zu Berlin und zu Markte gebracht von Tobias Schwalbe. Erste und 2te Tonne, broschirt in farbigen Umschlag. 2 Thlr.
Müller, Chr. C. F. Häuslicher Erbauungsfreund, eine religiöse Wochenschrift. Jahrgang 1 Thlr.

Müller, Chr. C. F. Ueber die religiöse Unterhaltung der Kranken, ein Versuch zum Besten der Religion, unter Lehrer und Freunde. 2r Thl. [illegible]

Zeitung, die privilegirte Geraische. Jahrgang [illegible] Thlr. bei G. H. Illgen in Gera.

Herunter gesetzter Preis:

Das unglückliche Kind, oder das Kind meines Vaters. 2 Thle. 16 Gr.